Beispiele

zur

gesammten christkatholischen Lehre.

Oder:

Der ganze katholische Katechismus,

erläutert

durch kurze Erklärungen und anziehende Beispiele

aus dem Leben, aus der heiligen Schrift und der Legende,

durch Erzählungen, Parabeln und Gleichnisse,

sowie

durch passende Schrift- und Väterstellen

nach

der Ordnung des Katechismus von P. Canisius,

jedoch auch zu jedem andern, besonders zum Deharbe'schen Katechismus zu gebrauchen.

Ein Handbuch

für

Religionslehrer, Katecheten und Prediger,

zugleich ein

Hausbuch zur belehrenden und erbauenden Lektüre für christliche Familien,

von

Ludwig Mehler,

Canonicus am Collegiatstifte zu St. Johann in Regensburg.

Zweiter Band.

Enthaltend:

Das dritte Hauptstück: „Von der christlichen Liebe und den Geboten."

Mit Gutheissung des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariats Regensburg und mit Approbation der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen und Trier.

Fünfte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

Regensburg, 1861.

Verlag von Georg Joseph Manz.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Das dritte Hauptstück „von der christlichen Liebe und den Geboten" bietet unstreitig den reichsten Stoff für eine religiöse Chrestomathie. Die heilige Liebe — diese Königin aller Tugenden — wie weit dehnt sie nicht ihre Wirksamkeit aus, wie unerschöpflich sind nicht ihre Segnungen, wie unzählbar ihre Freunde und Verehrer! Die Geschichte eines jeden Heiligen ist zugleich eine Geschichte der heiligen Liebe. Wer möchte es nun da wagen, alle diese nachahmungswürdigen Beispiele und Muster der heiligen Liebe aufzuzählen und zu schildern? Je tiefer ich mich demnach in diese Lehre von der christlichen Liebe hineinarbeitete, desto deutlicher wurde mir der große Ausspruch des Weltapostels: „Nun bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; davon ist aber die Liebe das Größte" (1. Kor. 13, 13.); und je mehr ich die geheimnißvolle Größe der heiligen Liebe erkannte, desto mehr mußte ich die Wahrheit der Worte fühlen, die einst der von göttlicher Liebe glühende heilige Bernhard (super Cant. serm. 20.) ausgesprochen hat: „Um die Liebe ist es etwas Großes; sie gleicht einer unerschöpflichen Quelle, in welcher um so mehr frisches Wasser nachfließt, je mehr man daraus schöpft." — Die Größe der Liebe, ihr unerschöpflich reicher Inhalt ist denn auch der Grund von dem so beträchtlichen Umfange dieses dritten *) Bandes meiner Beispielsammlung. Bei nur einiger Vollständigkeit konnte ich unmöglich den so reichen Stoff in engere Gränzen zusammenziehen. Die göttlichen Gebote bieten so schöne und zahlreiche Beispiele von treuem Gehorsam, und hinwiederum so manches warnende Beispiel von Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Gesetzgeber dar, daß Einem wahrhaft nicht selten die Wahl wehe thut, um gerade jene Charaktere hervorzuheben, die theils mächtig anmahnend, theils heilsam erschütternd wirken.

*) Sieh unten die Vorrede zur neuen Auflage!

Vorzüglich wurde den Bedürfnissen des Katecheten dießmal besondere Rechnung getragen; und aus diesem Grunde sind im vierten Gebote die Pflichten der Kinder so genau und so umständlich als nur möglich behandelt worden; denn nach dem einstimmigen Urtheile aller edeldenkenden Männer unserer Zeit hängt eine bessere Zukunft von der besseren moralischen Bildung unserer Jugend ab. Frühzeitig sollen deßhalb die Kinder ihre Pflichten genau kennen und dann auch mit Liebe erfüllen lernen; hierzu aber können sie insbesondere durch schöne Beispiele ermuntert werden; denn auch bei dem Kinde schon gilt das Sprüchwort: „Verba movent, exempla trahunt.“

Unlieb mußte ich nach Vollendung der zehn Gebote Gottes wahrnehmen, daß das vorräthige Manuscript schon gegen fünfzig Druckbogen geben werde, und daß dadurch theils das Erscheinen des Werkes zu weit hinausgeschoben, theils auch der Umfang dieses Bandes zu voluminös werden dürfte. Es blieb mir daher kein anderer Ausweg übrig, als die fünf Gebote der Kirche für den nächsten Band aufzusparen, jedoch so, daß diese Lehre als ein für sich bestehender Nachtrag zum dritten Bande mit eigenem Titelblatte der Lehre von den heiligen Sakramenten vorne beigegeben werden soll, damit derselbe dennoch, wenn es gewünscht werden sollte, dem dritten Bande beigebunden werden kann, und sonach mein ursprünglicher Plan keine Abänderung erleide. Ich glaubte dieß um so mehr thun zu können, als sonst der dritte Band nicht nur zu umfangsreich, sondern auch zu kostspielig, der vierte hingegen etwas zu schmal ausfallen möchte, da die Lehre von den heiligen Sakramenten auf keinen Fall an Beispielen so überaus reich ist, wie der hier behandelte Gegenstand.

Möchte die Lehre von der christlichen Liebe und den Geboten in einer Zeit, wo man so wenig mehr von christlicher Liebe und von christlichem Gehorsame wissen will, wo sich Parteien in Haß und Feindschaft zerfleischen, wo man Empörung gegen weltliche und geistliche Obrigkeit, ja selbst gegen den ewig souveränen Herrn Himmels und der Erde und seinen Gesalbten, der da ist Christus Jesus, zu predigen wagt, möge da diese schmucklose Darstellung in Beispielen unter Gottes Gnade segenreich wirken und in den Händen der Religionslehrer, Katecheten und Prediger ein Werkzeug sein, um die ihrer Obsorge anvertrauten Seelen mehr und mehr zur christlichen Liebe und zum heiligen Gehorsame hinzuführen!

Regensburg, am Feste des heil. Stanislaus Kostka 1849.

Ludwig Mehler.

Vorrede

zur zweiten und dritten Auflage.

Wir haben zu Obigem Nichts weiter zu bemerken, als daß auch der dritte Band in dieser neuen Auflage vielfache Verbesserungen und Zusätze erhalten hat.

Regensburg, am heiligen Osterfeste 1851.

Der Verfasser.

Vorrede
zur neuen Auflage.

Dadurch, daß meine Beispielsammlung in dieser neuen Auflage nur mehr in drei Bänden erscheint, hat sie vor den früheren Auflagen auch den Vorzug gewonnen, daß die sonst in den 3. u. 4. Band vertheilte Lehre „von den Geboten Gottes und der Kirche" in diesem zweiten Bande vereinigt ist, was den verehrl. Abnehmern dieses Werkes nur erwünscht sein kann. Durch diese kurze Bemerkung werden auch die vorausgehenden Vorreden zu den frühern Auflagen verständlich werden.

Regensburg, am Feste Mariä Lichtmesse 1854.

L. Mehler.

Inhaltsverzeichniß.

Die Liebe des katholischen Christen.

Einleitung.

Von der christlichen Liebe im Allgemeinen.

I. Christliche Lehre.

I. Abschnitt.

Von der christlichen Liebe im Besondern.

II. Christliche Lehre.

III. Christliche Lehre.

Seite

IV. Christliche Lehre.

V. Christliche Lehre.

VI. Christliche Lehre.

II. Abschnitt.

Von den Geboten Gottes und ihrer Beobachtung, als dem sichersten Kennzeichen der wahren christlichen Liebe.

VII. Christliche Lehre.

Erstes Gebot Gottes.

A. Was das erste Gebot gebietet.

VIII. Christliche Lehre.

IX. Christliche Lehre.

B. Was im ersten Gebote verboten wird.

X. Christliche Lehre.

XI. Christliche Lehre.

XII. Christliche Lehre.

Zweites Gebot Gottes.

A. Was im zweiten Gebote befohlen wird.

XIII. Christliche Lehre.

XIV. Christliche Lehre.

XV. Christliche Lehre.

B. Was im zweiten Gebote verboten wird.

XVI. Christliche Lehre.

XVII. Christliche Lehre.

Seite

Drittes Gebot Gottes.

XVIII. Christliche Lehre.

A. Was im dritten Gebote befohlen wird.

XIX. Christliche Lehre.

XX. Christliche Lehre.

Seite

B. Was im dritten Gebote verboten wird.

XXI. Christliche Lehre.

XXII. Christliche Lehre.

Viertes Gebot Gottes.

A. Was das vierte Gebot gebietet.

XXIII. Christliche Lehre.

Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder 4.2.715-722.

XXIV. Christliche Lehre.

XXV. Christliche Lehre.

XXVI. Christliche Lehre.

XXVII. Christliche Lehre.

Fünftes Gebot Gottes.

A. Was im fünften Gebote befohlen wird.

XXXI. Christliche Lehre.

B. Was im fünften Gebote verboten wird.

XXXII. Christliche Lehre.

XXXIII. Christliche Lehre.

XXXVII. Christliche Lehre.

XXXVIII. Christliche Lehre.

Seite

Siebentes Gebot Gottes.

A. Was im siebenten Gebote befohlen wird.

XXXIX. Christliche Lehre.

B. Was im siebenten Gebote verboten wird.

XL. Christliche Lehre.

Seite

Achtes Gebot Gottes.

A. Was im achten Gebote befohlen wird.

XLI. Christliche Lehre.

B. Was im achten Gebote verboten wird.

XLII. Christliche Lehre.

Seite

XLIII. Christliche Lehre.

Neuntes Gebot Gottes.

XLIV. Christliche Lehre.

Zehntes Gebot Gottes.

XLV. Christliche Lehre.

Seite

Die Gebote der Kirche.

A. Von den Kirchengeboten im Allgemeinen.

I. Christliche Lehre.

B. Von den Kirchengeboten im Besondern.

Erstes Gebot der Kirche:

„Du sollst die gebotenen Feiertage heiligen!“

II. Christliche Lehre.

Zweites Gebot der Kirche:

„Du sollst an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe andächtig beiwohnen!“

III. Christliche Lehre.

VII. Christliche Lehre.

Viertes Gebot der Kirche:

„Du sollst deine Sünden alle Jahre wenigstens Einmal deinem verordneten Priester beichten und zur österlichen Zeit das heiligste Sakrament des Altars empfangen!“

VIII. Christliche Lehre.

IX. Christliche Lehre.

III.

Der

Katholik in seiner Liebe
und in seinem Gehorsame.

Oder:

Die Lehre von der christlichen Liebe und den Geboten,

erläutert

durch Beispiele aus dem Leben, aus der heiligen Schrift und der Legende,

durch Erzählungen, Parabeln und Gleichnisse,

sowie

durch passende Schrift- und Väterstellen.

Die Liebe des katholischen Christen.

Einleitung.

Von der christlichen Liebe im Allgemeinen.

I. Christliche Lehre.

Die Bedeutung, Größe und Macht der christlichen Liebe.

I. Die Bedeutung und Größe der christlichen Liebe.

Fr. Was ist die christliche Liebe?

Antw. Die christliche Liebe ist eine von Gott eingegossene, gnadenreiche Tugend, kraft welcher wir Gott als das höchste Gut um seiner selbst willen über Alles, den Nächsten aber um Gottes willen wie uns selbst lieben.

Erläuterung. Die Liebe überhaupt ist, wie Kardinal Bona sich ausdrückt, ein Wohlgefallen am Guten oder ein freies Streben nach dem Guten. Sie ist der Grund jeder Willensregung, der Anfang und die Wurzel aller Gemüthsbewegungen, sie ist ein Band und eine Verbindung zugleich, wodurch alle Dinge in inniger Freundschaft und unzertrennlicher Einigung miteinander verbunden werden. — Die christliche, die heilige Liebe ist sonach ein Wohlgefallen am höchsten Gute, ein freies Streben nach dem höchsten Gute, und zwar deßwegen, weil es das höchste Gut ist. Dieses höchste Gut aber ist Gott. Darum heißt es: Die christliche Liebe ist eine Tugend, kraft deren wir Gott als das höchste Gut um seinetwillen lieben. Da nun auf solche Weise Gott der Beweggrund und der Gegenstand der christlichen Liebe ist, so heißt sie auch eine göttliche, theologische Tugend; und weil diese Liebe nicht möglich ist ohne höhere, übernatürliche Gnade, so sagen wir, sie ist eine von Gott eingegossene Tugend. Hierüber schreibt der heil. Johannes (1. Br. 4, 7.): „Allerliebste! lasset uns lieben! Denn die Liebe ist aus Gott, und Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren.“

Fr. Ist es um diese christliche Liebe etwas Großes?

Antw. Um diese christliche Liebe ist es etwas unendlich Großes; denn: 1) sie gibt allen unsern Handlungen erst wahren Werth, und ist 2) die Fürstin aller Tugenden, und daher auch die größte unter den drei göttlichen Tugenden, wie der heilige Paulus (1. Kor. 13, 13.) sagt: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; die größte derselben aber ist die Liebe.“

Erläuterung. 1) Alle unsere Werke, die wir ohne Liebe Gottes verrichten, sind todt und unfruchtbar; was ein Diener nicht für seinen Herrn thut, dafür darf er von Letzterem auch keinen Lohn ansprechen. Darum schreibt der heilige Augustin: „Du magst haben, was du willst, wofern du keine Liebe hast, so nützt dir Alles nichts. Besitzest du aber auch nichts, als nur diese, so hast du das Gesetz erfüllt.“ (Serm. 53. de temp.) Und wiederum: „Man mag sich mit dem Kreuze bezeichnen, man mag »Amen!« rufen, man mag »Alleluja!« singen, man mag sich taufen lassen, Kirchen besuchen! Durch dieses

Alles werden die Söhne Gottes nicht von den Kindern des Satans unterschieden; die Liebe allein macht diesen Unterschied." (S. August. tract. 4. in epist. I. Joann.) Ebendieß spricht auch der heil. Johannes in den Worten aus: „Wer nicht liebt, bleibt im Tode." (1. Joh. 3, 14.) 2) Die Liebe ist die Fürstin aller Tugenden, sie ist die erste und größte sogar unter den drei theologischen Tugenden. „Groß und herrlich ist der Glaube," sagt der ehrwürdige Canisius; „größer aber ist die Liebe." Groß und herrlich ist die Hoffnung; „vortrefflicher aber ist die Liebe." Und der von heiliger Liebe brennende Augustin schreibt (Enchir. cap. 117.): „Wenn gefragt wird, ob irgend ein Mensch gut ist, so wird nicht gefragt, was er glaube oder hoffe, sondern was er liebe. Denn wer recht liebt, der glaubt ohne Zweifel auch recht und hofft recht. Wer aber nicht liebt, der glaubt eitel, wenn auch das, was er glaubt, wahr ist, — der hofft eitel, wenn auch dasjenige, was er hofft, zur wahren Glückseligkeit führen würde." Sonach ist die christliche Liebe die Grundbedingung, die Fülle und Vollkommenheit des christlichen Lebens.

Liebe, die Fürstin aller Tugenden.

Der große Weltapostel, der heil. Paulus, den die Liebe alle Gefahren verachten, alle Leiden ertragen, alle erdenklichen Opfer bringen gelehrt hatte, schildert uns die Größe und Erhabenheit derselben in wunderbar kräftigen Zügen. Er sagt uns, daß die Liebe allein die Fürstin aller Tugenden sei; daß ohne sie alle Geistesgaben, die Sprachengabe im höchsten Grade, die vollkommenste Weissagungsgabe und Einsicht in die göttlichen Geheimnisse, die stärkste Glaubenskraft und die gänzliche Aufopferung im Dienste des Nächsten so viel wie nichts sei. Seine Worte sind: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte, und wüßte alle Geheimnisse, und besäße alle Wissenschaft, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen austheilte, und wenn ich meinen Leib dem brennendsten Schmerze hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts." (1. Kor. 13, 1 ff.)

Dieß ist die Größe und Erhabenheit der christlichen Liebe; und mit Recht fügt Marchantius bei: „So wie unter den Elementen das Feuer, unter den Metallen das Gold, unter den Edelsteinen der Diamant, unter den Planeten die Sonne, unter den Engeln die Seraphim oben anstehen, so nimmt auch die Liebe unter allen Tugenden und Geistesgaben den ersten Platz ein." (March. hort. past. pag. 442.)

Der fromme Sänger der christlichen Liebe.

O! wer kann die Größe und Erhabenheit der göttlichen und heiligen Liebe sattsam schildern? Kaum eine Feder vermag es, kaum ein Herz, das von dieser Liebe beseelt und durchglüht ist. — Gerson, der fromme Kanzler von Paris, beschrieb in seinem Liebesgesange in liebentglühter und wahrhaft himmlischer Dichtung die Schönheit und Größe der heiligen Liebe. Schon hatte er fünfzig Eigenschaften und Vorzüge derselben dargestellt, als er selbst von dem Pfeile der Liebe verwundet ward und vor lauter Sehnsucht nach dem höchsten und einzigen Gegenstande seiner himmlischen Liebe auf ewig die Augen schloß, um in der Heimath der Liebe zu lernen, wie unvollkommen er im Pilgerleben von der Liebe geschrieben habe. So erzählt uns der ehrwürdige Kardinal Bona in seinem Büchlein von der Liebe, wobei er zugleich ausruft: „O! wie soll nun ich, in der Liebe unwissend und unerfahren, es wagen, ihre Vorzüge aufzuzählen?!" (Chrysost. v. Häglsperger 1835. S. 352.)

Franz von Sales.

Der große Lehrer schöner Tugenden durch Wort und That, der heil. Franz von Sales, ein wahrer Jünger der Liebe, da ja sein ganzes Leben nur Liebe war, versteht es wohl am Beßten, uns die Vortrefflichkeit und Größe dieser göttlichen Tugend zu schildern. Vernehmen wir seine Worte! „Wo die Liebe

nicht ist," sagt er, „da ist der ganze Tugendvorrath ein unnützer Steinhaufen. Sie muß unseren Werken ihren Werth vor Gott geben; und vor ihm ist der Werth unserer guten Werke desto größer, je reiner sie aus der Quelle der Liebe zu ihm hervorgehen. Mag die den guten Werken eigene höhere oder niedere Würde, und die mit der Ausübung derselben verbundene geringere oder größere Schwierigkeit diesen nach einer richtigen Schätzung einen höheren, jenen einen niedrigeren Grad der Verdienstlichkeit verschaffen! Alle verlieren das Verdienstliche, das sie dem Anscheine nach an sich haben, wenn sie nicht im Stande der Gnade geschehen sind und folglich ihren Ursprung nicht in der Liebe haben." — Dann fährt er fort und gibt in einem schönen Gleichnisse den Vorrang der Liebe vor dem Glauben und der Hoffnung an, wie folgt: „Dem Glauben wird das Heil gezeigt, der Hoffnung bereitet; aber der Liebe allein wird es gegeben. Der Glaube zeigt den Weg in das Land der Verheißung, gleich jener Wolken- und Feuersäule, die hell und dunkel zugleich war und den Israeliten den Weg in's gelobte Land zeigte. Die Hoffnung nährt uns mit dem Manna ihrer Lieblichkeit. Allein die Liebe führt uns, wie die Bundeslade, in das himmlische Reich, das den wahren Israeliten verheißen war, und wohin die Säule des Glaubens uns nicht mehr zum Führer dient, noch auch das Manna der Hoffnung uns ferner speist." (Geist des heil. Franz von Sales, I. Band.) Ein neuer Vorzug der Liebe vor dem Glauben und der Hoffnung besteht sonach darin, daß uns die Liebe auch noch in's Jenseits begleitet, und daß sie nie vergeht, wie der Apostel sagt (1. Kor. 13, 8.), während sich der Glaube nach diesem Leben in Schauen, die Hoffnung in Genießen verwandeln wird.

Der gute Rath.

Von jeher haben alle wahren Geistesmänner, alle frommen Seelen die heilige und christliche Liebe für die erhabenste Tugend, für die Grundbedingung und Vollkommenheit des christlichen Lebens gehalten und mit unermüdetem Ringen ihr nachgestrebt. Die heil. Katharina von Genua fragte einst ihren geistlichen Seelenführer, worauf sie denn bei ihrem Gebete und ihrer geistlichen und biblischen Lesung ein besonderes Gewicht legen solle. Der ehrwürdige Pater antwortete ihr: „Meine Tochter! bei deinem Gebete erwäge jedesmal die Worte: „Fiat voluntas tua!" Dein Wille geschehe!" Bei deiner biblischen Lesung aber verweile stets bei dem Wörtlein „Liebe", so oft es deinem Blicke begegnet! Denn wisse! dieses Wörtlein ist das größte und inhaltschwerste in der ganzen heiligen Schrift. Erfüllung des göttlichen Willens und Liebe — darin allein besteht alle Vollkommenheit; mit diesen Tugenden ausgerüstet wirst du sicher wandeln und nie abirren vom Wege zum Himmel, ohne je eines anderen Lichtes, eines anderen Führers zu bedürfen." — Katharina betete und las von nun an treulich in dieser Weise, wie sie ihr der vernünftige Seelenführer anempfohlen hatte, und fand dadurch den Weg zur himmlischen Liebe und zur himmlischen Wonne. (In vita.)

Texte ad I.: Die Bedeutung und Größe der christlichen Liebe.

a) Aus der heil. Schrift. „Vor Allem habet die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit!" (Kol. 3, 14.) „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." (Röm. 13, 10.) „Die Liebe glaubt Alles, sie hofft Alles, sie übersteht Alles; die Liebe hört nimmer auf." (1. Kor. 13, 8.) „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; die größte derselben aber ist die Liebe." (Ebend. V. 13.) „Wer nicht liebt, der bleibt im Tode." (1. Joh. 3, 14.) „Wenn ich der Menschen und der Engel Sprachen spräche, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönend Erz oder eine klingende Schelle" u. s. f. (1. Kor. 13, 1 — 7.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Keine Gabe Gottes ist vortrefflicher als die Liebe; sie allein ist es, welche die Kinder des ewigen Reiches von den Kindern des Verderbens unterscheidet. Auch andere Gaben werden durch den heiligen Geist gegeben; aber sie nützen nichts ohne Liebe. . . Ohne sie wird der Mensch nicht von der linken Hand zur Rechten gestellt." (S. August. de Trinit. lib. 15.) „Die Liebe ist die Burg aller Tugenden, die

Verheißung des Reiches, die höchste Belohnung der Heiligen im Himmel, weil diese in der ewigen Freude nichts haben, das angenehmer, nichts, das süßer ist, denn die vollkommene Liebe Gottes." (Idem serm. 53. de temp.) „O Liebe, Liebe! du bist das süßeste Gefühl des menschlichen Herzens, und jedes andere Gut ohne dich ist Elend und Ueberdruß. Und doch bist du auf Erden nichts Anderes, als eine Sehnsucht, die niemals befriedigt wird! O süße Pein! wir freuen uns deiner und leiden zugleich. Wann, o wann wird es geschehen, daß diese Sehnsucht gestillt, daß sie zur Wirklichkeit, daß sie zum Genusse wird? Nur wenn wir zu deiner Anschauung gelangen, werden wir dich lieben aus ganzem Herzen, so daß das ganze Herz nicht hinreicht für die Größe der Liebe, und uns so erfreuen aus ganzem Herzen, daß das ganze Herz nicht hinreicht für die Größe der Freude." (S. August.) „Der Mensch fängt an mit dem Glauben. . . . Wenn du aber nur glaubest und ohne Hoffnung bist, oder die Liebe nicht hast, was ist es Großes? Die Teufel glauben auch und zittern. Deßwegen füget die Hoffnung zu dem Glauben und zu der Hoffnung noch die Liebe!" (Idem l. c.) „Sowie die Kohle ohne Gluth keinen Werth und Nutzen hat, so auch die Seele nicht — ohne Liebe." (S. Bernardinus.) „Auf dem Schiffe sind verschiedene große Instrumente; ohne die Segel sind sie dennoch nutzlos. Im Körper sind große Knochen und Gebeine; aber ohne Verbindung, ohne Nerven sind sie zwecklos. Ebenso wird auch all unser Thun und Lassen fruchtlos sein, wenn es dabei an der Liebe fehlt." (S. Chrysost. hom. in epist. ad Coloss.) „Keine Tugend hat ohne die Liebe einen Werth. Selbst die schönste der Tugenden, die Keuschheit, gleicht ohne die Liebe einer Lampe ohne Oel. Nimm das Oel hinweg, und die Lampe wird nicht leuchten; nimm die Liebe hinweg, und die Keuschheit wird nicht mehr gefallen!" (S. Bern. in epist. ad Hen. Senonens.) „Wie viele Aeste aus der Einen Wurzel des Baumes hervorgehen, so gehen auch viele Tugenden aus der einzigen Wurzel der Liebe hervor. Wie aber die Aeste ihr Leben und ihre Frische verlieren, wenn man die Wurzel abhaut, so hören auch die Tugenden auf zu blühen und zu grünen, wenn man die Wurzel der Liebe hinwegnimmt." (S. Greg. hom in Evangel.) „Die Liebe ist die Fahne im Heere der Tugenden; dahin müssen die Tugenden sich alle zurückziehen; unter ihr müssen sie alle kämpfen." (S. Franc. Sales. lib. 11. cap. 14.) „In dem Evangelium wird von einem Kaufmanne gemeldet, welcher einen Edelstein gefunden und Alles, was er gehabt, verkauft und denselben gekauft hat. Dieser kostbare Edelstein ist die Liebe, ohne welche dir nichts nützt, was du immer hast. Hast du diese allein, so hast du immer genug." (S. Aug. in exposit. epist. Joann. tract. 5.) „Der Weg zu Gott fängt mit der Liebe an und endigt mit der Liebe. Alles, was in den heiligen Schriften, was in den Büchern der Heiligen enthalten ist, ist entweder Liebe oder gehört zur Liebe." (Cardin. Bona de Charitate.)

II. Die Macht der christlichen Liebe.

Fr. Warum heißt die Liebe eine „gnadenreiche" Tugend?

Antw. Weil sie in Wahrheit reich an Gnaden ist; denn mit der Liebe zieht auch die heiligmachende Gnade in unserer Seele ein, indem sie entweder Eines mit der heiligmachenden Gnade selbst ist, oder doch die endliche Vorbereitung dazu.

Erläuterung. Diese Gnaden und Wirkungen, aus denen zugleich die Macht der christlichen Liebe ersichtlich ist, lassen sich vielleicht in nachfolgende zusammenfassen: 1) Die Liebe führt Gott zu uns und uns zu Gott; 2) sie verschafft uns die Verzeihung unserer Sünden; 3) sie gibt wahre Weisheit; 4) sie gibt Muth und Kraft, für Gottes Ehre zu streiten und zu leiden; 5) sie macht Alles süß und leicht; 6) sie macht den Armen reich und den Reichen erst wahrhaft glücklich; endlich 7) bildet sie überhaupt die Grundbedingung aller Religion und Heiligkeit.

1) Die Liebe führt Gott zu uns und uns zu Gott. So hat es der Herr selbst ausgesprochen. „Wer mich liebt," sagt er (Joh. 14, 23.), „den wird mein Vater lieben; und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen." Und der heil. Johannes schreibt: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." (Ebend. 4, 16.)

Die wunderbare Verwandlung.

Augustin war, so lange er die Welt und ihre Freuden, ihre Sünden und Laster liebte, ganz weltlich und irdisch. Als ihn aber die Gluth der göttlichen Liebe ergriffen hatte, da ward er auf einmal ein ganz anderer Mensch. Vorher hatte er seines Gottes gespottet; und nun fühlte er sich überselig im Besitze desselben. Solche Umgestaltung vermag die heilige Liebe im menschlichen Herzen hervorzubringen! Augustin gesteht dieß selbst, indem er in einer seiner Predigten (serm. 58. de divers.) an seine Zuhörer also redet: „Was du liebest, o Mensch! das bist du. Liebest du die Erde, so bist du Erde; liebest du Gott, so

wirst du — nein, ich getraue mir's nicht zu sagen, aber die heilige Schrift selbst sagt es: Du wirst Gott sein; denn der Psalmist (Ps. 81, 6.) ruft aus: Ich habe es gesagt: Ihr Alle seid Götter und Söhne des Allerhöchsten." — Fühlend diese außerordentliche Kraft der göttlichen Liebe, betet er deßhalb in seinen Bekenntnissen: „O immer alte und immer neue Schönheit! zu spät lieben wir dich. Verflucht sei die Zeit, die wir verloren haben! Wir wollen sie mit dem ganzen Eifer unserer Liebe wieder ersetzen. O göttliches Feuer, das du ohne Unterlaß brennest, ohne zu erlöschen! entzünde uns mit deiner göttlichen Liebe, die in uns Alles, was irdisch ist, verzehren soll, auf daß wir in der Zeit und in der Ewigkeit in dich umgewandelt werden mögen!"

Wer steht im Buche des Lebens?

Die Liebe führt aber nicht nur Gott zu uns, sondern auch umgekehrt uns zu Gott. Wohl dem, der wahrhaft liebt, dem nichts höher steht im Himmel und auf Erden, als Gott! Er darf sicherlich hoffen, daß sein Name im Buche des Lebens stehe, und daß Gott, der Gegenstand seiner Liebe auf Erden, einst der Lohn seiner Seele im Himmel sein werde. —

„Die Frage: Ist wohl dein Name geschrieben im Buche des Lebens?" schreibt ein großer Mann unsers Jahrhunderts, Bischof von Sailer, „durchschauderte mich oft plötzlich beim Gebete, bei den Geschäften meines Berufes, im Kreise edler Freunde, bis mich Franz von Sales und andere Schriften seines Geistes lehrten, diesem Zweifel die Nerven abzuschneiden, ehe er groß gewachsen, mich überflügeln und in Angstfeuer versetzen konnte." — „Frage nie," schreibt dieser Geistesmann, „ob du Gott gefallest, sondern frage dein Herz, dein Gewissen, dein Leben, ob dir Gott mehr, als alles Andere, was Gott nicht ist, gefalle!" Dem menschlichen Auge ist es unmöglich, unmittelbar in Gottes Vaterherz zu schauen und darin zu lesen; noch weniger kann des Menschen Geist in Gottes geheimen Rath gewaltsam dringen; aber das ist uns nicht unmöglich, in unser eigenes Herz, in unser Gewissen und in unser Leben hineinzudringen und darin zu lesen. Darum, meine Seele! soll dich nicht mehr der Zweifel mit Angst erfüllen: „Gehörest du unter Jene, die Christus angewiesen hat, sich zu freuen, daß ihre Namen in den Himmel geschrieben seien!?" (Luk. 10, 20.) sondern frage nur, ob Gottes Name in dem innersten Buche deines Lebens geschrieben sei, ob dir Gott lieber sei, als alles Andere!? Wenn du dir antworten kannst: „Ja! ich liebe meinen Gott über Alles und alles Andere nur um seinetwillen" — wahrlich! dann darfst du im Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit mit Zuversicht hoffen, daß du im Buche des Lebens stehest und daß du einst deinen Gott schauen und ewig genießen werdest. (Chrysost. v. Häglsperger, III. Band, S. 80.)

2) Die heilige, die christliche Liebe verschafft uns die Verzeihung unserer Sünden.

Magdalena.

Der göttliche Heiland war einmal, wie uns der heilige Evangelist Lukas (Kap. 7.) erzählt, bei einem Pharisäer, mit Namen Simon, zu Tische geladen. Während der Mahlzeit erscheint Magdalena, ein Weib, die eine öffentliche Sünderin in der Stadt war, und brachte ein Gefäß von Alabaster mit Salbe und stellte sich rückwärts zu den Füßen Jesu und fing an, seine Füße mit ihren Thränen zu benetzen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes und küßte seine Füße und salbte sie mit der Salbe. Da murrte Simon in seinem Herzen darüber, daß sich der göttliche Heiland mit einer Sünderin so viel abgebe. Christus aber hob an und sprach: „Simon! ich habe dir etwas zu sagen. Siehe! ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der Eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der Andere fünfzig. Da sie aber nichts hatten, wovon sie bezahlt

hätten, schenkte er es Beiden. Welcher nun liebt ihn mehr?" Simon antwortete und sprach: „Ich glaube der, dem er das Meiste geschenkt hat." Und Jesus sprach zu ihm: „Du hast recht geurtheilt!" Dann wandte er sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: „Siehst du dieses Weib? Ich kam in dein Haus, und du gabest kein Wasser für meine Füße; diese aber benetzte meine Füße mit Thränen und trocknete sie mit ihren Haaren. Du gabst mir keinen Kuß; sie aber hörte nicht auf, seit sie hereingekommen ist, meine Füße zu küssen. Du salbtest mein Haupt nicht mit Oel; diese aber salbte mit Salbe meine Füße. Darum sage ich dir: Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat. Wem aber weniger vergeben wird, der liebt auch weniger." Und er sprach zu ihr: „Deine Sünden sind dir vergeben!"

3) Die christliche Liebe gibt wahre Weisheit.

Das rechte Buch der Weisheit.

Als der heil. Dominikus von einigen seiner Ordensbrüder gefragt wurde, in welchem Buche er die meiste Wissenschaft und seine so hohe Weisheit erlernt habe, antwortete er ihnen: „Im Buche der Liebe habe ich weit mehr gelernt, als in der ganzen heiligen Schrift." (Cornel. a Lap. in Lev. cap. 31.) — Auf eine ähnliche Frage erwiderte in ähnlicher Weise auch der heilige Franz von Sales: „Die Liebe ist das Lehrbuch der gesammten Theologie; sie hat den unwissenden Paulus, Antonius, Hilarion, Simeon, Franziskus mit heiliger Wissenschaft erfüllt." (S. Franc. Sales. div. amor. lib. 8. cap. 1.) Und gar schön sagt in dieser Beziehung der ehrwürdige Kardinal Hugo (in cap. 48. Genes.): „Je größer die Liebe, desto größer ist auch die Erkenntniß; denn das Feuer leuchtet um so heller, je mehr es brennt."

4) Die christliche Liebe gibt Muth und Kraft, für Gottes Ehre zu streiten und zu leiden, ja sogar zu sterben. In dieser beseligenden Ueberzeugung ruft der heil. Paulus aus: „Wer wird uns also scheiden von der Liebe Christi? Trübsal? oder Angst? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Verfolgung? oder Schwert? . . . Ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel, noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn." (Röm. 8, 35 — 39.) — So stark, so mächtig ist die christliche Liebe! Wir müssen ihre Macht bewundern und anstaunen bei allen heiligen Bekennern und Blutzeugen des christlichen Glaubens. Mit lachendem Munde litten sie und unter den furchtbarsten Qualen starben sie — keine Thräne im Auge, freudigen Blickes gen Himmel schauend, und sich sehnend nach dem Gegenstande ihrer brennenden Liebe. Solchen Muth, solche Todesverachtung kann nur die göttliche, die heilige, die himmlische Liebe einflößen.

Der heilige Erzmartyrer Stephanus.

Stephanus, ein Mann voll Glauben und voll des heiligen Geistes, trat öffentlich auf und predigte Christum den Gekreuzigten mit einem Feuereifer und mit einer Begeisterung, die uns staunen macht. Die Juden aber, denen er so bitterernst ihre Hartherzigkeit vorhielt, ergrimmten wider ihn und setzten es durch, daß er zum Steinigungstode verurtheilt wurde. Mit heiterer Miene und mit zum Himmel erhobenem Blicke starb er den Martyrertod, noch im letzten Augenblicke um Verzeihung für seine Mörder und Feinde betend. — „Mit welcher Waffe konnte der große Blutzeuge Stephanus so tapfer und heldenmüthig kämpfen?" fragt der heilige Bischof Fulgentius. „Wodurch konnte er die Wuth der Juden besiegen und sich die Krone des ewigen Lebens verdienen?" Und er antwortet: „Diese siegreiche Waffe war die christliche Liebe; durch sie siegte er so glorreich. Weil er die Liebe Gottes im Herzen trug, so wich er der Wuth der Juden nicht; weil er von der christlichen Nächstenliebe beseelt war, so betete er selbst für seine Steiniger und Mörder. Durch die Liebe

strafte er die Irrenden, auf daß sie sich besserten; durch die Liebe bat er für die Strafwürdigen, auf daß sie nicht gestraft würden. Durch die Liebe machte er auf Saulus einen solchen Eindruck, daß dieser zum Paulus ward, und daß Stephanus jenen, der auf Erden sein Verfolger war, im Himmel zum himmlischen Genossen zu erhalten verdiente." (S. Fulgent. Episc. serm. de S. Stephano circa initium et Brev. Rom. in ejus Festo.) Dieß ist die Macht der Liebe. Wer diese besitzt, der lebt und stirbt für Gott.

5) Die Liebe macht Alles süß und leicht. Wer die Liebe hat, der thut Alles mit Lust und Freude. „Auf dem königlichen Schiffe der göttlichen Liebe," sagt ein christlicher Schriftsteller, „gibt es keinen Galeerensklaven; denn hier sind lauter freudige und freiwillige Ruderer."

Die Kunst, stets fröhlich zu sein.

In dem Kloster auf dem Berge Sinai lebte ein Koch, der täglich für mehr als zweihundert Personen zu kochen hatte, und bei seinem flammenden Feuerherde immer heiter und fröhlich war. Der Abt, der ihn nie anders, als freudig lächelnden Angesichtes sah, fragte ihn einmal: „Wie ist es doch möglich, daß du bei deiner vielen Mühe und Arbeit immer so vergnügt und zufrieden sein kannst, und nie unwillig wirst?" „Dieß kommt daher," sagte der Koch, „weil ich Alles, was mir zu thun obliegt, aus Liebe zu den Menschen und ganz vorzüglich aus Liebe Gottes vollbringe. Und die Liebe macht Alles süß und leicht." (Blumen der Wüste, S. 166.)

6) Die christliche Liebe macht den Armen reich und den Reichen erst wahrhaft glücklich. Deßwegen sagt der heilige Basilius: „Die göttliche Liebe ist ein unermeßlicher Schatz; wer ihn hat, ist reich; wer ihn nicht hat, ist arm, er mag sein, wer er wolle." (S. Basil. in Hex.)

Der heilige Vinzenz von Paul.

Um das Jahr 1576 wurde in einem einsamen Dörflein der Landschaft Gascogne an dem Fuße der Pyrenäen ein Knäblein geboren, welches nachmals als ein bewunderungswürdiges Muster heiliger Gottes- und Nächstenliebe allgemein angestaunt und bewundert wurde. Vinzenz von Paul ist sein Name, und die segenstiftende Congregation der Missionspriester (Lazaristen), sowie das herrliche Institut der barmherzigen Schwestern nennen ihn mit Liebe und Ehrfurcht ihren Vater und Stifter. Die Eltern des heil. Vinzenz waren überaus arm an irdischen Gütern, aber unaussprechlich reich an Tugend und Gottesfurcht. Bald entdeckte man an dem kleinen Vinzenz außerordentliche Geistesgaben; man bestimmte ihn deßhalb für die Studien, die er auch mit dem günstigsten Erfolge vollendete, so daß er zum Priester geweiht wurde. Arm von Geburt aus blieb er es auch als Priester. Und dennoch hat kein Kaiser und König auf Erden und kein Millionär je so große Dinge gethan, wie der heil. Vinzenz von Paul. Er gründete Kranken- und Findelhäuser, verpflegte Tausende von Armen und Leidenden — und hatte bei Allem dem keinen Pfennig, den er sein Eigen nennen konnte. Woher diese wunderbare Erscheinung? Das ist die Macht der christlichen Liebe; sie macht auch den Armen reich. O! wo die Liebe ist, da ist Gottes Segen, da gelingt Alles. Was Millionen Gulden und hundert Goldkönige nicht vermögen, das vermag ein einziger armer, schwacher Mann, wie der heil. Vinzenz, der von Gottes- und Nächstenliebe glüht. Merke dir das, christliche Seele! und trachte auch du nach dieser so mächtigen Liebe!

Der heilige Franz von Assisi

war der Sohn sehr wohlhabender Eltern und der einzige Erbe des väterlichen Vermögens. War er glücklich bei diesem Reichthume? Nicht im Entferntesten. Ohne die Liebe ist der Reichthum, ist Gold und Silber ein nutzloser Besitz, der

nur Sorge und Kummer bereitet. Wahre, christliche und heilige Liebe nur gewährt dem Reichen Ruhe und Beseligung; sie zeigt es ihm, wozu er seine Güter und Schätze von Gott erhalten hat. Darum verließ Franziskus mit Lust und Freude alle Reichthümer und Schätze der Erde, weil er es fühlte, daß der Mensch nicht in diesen, sondern nur in der Liebe Gottes himmlische Wonne und Seligkeit finde. Wohl dem, der die Liebe besitzt! Niemand ist reicher, denn er. Er besitzt Alles, was er will; er hat Alles, was er braucht; ihm gelingt Alles, wie er es wünscht; denn Jenen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Beßten, sagt die heilige Schrift. (Röm. 8, 28.)

7) Die christliche Liebe bildet endlich die Grundbedingung aller Religion und Heiligkeit. Die Liebe ist in des Christen Herzen, was das Gewicht an der Uhr ist, welches die Räder treibt.

Die kurze Antwort.

Wer seinen Gott vollkommen liebt, der kann nicht anders, als nur gut handeln; denn sobald er aufhören würde, gut zu sein, würde er zugleich auch aufhören, ein Liebhaber Gottes zu sein. Wo die Liebe ist, da ist auch vollkommener Gehorsam gegen Gottes Gebote. Mit Recht sagt deßhalb der heil. Paulus (Röm. 13, 10.): „Die Fülle des Gesetzes ist die Liebe.“ Auch der heil. Augustin gab Einem, der ihn fragte, worin die ganze christliche Religion und die ganze Heiligkeit des Lebens bestehe, und eine lange Reihe von Pflichten zu vernehmen hoffte, die kurze Antwort: „Liebe, und thue, was du willst!“ Denn wer Gott liebt, wird der nicht thun, was ihm gefällig ist? wird er ein Wesen außer ihm anbeten? wird er dessen Namen durch Fluchen, Schwören verunehren? wird er die Tage des Herrn entheiligen? Wer Gott liebt, wird der nicht auch diejenigen, die dessen Stellvertreter auf Erden sind, Eltern und Vorgesetzte, lieben? wird er seinem Nächsten, der ein Ebenbild und Kind Gottes ist, ein Uebel zufügen? Man kann also sagen, daß in der Liebe sich alle andern Tugenden vereinigen, wie die Strahlen im Mittelpunkte eines Zirkels sich vereinigen.

Der Liebe Macht.

Ob dieser außerordentlichen Wirksamkeit der göttlichen Liebe wird aber auch keine Tugend so hoch belohnt, wie sie. Darum schreibt der Apostel: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ (1. Kor. 2, 9.) O wie sehr sollten wir nach dieser erhabenen Tugendzierde trachten, da sie uns auf Erden schon zu Gott erhebt und nach dem Tode uns mit ihm ewig vereinigt! Darum rufe ich dir, mein lieber Leser! noch einmal mit dem heil. Augustin zu: „Liebe, o Mensch! und thue dann, was du willst!“

Schlüßlich glaube ich noch die Worte des heil. Gregor des Großen anführen zu müssen, mit welchen er uns die Macht der christlichen Liebe schildert. Sie lauten also: „Die Liebe ist nur Eine; sie entflammt aber mannigfach zu unzähligen Werken. Wir stellen ihre Mannigfaltigkeit und Kraft kurz dar, indem wir die guten, edlen Werke einiger Auserwählten aufzählen. Die Liebe war es allererst, welche durch Abel das auserlesene Opfer Gott darbrachte und das Mordbeil geduldig ertrug. Die Liebe war es, welche Enoch unter den Menschen geistlich leben lehrte, und ihn zu einem höheren Leben von den Menschen auch leiblich hinwegnahm. Die Liebe war es, welche bewirkte, daß Noah, nachdem Alle in Ungnade gefallen waren, allein bei Gott Gnade fand, daß er auf den Bau der Arche den Fleiß langer Arbeit verwendete, und durch Uebung frommer Werke der Welt erhalten wurde. Die Liebe war es, welche in Sem und Japhet vor der Blöße des Vaters erröthete und den Mantel rückwärts darüber warf und verbarg, was sie nicht sah. Die Liebe war es, welche Abraham, da er, Gott gehorsam, die Hand,

seinen Sohn zu opfern, ausgestreckt, zum Vater einer unzählbaren Nachkommenschaft gemacht hat. Die Liebe war es, welche den Geist Isaaks, den er allezeit rein bewahrte, nachdem seine Augen vom Alter dunkel geworden, weit in die Zukunft öffnete. Die Liebe war es, welche Jakob antrieb, den Verlurst seines guten Sohnes herzlich zu betrauern, und den Anblick seiner bösen Söhne gleichmüthig zu ertragen. Die Liebe war es, welche den Joseph, nachdem er von seinen Brüdern verkauft war, die Knechtschaft, ohne die Freiheit des Gemüthes zu verlieren, ertragen und nachher den nämlichen Brüdern ohne Hochmuth gebieten lehrte. Die Liebe war es, welche den Moses, als sein Volk gesündigt hatte, in den Staub warf, und ihn antrieb, flehend um Gnade, für das Volk sich selbst zum Opfer darzubieten. Die Liebe war es, welche den Arm Phinees, die Sünden zu rächen, erhob, daß er das Schwert ergriff und die Sünder in ihren Sünden durchbohrte, und so den Zorn des Herrn besänftigte. Die Liebe war es, welche den Samuel in der Herrschaft demüthig machte, und in der Verwerfung ihn untadelig erhielt, so, daß er das Volk, obwohl es ihn verfolgte, dennoch liebte und sich selbst zum Zeugnisse war, er habe die Höhe, von der er geworfen worden, nicht geliebt. Die Liebe war es, welche den David bewog, aus Demuth vor dem gottlosen Könige zu fliehen, und ihn mit Güte erfüllte, ihm zu verzeihen. Er floh aus Furcht vor seinem Verfolger, als seinem Herrn; und doch sah er ihn, als er Gelegenheit und Macht hatte, ihn zu tödten, nicht für seinen Feind an. Die Liebe war es, welche den Nathan zu jenem Ansehen erhob, daß er den König, welcher gesündigt hatte, freimüthig strafte, und als die Schuld des Königs hinweggenommen war, ihn, um demüthig zu flehen, in den Staub warf. Die Liebe war es, welche in Isaias nicht erröthete, sich zu entblößen und mit entblößten Füßen zu predigen. Die Liebe war es, welche den Elias, weil sie ihn im Feuereifer geistlich leben lehrte, auch leibhaftig in das (himmlische) Leben hinwegnahm. Die Liebe war es, welche den Elisäus, weil sie ihn den Meister einfältig lieben gelehrt, mit dem Geiste des Meisters zweifach erfüllt hat. Vermöge der Liebe widersetzte sich Jeremias, daß das Volk nicht nach Aegypten hinabziehen möchte. Die Liebe war es, welche den Propheten Ezechiel, weil sie ihm die irdischen Begierden benommen hatte, nachher bei dem Haare des Hauptes in die Luft erhob. Die Liebe war es in Daniel, welche, weil er sich der königlichen Speisen enthalten, ihm auch den Rachen der hungrigen Löwen verschlossen hat. Die Liebe war es, welche den drei Knaben, weil sie ruhigen Gewissens über den Brand der Sünde siegten, zur Zeit der Trübsal die Flammen im Feuerofen stillte. Die Liebe war es, welche in Petrus den Drohungen der furchtbaren Fürsten tapfer widerstanden hat. Die Liebe war es in Paulus, welche die Hand der Verfolger gleichmüthig ertrug, und doch in der Sache der Beschneidung den Sinn, der so weit von ihm abwich, kühn tadelte. So mannigfaltig und wunderbar äußert sich in den Frommen die Macht der christlichen Liebe!" (S. Greg. Magn. lib. 10. Moral. in Job cap. 7. et Dr. Haid tom. III. pag. 15.)

Texte ad II.: Die Macht der christlichen Liebe.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Die Liebe führt uns zu Gott und erwirbt uns seine Freundschaft. „Ich liebe, die mich lieben," spricht der Herr; „und die mich eifrig suchen, werden mich finden." (Sprüchw. 8, 17.) „Gottes Augen sehen auf diejenigen, die ihn lieben." (Joh. 14, 21.) „Wer mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden. Ich werde ihn auch lieben und mich selbst ihm offenbaren." (Ebend. 14, 21. Vgl. V. 23.) „Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir aber einander lieben, so bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollkommen." (1. Joh. 4, 12. Vgl. V. 16.) 2) Die Liebe verschafft uns Verzeihung unserer Sünden. „Es sind ihr (der Maria Magdalena) viele Sünden nachgelassen, weil sie viel geliebt hat; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig." (Luk. 7, 47.) „Die Liebe bedeckt der Sünden Menge." (1. Petr. 4, 8.) 3) Die Liebe gibt wahre Weisheit. „Wissenschaft bläht auf, die Liebe aber erbaut. Wo Jemand mit seinem Wissen sich Etwas dünkt, der hat noch nicht erkannt, wie er wissen müsse. Wo aber Jemand Gott liebt, der ist anerkannt von ihm" (und wird durch ihn die wahre Erkenntniß haben). (1. Kor.

8, 1—3.) 4) Die Liebe gibt Muth und Kraft, für Gottes Ehre zu streiten und zu leiden. „Wer wird uns also scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst? Hunger oder Blöße? Gefahr oder Verfolgung? oder Schwert?" (Röm. 8, 35.) „Stark wie der Tod ist die Liebe. . . . Viele Wasser vermögen die Liebe nicht zu löschen und die Ströme reißen sie nicht hinweg." (Hoheslied 8, 6—7.) 5) Die Liebe macht uns reich und glücklich. „Ich will diejenigen, welche mich lieben, bereichern und sie mit Schätzen erfüllen." (Sprüchw. 8, 21.) 6) Sie bildet die Grundlage aller Religion und Heiligkeit. „Vor Allem aber habet die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit!" (Kol. 3, 14.) „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." (Röm. 13, 10. Vgl. 1. Kor. 13, 1—5.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Die Macht der christlichen Liebe im Allgemeinen schildert uns Kardinal Bona mit folgenden Worten: „Die Liebe vereinigt und erquickt, erhebt und demüthigt, verwundet und heilt, tödtet und macht lebendig. Sie schreibt den Liebenden Gesetze vor, und ist selbst gesetzlos; sie bestimmt den Dingen ihr Maß, und kennt kein Maß; sie ist das Ende aller Dinge, und ist endlos; sie reißt Alles dahin, und beraubt Niemanden; sie herrscht über Alles, und ist Allem unterworfen, immer ruhig und niemals müssig. Sie wird im Unglücke nicht geschwächt, weil sie nicht besiegt wird; sie vergilt die Unbilden nicht, weil sie dieselben nicht fühlt; sie wird durch den Tod nicht erschreckt, weil sie stärker ist als der Tod. Sie sucht für sich keinen Nutzen, keinen Vortheil, keinen Lohn; denn sie ist mit sich selbst zufrieden." (Card. Bona de Charit.) „O glückliche und mächtige Liebe!" ruft der heil. Bernhard aus; „aus dir entspringen wahre Sittlichkeit, reine Gefühle, klare Erkenntniß, gesundes Verlangen; aus dir entspringen große Thaten, fruchtbare Tugenden, verdienstliche Werke, himmlische Belohnungen." — „Die Liebe erweckt die Geistigtodten vom Sündenschlafe, die Geistigkranken heilt sie; sie rettet die Verlornen, flößt den Verzweifelnden Hoffnung ein, beruhigt die Gemüther; sie ist jene Tugend, ohne welche Gott dem Herrn noch Niemand gefallen und mit welcher ausgerüstet noch Niemand gesündigt hat, fruchtbar in den Büßenden, freudig in den Ausharrenden, siegreich in den Martyrern, wirksam in allen Gläubigen." (S. Prosp. in defin. Charitatis.) „Gott ist die Liebe. Was ist also vorzüglicher, als die Liebe? Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Was ist also sicherer, als die Liebe? Und Gott bleibt in ihm. Was ist also angenehmer, als die Liebe?" (S. Thom. in cap. 4. Joann.) „Die Liebe heilt jede Krankheit der Seele. Die Liebe vernichtet die Wurzel aller Laster. Die Liebe ist der Ursprung aller Tugenden. Die Liebe erleuchtet den Geist, reinigt das Gewissen, erfreut die Seele, zeigt uns Gott. Ueber eine Seele, in der die Liebe wohnt, vermag der Stolz nichts; sie läßt sich vom Neide nicht verwüsten, vom Zorne nicht erhitzen, von der Traurigkeit nicht beunruhigen, vom Geize nicht verblenden, von Fraß und Völlerei nicht einnehmen, von der Wollust nicht schänden. Eine solche Seele ist immer rein, immer keusch, immer ruhig, immer froh, immer friedfertig, immer gütig, immer bescheiden." (Hugo de laude charit.) — Insbesondere zeigt aber die christliche Liebe ihre Macht in folgenden Wirkungen: 1) sie macht den irdischen Menschen himmlisch. „Ich weiß nicht, ob ich etwas Größeres zu deinem Lobe sagen kann, o Liebe! als daß du Gott vom Himmel herabzogest und den Menschen von der Erde zum Himmel emporhobest. Groß ist deine Kraft, daß durch dich Gott sich so sehr erniedrigte, und der Mensch so sehr erhöht ward." (Hugo de S. Vict. lib. de laude charit.) „Wenn das Herz Sünden und Laster liebt, wird es sündig; wenn es aber Gott liebt, wird es göttlich." (S. Thom. Aquin.) „Nicht aus dem, was der Mensch erkennt, wird er göttlich, sondern aus dem, was er liebt, ebenso, wie derjenige nicht schon gut ist, der nur das Gute einsieht, sondern der, welcher das Gute thut. Das Holz wird Feuer, nicht weil es vom Feuer das Licht, sondern die Wärme, die Hitze annimmt; ebenso wird auch die Seele nicht durch das Licht des Verstandes, sondern durch die Wärme der Liebe göttlich." (Isidor. Char. lib. 1. orat. 47.) „O wundervolle und unschätzbare Kraft der Liebe! Sie hat Gott zum Menschen und den Menschen zu Gott gemacht. Unerklärbar ist deine Kraft, o Liebe! die du den Staub in Gott verwandelst!" (S. Bonavent. Stimul. amoris II. 8.) 2) Die Liebe verschafft uns Verzeihung der Sünden. „Habe Acht, o Mensch! daß du nicht verzweifelst! Es ist noch ein Mittel vorhanden, wodurch du deinem allgütigen Schöpfer Genüge leisten kannst. Willst du losgesprochen werden? Liebe! denn die Liebe bedeckt die Menge der Sünden." (S. Petr. Chrysol. 94.) 3) Sie macht uns Alles süß und leicht. „Was uns mühevoll scheint, wird uns durch die Liebe in geistige Wonne verwandelt. Den Liebenden sind keine Mühen beschwerlich; sie finden vielmehr Freude daran, wie die Jäger, Vogelfänger, Fischer, Winzer, Kaufleute u. A. an ihren Arbeiten. Es kommt also nur darauf an, was man liebt; denn in dem, was man liebt, findet man entweder keine Mühe, oder man liebt sogar die Mühe. Und sehet, wie sehr wir uns anstrengen und betrüben müssen, wenn wir Gefallen an der Jagd, an der Weinlese, am Ballspiele finden, dagegen uns nicht ergötzen, wenn wir Gott gewinnen!" (S. August. lib. de bono viduitatis, cap. 21.)

Fr. Worauf soll sich unsere Liebe vorzugsweise beziehen?

Antw. Vorzugsweise und vor Allem auf Gott; dann aber Gottes wegen auch auf unsern

Nächsten und uns selbst. „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und aus deinem ganzen Gemüthe; deinen Nächsten aber wie dich selbst!" (Luk. 10, 27.) — Sonach zerfällt die Liebe: 1) in die Gottes-, 2) Nächsten- und 3) in die heilige Selbstliebe.

I. Abschnitt.

Von der christlichen Liebe im Besondern.

II. Christliche Lehre.

A. Von der Liebe Gottes.

I. Gott, der erste und höchste Gegenstand unserer Liebe; II. der Grund und III. die Beschaffenheit dieser Gottesliebe.

I. Gott, der erste und höchste Gegenstand unserer Liebe.

Fr. Welches ist der erste und höchste Gegenstand unserer Liebe?

Antw. Der erste und höchste Gegenstand unserer Liebe ist Gott; dieses wird im alten, wie im neuen Testamente wiederholt ausgesprochen. „Vor Allem beobachtet dieß auf's Genaueste," sagt Josue (22, 5.), „daß ihr den Herrn, euern Gott, liebet!" Und der göttliche Heiland gab dem Gesetzeslehrer auf die Frage (Matth. 22, 37. 38.): „Meister! welches ist das größte Gebot?" zur Antwort: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieses ist das erste und größte Gebot."

Erläuterung. Gott und nur Gott allein ist und bleibt der erste und höchste Gegenstand unserer Liebe. Dieß fordert nicht nur, wie schon in der Antwort angegeben, das göttliche, sondern auch das natürliche Gesetz, die gesunde Vernunft. „Gott," sagt uns die Vernunft, „ist der Urheber der Natur, das Ziel und Ende aller Dinge. Er hat der vernünftigen Natur die Fähigkeit gegeben, das Gute zu schätzen und zu lieben, er, der seiner Wesenheit nach gut ist, und von dem alles Gute, als aus seiner Quelle, herkommt." — „Wie Gott als die höchste Wahrheit der erste Gegenstand und der Ruhepunkt unsers Verstandes ist, so ist er auch," sagt der heil. Thomas (opusc. 16. de 10. grad. amor.), „als das höchste Gut der erste Gegenstand, das Ziel und Ende unsers Herzens." Für Geist und Herz muß sonach Gott der erste und höchste Gegenstand der Beruhigung und Beseligung sein; auf ihn muß sich fortan unser geistiges Auge hinwenden. Die Sonnenwendblume folgt nicht nur am heiteren, sondern auch am trüben Tage der Sonne; sie wendet sich beim Aufgange der Sonne gegen Morgen, und beim Untergange derselben gegen Abend. „Eine so große Liebe trägt diese Blume zum Gestirne," sagt der große Naturforscher Plinius (Heliotropium Plin. lib. 12. cap. 21. et Dr. Haid III. pag. 10.), „daß sie auch am neblichten Tage mit der Sonne sich umwendet." — So soll auch unsere Liebe sich wenden zu Gott, der Sonne der Gerechtigkeit; im Glücke, wie im Unglücke, in heiteren, wie in trüben Tagen muß er der einzige und höchste Gegenstand unserer Liebe, unsers Trostes und unserer Beseligung sein.

Der ausgeschlossene Gott.

Der heil. Augustin erzählt, daß der römische Senat, nachdem er dreitausend Götter anerkannt hatte, dem Gott der Christen die Anbetung verweigerte, indem dieser ein stolzer Gott sei, der allein angebetet und geliebt werden wolle, und keinen andern Gott neben sich dulde. — Aber unser Gott hat Recht, dieses von uns zu verlangen, indem er der einzige und wahre Gott, und auch der Einzige ist, der uns wahrhaft liebt, und der, weil er uns so lieb hat, verlangt, daß wir ihn vom ganzen Herzen lieben sollen. (Liguori.)

Der eifrige Theologe.

Wie wichtig uns dieses Gebot der Liebe zu Gott sein soll, zeigt uns Johannes der Jüngere aus dem Dominikanerorden in seiner Himmelsleiter in nachfolgendem schönen Beispiele. Als ein Jüngling zu Paris die Theologie studiren wollte und das erstemal die Vorlesungen besuchte, da eröffnete der fromme Lehrer der Theologie seine Einleitung in die große Wissenschaft der Gottesgelehrtheit mit den Worten: „Wer ein wahrer Theologe werden will, der muß vor Allem das größte und höchste Gebot der Liebe: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus ganzem Herzen u. s. f." bisher treu erfüllt haben, und es in Zukunft treu zu erfüllen entschlossen sein." Kaum hatte der junge Theologe diese Worte aus dem Munde seines Lehrers vernommen, so stand er plötzlich auf und ging davon. Da sich nun der Lehrer und die Mitschüler hierüber wunderten, sagte er: „Ich will, ehe ich noch Mehreres hören werde, vorerst dieses im Werke erfüllen." Und bald darauf trat er in den Orden. (Specul. ex Tit. dilectio. Ex. 2.)

Fr. Ist es schwer, Gott zu lieben?

Antw. Gott zu lieben, kann nicht schwer sein; denn was kann es Leichteres und Süßeres geben, als lieben?

Erläuterung. Hätte uns Gott befohlen, ihn zu hassen, so wäre das freilich schwer; denn das thun die Teufel; — aber lieben, lieben einen Gott, der selbst die Liebe ist, das kann unmöglich schwer, das muß uns vielmehr die süßeste und liebste Pflicht sein. Alle Heiligen haben ihn geliebt, alle Engel lieben ihn, und eben dieß ist ihre Seligkeit. Um Gott zu lieben, haben wir weder Geld noch Gut, weder Wissenschaften noch Talente, weder niedere noch hohe Geburt, weder Jugend noch Alter nothwendig; es gehört dazu nur ein guter Wille. David war schon alt und gleichsam am Rande des Grabes; und dennoch wollte er sich mit der Liebe Gottes unausgesetzt beschäftigen. O wie oft seufzte er: „Diligam te, Domine!" „Herzlich und innig will ich dich lieben, o Herr! der du meine ganze Stärke bist!" „Altersschwäche halber konnte er keine Bußkleider mehr tragen," sagt Euthymius, „er konnte nicht mehr, wie in seinen frühern Jahren, sich auf einer harten Liegerstätte peinigen; aber Gott lieben, das konnte er noch, und deßhalb seufzte er so vielfach: Diligam te, Domine! Ich will dich lieben, o Herr!" (Psalm 17, 1.) Mit Recht sagt der Kardinal Hugo: „Keiner kann sich entschuldigen, als ob er nicht im Stande sei, seinen Gott zu lieben. Gott verlangt von uns nichts, als nur unser Herz. Sohn, gib mir dein Herz! ruft er uns zu. Wer also lieben will, der liebt auch schon wirklich. Es ist dieß eine leichte Sache für den Jüngling, wie für den Greis, für den Mann, wie für das Weib, für den Kranken, wie für den Gesunden, für den Armen, wie für den Reichen, für den Höchsten, wie für den Niedrigsten, für den Freien, wie für den Gefangenen, für den Schwachen, wie für den Starken, für den Unwissenden, wie für den Gelehrten."

Gott zu lieben, ist leicht.

Alte Jahrbücher in der Zeitgeschichte des heil. Franziskus benachrichten, daß einst Aegidius, aus der Gesellschaft des heil. Franziskus, zu dem gelehrten Bonaventura ging und in diese Worte ausbrach: „Gott hat euch Gelehrten herrliche Gaben verliehen, mit denen ihr ihm dienen und seinen Namen verherrlichen könnet vor den Menschen; aber was können wir einfältige Leute zu seiner Ehre thun?" Liebreich antwortete Bonaventura: „Ihr könnet Gott aus aufrichtigem Herzen lieben, und dieses ist es allein, was ihm wahrhaft gefällt." — Darauf sagte wieder Aegidius: „Kann denn ein Unwissender und einfältiger Mensch Christum so innig lieben, wie ein einsichtsvoller und gelehrter?" — „Wie magst du, Bruder! so fragen?" entgegnete Bonaventura; „ein einfältiger Mensch kann Gott mehr lieben, als der gründlichste Gelehrte." Aegidius ging voll Freuden von ihm weg, lief in den Garten und rief aus: „Einfältige Leute! liebet Christum, und ihr werdet größer, als der Bruder Bonaventura!" — (Chrysost. v. Häglsp.)

Texte ad I.: Gott, der erste und höchste Gegenstand unserer Liebe.

a) Aus der heil. Schrift. „Vor Allem beobachtet dieß auf's Genaueste, daß ihr den

Herrn, euren Gott, liebet!" (Jos. 22, 5.) „Israel! was fordert der Herr Anderes von dir, als daß du ihn liebest?" (5. Mos. 10, 12. vergl. ebend. 6, 5. und Matth. 22, 37. 38.)

b) Aus den heil. Vätern u. A. „Warum, o Mensch! schweifest du doch allenthalben umher, die Güter deiner Seele und deines Leibes suchend? Liebe das Eine Gut, in welchem alle Güter sind, und es genügt! Verlange das einfache Gut, welches das ganze Gut ist, und es ist hinreichend!" (S. Anselm. Prosolog. cap. 25.) Gott zu lieben ist nicht schwer. „Nichts ist dem Herzen angenehmer, als Gott lieben, nichts ist dem Liebenden nützlicher. Gott lieben ist leicht; Gott lieben bringt Wonne und Segen. Darum lasset uns Gott lieben! Denn es ist damit keine Beschwerde, kein Nachtheil verbunden, sondern Leichtigkeit und reichlicher Nutzen." (S. Bonavent. Dom. 2. Pentec. serm. 83.) „Bei andern guten Werken könnte Jemand immerhin einige Entschuldigung vorbringen; Niemand aber kann sich entschuldigen, daß er nicht im Stande sei, die Liebe zu erlangen. Du kannst sagen: Ich kann nicht fasten; kannst du auch sagen: Ich kann nicht lieben? — Du kannst sagen: Ich kann nicht ehelos bleiben, kann meine Güter nicht den Armen austheilen; kannst du sagen: Ich kann nicht lieben? Du kannst keine Wunder thun, keine Todten erwecken; darfst du sagen: Ich kann nicht lieben?" (S. Hieronymus.)

II. Die Gründe, warum wir Gott lieben sollen.

Fr. Warum sollen wir Gott lieben?

Antw. Wir sollen Gott vorzugsweise wegen seiner selbst lieben, d. h. nicht aus Furcht vor der Strafe und nicht aus Hoffnung auf Belohnung, sondern wegen seiner unendlichen Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit. „Gott ist die Liebe." Dieß ist die wahre und vollkommene Liebe.

Erläuterung. Nicht deßhalb, weil uns Gott strafen und belohnen kann, sollen wir ihn lieben; wir müssen ihn lieben ohne allen Eigennutz um seiner selbst willen, d. h. wegen seiner unendlichen Vollkommenheiten, weil er das höchste, liebenswürdigste Gut, weil er die Liebe selbst ist. Wir lieben ja auch die Menschen nur wegen besonderer Vorzüge und Tugenden, wegen irgend einer edlen oder vortrefflichen Eigenschaft; nun aber vereinigt Gott in sich alle Vorzüge, alle Tugenden, alle edlen und vortrefflichen Eigenschaften, wie wir in der Glaubenslehre gesehen haben; darum müssen wir ihn auch deßhalb unendlich lieben. Gar schön sagt in dieser Beziehung der heil. Bernhard (Tract. de dilig. Deo): „Die Ursache, Gott zu lieben, ist Gott selbst." Wer Gott auf diese Weise liebt, der liebt ihn vollkommen.

Die wahre Gottesliebe.

Wer zur wahren Erkenntniß Gottes gelangt ist, der kann nicht anders, er muß Gott lieben und zwar einzig und allein wegen seiner selbst; denn er erkennt in ihm die höchste Weisheit und Liebe, die höchste Schönheit und Vollkommenheit, und wird dadurch zur Liebe hingezogen. Wir sehen dieß wiederum an dem großen heil. Augustin. Er gesteht dieß selbst ein in seinen Bekenntnissen, indem er sagt: „Ich bewunderte das schimmernde Sonnenlicht, die Fruchtbarkeit der Erde, den weiten Umfang des Meeres, die Reize der irdischen Schönheiten, die Herrlichkeit der Könige, die Macht der Fürsten, die Beredsamkeit der Redner, den Scharfsinn der Weltweisen; alsbald aber kehrte ich in mich zurück und betrachtete meinen Gott und sprach: Nichts von Allem diesem ist meinem Gott gleich; er hat unendlich mehrere und erhabenere Eigenschaften, die mein Herz entzücken und meine Wünsche erfüllen können." Und ergriffen von der Flamme der göttlichen Liebe ruft er alsdann aus: „O du ewig alte und ewig neue Schönheit! warum hab' ich dich doch so spät geliebt?"

Die Verkünder der göttlichen Liebe.

Von ähnlicher Liebe gegen Gott war auch der heil. Franziskus Seraphikus erfüllt. — Weinend sah man einst diesen Diener des Herrn durch Wald und Fluren wandern. Man fragte ihn: Warum weinst du? Und er antwortete: „Wie soll ich nicht weinen, wie soll ich nicht klagen, da die Liebe nicht geliebt wird?"

So erzählt auch Marchantius (Hort. past. pag. 447.) von einer heiligen Jungfrau, daß sie bei der Betrachtung der Schönheit und Vollkommenheit Gottes oftmals ausrief: „O Gott! o Liebe! o Uebermaß der Liebe! verleihe mir doch

eine so mächtige Stimme, daß man sie vom Aufgange bis zum Untergange, vom Himmel bis zur Hölle höre, damit ich Allen deine Liebe verkünden könne, und damit Alle dich zu erkennen und zu lieben anfangen mögen!"

Die Frau mit der brennenden Fackel.

Wenn unsere Liebe eine wahre und zugleich vollkommene sein soll, so müssen wir Gott, wie schon gesagt, nicht aus Eigennutz lieben, nicht deßhalb, weil er uns belohnt und straft, sondern einzig und allein um seiner selbst willen. — Welche hohe Lehre gab uns in dieser Beziehung einst eine Frau in Alexandria! Sie erschien eines Tages auf dem Platze dieser großen Stadt, und hielt in der einen Hand ein Gefäß mit Wasser, und in der andern eine brennende Fackel, und da man sie fragte, was sie hiermit wolle? gab sie zur Antwort: „Mit dieser Fackel möchte ich den Himmel verbrennen, und mit diesem Wasser das Feuer der Hölle auslöschen, damit man Gott hinfort nicht aus Hoffnung einer Vergeltung, nicht aus Furcht vor der Strafe liebte, sondern einzig und allein um seiner selbst willen und wegen seiner anbetungswürdigen Vollkommenheit."

Welche schöne Gesinnung, würdig einer großen Seele, die da erkennt, was Gott ist, und wie sehr er um seiner selbst willen alle unsere Liebe verdiene!

Der Einsiedler mit der brennenden Liebe.

Wenn man uns sagen würde, daß in einem gewissen Lande ein schöner, heiliger, gelehrter, freundlicher und mitleidiger Fürst zu finden sei, so würden wir denselben ganz gewiß schon deßhalb lieb haben, falls er uns auch nie die geringste Wohlthat erwiesen hätte. Wie dürfte man aber wohl diese Eigenschaften eines solchen guten Fürsten mit den Vollkommenheiten Gottes vergleichen wollen? Gott besitzt alle Vollkommenheiten und besitzt sie auf eine unendliche Weise; er besitzt alle Gaben und alle Schönheit, um unsere Liebe zu verdienen; er ist die unendliche Güte, die unendliche Weisheit, die unendliche Barmherzigkeit. Schon um seiner Güte willen verdient er alle unsere Liebe. — In den Lebensbeschreibungen der Altväter wird erzählt, daß einmal zwei Mönche in der Wüste lebten, welche leibliche Brüder waren. Eines Tages nun gab der Teufel einem von ihnen den Gedanken ein, daß sein Bruder von Gott verworfen sei. Der einfältige Bruder glaubte es und ward deßhalb sehr betrübt. Da fragte ihn nun der andere einmal, warum er denn so traurig sei, worauf jener ihm die vermeinte Offenbarung erzählte. „Gott sei gepriesen, wenn es so sein heiligster Wille ist!" antwortete darauf der fromme Bruder ganz demüthig; „aber deßungeachtet will ich ihn in diesem Leben lieben, so viel ich vermag; denn ich liebe ihn weder aus Furcht vor der Hölle, noch aus Hoffnung, dereinst in den Himmel zu kommen, sondern bloß deßhalb, weil er über Alles geliebt zu werden verdient." In der folgenden Nacht erschien ein Engel dem betrogenen Bruder und offenbarte ihm, daß sein Bruder in die Zahl der Auserwählten eingeschrieben sei. (Liguori.)

Fr. Dürfen und sollen wir Gott auch noch aus andern Gründen lieben?

Antw. Ja, wir dürfen und sollen Gott auch um unsertwillen lieben, d. h. 1) deßhalb, weil er uns schon zuvor geliebt, dadurch, daß er uns erschaffen und zu unserer Erlösung seinen eingebornen Sohn hingegeben hat; 2) wir dürfen und sollen ihn ferner lieben, weil er uns erhält und uns mit vielen Gutthaten an Leib und Seele überhäuft; 3) endlich auch deßhalb, weil er diese Liebe von uns fordert und sie als eine Bedingung setzt zu unserer Seligkeit. — Auch diese Liebe ist eine wahre, aber nur unvollkommene Liebe, weil wir hier Gott nicht um seiner selbst willen lieben, sondern um unsertwillen.

Erläuterung. O wie viele Ursachen haben wir nicht, Gott zu lieben! Alles, was wir sind und haben, ist sein Geschenk. Was nie ein Vater, was nie eine Mutter für ihr Kind gethan, das hat Gott in seiner unendlichen Liebe für uns gethan. Mit Recht schreibt daher der heil. Bernhard: „Lieben wir den, der uns Gutes thut, uns etwas schenkt, uns in Nöthen hilft, eine Gefahr für uns besteht, wie sollen wir erst denjenigen lieben, durch den wir leben, uns bewegen und sind, der uns Alles gab, was wir sind und was

wir haben, — der uns die Engel zu unserer Wache, Sonne, Mond und Sterne zu unserer Erleuchtung, die Erde zu unserer Wohnung, die Elemente, Pflanzen und Thiere zu unserer Nothdurft, zu unserm Nutzen, zu unserer Nahrung und Ergötzung verliehen hat, — der uns erhält, daß wir nicht in das Nichts zurückfallen, — uns vor Uebeln behütet, — sich nicht nur in eine Lebensgefahr für uns begab, sondern sogar den bittersten und schmählichsten Tod für uns ausgestanden hat, — der endlich alle unsere Sünden gnädig nachsieht, alle unsere Schwachheiten heilt, unser Leben vom Tode errettet, und uns mit Barmherzigkeit und Erbarmung krönt!"

1) Wir sollen Gott lieben, weil er uns schon zuvor geliebt, uns erschaffen und erlöset hat.

Die zurückgewiesenen Heirathsanträge.

„Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt," spricht Gott der Herr selbst. (Jerem. 31, 3.) Unsere Eltern waren die Ersten, die uns liebten; allein sie liebten uns erst dann, als sie uns kannten. Gott der Herr hingegen hat uns geliebt, ehe wir noch das Dasein hatten — mit ewiger Liebe hat er uns geliebt. Diese unaussprechliche Liebe Gottes gegen uns betrachtete die heil. Agnes gar oft und schenkte dafür alle ihre Liebe nur Gott dem Herrn. Als ihr ein reicher und hoch angesehener Jüngling Heirathsanträge machte und um ihre Hand warb, antwortete sie: „O Freund! du bist viel zu spät gekommen; ein anderer Liebhaber kam dir schon längst zuvor. Dieser verdient für seine Liebe gegen mich alle meine Gegenliebe." — Wenn die Welt oder die Geschöpfe nach ihrer Liebe verlangten, so antwortete sie: „Nein, o Welt! nein, o Geschöpfe! ich kann euch nicht lieben; denn mein Gott hat mich zuerst geliebt, und deßhalb ist es billig, daß ich Gott allein mein ganzes Herz zum Opfer bringe." — O möchten wir doch auch auf ähnliche Weise die gränzenlose Liebe unsers Gottes gegen uns zu vergelten suchen! — Von der unbegränzten Liebe durchdrungen, die Gott den Menschen bezeigte, rief der heil. Franz von Paula oftmals aus: „O Gott! du Liebe! O Gott! du ewige Liebe! wie unerreichbar ist die Liebe, die du uns bezeigtest! wie sehr verdient es deine Liebe zu uns, daß wir von Liebe für dich glühen!" — Wann werden derlei Pfeile unser Herz durchdringen?

Die Ermunterung zur Liebe.

Eine heilige Klosterjungfrau sprach, ihre Gefährtinen zur Liebe Christi anzuregen, also zu ihnen: „Erschaffen wurden wir einzig, Gott zu lieben; und wir sollten ihn nicht lieben? Wie, nicht lieben sollten wir unsern Gott, der die ganze Ewigkeit hindurch nicht Einen Augenblick nachließ, uns zu lieben? — Nicht lieben sollten wir um seiner selbst willen einen unendlich vollkommenen Gott, der uns mit so uneigennütziger Liebe liebte? Nicht lieben sollten wir ihn mit der zartesten Liebe, der uns mit der Liebe eines Vaters, einer Amme, einer Mutter liebte? — Nicht lieben sollten wir ihn mit großmüthiger Liebe, der uns so sehr liebte, daß er der größten Schmach, den unaussprechlichsten Schmerzen, ja selbst dem Tode sich hingab? — Nicht lieben sollten wir aus der ganzen Kraft der Liebe, deren wir mit der Gnade fähig sind, einen Gott und Erlöser, der uns in einem wunderbaren Uebermaße liebte?" (Silbert, Hausb. I. S. 15.)

Der vorzüglichste Grund unserer Liebe.

Nichts soll uns mehr zur Liebe Gottes hinziehen, als die Betrachtung des großen Erlösungswerkes; denn hierin liegt der höchste Erweis der göttlichen Liebe. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er sogar seines eingebornen Sohnes nicht verschonte, sondern ihn dahingab, auf daß Jene, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." (Joh. 3, 16.) — Wenn die heilige Maria Magdalena von Pazzis die Liebe des leidenden und sterbenden Erlösers betrachtete, gerieth sie oft in eine Art Verzückung, und ergriffen von der himmlischen Liebesflamme rief sie aus: „O Gott der Liebe! O Gott der Liebe! Die Liebe, mein Jesus, die du zu den Menschen hast,

ist allzugroß!" — Eines Tages nahm sie ein Bild des Gekreuzigten und lief damit durch das Kloster, ausrufend: „O Liebe! o Liebe! ich werde nie aufhören, dich, o Gott! die Liebe zu nennen." Dann wandte sie sich zu ihren Mitschwestern und sprach: „Wisset ihr nicht, theuere Schwestern! daß mein Jesus nichts Anderes ist, als Liebe? O möchte die ganze Welt meine Stimme hören, auf daß von Allen die Liebe Jesu erkannt und geliebt würde!" — Und zuweilen begann sie mit der Klosterglocke zu läuten, damit alle Völker der Erde, wie sie wünschte, herbeikämen, um ihren Jesum zu lieben. — O zarte, o glühende Liebe! (In vita, cap. 11.)

2) Wir sollen Gott lieben für all' die unzähligen Wohlthaten, die er uns an Leib und Seele erwiesen hat und noch alle Tage erweiset.

Die Sprache der Schöpfung.

Alles, was wir sind und haben, ist von Gott; die ganze Natur gibt uns Zeugniß von seiner unbegränzten Liebe und fordert uns zur treuen Gegenliebe auf. Es bedünkte den heil. Augustin, als riefen Sonne, Mond und Sterne, Berge und Thäler, Flüsse und Meere, ja alle sichtbaren Wesen der Schöpfung ihm zu: „Augustin, liebe Gott! Denn um deinetwillen erschuf er uns, auf daß du ihn liebest." — Ach! wie selten achten wir auf diese so mächtige und laute Stimme der Natur!

Die Japanesen.

Man erzählt von den Japanesen, daß, wenn ihnen das Evangelium verkündigt wurde, wenn man sie von der Schönheit, Größe und unendlichen Liebenswürdigkeit Gottes unterrichtete, wenn insbesondere von den Geheimnissen der Religion und von dem, was Gott für die Menschen gethan hat, gesprochen ward, — wenn man ihnen Gott vorstellte, wie er aus Liebe zu uns und um unsers Heiles willen Mensch werden und sterben wollte, sie in süßem Entzücken ausriefen: „O wie groß ist er! wie gut, wie liebenswürdig ist der Gott der Christen!" Wenn sie dann hörten, daß es ein eigenes Gesetz gebe, welches befiehlt, Gott zu lieben, welches dem, der ihn nicht liebt, mit Strafe droht, da staunten sie und konnten sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen. „Wie!" sagten sie, „warum dieß? Bedarf es denn für einen vernünftigen Menschen eines Befehls, Gott zu lieben, ihn, der uns so sehr geliebt hat? Ist es denn nicht das größte Glück, ihn zu lieben, und das größte Unglück, ihn nicht zu lieben? Wie! liegen denn die Christen nicht immer am Fuße der Altäre ihres Gottes, durchdrungen von seiner Güte, entflammt von seiner Liebe?" — Und wenn sie dann hörten, daß es Christen gebe, die nicht nur Gott nicht lieben, sondern ihn beleidigen, ihn lästern, — da riefen sie entrüstet aus: „O ungerechtes Volk! o undankbare Herzen! Ist es möglich, daß Christen eines solchen Gräuels fähig seien? und auf welchem fluchwürdigen Boden wohnen diese gefühl- und vernunftlosen Menschen?" — Christen! nur allzusehr verdienen wir diese gerechten Vorwürfe, und es wird einst dieses Volk zum Zeugnisse gegen uns angerufen werden, es wird uns anklagen und uns vor Gott verdammen. Vielleicht haben wir bis jetzt Gott noch nie auf eine seiner würdige Weise geliebt; — o betrübender Gedanke! — Widmen wir wenigstens den Rest unsers Lebens der heiligen Liebe! (Missionsb. S. 268.)

3) Endlich sollen wir Gott auch noch deßwegen lieben, weil er es von uns ausdrücklich fordert und sogar unsere Seligkeit davon abhängig macht.

Christus und der Schriftgelehrte.

Zu dem göttlichen Erlöser kam einmal, wie der heil. Evangelist Lukas (10, 27.) berichtet, ein Schriftgelehrter und fragte ihn: „Meister! was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?" Und dieser erwiderte: „Was steht

im Gesetze geschrieben? Wie liesest du?" Jener antwortete: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und aus deinem ganzen Gemüthe; deinen Nächsten aber wie dich selbst." Christus sagte: „Du hast recht geantwortet; thu' das, so wirst du leben."

Texte ad II.: Warum wir Gott lieben sollen.

a) Aus der heiligen Schrift. Wir sollen Gott lieben 1) wegen seiner selbst. „Denn Niemand ist gut, als Gott allein." (Matth. 19, 17. vergl. Luk. 18, 19.) „Wer Gott nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe." (1. Joh. 4, 8.) 2) Wegen seiner unendlichen Liebe gegen uns. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab 2c." (Joh. 3, 16.) „Lasset uns ihn lieben, weil er uns zuerst geliebt hat!" (1. Joh. 4, 19. vergl. ebend. V. 9 und 10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Wir sollen Gott lieben 1) seiner selbst wegen. „Die Ursache, warum wir Gott lieben sollen, ist Gott selbst. . . Die Seele, welche Gott liebt, sucht außer Gott keine Belohnung ihrer Liebe; oder wenn sie eine sucht, so liebt sie Gott nicht." (S. Bern. tract. de dilig. Deo.) „Bedenket, daß Alles, was ihr Schönes und Wunderbares in der Welt sehet, Alles, was eure Herzen entzückt, Werke der Hand Gottes sind! Wenn nun diese Dinge schon so viele Schönheit enthalten, was muß man von der Schönheit Dessen denken, der sie gemacht hat? Und wenn wir diese irdische Schönheit schon so sehr lieben, wie vielmehr müssen wir nicht die ewige Schönheit lieben!" (S. August. in Psalm. 84.) „Wer ein Knecht ist, fürchtet das Antlitz seines Herrn; wer ein Söldling ist, hofft auf Belohnung von der Hand des Herrn; wer ein Jünger ist, horcht den Unterweisungen des Meisters; wer ein Sohn ist, folgt mit Ehrfurcht dem Vater; wen aber Liebe beseelt, der sucht nicht Freiheit, nicht Sold, der verlangt weder Belohnung noch Erbschaft, sondern sucht und will den Herrn, den Meister, den Vater selbst." (S. Bern.) 2) Wir sollen Gott lieben auch wegen seiner unaussprechlichen Güte gegen uns. „Wenn wir zu träge waren, Gott zu lieben, so sollen wir doch nicht zu träge sein, ihn nun entgegen zu lieben. Es gibt ja keine größere Einladung zur Liebe, als wenn man mit Liebe zuvorkommt; und ein Herz, das, wenn es schon die Liebe nicht zuerst schenken, auch die Liebe nicht mit Gegenliebe erwidern wollte, ist denn doch gar zu hart." (S. August. lib. de catech. rud. cap. 4.) „Zu den wichtigsten Gründen, warum Christus auf Erden gekommen, und den Menschen sich gegeben hat, gehört vorzüglich auch: daß der Mensch erkenne, wie sehr Gott ihn liebt, und daß diese Erkenntniß ihn mit Liebe für Denjenigen entzünde, der ihn zuerst, und zwar in einem solchen Uebermaße liebte." (Idem.) „Sieh doch," ruft Richard von Sankt Viktor aus, „sieh und bemerke, ob nicht Alles ein mächtiger Antrieb zur Liebe Desjenigen sei, der Alles dieses zu unserm Nutzen in dieser Welt aufgestellt hat!" (Tract. de grad. charit. cap. 3.)

III. Wie wir Gott lieben sollen.

Fr. Wie sollen wir Gott lieben?

Antw. Wir sollen Gott über Alles lieben, d. h. wir sollen ihn mehr lieben und höher schätzen, als Alles in der Welt, so daß wir lieber Alles, selbst das Leben verlieren, als Gott beleidigen wollten. „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften!" (Mark. 12, 30.)

Erläuterung. „Der Grund, Gott zu lieben, ist Gott selbst," sagt der heil. Bernhard; „die Art und Weise aber und das Maß, ihn zu lieben, besteht darin, daß man ihn ohne Maß liebe." Um sonach Gott über Alles zu lieben, müssen wir alle Kräfte unseres Geistes und Körpers zu seinem Dienste verwenden; wir müssen ihn, wie der heil. Bonaventura *) sagt, lieben — mit unserm ganzen Verstande, ohne zu irren — mit unserm ganzen Willen, ohne ihm je zu widersprechen — mit allem unserm Thun und Lassen, ohne je zu sündigen. Wir müssen ihn lieben aufrichtig und wahr „vom ganzen Herzen" — wirksam und werkthätig aus allen unsern Kräften." Darum schreibt der heil. Johannes (1. Br. 3, 18.): „Kindlein! lasset uns nicht lieben mit dem Worte und mit der Zunge, sondern mit der That und in der Wahrheit!" Unsere Liebe zu Gott muß eine Liebe des Vorzuges sein, größer als unsere Liebe zu den Eltern, zu allen irdischen Gütern und Schätzen, Ehren und Würden. „Unsere Gottes-

*) Quid est diligere toto corde? nisi ex toto intellectu sine errore. Quid est ex tota mente, nisi ex tota memoria sine oblivione. Quid est ex tota anima? nisi ex tota voluntate sine contradictione. Quid est ex omnibus viribus? nisi in omni opere nostro. (S. Bonav. serm. 49.)

liebe," sagt der heil. Thomas von Aquin, „soll eine besondere Liebe, eine Vorzugsliebe sein, kraft welcher das Herz, da es seinen Gott höher als jeden andern Gegenstand schätzt, ihn allen Dingen vorzieht, die nicht Gott sind, und bereit ist, eher alle übrigen Güter zu verlieren, als von Gott getrennt zu werden." — Wir müssen Gott lieben aus ganzem Herzen, d. h. er allein muß unser höchster und seligster Besitz sein, der Schatz unsers Herzens; wir müssen das lieben, was er liebt, das hassen, was er haßt. Wir müssen Gott lieben aus ganzer Seele, d. h. wir müssen uns eifrig bestreben, durch heilige Betrachtungen ihn immer mehr kennen zu lernen und alle unsere Seelenkräfte, unsere Einsichten und Kenntnisse zu seiner Ehre zu verwenden. Wir müssen ihn lieben aus ganzem Gemüthe, d. h. alle Leidenschaften unterdrücken und nur nach Vereinigung mit Gott verlangen. Wir müssen ihn endlich lieben aus allen Kräften, d. h. alle unsere Handlungen auf ihn beziehen und seine Ehre nach Möglichkeit auch bei Andern befördern. — Nachfolgende Parabel soll uns diese Erklärung noch deutlicher machen!

Der Waisenknabe.

Ein armes, verlassenes Waisenkind ward von einem reichen Gutsbesitzer aufgenommen und mit väterlicher Liebe erzogen. Ehe es noch zum Gebrauche seiner Vernunft kam, begab sich sein Wohlthäter in ein fernes Land, aus welchem er in vielen Jahren nicht zurückkommen konnte. Vor seiner Abreise bestellte er aber Lehrer für dasselbe, kaufte ihm einen schönen Hof sammt Feldern, Wiesen und aller Einrichtung, und befahl seinem Verwalter, für dasselbe so zu sorgen, als wenn es sein eigenes Kind wäre. Als der Knabe erwachsen war, erfuhr er, wie unglücklich er gewesen, und wer sein Wohlthäter sei. „Alles," sagte man ihm, „Alles, was du hast, hast du ihm zu verdanken; ohne ihn wärest du schon lange nicht mehr beim Leben." — Anton, so hieß der Knabe, fühlte die größte Liebe gegen seinen Wohlthäter. Allein wie sollte er sie ihm zeigen, da derselbe weit entfernt war, und es keine Gelegenheit gab, ihm etwas Gutes zu erweisen? Höret, was er that! Anton dachte oft an seinen Wohlthäter. Wenn er durch die Wiesen ging, oder die Früchte seiner Felder genoß, so sprach er bei sich: „Alles dieses hätte ich nicht, wäre mein Wohlthäter nicht." Er hatte herzliche Freude, wenn andere Dorfbewohner erzählten, wie verständig, gerecht und liebevoll ihr Gutsherr sei, und sprach gerne mit Andern davon, wo es eine Gelegenheit gab. Zuweilen schickte der abwesende Gutsherr Befehle an seine Unterthanen, oder ließ durch seinen Verwalter manche Verordnung kund machen. Anton war immer der Erste und Eifrigste in Vollziehung solcher Befehle, und ermunterte auch Andere zum Gehorsame. „O!" sprach er, „unser Gebieter weiß am Beßten, was uns nützlich ist, und will gewiß nichts, was uns unglücklich macht." Der Gutsherr hatte auf seinem Gute auch zwei seiner eigenen Kinder zurückgelassen. Diese liebte nun Anton innigst; was er ihnen Gefälliges thun konnte, das that er unaufgefordert. „Meinem Wohlthäter selbst," sagte er oft, „kann ich seine Wohlthaten nicht vergelten; darum will ich wenigstens seinen Kindern so viele Liebe erzeigen, als mir möglich ist. Gewiß wird der Vater das, was ich an seinen Kindern thue, eben so gut ansehen, als wenn ich es ihm selbst thäte." So liebte Anton auch seinen abwesenden Wohlthäter, obwohl er sich kaum seines Ansehens erinnern konnte. — Auch wir können Gott auf ähnliche Art lieben, obwohl wir ihn nicht sehen. Wir können die Liebe gegen Gott innerlich beweisen, wenn wir 1) gerne an ihn denken. Alles kann uns an Gott erinnern; die Sonne, der Mond, die Sterne über uns, die Bäume neben uns; — die künstliche Bauart unsers Körpers an uns; und tausenderlei Geschöpfe dieser Erde legen uns den Gedanken an den Schöpfer sehr nahe. Und wen man liebt, an den denkt man gerne. 2) Wenn wir gut von Gott denken. Es ist eine Folge der Liebe, daß man den Geliebten keine bösen, sondern gute Eigenschaften beilegt. Gesetzt nun wir fielen unter dem Drucke der Leiden auf den Gedanken: „Gott habe uns verlassen, — er regiere die Welt nicht mit Weisheit und Gerechtigkeit," so muß uns die Liebe gleich das Gegentheil eingeben: „Nein! das läßt sich von Gott nicht denken; er hat keinen Fehler, sondern lauter Vollkommenheiten." Denken wir nun an diese Vollkommenheiten, so werden wir uns 3) darüber freuen. Freuen wir uns, Manches zu hören,

das unsern Freunden zum Ruhme gereicht, warum sollen wir bei dem Gedanken, daß Gott allmächtig, unendlich, weise, gütig und gerecht ist, keine Freude äußern? Wir können die Liebe gegen Gott äußerlich beweisen, wenn wir a) gerne von Gott reden; denn wen man liebt, von dem redet man gerne; wenn wir Andern seine Eigenschaften bekannt machen, ihn preisen, ihn loben. Noch ein größerer Beweis der Liebe Gottes ist es, wenn wir b) den Willen Gottes genau und mit Freuden vollziehen. Liebt man Jemanden, so gibt man genau Acht, was die geliebte Person gerne hört und sieht, und thut es gerne; man gibt Acht, was ihr mißfällt, und unterläßt es. Wir wissen aber, daß Gott am Guten Gefallen und am Bösen Mißfallen habe. Wir werden also, wenn wir ihn wahrhaft lieben, die Sünden meiden und gute Werke üben. Jesus sagt auch: „Wer meine Gebote hält, der ist's, der mich liebt." (Joh. 14, 15.) — Zu einem Beweise der thätigen Liebe gehört, c) daß wir diejenigen lieben, die Gott liebt. Wer den Vater liebt, liebt auch die Kinder. Kann er dem Vater keine Wohlthat erweisen, so rechnet er sich's zur Freude, wenn er seinen Kindern eine Gefälligkeit erweisen kann. Deßwegen wird Christus am Gerichtstage die Liebesdienste, die man den Menschen erweiset, als ihm selbst erwiesen anrühmen. Matth. 25, 40. (Vgl. Krauth. II. Bd. S. 203. und Socher's Christenlehrbuch.)

Ja, wir müssen Gott über Alles, aus ganzem Herzen lieben.

Der ehrwürdige P. Johannes Crasset

läßt hierüber gar schön den göttlichen Heiland also reden: „Mein Sohn! gib mir dein Herz! Gib es mir, deinem Vater, deinem Bruder, deinem Schöpfer, deinem Bräutigam, deinem beßten Freunde, der ich dich von Ewigkeit her geliebt habe! Hätte ich für den Teufel so viel gethan, als ich für dich gethan, er würde mich von Herzen lieben. Hättest du eine Anzahl Herzen, die der Anzahl der Sandkörner am Meere gleich käme, so solltest du sie alle mir geben, und siehe, du hast nur ein einziges, und dieses einzige willst du mir verweigern? Die Hälfte deines Herzens willst du mir geben? O du undankbare Seele! handelst und theilst du also mit deinem Gott? Die Hälfte deines Herzens willst du mir geben? Wer soll denn die andere Hälfte bekommen? Wer verdient dieselbe gerechter, als ich? Habe ich etwa nur die Hälfte deines Herzens erschaffen, nur die Hälfte deines Herzens erkauft, nur die Hälfte deines Herzens geheiligt? Und werde ich nur die Hälfte deines Herzens selig machen? Mit welch' großer Ungerechtigkeit hältst du fremdes Gut zurück, um es dem Feinde dessen zu geben, dem es angehört! Großen Gottesraub begehst du, daß du einen Theil meines Opfers hinwegnimmst, um ihn dem Teufel zu opfern. Und was soll ich von der Verachtung sagen, mit der du mich behandelst, da du mir meinen Theil wie einem Knechte hingibst, und mich den Geschöpfen gleichstellst? Die Hälfte deines Herzens willst du mir geben? Gab ich etwa auch dir nur die Hälfte des meinigen? Wie oft gab ich dir meinen ganzen Leib, meine ganze Seele, mein ganzes Blut, mein ganzes Herz, meine ganzen Verdienste, meine ganzen Arbeiten, meine ganze Gottheit, meine ganze Menschheit, und du willst nur dein halbes Herz mir geben? Entferne dich von mir mit deinem halben Herzen! Gib es ganz dem bösen Geiste, da du mir es nicht geben willst! Aber sei versichert, daß du weder Friede und Ruhe in diesem Leben, noch meinen Segen im zukünftigen haben wirst. Entsagst du dagegen jedem Geschöpfe, jeder sinnlichen Freude und gibst mir dein Herz, so will ich es mit ewigen Schätzen füllen, mit Trost übergießen, ihm Frieden und Segen spenden und ihm zu kosten geben die Wonne des Paradieses."

In gleicher Weise beweisen es uns auch die Beispiele aus der heil. Schrift und aus dem Leben der Heiligen Gottes, was es heiße, Gott über Alles zu lieben.

a) Biblische Beispiele.

Es begegnen uns in der heil. Schrift fromme Männer und Frauen, welche eher jegliche Schmach und Unbild, jegliche Marter und Qual litten, als daß sie sich zur Uebertretung eines göttlichen Gebotes verleiten ließen; sie liebten ihren Gott von ganzem Herzen; und diese Liebe machte sie zu jedem Opfer fähig. Allen Freuden und Glücksgütern der Welt zogen sie Gott den Herrn vor. Hierzu nur einige Beispiele! — Der ägyptische Joseph wurde von Putiphars wollüstigem Weibe zu einer schändlichen Handlung angereizt. Er wußte, daß, wenn er nicht einwillige, sie ihn bei ihrem Manne verläumde, als habe er sie dazu verleiten wollen, und daß Putiphar ihr eher als ihm glaube, also sein guter Name, sein Glück, vielleicht sogar sein Leben dahin sei. Dennoch war er so weit entfernt, Gott zu beleidigen, daß er sich lieber allem zeitlichen Unglücke aussetzen wollte. Heißt das nicht Gott über Alles lieben?

Susanna wurde von zwei Richtern des Volkes zu einer schändlichen Handlung angereizt. Sie drohten, sie fälschlich anzugeben, wenn sie nicht einwilligen würde. Sie widerstand aber heldenmüthig den Versuchern, und sagte: „Wie bin ich von allen Seiten bedrängt! Wenn ich es thue, so bin ich des Todes; weigere ich mich, so werde ich euren Händen nicht entrinnen; doch ist es mir besser, ich falle euch in die Hände, als daß ich vor dem Herrn sündige.“ Heißt das nicht Gott über Alles lieben?

Eleazar, ein Gesetzesgelehrter, sollte auf Befehl des Königs Antiochus Fleisch, welches im jüdischen Gesetze verboten war, essen. Man riß ihm den Mund auf; er aber wollte lieber glorwürdig sterben, als schandvoll leben, ging geduldig zu der Marter, spie das aus, was man ihm in den Mund gesteckt hatte, und aß durchaus nichts Unerlaubtes, ob er gleich sein Leben hätte erhalten können. Die, welche der Austheilung des Fleisches vorstunden, nahmen ihn, alter Bekanntschaft wegen, bei Seite und baten ihn, er solle sich erlaubtes Fleisch bringen lassen, damit man vorgeben könnte, er habe nach dem königlichen Befehle vom geopferten Fleische genossen, und ihm auf diese Weise das Leben gerettet würde. Allein Eleazar antwortete: „Lieber will ich in's Grab steigen, als heucheln und junge Leute glauben machen, der neunzigjährige Eleazar habe den heidnischen Gebräuchen beigepflichtet. Vielmehr will ich Jünglingen ein Muster hinterlassen, gerne und großmüthig für die heiligen Gesetze eines schönen Todes zu sterben.“ Da er zu todt geschlagen wurde, sprach er: „Herr! dessen Allwissenheit nichts verborgen ist, du weißt, daß ich mich von dem Tode hätte befreien können, mich aber lieber schlagen lasse, und große Schmerzen erdulde, als unrecht thue. Meine mit Ehrfurcht gegen dich erfüllte Seele leidet Alles gerne.“ — So verschied er und hinterließ ein Beispiel der Liebe Gottes.

Eine gleiche Liebe zu Gott bewiesen auch die sieben makkabäischen Brüder und ihre Mutter. Weder die grausamsten Qualen noch selbst der Tod konnten sie von dieser Liebe scheiden.

Auch im neuen Testamente begegnen uns solche Helden der göttlichen Liebe.

Die Apostel Petrus und Johannes waren einmal zu Jerusalem auf Befehl des hohen Rathes der Juden in's Gefängniß geworfen worden, darum, weil sie die Lehre Jesu verkündigten. Am andern Morgen nach ihrer Verhaftung wurden sie vor die Versammlung geführt, wo die Hohenpriester, die Aeltesten des Volkes und die Schriftgelehrten beisammen waren. Man trug ihnen auf, durchaus nicht mehr im Namen Jesu zu reden und zu lehren. Allein die zwei Apostel antworteten: „Urtheilet selbst, ob das vor den Augen Gottes recht wäre, wenn wir euch mehr gehorchen wollten, als Gott! Wir können es nicht unterlassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ (Apostelg. 4.) Diese Apostel haben sich also von dem, was sie für ihre Pflicht erkannten, durch keinen Menschen abhalten lassen. Sie haben Gott von ganzem Herzen geliebt.

Eine solche Liebe zu Gott trug auch Magdalena im Herzen. Sie war ehevor der Eitelkeit und den fleischlichen Gelüsten ergeben. Als sie aber hörte

und sah, daß Jesus, der Sohn Gottes, im Hause Simons, des Pharisäers, zu Tische saß, wurde sie aus Liebe zu Jesus zur heftigsten Reue angetrieben; sie fing an, ihre begangenen Laster zu verfluchen, zu bereuen, zu beweinen, so zwar, daß sie mit ihren Thränen die Füße des Erlösers, vorzüglich aber ihre Seele abwusch; denn „es sind ihr viele Sünden nachgelassen worden, weil sie viel geliebt hat". (Luk. 7, 47.) Die Liebe zu Jesus trieb sie an, daß sie mit freigebiger Hand eine kostbare Salbe über sein Haupt ausgegossen hat... Und was hat die heilige Liebe gethan — nach ihrer Bekehrung? Magdalena hatte für nichts mehr Augen, als nur dazu, um ihren Geliebten zu schauen — keine Ohren mehr, als nur seine Reden anzuhören — keine Füße mehr, als nur ihn überall zu suchen und ihm nachzufolgen — keine Güter mehr, als nur selbe seinetwegen den Armen auszutheilen... Die Liebe zu Jesus trieb sie auf den Kalvarienberg — mitten unter die Schaaren der Soldaten, wo sie ihren Geliebten am Kreuze betrachtete. Nach seinem Hinscheiden begleitete sie den entseelten Leib zum Grabe. Nach der Auffahrt Jesu in den Himmel begab sie sich nach Frankreich und verbarg sich daselbst in eine erschreckliche Höhle, um nur mehr an ihren einzig Geliebten zu denken, mit ihm zu reden, seinen Willen zu thun, und ihren Leib zu züchtigen — mit Geißelstreichen, durch Fasten, durch immer fließende Bußthränen... Dieß, mein Christ! heißt Gott über Alles lieben.

b) Beispiele aus dem Leben.

Der heilige Franz von Sales.

Der große Bischof von Genf hat es in Wort und That bewiesen, daß er Gott über Alles liebe. „Wenn ich wüßte," sagte er oft, „daß sich in meinem Herzen auch nur Eine Faser befände, die nicht für Gott wäre, so würde ich sie alsogleich herausreißen. Die reine Liebe Gottes muß Alles im Herzen verzehren, was nicht Gott ist, um Alles in sich umzuwandeln. Entweder muß man Gott recht vom Herzen lieben oder sterben. O! ich wollte, daß mir mein Herz im Leibe aus Liebe zu Gott verginge, oder daß es, wenn es gleichwohl im Leibe bleiben sollte, zu nichts Anderm diene, als Gott, meinen Herrn, unaufhörlich zu lieben. Wahrlich! Jener liebt Gott nicht genug, welcher nicht eine Begierde trägt, ihn noch mehr zu lieben." — Im gleichen Sinne spricht sich auch der ehrwürdige Pater Segneri aus. „Die göttliche Liebe ist ein Dieb," sagt er, „der uns aller unserer Neigungen beraubt, bis eine solche Seele sagen kann: „Was will ich, als einzig dich, o mein Gott?!«" — O möchte dieser beseligende Dieb der göttlichen Liebe auch zu uns kommen und unsere Herzen aller Dinge berauben, die nicht für Gott sind, auf daß wir einmal anfingen, Gott, unsern Herrn, über Alles zu lieben! (Vergl. Blumenlese des heil. Franz von Sales.)

Das vom Feuer der Liebe verwundete Herz.

An dem großen Kirchenlehrer Augustin sehen wir es so recht deutlich, was es heiße, Gott über Alles zu lieben. Nachdem er angefangen hatte, seinen Gott zu erkennen, fand er keine Freude mehr an irdischen Genüssen und Vergnügungen, denen er sonst mit größter Hast und Begierde nachgelaufen war; Gott allein war der Gegenstand seines Sinnens und Denkens, seines Trachtens und Liebens. „Ich liebe dich, o mein Gott!" betete er oft (in Medit. cap. 35. num. 3.), „ich liebe dich mit aller meiner Liebe und noch immer verlange ich, dich mehr zu lieben. Verleihe mir die Gnade, dich zu lieben in dem Grade, wie ich will, in dem Grade, wie ich soll, so daß einzig und stets du alle meine Betrachtung bildest! Dich will ich betrachten bei Tag ohne Aufhören; dich will ich fühlen bei Nacht sogar im Schlafe; mein Geist soll immerdar nur mit dir sprechen und meine Seele fortan mit dir im süßen Verkehre stehen! O selig, wer nichts Anderes liebt, nichts Anderes sucht und an nichts Anderes zu denken gelernt hat, als nur an dich, o mein Gott und Alles!" Ob dieser

brennenden Liebe sieht man diesen mächtigen Liebhaber Gottes gewöhnlich mit einem flammenden Herzen abgebildet, welches vom Pfeile der göttlichen Liebe durch und durch verwundet ist — ein für so viele kalte Christenherzen gewiß sehr bedeutsames und beschämendes Bild!

Auch die heil. Katharina von Genua sprach oft nach ihrer Bekehrung: „Keine Sünde mehr, o Gott! sondern deine reine Liebe! O schreibe doch meinem Herzen das Gesetz deiner Liebe mit der Flammenschrift des heiligen Geistes ein!"

Der Martyrer der göttlichen Liebe.

Wir dürfen uns aber nicht damit begnügen, Gott den Herrn nur um seine Liebe zu bitten oder ihn nur mit der Zunge zu lieben; wir müssen ihn lieben in der That und in der Wahrheit. In den Tagen der Prüfung und Leiden — da haben wir die schönste Gelegenheit, es zu beweisen, ob wir Gott in Wahrheit und in der That über Alles lieben; in den Stunden der Versuchungen — da können wir es zeigen, ob uns Gott oder die Sünde höher steht. Wären die heiligen Martyrer, wenn sie Gott nicht über Alles geliebt hätten, wohl im Stande gewesen, solche namenlose Martern und Qualen zu leiden, und die herrlichsten Anerbietungen mit christlichem Heldenmuthe zurückzuweisen? Dadurch, daß sie lieber sterben, als ihren Gott verläugnen wollten, gaben sie zu erkennen, daß sie ihren Gott über Alles liebten. Statt vieler Beispiele führen wir nur etwas Weniges aus der Martyrergeschichte des heil. Ignatius an. — Unterrichtet von dem Jünger der göttlichen Liebe, dem heil. Johannes, athmete Ignatius nur Liebe. „Möchten doch Feuer, Kreuz, wilde Thiere, Brechen der Gebeine, Zerstückelung der Glieder, Zermalmung des ganzen Körpers und alle Torturen über mich kommen, nur damit ich Christum genieße!" dieß war oft die Sprache seines liebenden Herzens; so sehr sehnte er sich nach dem Gegenstande seiner Liebe. Voll Freuden ging er deßhalb seinem Martyrertode entgegen. Obschon über 80 Jahre alt unterzog er sich doch bereitwillig der weiten und beschwerlichen Reise von Antiochien nach Rom, ein Weg von mehr als 400 Meilen. Ehe man ihn den wilden Thieren vorwarf, wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um ihn zu bewegen, daß er den Göttern opfere. Unter Anderm befahl einer von seinen Richtern: „Thuet ihm seine Hände auf und füllet sie mit Feuer; lasset ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen; öffnet ihm den Mund und füllet ihn mit siedendem Wasser! Wir wollen doch sehen, ob wir ihm die Liebe zu seinem Gott nicht auszulöschen im Stande sind!" Aber entschlossen und frei, wie immer, entgegnete auch hierauf der heil. Ignatius: „Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser wird je die Liebe Gottes in mir auszulöschen vermögen." — Und so war es auch; seine Liebe zu Gott war unbesiegbar; er starb als ein Martyrer der göttlichen Liebe. — Ach! wie unendlich weit stehen wir hinter dem heil. Ignatius zurück! wie schwach ist unsere Liebe! Wenn unbedeutende Leiden und Prüfungen kommen, wie schnell erlischt da unsere Liebe?! O Schmach! Christ! blick auf den heil. Ignatius hin und lerne von ihm deinen Gott lieben über Alles, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften!

Das Bild der Liebe.

Gar schön wird uns endlich auch in der nachfolgenden Erzählung gesinnbildet, was es denn heiße, Gott über Alles zu lieben. — Es wollte Jemand (wie uns Philipp Kystelius und nach ihm Dr. Haid erzählt) den Genius, den Geist der Liebe erklären und malte einen Jüngling und neben ihm vier Weltkugeln mit den Worten: „Diesen Nichts!" In der rechten Hand hob er ein flammendes Herz gegen Himmel und in die Flammen ward geschrieben: „Gott dem Herrn allein!" (Dr. Haid, III. Bd. S. 9.) Wahrlich! wer sein Herz theilt zwischen Gott und der Welt, der liebt Gott nicht über Alles. —

Wenn wir Gott über Alles lieben wollen, so darf unsere Liebe auch nicht bloß eine schnell vorübergehende Empfindelei, kein oberflächliches, sentimentales Gefühl sein, sie muß vielmehr in einer vollkommenen, freien und selbstbewußten Hingabe des Geistes und Herzens bestehen. „Im alten Bunde hatte Gott befohlen," schreibt der heil. Alphons Liguori in seiner Braut Christi (I. Bd. S. 247.), „daß auf seinem Altare fortwährend das Feuer brennen solle. Darum setzt der Herr, nachdem er den Menschen das Gebot verkündet hat, ihn vom ganzen Herzen zu lieben, noch folgende Worte hinzu, die uns zu erkennen geben, wie dringend er uns seine Liebe anempfiehlt: „Und es sollen diese Worte, die ich dir heute gebiete, in deinem Herzen sein, und du sollst sie betrachten, wenn du in deinem Hause sitzest, und wenn du auf der Reise bist, wenn du dich niederlegest, und wenn du aufstehst! Du sollst sie wie ein Zeichen an deine Hand binden, und zwischen deinen Augen haben, und an die Pforten und Thüren deines Hauses schreiben" (5. Mos. 6, 5.), und das Alles, damit du immerfort derselben eingedenk seiest, und sie durch Liebesakte in Ausführung bringest!"

Fr. Wodurch können wir wohl am Beßten zu dieser beseligenden Gottesliebe gelangen?

Antw. Durch Gebet und Uebung.

Der heilige Franz von Sales

erklärt dieß treffend mit folgenden Worten: „Wie man während der Studien das Studiren lernt, und im Sprechen das Sprechen, im Arbeiten das Arbeiten sich aneignet ... so lernt man im Lieben lieben." Wer einen anderen Weg einschlägt, der irret. Das beßte Mittel, Gott zu lieben, besteht also darin, daß man ihn täglich mehr liebe.... Lehrlinge sollen nur ernstlich beginnen, und durch kräftige Fortschritte werden sie es bald zur Meisterschaft bringen. Die aber bereits weiter vorgerückt sind, sollen noch rüstiger fortschreiten, ohne sich mit dem Gedanken zu schmeicheln, daß sie schon am Ziele stehen; denn die Liebe kann in diesem Leben bis zum letzten Athemzuge wachsen. Und Jene, die es in der Liebe am Weitesten gebracht haben, sollen mit David sprechen: „Sieh! jetzt fange ich an;" oder mit dem heil. Franziskus: „Wann werden wir einmal anfangen, Gott aus ganzer Seele und unsern Nächsten wie uns selbst zu lieben!?" (Geist des heil. Franz von Sales, I. Bd.)

Texte ad III.: Wie wir Gott lieben sollen.

a) Aus der heil. Schrift. „Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr. Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus allen deinen Kräften!" (5. Mos. 6, 4 — 5. Vergl. Matth. 22, 37.) — Unsere Liebe zu Gott muß sonach eine besondere Liebe, eine Liebe des Vorzuges sein. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth." (Matth. 10, 37.) „Wenn Jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater und Mutter und Weib und Kinder und Bruder und Schwestern, dazu auch sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein." (Luk. 14, 26.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wollet ihr von mir hören, warum und wie wir Gott lieben sollen? so antworte ich euch: Die Ursache, Gott zu lieben, ist Gott; und die Art und Weise, das Maß, ihn zu lieben, ist, ihn zu lieben ohne Maß." (S. Bern. in tract. de diligendo Deo.) „Du sollst Gott lieben mit ganzem, nicht bloß mit einem getheilten Herzen! Denn Gott hat keine Theile, er ist immer und überall ganz; darum will er auch keinen Theil von uns und unserer Liebe; er will uns ganz." (S. Anton. de Padua, Dom. 13. post Trinit.) „Die Liebe Gottes theilt sich in drei Punkte; denn es ist befohlen, den Schöpfer zu lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus ganzer Kraft. Dabei muß man merken, daß das göttliche Wort, da es gebietet, Gott zu lieben, nicht nur sagt: wie, sondern auch lehrt: wie sehr, indem es beisetzt: aus ganzem Herzen; so nämlich, daß derjenige, welcher Gott vollkommen zu gefallen verlangt, von sich nichts für sich übrig behält." (S. Greg. M. lib. 10. Moral. in Job. cap. 6.) „Wir müssen Gott nicht nur allen Sachen vorziehen, sondern wir müssen auch zu keinem Geschöpfe eine gleiche Liebe tragen, wie zu Gott. Der heil. Augustin sagt: Derjenige liebt Gott zu wenig, welcher neben Gott noch etwas Anderes liebt; es sei denn, er liebe es aus Liebe zu Gott." (S. Franc. Sales.) „Ein Wein, welchem Wasser beigemischt wird, ist kein reiner Wein; ja! es wird die Kraft des Weines um

so mehr geschwächt, je mehr Wasser man unter denselben mischt. So verhält es sich auch mit der Liebe zu Gott; diese wird um so unreiner und schwächer, je mehr irdische Liebe ihr beigemischt wird." (S. Bonav. serm. 8. de Apost.)

III. Christliche Lehre.

B. Von der christlichen Nächstenliebe.

I. Von dem zweiten Gegenstande unserer Liebe; II. von den Beweggründen; III. von der Beschaffenheit der christlichen Nächstenliebe.

I. Der Nächste, ein zweiter Gegenstand unserer Liebe.

Fr. Wen sollen wir nach Gott noch vorzüglich lieben?

Antw. Unsern Nächsten.

Erläuterung. Gottes- und Nächstenliebe sind unzertrennbar mit einander verbunden; wer Gott liebt, muß nothwendiger Weise auch den Nächsten lieben, wie derjenige, welcher den Vater liebt, auch die Kinder desselben um des Vaters willen liebt. Darum schreibt der heil. Johannes (1. Br. 4, 15.): „Wir haben von Gott dieses Gebot empfangen, daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe;" und wiederum (ebend. V. 20.): „Wer da sagt, er liebe Gott, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner." Und der heil. Thomas schreibt: „Die Liebe Gottes und die Liebe des Nächsten entsteht aus einer und derselben Liebe, weil es dieselbe Liebe ist, die da macht, daß wir sowohl Gott selbst, als auch den Nächsten lieben, weil es Gott so haben will." (2. 2. qu. 25. a. 1.) Die Liebe Gottes und des Nächsten ist eine und dieselbe Liebe, nur verschieden in ihrem Gegenstande. Es sind zwei Bäche, entsprungen aus derselben Quelle, zwei Aeste, von derselben Wurzel lebend.

Die heilige Katharina von Genua

sprach einstens zu dem Herrn: „O mein Gott! du befiehlst mir, daß ich meinen Nächsten lieben soll; und ich kann doch Niemanden lieben, als nur dich allein." Da antwortete ihr der göttliche Heiland: „Meine Tochter! wer mich liebt, der liebt auch Alles, was von mir geliebt wird." Wenn Jemand z. B. irgend eine Person liebt, so liebt er auch ihre Verwandten, ihre Diener, Bilder und Kleider — und warum das? Weil diese Dinge auch von der geliebten Person geliebt werden. (Liguori.)

Gottes- und Nächstenliebe gehören unzertrennlich zusammen. Gar schön drückt sich hierüber auch der heil. Augustin aus: „Du mußt zum Gehen zwei Füße haben; und willst du zum Himmel gehen und zu Gott kommen, so brauchst du wieder zwei Füße. Und welches sind diese? Die beiden Füße der christlichen Liebe: der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Wenn dir einer dieser beiden Füße fehlt, so wirst du hinken und das Ziel deiner Wanderschaft nicht erreichen." (S. August. in Ps. 33. conc. 2. in medio.)

Fr. Wer ist unser Nächster?

Antw. Jeder Mensch, ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes und Glaubens.

Erläuterung. „Jeder ist einem Jeden der Nächste," sagt der heil. Augustin (in Ps. 118. conc. 8.); „es ist ja da an keine Entfernung des Geschlechtes zu denken, wo eine gemeinsame Natur ist." Somit haben wir unter unserm Nächsten nicht nur unsere Verwandten zu begreifen, sondern jeden Menschen, er mag nun mit uns verwandt sein oder nicht, er mag reich oder arm, von hohem oder niederem Stande, ein Christ oder Jude, ein Katholik oder ein Nichtkatholischer, ein Landsmann oder Fremdling, ein Freund oder Feind sein. — Der obenerwähnte Kirchenlehrer schreibt (in Ps. 25. enarr. 2. n. 2.): „Du sollst also jeglichen Menschen für deinen Nächsten halten, wenn er auch kein Christ ist; denn du weißt nicht, was er bei Gott ist, und was Gott noch mit ihm vorhabe. Der heute unter den Götzendienern steht und einen Stein anbetet, kann morgen sich bekehren und den wahren Gott anbeten, vielleicht andächtiger, als du, der du seiner zuvor gespottet

hast.“ Nie dürfen wir also einen Menschen seines Glaubens wegen hassen; den Irrthum zwar müssen wir verabscheuen, aber die Person müssen wir lieben und ihr Gutes thun, wie und wo immer wir nur können. Christus selbst hat uns dieß in der überaus lieblichen Parabel vom „Samaritan“ lehren wollen.

Der barmherzige Samaritan.

Einst trat ein Schriftgelehrter zu dem göttlichen Heilande und fragte ihn, um ihn zu versuchen: „Meister! was muß ich thun, um das ewige Leben zu erwerben?“ Und Jesus ermahnte ihn zur wahren Befolgung des Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Da wollte sich aber der Gesetzeslehrer gerecht zeigen, und sprach zu Jesus: „Wer ist denn mein Nächster?“ Jesus nahm hierauf das Wort und sprach: „Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho, und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund, und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtodt liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Deßgleichen auch ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, goß Oel und Wein in seine Wunden, und verband sie; dann hob er ihn auf sein Lastthier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tags zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirthe und sprach: „Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber für ihn aufwendest, das will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme!“ Welcher von diesen Dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: „Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat.“ Und Jesus sprach zu ihm: „Geh hin und thue deßgleichen!““ (Luk. 10, 30.)

Pius VI. und der schüchterne Jüngling.

Auch im Leben begegnen uns so manche freundliche Züge, aus welchen wir ersehen, wie wir die christliche Nächstenliebe auch gegen Andersgläubige üben sollen. Papst Pius VI. sah in der Peterskirche einen armen jungen Menschen, der ein Altarblatt abzeichnete. Von der unvermutheten Gegenwart des Papstes überrascht, fiel der schüchterne Jüngling in Ohnmacht. — Als er sich wieder erholt hatte, sagte Pius: „Fürchte dich nicht, mein Sohn! Du hast Lust, etwas Rechtes zu lernen; ich will dich unter meine Eleven aufnehmen.“ — „Ach!“ stammelte der Jüngling, „ich bin Protestant.“ — „Ja, dann schickst du dich freilich nicht unter die päpstlichen Eleven; aber ich will doch für dich Sorge tragen.“ Und Pius ließ ihn erziehen. (Ehrenhalle von A. Müller.)

Der Erzbischof von Bordeaux und die arme Jüdin.

In einem ähnlichen Geiste christlicher Nächstenliebe handelte auch der letztverstorbene Erzbischof von Bordeaux. Es wurde nämlich eine arme Frau angemeldet, die seine Güte in Anspruch nehmen wollte. „Wie alt ist sie?“ fragte er. — „Siebenzig Jahre.“ „Ist sie wirklich in einer bedrängten Lage?“ — „Sie sagte es.“ — „Nun so muß man es wohl glauben. Gebt ihr fünfundzwanzig Franken!“ — „Fünfundzwanzig Franken? Gnädiger Herr! die Frau ist ja eine Jüdin!“ — „Eine Jüdin? großer Gott!“ — „Ja, ja, gnädiger Herr!“ — „Nun das ändert die Sache nicht; danket ihr vielmehr für ihr Zutrauen.“ (A. a. O.)

Der bekehrte Heide.

Es ist ein großer Fehler, daß wir oft die Liebe bei Seite legen, um den Glauben aufrecht zu erhalten; wir überlegen gar oft nicht, daß, wenn es nicht erlaubt ist, den Irrthum zu dulden, es doch verboten ist, die Menschen zu hassen und zu verfolgen, welche unglücklicher Weise in demselben befangen sind. Und doch würde die Liebe gegen Irrende und Andersgläubige nicht selten einen gar wohlthätigen Einfluß üben, und sie erkennen lassen, daß da die wahren Jünger Christi seien, wo die Liebe wohnt, den Worten des Herrn gemäß:

„Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet.“ —

Die Kirchengeschichte hat uns aus den allerersten Zeiten der Kirche hierfür ein gar treffendes Beispiel aufbewahrt. — Der heil. Pakomius verdankte seine Bekehrung dem rührenden Schauspiele, das ihm die außerordentliche Liebe der ersten Christen darbot. Er war Heide und diente in dem Kriegsheere des Tyrannen Maxentius. Nun traf es sich, daß er und seine Kriegsgefährten, die vor Kurzem unter die römischen Truppen waren angeworben worden, einige Tage zu Theben Rasttag hielten. Die Offiziere des Kriegsheeres behandelten Pakomius und dessen Gefährten sehr hart und lieblos. Die Christen hatten aber Mitleid mit den neuen Soldaten; sie fragten nicht, ob sie Juden oder Heiden seien, sondern betrugen sich gegen sie, wie gegen ihre eigenen Kinder und verschafften ihnen allen nur möglichen Beistand. Ein so seltenes und uneigennütziges Benehmen machte auf Pakomius einen lebhaften Eindruck. Er fühlte sich von Liebe zur Lehre der Christen ergriffen und von einem feurigen Verlangen entzündet, dem Gott zu dienen, der seinen Anbetern solche Gesinnung einflößte.

So wenig die Verschiedenheit des Glaubens unsere christliche Nächstenliebe mindern oder schwächen darf, ebenso wenig darf es die Verschiedenheit des Standes thun. Wir müssen liebreich zu helfen bereit sein jedem Menschen, mag er ein Bettler oder ein reicher Prasser, hoch oder niedrig sein.

Der Edelmann und der Bettler.

Ein junger Edelmann, welcher mit vielen Andern seines Gleichen den König Heinrich den Vierten auf die Jagd begleitete, traf im Walde einen alten armen Mann an, der Holz gesammelt hatte und unter der Bürde desselben zusammengesunken war. Kaum sah dieß der Edelmann, so sprang er vom Pferde, lief auf den Alten zu und half ihm auf. Als er merkte, daß der arme Mann durch den Fall sich beschädigt hatte und hin und wieder blutig war, schenkte er ihm nicht nur Alles, was er an baarem Gelde bei sich hatte, sondern befahl auch seinem Diener, ihn auf sein Pferd zu nehmen und zum nächsten Wundarzte zu bringen, um ihn verbinden zu lassen. Dann schloß er sich wieder an den Zug des Königs an. Einer der Höflinge machte dem edlen Jünglinge Vorwürfe über dieses Benehmen und fragte ihn, ob er sich nicht schäme, eines Bettlers wegen den König verlassen zu haben? „Warum das?“ antwortete der Edelmann; „soll ich eine Handlung, welche die Menschlichkeit gebietet, wenn es dem Könige keinen Schaden bringt, lieblos versäumen? Sie sollten sich vielmehr schämen, daß Sie nicht ein Gleiches zu thun bereit waren.“ Der gute König, welcher sich in einer kleinen Entfernung befand und Alles mit angehört hatte, wurde von der edlen Denkungsart des Jünglings so gerührt, daß er ihm von Stunde an seine besondere Gunst schenkte und ihm bei jeder Gelegenheit Beweise davon gab. (Beisp. des Guten.)

Fr. Darf man nicht doch Einen mehr lieben, als den Andern?

Antw. Allerdings, und zwar in folgender Ordnung: 1) Die Eltern, den ehelichen Gegentheil, die Kinder, Geschwister und Blutsfreunde; 2) die Landesväter und Seelsorger; 3) die Hausgenossen; 4) die katholischen Christen; 5) die Nichtkatholischen, Juden, Türken und Heiden, jedoch ohne ihren Irrthum zu lieben. „Lasset uns Gutes thun an Jedem, besonders an den Glaubensgenossen!“ (Gal. 6, 10.)

Erläuterung. Es liegt schon in der Natur der Sache, daß wir in jenen Fällen, wo wir unsere christliche Nächstenliebe gegen zwei oder mehrere Personen zu einer und derselben Zeit bethätigen sollen, immer eine gewisse vernünftige Ordnung beobachten müssen. Bei Lebensgefahr z. B. werden wir doch gewiß zuerst auf diejenigen zugehen, die uns durch die Bande des Blutes oder der Verwandtschaft nahe sind, ehe wir Fremden helfen, u. s. f. Darum schreibt der heil. Augustin (Lib. I. de doctr. Christ. cap. 27.): „Jener liebt recht, der eine geordnete Liebe hat; diese aber erfordert, daß man weder liebt, was nicht zu lieben, weder nicht liebt, was zu lieben ist, weder mehr liebt, was weniger zu lieben, noch weniger, was mehr zu lieben ist; daß man in gleichem Grade liebe, was weder weniger, noch mehr geliebt zu werden verdient.“

Texte ad I.: Der Nächste, ein zweiter Gegenstand unserer Liebe.

a) Aus der heil. Schrift. Gottes= und Nächstenliebe gehören unzertrennbar zusammen. „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen Herzen rc.; deinen Nächsten aber wie dich selbst!“ (Luk. 10, 27.) „Das zweite Gebot aber: du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, ist dem ersten gleich.“ (Matth. 22, 37 — 40.) „Wenn Jemand sagt: Ich liebe Gott, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner. Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“ (1. Joh. 4, 20.) „Wir haben von Gott das Gebot empfangen, daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe.“ (Ebend. V. 21.) Unser Nächster ist jeder Mensch, ohne Ausnahme, es gilt dabei kein Ansehen der Person. „Meine Brüder! sehet doch nicht, da ihr an unsern glorreichen Herrn Jesum Christum glaubet, auf das Aeußere der Person! Denn wenn in euere Versammlung ein Mann kommt mit goldenem Ringe und in prächtiger Kleidung, es kommt aber auch ein Armer in schlechter Kleidung, und ihr sehet auf den, der das prächtige Kleid trägt, und sprechet zu ihm: »Du setze dich hier auf den guten Platz!« zu dem Armen aber saget ihr: »Du steh' dort, oder setze dich hier zu meinem Fußschemel!« urtheilet ihr da nicht eigenwillig, und seid ihr nicht Richter nach ungerechten Grundsätzen? Höret, meine Brüder, hat nicht Gott die Armen in dieser Welt auserwählt zu Reichen am Glauben und zu Erben des Reiches, welches Gott Jenen, die ihn lieben, verheißen hat? Wenn ihr demnach das königliche Gebot erfüllet, wie die Schrift es ausdrückt: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! so handelt ihr recht. Wenn ihr aber auf das Aeußere der Person sehet, so begehet ihr Sünde und werdet vom Gesetze als Uebertreter gestraft.“ (Jak. 2, 1 — 10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Auf die Sonne folgt der Mond; auf die Gottesliebe die Nächstenliebe. Aber wisse! der Mond muß sein Licht von der Sonne erhalten. Auch die Nächstenliebe gefällt nicht, wenn sie nicht von der Gottesliebe ausfließt.“ (Oliva tom. 2. strom. et Polyanth. sacr.) „Wenn der Mond verfinstert ist, so ist dieß ein Zeichen, daß er von der Sonne kein Licht empfängt. Wenn die Seele verfinstert und der göttlichen Liebe beraubt ist, so kann auch sie das Licht der Liebe nicht leuchten lassen über ihre Nebenmenschen.“ (L. c. p. 82.) „Gottes= und Nächstenliebe sind untrennbar miteinander verbunden. Darum wird gesagt, daß der heilige Geist gesendet wurde vom Himmel zur Erde; er ward auf die Erde gesendet, damit der Nächste geliebt werde; er ward vom Himmel gesendet, damit Gott geliebt werde.“ (S. Honor. Augustodun. serm. in die Pentec.) „Man muß alle Menschen ohne Ausnahme lieben; denn eine Liebe, welche einen Unterschied unter den Personen, die man lieben soll, macht, ist keine wahre Liebe.“ (S. Franc. Sales.)

II. Die Beweggründe zur christlichen Nächstenliebe.

Fr. Warum sollen wir unsern Nächsten lieben?

Antw. Wir sollen den Nächsten lieben 1) Gottes wegen, a) weil es Gott so befiehlt und er selbst den Menschen unendlich liebt; b) weil der Mensch Gottes Ebenbild ist; 2) um unsers eigenen Vortheiles und Heiles willen.

Erläuterung. 1) Wir sollen den Nächsten vor Allem Gottes wegen lieben, denn a) nichts hat Gott so oft und so nachdrücklich befohlen, als daß wir den Nächsten wie uns selbst lieben sollen; und er selbst liebt den Menschen unendlich.

Das neue Gebot.

Als der göttliche Heiland mit seinen Jüngern voll tiefen Ernstes beim letzten Abendmahle saß, da gab er ihnen wiederholt den Befehl, daß sie sich innig und treu, aufrichtig und wahr lieben sollten. Mit Nachdruck sprach er zu ihnen: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe, daß auch ihr euch einander liebet. Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet untereinander.“ (Joh. 13, 34 — 35.)

Johannes, der Lieblingsjünger.

Dieser saß mit im Kreise der Jünger und hatte dieses Gebot der christlichen Nächstenliebe aus dem Munde Jesu vernommen und an der göttlichen Brust das Feuer der Liebe und ihre wohlthuende Wärme mächtig empfunden. Darum ward er auch von der christlichen Nächstenliebe ganz durchglüht; jede Zeile seines heiligen Evangeliums, jedes Wort in seinen Sendschreiben athmet nur Liebe. Sein ganzes Leben hindurch hörte er nicht auf, Liebe zu predigen und für dieselbe alle Gemüther und Herzen zu begeistern. — Als er in seinem Alter schon

so weit vorgerückt war, daß ihm körperliche Schwäche nicht mehr gestattete, längere Reden zu halten, so erhob er dessenungeachtet (wie uns der heilige Hieronymus [in commentariis in epist. ad Galat. lib. 5. cap. 6.] erzählt) seine schon ganz schwache Stimme und rief den Gläubigen zu: „Kindlein! liebet einander!" Da wurden aber einige seiner Zuhörer des ewigen Einerlei's überdrüssig und stellten an ihn die Frage: warum er denn immerfort dasselbe wiederhole? und der Heilige antwortete ihnen: „Dieses Gebot habe ich selbst von dem Herrn empfangen, und wenn ihr nur dieses erfüllt, so ist es schon genug." — „Wahrhaftig! Worte eines Apostels würdig," setzt der heilige Hieronymus bei; „mit goldnen Buchstaben sollten sie geschrieben stehen in den Herzen aller Christen!"

Aber nicht nur deßhalb, weil es uns Christus selbst und alle seine Jünger so nachdrücklich befohlen haben, müssen wir den Nächsten lieben, sondern auch deßhalb, weil Gott selbst den Menschen so sehr liebt. Wieviel hat er nicht gethan, um unsere Seelen zu retten! „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seines eingebornen Sohnes nicht verschonte, sondern ihn dahin gab, daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." Welchen hohen Werth, welche außerordentliche Würde muß nicht der Mensch in den Augen Gottes haben, da Gott für ihn so viel gethan! Wie sehr müssen wir also nicht den lieben, den Gott schon so sehr geliebt hat!

Wir müssen den Nächsten lieben wegen Gott, und zwar, b) weil er Gottes Ebenbild ist; denn von jedem Menschen gilt das Wort des Herrn: „Lasset uns den Menschen nach unserm Bilde und Gleichniß machen!" Oder fällt nicht die Verachtung des Meisterstückes auf den, der es verfertigt, die Verachtung des Ebenbildes auf den, welchen es vorstellt, die Verachtung des Kindes auf den Vater, die Verachtung des Menschen, den Gott seiner Liebe würdigt, auf Gott zurück?

Der heilige Hieronymus

spricht sich hierüber gar schön aus in folgender Weise: „Wie der König in seinem Bilde entweder geehrt oder verunehrt wird, so wird auch Gott im Menschen entweder geliebt oder gehaßt. Wer Gott liebt, kann den Menschen nicht hassen, und wer den Menschen haßt, kann seinen Gott nicht lieben." (Hom. 26. in Matth. cap. 22.) Nie dürfen wir sonach bei unserm Nebenmenschen auf seine Gestalt, auf seine Fehler u. s. w. sehen, sondern wir müssen sehen auf das Ebenbild Gottes, das er an sich trägt, d. h. wir müssen Gott in dem Menschen und den Menschen wegen Gott lieben. Das Bildniß des Königs mag auf Blei oder auf Gold geprägt sein, so ist es dennoch immer verehrungswürdig; das Bildniß Gottes mag an einem lasterhaften oder tugendhaften Menschen erscheinen, so verdient es dennoch als solches stets unsere Ehrerbietung und Liebe. Betrachten wir demnach stets im Menschen Gott, und wir werden gewiß zu jeder Zeit unserm Nächsten erweisen, was Gott von uns verlangt!

Erläuterung 2. Wir sollen unsern Nächsten auch lieben unsers eigenen zeitlichen und ewigen Heiles wegen. O! wenn alle Menschen sich in christlicher Liebe umfingen, würde da nicht schon diese Erde zum Himmel werden?

Der heilige Chrysostomus

schildert uns die Vortheile der christlichen Nächstenliebe auf folgende Weise: „Die Liebe erzeugt Frieden und Eintracht. Nichts aber kommt der Eintracht gleich, nichts dem Frieden derjenigen, die Eines Sinnes sind. Einer für sich allein ist fast so viel wie nichts; wenn aber ihrer Zwei oder Drei oder Zehn einträchtig sind, so ist jeder von ihnen nicht mehr für sich allein, sondern es ist der Eine in letzterem Falle zehnfach; und du wirst in allen Zehn den Einen finden und in dem Einen die Zehn. Hat der Eine einen Feind, so nehmen sich die Uebrigen dessen so an, als ob alle Zehn beleidigt wären. Hat der Eine ein Bedürfniß, so ist er darum nicht in der Armuth; denn die übrigen Neun verschaffen ihm Ueberfluß, und der bedürftige Theil wird gedeckt, weil das Kleinere durch das Größere Ueberfluß hat. Jeder der Zehn hat zwanzig Hände, zwanzig

Augen und eben so viele Füße; denn er sieht nicht bloß mit seinen Augen, sondern auch mit fremden; er arbeitet nicht bloß mit seinen Händen, sondern auch mit jenen der übrigen. Er hat zehn Seelen; er trägt nicht nur für sich allein Sorge, sondern es sorgen auch jene für ihn. Wenn aber Hundert Eines Sinnes sind, so wird es ein gleiches Bewandtniß haben und die Macht wird sich vergrößern!" (Krautheimer.)

Texte ad II.: Warum wir unsern Nächsten lieben sollen.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Weil es Gott befiehlt. „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!" (Matth. 22, 41. Vgl. Mark. 12, 31.) „Das befehle ich euch, daß ihr einander liebet!" (Joh. 15, 17. vgl. ebend. 13, 34—35.) 2) Weil uns Gott selbst schon so sehr liebt. „Meine Lieben! Gott hat uns so sehr geliebt; also müssen auch wir einander lieben." (1. Joh. 4, 11.) 3) Weil der Mensch Gottes Ebenbild ist. „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; nach Gottes Bilde schuf er ihn; als Mann und Weib schuf er sie." (1. Mos. 1, 27. vgl. Weish. 2, 23.) „Haben wir denn nicht Alle Einen Vater? Hat uns nicht Alle Ein Gott erschaffen?" (Malach. 2, 10.) „In ihm leben wir, und bewegen uns und sind wir; wie selbst einige eurer Dichter gesagt haben: »Wir sind seines Geschlechtes.«" (Apostelg. 17, 29.) 4) Weil wir selbst den größten Nutzen für Zeit und Ewigkeit davon haben. „Daran wird man erkennen, ob ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet." (Christus bei Joh. 13, 35.) „Wer seinen Bruder nicht liebt, bleibt im Tode." (1. Joh. 3, 14.) „Wer nicht liebt, kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe." (Ebend. 4, 7. 8.) „Haß erregt Hader; aber die Liebe deckt alle Sünden zu." (Sprüchw. 10, 12. vgl. 1. Petr. 4, 8.) Ohne diese Liebe hat all' unser Thun und Lassen keinen Werth. „Wenn ich die Sprachen aller Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle 2c." (1. Kor. 13, 1—4.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wenn wir Alle von Einem Menschen stammen, so sind wir gewiß Blutsverwandte. Ferner, wenn wir Alle von Einem Gott Athem und Leben empfangen haben, was sind wir da Anderes als Brüder? Und zwar in einem weit näheren Grade, weil wir es der Seele nach sind, als die, welche es durch das Blut sind. Wie sehr sollen wir darum nicht einander lieben!" (Lactant. div. institut. 6, 10.) Selbst auch den Bösen müssen wir lieben, weil er Gottes Ebenbild ist. „Liebe im Menschen nicht den Fehler, sondern den Menschen! Denn der Mensch ist ein Werk Gottes, der Fehler aber ein Werk des Menschen. Liebe das, was Gott gemacht, nicht aber was der Mensch gemacht hat!" (S. Aug. tract. 6. in I. epist. Joann. num. 11.)

III. Die Beschaffenheit der christlichen Nächstenliebe.

Fr. Wie sollen wir unsern Nächsten lieben?

Antw. Wir sollen unsern Nächsten lieben wie uns selbst, d. h. wir sollen gegen alle Menschen so handeln, wie wir an ihrer Stelle wünschen würden, daß sie gegen uns handeln möchten. „Alles, was ihr wollet, daß euch die Menschen thun sollen, das thuet ihnen auch!" (Matth. 7, 12.) und: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thu' auch einem Andern nicht!" (Tob. 4, 16.)

Erläuterung. Wenn es heißt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," so ist hiermit nicht so fast eine Gleichheit, als vielmehr eine Aehnlichkeit ausgesprochen, wie der heil. Thomas sagt; d. h. wir sollen unsern Nächsten zwar nicht so heftig, aber doch so aufrichtig und treu lieben wie uns selbst. Nun aber hat unser Nächster gewisse Rechte, z. B. auf seinen guten Namen; diese müssen wir achten. Er ist in mancherlei Nöthen, da müssen wir ihm helfen. Was ein Jeder von uns in solchen Fällen vernünftiger Weise wünschen und verlangen würde, das sollen wir nun auch unserm Nächsten thun. Unser Nebenmensch hat aber auch so manche Fehler; diese muß man ertragen, und sie nicht etwa lieblos ausschwätzen. „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch Andern nicht!" Sonach bieten sich uns die schönsten und mannigfaltigsten Gelegenheiten im menschlichen Leben dar, wo wir unsere christliche Nächstenliebe bethätigen und es beweisen können, ob wir unsere Nebenmenschen ebenso lieben, wie uns selbst. Es ist dieß der Fall a) bei den geistlichen und b) bei den leiblichen Nöthen unsers Nächsten; es ist dieß der Fall c) bei den Fehlern und Mängeln desselben.

a) Liebe deinen Nächsten wie dich selbst dadurch, daß du vor Allem für das geistliche Wohl desselben sorgest!

Das ist der höchste Erweis der christlichen Nächstenliebe, wenn man das geistliche Wohl des Nächsten befördert; denn um soviel edler der Geist ist, als der Leib, um soviel wohlgefälliger ist Gott, dem Herrn, auch die Liebe, die man dem Nächsten an seiner Seele erweiset. Insbesondere sollen wir auf jede nur mögliche Weise unsere Mitmenschen von der Sünde und dem ewigen [illegible] Wäre Jener nicht ein grausamer

Mensch, der einen Blinden am Rande eines Abgrundes gehen sähe und denselben nicht warnte, um ihn vom zeitlichen Tode zu erretten? Aber noch weit grausamer wäre Jener, der, da er seinen Bruder vom ewigen Tode befreien könnte, dieß aus Trägheit unterließe. — Diese Art der christlichen Nächstenliebe ist Gott am Wohlgefälligsten; darum sagt der heilige Philippus Nerius: „Wenn es sich darum handelt, dem Nächsten, besonders in geistlichen Nöthen, zu helfen, so ist Gott damit zufrieden, selbst wenn man das Gebet unterließe, im Falle dieß nöthig wäre.“ — Und der heilige Gregor (Hom. 6. in Evangel.) ermahnt uns nachdrücklich, diese Art christlicher Nächstenliebe fleißig zu üben. „Wenn du zu Gott zu kommen verlangst,“ schreibt er, „so trage Sorge, daß du nicht allein kommest!“ Dasselbe lehrt auch der heil. Augustin (in Ps. 33.), indem er sagt: „Wenn du Gott liebest, so ziehe Alle zur Liebe Gottes hin! Liebest du Gott, so mußt du zu bewirken suchen, daß nicht nur du allein ihn liebest, sondern daß auch alle deine Verwandten, Alle, mit denen du Umgang hast, insbesondere deine Mitbrüder, für seine Liebe gewonnen werden.“ — Ein rührendes Beispiel hierin hat uns der heil. Johannes gegeben, der große Jünger der Liebe.

Der heilige Johannes und der unglückliche Jüngling.

Als der heil. Johannes nach seiner Rückkehr von Patmos nach Ephesus die Kirchen Kleinasiens besuchte, um die daselbst etwa entstandenen Mißbräuche abzustellen und den verwaisten Gemeinden Bischöfe zu geben, bemerkte er, als er einmal in einer nahe bei Ephesus gelegenen Stadt predigte, einen Jüngling, in dessen anmuthiger, vielversprechender Bildung er eine feurige, sehr empfängliche Seele zu erkennen glaubte, oder vielmehr kraft der in ihm wohnenden Erleuchtung mit Gewißheit erkannte. Er wandte sich deßhalb an den Bischof mit den Worten: „Diesen Jüngling hier empfehle ich deiner sorgsamen Pflege im Angesichte Jesu Christi und der ganzen Gemeinde.“ — Der Bischof nahm den Jüngling zu sich, unterrichtete ihn und gab ihm die nützlichsten Anweisungen zur treuen Ausübung der christlichen Tugenden. Hierauf taufte und firmte er ihn. Herrlich gedieh die junge Pflanze unter der sorgsamen Hand des Bischofs, und schon schien sie in jeglicher Tugend und Vollkommenheit hinlänglich erstarkt und befestigt zu sein. Voll Vertrauens in die Gesinnung seines Pfleglings entzog der Bischof demselben mehr und mehr sein achtsames Auge. Aber sieh, bald gerieth der bisher so gute Jüngling in die Gesellschaft leichtfertiger Jugendgenossen, und mit ihnen stieg er von einer Stufe des Lasters zur andern hinan. Ja! so tief sank er in Kürze durch seine Ausschweifungen, daß er sich durch seine gottlose Umgebung dahin verleiten ließ, mit ihnen nächtlicher Weile auf Beraubung der Reisenden auszugehen. Durch Gewandtheit, Geist und Kühnheit zeichnete er sich auch im Frevel aus; übertraf auch die Andern desto mehr an Verhärtung, je mehrere natürliche Güte er erstickt, je mehrere Gnaden er vereitelt hatte, und ward von ihnen zum Anführer der Rotte gewählt. — Inzwischen kam der heilige Johannes auf seinen apostolischen Reisen und Besuchen wieder in jene Gemeinde und zu jenem Bischofe zurück. Sogleich verlangte er von diesem das anvertraute Gut. „Ich fordere von dir den Jüngling,“ sprach er, „die Seele des Bruders.“ Der Bischof, ein alter Mann, seufzte tief auf und erwiderte mit Thränen: „Er ist gestorben!“ — „Wie so? welchen Todes?“ — „Ach! er ist Gott abgestorben, ist ein Taugenichts geworden, ein Bösewicht, ein Räuber! Jetzt hält er einen Berg besetzt mit einer Rotte, die ihm gleich ist.“ — Kaum hatte Johannes diese Schreckensworte vernommen, so zerriß er seine Kleider, seufzte tief auf und sprach weinend: „Ach! welchen Wächter habe ich aufgestellt für die Seele des Bruders!“ Und ungesäumt machte er sich auf und eilte hin zu dem bezeichneten Berge, wo er alsbald von der aufgestellten Räuberwache ergriffen und zum Hauptmanne gebracht wurde. Wie dieser den heiligen Greis erblickte, da überfiel ihn Scham und Schrecken, und er entlief. Aber die Kraft der Liebe beflügelte auch unsern Heiligen; in Blitzesschnelle eilte er ihm nach und rief ihm liebevoll zu: „Sohn! warum fliehest du vor deinem Vater, dem wehrlosen, schwachen Greise? Erbarme dich meiner, o Sohn! Fürchte dich nicht, dir bleibt noch Hoffnung des Lebens! Ich werde Christo Rechenschaft ablegen für dich! Gerne will ich, woferne es noth thut, den Tod für dich leiden, wie

der Herr den Tod für uns gelitten hat! Meine Seele möchte ich geben für die deinige! Halte ein; glaube mir, Christus hat mich zu dir gesandt!" — Diese Worte der Liebe drangen endlich in die Seele des verlornen, unglücklichen jungen Mannes; er blieb stehen mit gesenktem Blicke, warf das Mordgewehr zur Erde — und weinte bitterlich. Und als Johannes sich ihm näherte, fiel er zu dessen Füßen nieder und bat ihn um Verzeihung; verbarg aber die durch Mord und Raub so oft befleckte Rechte. Johannes hob ihn auf, umarmte ihn, sicherte ihm die Verzeihung seiner Sünden zu und nahm ihn mit sich zurück in die Gemeinde. Das wiedergefundene Schäflein fing ernstlich an, Buße zu wirken und nach dem schönen Ausdrucke des heil. Clemens in seinen Thränen eine zweite Taufe zu finden. — Welcher edle, erhabene Zug wahrhaft christlicher Nächstenliebe! — Wahrlich! das heißt seinen Nächsten lieben, wie sich selbst. (Clemens Alex. tract. „Quis dives salvabitur?" et Euseb. hist. lib. 3. cap. 23.)

Einer, der noch für etwas Anderes sorgte als der barmherzige Samariter.

Auch die nachfolgende Erzählung enthält einen schönen Zug treuer Sorgfalt für das Seelenheil des Nebenmenschen. — Zu Blumenhagen im Lüneburgischen fand der Hirte Hoppenwohrt vor dem Dorfe im Schnee einen armen kranken Menschen. Er eilte zu den Gemeindevorstehern; aber Niemand wollte sich um denselben bekümmern. Da ging Hoppenwohrt hin, lud den Kranken auf seinen Schubkarren, und brachte ihn in seine Hütte. Weil derselbe voll Ungeziefer war, so zog er ihm seine Lumpen aus, gab ihm ein reines Hemd, und machte ihm von Stroh und Betten ein Lager. Hierauf fragte er ihn um seine Religion und seinen Seelenzustand, und ob er einen Geistlichen wünsche. Der Kranke bekannte, daß er sich lange nicht um seine Seele bekümmert, und in Trunksucht und andern Lastern gelebt habe, jetzt aber Reue fühle und gerne einen Geistlichen sprechen möchte. — Der Hirte ging noch an demselben Abende durch den tiefen Schnee nach Edemissen, wo ein Geistlicher wohnte, und bat diesen, ja am folgenden Morgen nach Blumenhagen zu dem Kranken zu kommen. Beim Anbruche des nächsten Tages war er schon wieder im Pfarrhofe. Der Geistliche glaubte, daß der Kranke gestorben sei. „Nein!" antwortete der Hirte, „ich komme nur, Ihnen den Weg zu zeigen, weil vor dem tiefen Schnee kein Weg zu sehen ist, und Sie sich also leicht verirren könnten." Darauf nahm er etwas Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch. „Was soll das?" — „Es sind Ihre Gebühren, Herr Pfarrer!" — „Wie? ich meinte, der Kranke wäre arm?" — „Ja! das ist er; aber ich kann doch nicht verlangen, daß Sie sich umsonst bemühen sollten." Der Pfarrer nahm das Geld natürlich nicht an, setzte sich auf sein Pferd, und der brave Hirte watete vor dem Pferde hin. Der Kranke beichtete bußfertig, empfing das heilige Abendmahl und verschied nach wenigen Stunden; der Hirt aber hatte den Trost, daß er Alles gethan hatte, was er konnte, einen Elenden an Leib und Seele zu erquicken und vom ewigen Verderben zu retten. — Gehe hin und thue deßgleichen! (Beisp. des Guten.)

Der Eifer des heiligen Ephrem für fremdes Seelenheil.

Ephrem der Syrer glühte von heiligem Eifer für das Seelenheil seiner Nebenmenschen. Er wünschte den Himmel nicht bloß sich allein; er wünschte, daß alle, durch des Herrn rosenfarbenes Blut erlösete, Menschen in's selige Reich Gottes kämen. Daher rührt sein unaufhörliches Anmahnen zur Bußfertigkeit. Er schrieb 76 Paränesen, d. i. Mahnworte, das sündliche Leben zu ändern, und sagte noch kurz vor seinem Tode: „Ich bin dem Tode nahe; ich mache mein Testament für alle Liebhaber der Tugend, die nach mir leben werden. Beharret im Gebete bei Tag und bei Nacht! Gleich dem Landmanne, welcher immer arbeitet, um sich eine gesegnete Aernte zu verschaffen, unterbrechet auch ihr nicht die Uebungen der Frömmigkeit! Betet ohne Unterlaß!" Zur Zeit und Unzeit mahnte er, das Eine Nothwendige, das Streben nach dem Himmlischen

nicht aus den Augen zu verlieren. „Du bist," sagte er, „zu einer Art von Handel berufen. Sieh' also zu, daß du die Perle nicht verlierest, — daß der Feind deinen Schatz dir nicht raube, — daß dein Schiff sammt der Ladung nicht untergehe, und du nicht mit leeren Händen am Gestade der Ewigkeit anlandest! Eile den Schritten der Heiligen nach, um wenigstens Einen oder den Andern einzuholen! Kämpfe treu bis in den Tod — als ein wahrer, tapferer Streiter! Denn es ist kein Spielwerk um das gottselige Leben. Wir brauchen viel Eifer und Umsicht, um des ewigen Lebens nicht verlurstig zu werden. Sieh dich um Tugenden um, so lange du noch Kraft und Zeit hast! In deinen Augen sei Schamhaftigkeit, in deinen Ohren Wahrheit; Worte des Lebens seien auf deiner Zunge; Gottes Bild sei in deinem Herzen, Enthaltsamkeit in allen deinen Gliedern, damit Engel und Menschen dich lieben!" — O, welcher glühende Eifer für fremdes Seelenheil! Das heißt wohl des lieben Heilandes Worte befolgen: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!" (Chrysost. von Häglsp. II. Jahrg. S. 115.)

Der heidnische und der christliche Weise.

Zu dem heidnischen Weltweisen Diogenes, der zu seiner Zeit wegen seiner sinnreichen Aussprüche und wegen seiner seltsamen Genügsamkeit in großem Rufe stand und in einem Fasse seine Wohnung hatte, — zu diesem heidnischen Weltverachter kam einst der Welteroberer Alexander der Große und sprach zu ihm: „Begehre von mir irgend eine Gnade, und ich will sie dir gewähren!" Diogenes erbat sich von Alexander nichts weiter, als daß er ihm aus der Sonne gehen möchte.

Zu dem christlichen Einsiedler Nilus, der im zehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung wegen seiner weisen Rathschläge und seiner großen Armuth sehr berühmt war, kam eines Tages ebenfalls ein mächtiger Monarch, Kaiser Otto III., und sprach zu ihm: „Begehre von mir, was du willst! Ich betrachte dich als meinen Sohn und werde es dir mit Freuden gewähren." Der heil. Nilus legte dem Kaiser die Hand auf's Herz und sagte: „Das Einzige, was ich von dir begehre, ist, daß du an das Heil deiner Seele denken mögest. Obgleich du Kaiser bist, wirst du doch sterben, und gleich andern Menschen Gott Rechenschaft geben müssen." — Ueber die Antwort des heidnischen Faßbewohners wunderte sich der Weltgebieter so sehr, daß er beinahe gewünscht hätte, die Rolle des Alexander mit jener des Diogenes zu vertauschen. Aber was war diese, im heidnischen Alterthume so gepriesene, Antwort im Vergleiche mit jener des heil. Nilus? — Vor dieser erblaßt sie wie ein kümmerliches Nachtlicht vor der Sonne. So wenig Diogenes vom Alexander begehrte, so begehrte er doch nur, was ihm selbst und bloß seinem Leibe zu Guten kam. Der christliche Einsiedler dagegen begehrt gar nichts für sich und wendet seine Fürsorge dem Seelenheile des mächtigen Gönners zu. Eigennutz, Genußsucht, Verachtung des Nächsten athmen aus der Bitte des heidnischen Weisen. Vollendete Abtödtung und Nächstenliebe athmen aus der Bitte des christlichen Weisen. Was hätte Nilus nicht Alles verlangen können! Und doch wollte er nur eine Seele retten. Welches erhabene Beispiel von christlicher Nächstenliebe! (Vgl. Hohenauer's Blumenlese.)

b) Wir sollen ferner unsern Nächsten lieben, wie uns selbst — dadurch, daß wir ihm auch in allen leiblichen Nöthen liebreich und werkthätig an die Hand gehen, und ihm in solchen Fällen Alles das erweisen, was auch wir an seiner Stelle wünschen würden.

Die heilige Maria Magdalena von Pazzis

pflegte zu sagen, sie sei viel zufriedener, wenn sie dem Nächsten helfen könne, als wenn sie sich in der Betrachtung mit Gott vereinige; und sie gab folgende Ursache davon an: „Betrachte ich, so hilft Gott mir; diene ich aber dem Nächsten, so helfe ich Gott; denn unser göttlicher Heiland selbst erklärt, daß wir Alles,

was wir dem Nächsten thun, ihm selbst erweisen." — (Liguori, Braut Christi, I. Seite 275.)

Von dieser tröstlichen Lehre beseelt — haben aber auch überaus viele fromme und christliche Seelen sich ganz und gar dem Dienste der Nächstenliebe gewidmet und in demselben nicht selten Freiheit, Leben und Gesundheit eingebüßt. In den nachfolgenden Beispielen werden wir so manche heldenmüthige Züge finden, die uns die christliche Nächstenliebe in ihrer höchsten und schönsten Gestalt erscheinen lassen; wir werden darin zugleich ersehen, wie wahrhaft groß die Religion der Liebe den Menschen macht.

I. Nächstenliebe gegen Unglückliche.

Der Erzbischof d'Apchon.

In der Stadt Auch in Frankreich entstand im Jahre 1781 eine Feuersbrunst. Der Erzbischof des Sprengels, d'Apchon, eilte herbei, um die Rettenden durch sein Beispiel zu ermuntern. Mitten durch Rauch und Flammen schrie ein Weib aus dem obern Stockwerk eines brennenden Hauses um Hilfe für ihren Säugling und hielt ihn aus dem Fenster der dichten Menschenmenge entgegen. „Wer rettet das Kind?" rief der Bischof. — Keiner wagte sich in die Gefahr; denn schon drohte das Haus den Einsturz. „Dreitausend Livres geb' ich dem Retter!" forderte der Erzbischof mit lauter Stimme auf. — „Zwölftausend Livres Renten!" überbot sich der edle Prälat; „hinauf, der unglücklichen Mutter zu Hilfe!" — Vergebens! keiner der Anwesenden wollte das lebensgefährliche Wagestück unternehmen. — „So will ich selbst der Retter sein," rief d'Apchon, warf sein bischöfliches Gewand ab und stürzte sich in das brennende Gebäude. Nach wenigen Augenblicken kommt er aus den Rauchwolken zurück und trägt das Kind in dem einen Arme, während er mit dem andern die halb bewußtlose Mutter fortschleppt. Gleich darauf stürzte das Haus zusammen. Der edelmüthige Erzbischof übergibt der freudetrunkenen Mutter ihren geretteten Liebling und händigte ihr zugleich die Summe ein, welche er vergebens für deren Rettung ausgeboten hatte. (Münch's Lesebuch.)

Alphons von Arragonien.

Alphons V., König von Arragonien, sah einst eine Galeere mit Soldaten in Gefahr, zu sinken. Er befahl, ihr zu Hilfe zu eilen; und als man zögerte, warf er sich mit dem Ausrufe in eine Schaluppe: „Lieber will ich der Gefährte als der Zuschauer ihres Todes sein." Alle wurden gerettet. (A. a. O.)

Der brave Mann.

In Italien liegt eine Stadt, die Verona heißt; und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird. Diese Etsch war im Winter zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis und machte den Strom auf einmal anschwellen. Die Gewalt des Grundeises riß einen der Brückenbogen an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhte ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung flehten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war Keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hilfe zu kommen. Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben. Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolporini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Geld empor, den er Demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich Keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu sein. Endlich drängte sich durch die Haufen ein armer Landmann, dem wohl Niemand so viel Edelmuth zugetraut hätte. Derselbe sprang in einen

Kahn und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile hinab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie an's Ufer. Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer. — Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar. Aber — wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen! „Für Geld," sprach er, „habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt Hab und Gut verloren hat; ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten." — Mit diesen Worten kehrte er sich um und verlor sich unter der Menge. Sein Name ist nicht bekannt geworden; aber im Himmel steht er geschrieben. (Campe.)

Wilhelm von Oranien.

Im Jahre 1797 erhielt Prinz Wilhelm von Oranien (erst vor etlichen Jahren gestorben [März 1849] als König der Niederlande) einen Besuch vom Herzoge von Mecklenburg-Strelitz. Er begab sich mit seinem verehrten Gaste nach Scheveningen, um der Abfahrt der zum Fischfange auslaufenden Schiffe zuzuschauen. Wilhelm stand dicht an der Meeresküste, als eines der Schiffe die Segel aufspannte. Ein junger Bursche, der sich hierbei besonders thätig zeigen wollte, glitt aus und stürzte über Bord in's Meer. Kaum wurde Wilhelm dieses gewahr, als er sogleich ihm nach in die Wogen sprang, um ihn zu retten. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich, und Wilhelm selbst gerieth in die größte Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Als er endlich doch noch mit vieler Mühe gerettet worden war, riefen Einige von seinem Gefolge: „Wie konnten aber Ew. Durchlaucht ein so theures Leben um jenes Burschen willen auf's Spiel setzen?" — „In dem Augenblicke, als der Bursche in's Wasser stürzte, war es mir, als sei er mein Bruder!" entgegnete der hochherzige Prinz. — Da der Verunglückte nicht wieder in's Leben zurückgerufen werden konnte, suchte Wilhelm die alten Eltern durch ein ansehnliches Jahrgeld zu trösten.

Der Kaiser als Lebensretter.

Der russische Kaiser Alexander I. war auf einer seiner Reisen dem Gefolge weit vorausgeeilt und sah, als er an das Ufer des kleinen Wiliaflusses kam, mehrere Personen um einen Landmann versammelt, den sie so eben, anscheinend leblos, aus dem Wasser gezogen hatten. Im Augenblicke sprang der edle Monarch vom Pferde, ließ den Mann seitwärts an das Ufer legen, entkleidete ihn und rieb ihm die Handgelenke und die Schläfe. In dieser Beschäftigung traf ihn das Gefolge an, das nun seine Bemühungen mit jenen des Kaisers vereinigte. Doktor Wylia, der Arzt des Kaisers, versuchte dem Leidenden zur Ader zu lassen, aber ohne Erfolg; und nach drei Stunden fruchtloser Anstrengung erklärte Wylia, daß jeder weitere Versuch, ihn wieder zum Leben zu bringen, vergeblich sein würde. Alexander, eben so abgemattet als bekümmert, bat den Arzt dringend, in den Rettungsversuchen fortzufahren und wiederholt eine Ader zu öffnen. Dieser, obgleich ohne die mindeste Hoffnung eines Erfolges, gehorchte den entschiedenen Bitten seines kaiserlichen Herrn, der zugleich mit dem Fürsten Wolkonsky und dem Grafen Lieven einen letzten Versuch mit Reiben machte. Endlich hatte der Kaiser die unaussprechliche Genugthuung, das Blut fließen zu sehen, während der arme Landmann einen schwachen Seufzer ausstieß. Die Rührung, die sich nun Alexanders bemächtigte, läßt sich unmöglich schildern. In der Fülle seiner Freude rief er: „Guter Gott! dieß ist der schönste Tag meines Lebens!" — und unwillkührliche Thränen floßen über seine Wangen. — Die Anstrengungen wurden verdoppelt; der Kaiser zerriß sein Sacktuch, verband den Arm des Leidenden und verließ ihn nicht früher, als bis er wieder gänzlich hergestellt war. Vorher geleitete er ihn noch zu einem Platze, wo weiter für ihn gesorgt werden konnte, ließ ihm ein beträchtliches Geschenk ausbezahlen und

nahm sich auch später des geretteten Landmannes und seiner Familie an. (Müller's Ehrenh.)

Die Nächstenliebe des Herrn von Cheverus.

Als während des Winters 1826 der Tarn-Fluß ausgetreten war, wurden die beiden Hauptvorstädte von Montauban überschwemmt, und die unglücklichen Einwohner sahen sich den größten Gefahren ausgesetzt. Auf die erste Nachricht von dem Ereignisse eilte Herr von Cheverus, damals Bischof von Montauban, nach diesen Orten, ließ Barken zur Hilfe zurichten und diejenigen, denen der Tod in den Fluthen bevorstand, aus ihren Häusern hereinheben. Bald sind Alle außer Gefahr, und an einen sichern Ort gebracht; aber was soll aus ihnen werden? Die Meisten sind arm, ohne Obdach und ohne Brod. „Wohlan, meine Freunde!" sprach der Hochwürdigste zu ihnen, „der bischöfliche Palast soll euch aufnehmen! Kommet Alle herein! ich werde bis auf den letzten Bissen mit euch theilen." Das geschah in der That; der bischöfliche Palast ward in ein Spital umgewandelt; mehr als dreihundert Arme wurden darin aufgenommen und in die verschiedenen Säle vertheilt. So lange die Ueberschwemmung dauerte, behielt der gute Bischof die Unglücklichen bei sich und sorgte mit väterlicher Zärtlichkeit für sie; er besuchte sie täglich mehrmals, speiste sie auf's Beßte, bediente sie einigemale selbst, und als das Wasser gefallen, der Fluß in sein Bett zurückgetreten war, und sie nach Hause zurückkehren konnten, eröffnete er für sie eine Subskription, indem er sich zuerst einschrieb, und die Reichen zu dem guten Werke ermunterte. Sein Aufruf fand Gehör, und es wurde ihm eine beträchtliche Summe übergeben, die er unter die Opfer der Ueberschwemmung nach dem Maße ihrer Bedürfnisse vertheilte. Den Unglücklichen ward wieder aufgeholfen, und die rückkehrenden Armen überhäuften ihren liebreichen Bischof mit Segenswünschen, und wußten nicht, wie sie ihm ihre Dankbarkeit für so viele Liebe bezeigen sollten. (Guillois.)

Die Mönche auf dem St. Bernhard.

Einer der Alpenpässe zwischen Italien und der Schweiz ist jener des großen Bernhard, über den man aus dem Thale Aosta nach dem Kanton Wallis gelangt.

Auf diesem hohen Berge dauert der harte Winter acht Monate lang, und auch in den vier übrigen vergeht keine Nacht, in welcher es nicht friert. Hier oben wachsen weder Bäume noch Gras oder Blumen, wohl aber findest du ewigen Schnee und nie schmelzende Eismassen, welche die darüber hinstreichenden Gebirgswinde noch kälter und rauher machen. Oft brechen diese als Wirbelwinde hervor, bewegen den Schnee wie Wellen des Meeres und verursachen den Sturz der Lavinen. Wehe dem armen Wanderer, der ruhig seine Strasse dahinziehend von solchen Unfällen getroffen wird! In dieser ungeheuren weißen Einöde erkennt er nicht mehr die Spuren des Weges, er weiß nicht mehr, wohin er seine Schritte lenken soll; die Kälte erstarrt seine Glieder, die Weiße des Schnee's blendet seine Augen, der Wind benimmt ihm den Athem. Mit jedem Schritte tief in den Schnee hinabsinkend — fürchtet er die Nähe eines verdeckten Abgrundes, fürchtet er seinen Untergang. Verzweifelter Muth hält ihn noch eine Weile aufrecht; aber bald schwinden bei der gewaltigen Anstrengung die Kräfte, ermattet sinkt er nieder in die Schneemasse, und große Flocken fallen auf ihn herab, als wollten sie noch vor dem Tode das Grab ihm bereiten.

Und vielleicht ist's eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Rücken, das sie dem Ehemann jenseits der Berge in die Arme legen will; vielleicht ist's ein Vater, der, von seiner Familie erwartet, auf dem Heimweg begriffen ist, ihr das sauer erworbene Brod zu reichen; vielleicht ist's ein Reisender, der nach langem Umherirren in der Welt sein theures Vaterland wieder zu sehen und die sinkenden Tage seiner Eltern neu zu beleben hofft.

Wer wird des armen Wanderers in solchem Elende gedenken, wer ihm zu Hilfe eilen?

Die fromme Liebe, meine Theuern! Seid überzeugt! überall, wo Noth-

leidende, wo Duldende, wo Weinende sich finden, weiß die fromme Liebe Beistand, Schutz und Trost zu spenden.

Auf diesem 7500 Fuß über dem Meere erhabenen Gipfel hat ein frommer Einsiedler, **Bernhard**, ein Kloster errichtet, dessen Bewohner, getrennt von aller Welt, allen Bequemlichkeiten entsagend, es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, den Reisenden zu Hilfe zu eilen. Wenn Schnee fällt, wenn der Sturm braust, läuten die Mönche die Glocke des **Hospitiums**, deren Ton die Verirrten wieder auf den rechten Weg bringt; dann gehen sie nach verschiedenen Seiten hinaus, zu suchen und zu sehen, ob Jemand in Gefahr sei. Zu Begleitern, zu Theilnehmern so edler Bemühung haben sie sich große weiße Hunde ausersehen, die hierzu besonders abgerichtet, fortwährend bellen und umherspüren, ob nicht etwa ein Mensch sich in der Gegend verirrt habe. Wenn nun auch ein Unglücklicher, der Ohnmacht nahe, kaum das Anschlagen der Glocke, das Rufen der guten Einsiedler vernimmt, wenn er nicht genug Kraft besitzt, seinen Hilferuf nach jener Richtung hin ertönen zu lassen, so ist er darum noch nicht dem Tode preisgegeben; denn siehe! da kommt in großen Sätzen mit einem Male eines jener guten Thiere, einer jener großen Schäferhunde herbeigesprungen, wirft sich auf den Halbverschmachteten, haucht ihn an und beleckt ihn, streckt sich über ihn hin, und erwärmt ihn, rüttelt und schüttelt ihn und bellt ohne Aufhören. Der halbtodte Wanderer kommt zu sich, streckt die Hand nach dem Thiere aus, findet an dessen großem Halsbande ein Fläschlein mit gebranntem Wasser, genießt einige Tropfen davon und fühlt sich erquickt. Indessen kommen die Mönche, durch das Bellen des Hundes benachrichtigt, mit allerhand Erfrischungen und Stärkungen, mit geistigen Getränken und stärkenden Belebungsmitteln herbei, tragen ihn in's Hospiz und vollenden dort in den bequemen und reinlichen Zimmern — durch warme Betten, kräftige Speisen, im Nothfalle auch durch Arzneien das Werk der Wiederherstellung. Und wenn dann die schlechte Witterung aufhört, setzt der Gerettete seine Wanderung fort.

Während die meisten Hunde abgerichtet werden, dem Wild nachzustellen oder das Haus zu bewachen, werden sie hier erzogen, Menschen zu finden und ihnen das Leben zu retten. So weiß der liebevolle Sinn der Mönche, die sich selbst so großen Beschwerden und so vielen Gefahren aussetzen, den Instinkt dieser Thiere zum Heile der Menschen zu benützen; und jener Vater, jene Mutter, jener Reisende ziehen weiter und segnen die Wunder der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe, welche nur der Glaube zu vollbringen im Stande ist. (Cesare Cantù.)

II. Nächstenliebe gegen Arme und Verwahrloste.

Der Irrthum.

Im Saale des Kardinals Farnese fand sich unter andern Bittenden auch eine Wittwe mit ihrer siebzehnjährigen Tochter ein. Der Kardinal ging auf sie zu und fragte gütig, ob er ihnen auf irgend eine Art nützlich werden könnte? — „Noch vor Einbruch der Nacht," sagte die Wittwe mit nassen Augen, „muß ich, weil ich die Miethe nicht zahlen kann, meine Wohnung räumen, wenn ich die Tugend meiner Tochter dem bösen Wirthe nicht opfern will. — Mit fünf Dukaten ist mir aber geholfen; Ew. Eminenz bekannte Barmherzigkeit gibt mir den Muth, um diese Unterstützung zu bitten."

Der Kardinal schrieb einige Zeilen, übergab sie ihr mit der Weisung, mit denselben zu seinem Haushofmeister zu gehen, und fügte noch die väterliche Mahnung hinzu, immer so fest, wie jetzt, an der Tugend zu halten, wo es dann an seinem Schutze und seiner Hilfe nie fehlen soll.

Die Wittwe eilte nun, von Dank und Freude durchdrungen, zum Haushofmeister, zeigte des Kardinals Handschrift vor und erhielt fünfzig Dukaten ausbezahlt.

„Das ist ein Irrthum, mein Herr!" sagte die Wittwe; „nur um fünf Dukaten habe ich Se. Eminenz gebeten."

„Der Befehl lautet auf fünfzig," antwortete der Haushofmeister. „So hat der Herr Kardinal sich verschrieben!" entgegnete die Wittwe.

„Nimmermehr!" versetzte der Haushofmeister; „nehmen Sie das Geld! sonst habe ich Verdruß mit meinem Herrn." Die Wittwe nahm aber dennoch die fünfzig Dukaten nicht, sondern hielt so lange mit Bitten an, bis der Haushofmeister mit ihr zum Kardinal ging, damit dieser über die zweifelhafte Sache entscheide.

Der Kardinal hörte die Wittwe freundlich an, nahm dann das Blatt, schrieb statt 50 nun 500 Dukaten, und gab ihr die Anweisung mit den Worten zurück: „Ich hatte mich in der That geirrt, wie ich nun aus Ihrem Verhalten in dieser Sache deutlich sehe. Eilen Sie, Ihren nichtswürdigen Wirth zu bezahlen, dann Ihre Wohnung zu verlassen und Ihre übrigen Schulden zu tilgen! Was von diesem Gelde übrig bleibt, ist einer so redlichen Mutter zur Ausstattung für die tugendhafte Tochter bestimmt."

Der heilige Paulinus von Nola.

Einstens wurde das Königreich Neapel von den Vandalen gänzlich ausgeplündert, und viel Volkes, worunter auch nicht wenige Einwohner der Stadt Nola waren, wurde von ihnen in die Gefangenschaft geschleppt. Viele Hunderte dieser Unglücklichen flehten den Paulinus, Bischof von Nola, um Hilfe an, und er gab sein ganzes Vermögen hin, um so Viele, als nur immer thunlich war, loszukaufen. Jetzt kam auch eine arme Wittwe zu ihm, deren Sohn fortgeschleppt worden war, und bat ihn mit weinenden Augen, ihr doch so viel Geld vorzustrecken, daß sie ihren Sohn wieder loskaufen könne. Der heilige Bischof hatte selbst nichts mehr; wie sollte er ihr nun helfen? Er bietet sich für ihren Sohn als Gefangenen an. „Liebe Tochter!" spricht er zu ihr, „sehr gerne wollte ich dir geben, was du bedarfst, damit dir geholfen würde; allein ich habe selbst nichts mehr. Ich will aber für deinen Sohn Gefangener sein. Biete mich nur anstatt deines Sohnes an, und du wirst ihn alsbald erhalten!" — Die Wittwe erstaunte über diesen Antrag des heiligen Bischofs und wollte denselben durchaus nicht annehmen. Der Heilige aber ließ alle ihre Einwendungen nichts gelten, und beredete sie endlich, daß sie in seinen Antrag willigte. Er begab sich mit ihr auf die Reise nach Afrika. Als sie dort anlangten, war ihr Sohn schon daselbst als Gefangener. Da legte nun die Wittwe ihre Bitte um die Loslassung ihres Sohnes und die Gründe vor, warum sie diese Loslassung so dringend verlange. Zugleich bot sie den Paulinus, der schon als Sklave verkleidet war, für ihn als Gefangenen an. Ihrer Bitte wurde willfahrt, der Sohn freigelassen, und der heilige Bischof anstatt seiner unter die Gefangenen eingereiht.

Der heilige Wenzeslaus, Herzog von Böhmen.

Fast ohne Gränzen war auch die Nächstenliebe bei dem heil. Wenzeslaus, Herzog von Böhmen. Armen, Kranken und Gefangenen, so wie auch Wittwen und Waisen erwies er sich so gutthätig, daß die christliche Welt kaum jemals seines Gleichen gesehen hat. Selbst die Nachtzeit wendete er an, besuchte und tröstete sie und spendete ihnen reichliches Almosen. Was immer die Kranken von ihm verlangten, mit dem wurden sie von ihm versorgt. Nothleidende aller Art, besonders Wittwen und Waisen, hatten keine Bitte, die er ihnen nicht gewährte. Man weiß sogar, daß er auf seinen eigenen Schultern nächtlicher Weile einigen Armen das benöthigte Holz zugetragen habe. (Zwickenpfl. Christenlehren.)

Antonio Sersale.

Im Jahre 1764 wüthete in Italien eine furchtbare Hungersnoth. Besonders war zu Neapel der Brodmangel so groß, daß man auf den Straßen häufig Verhungerte fand, Gras, Blätter oder Baumrinde im Munde, womit sie sich das Leben hatten fristen wollen. Zu Gerippen abgemagert — wandelten Tausende in der Stadt herum und schrien: „Brod! Brod! wir sterben vor Hunger!" —

Das Elend dieser Bedauernswerthen zu lindern, zeigte der Kardinal-Erzbischof von Neapel, Antonio Sersale, sich vor allen übrigen Großen thätig. Der wahrhaft edle Mann ließ täglich unter neun- bis zehntausend Menschen Almosen vertheilen. Da seine Einkünfte zu einer so außerordentlichen Spende nicht hinreichten, so verpfändete er alles Silbergeschirr, um nur seinen Armen helfen zu können. Der laute Dank der durch ihn Geretteten war des Menschenfreundes schönster Lohn. (Ehrenhalle v. A. Müller.)

Der Vater der Taubstummen.

Der durch seine Verdienste um die unglücklichen Taubstummen mit ewigem Ruhme geschmückte Abbé de l'Epee hatte ungefähr 2000 Thaler eigene Einkünfte. Davon erhielt er auf seine Kosten seine menschenfreundliche Anstalt. Für sich selbst hatte er nur 300 Thaler bestimmt; alles Uebrige gehörte, nach seinen strengen Grundsätzen, seinen Pfleglingen. — Als er mit der Zeit zu einem hohen Alter gelangt war, seine Kräfte zu sinken begannen und 1788 ein ungewöhnlich harter Winter eintrat, er aber dessen ungeachtet zu seiner Erwärmung und Erquickung nicht Einen Thaler über die zu seinem persönlichen Behufe festgesetzte Summe ausgeben wollte, wurden seine Gesundheitsumstände sehr bedenklich. Die alte Haushälterin, die wohl merkte, woran es lag, und darum ihren Herrn schon einige Male inständig gebeten hatte, ein Mehreres, als das Gewöhnliche, auf seine Pflege zu verwenden, trat nun an der Spitze der vierzig Taubstummen, welche alle in Thränen schwammen, zu ihm ein und ließ nicht nach mit Flehen, bis er versprochen hatte, in diesem Jahre 100 Thaler mehr für sich auszugeben. — Dennoch konnte der ehrwürdige Greis sich nachmals gar nicht recht über diese Verschwendung, wie er es nannte, zufrieden geben und that oftmals an seine Zöglinge, die er seine Kinder nannte, die Aeußerung: „Kinder! Kinder! um 100 Thaler habe ich euch Unrecht gethan!" (A. a. O.)

Nächstenliebe gegen Missethäter.

Wenn Reiche von ihrem Ueberflusse den Armen Wohlthaten ausspenden, so sind sie immer achtungswerthe Menschen; aber in hohem Grade verehrungswürdig sind sie, wenn sie sich selbst der Bequemlichkeiten des Lebens berauben, um die Leiden und den Kummer ihrer Nebenmenschen zu mildern. Ein Franzose Duprat widmete sich mit seiner Schwester ganz dem Dienste der Unglücklichen, die wegen ihrer sittenlosen Aufführung in einem Zuchthause eingekerkert waren. Zwar hatte Herr Duprat eine Leibrente, die jährlich 10,000 Livres (4583 Gulden) betrug, und seine Schwester eben soviel, aber keines von ihnen behielt mehr als 300 (147½ Gulden) für sich. Die übrigen 19,400 Livres wurden den Armen gespendet. Herr Duprat stand einfach gekleidet unter ihnen. Die Unglücklichen erhielten bessere Speisen, als die seinigen waren, und täglich reichte er jedem zwei Mal ein kleines Glas voll Wein. Des Morgens und des Abends kniete er nieder in ihrer Mitte und ermunterte sie, den Schöpfer ihres Lebens zu preisen und anzubeten. Viele von diesen rohen Menschen, die vielleicht nie in ihrem Leben an Gott und an das Wohl ihrer Seelen gedacht hatten, weinten Thränen der Reue, als sie den edlen Duprat auf seinen Knieen liegen sahen, wie er Gott um Vergebung seiner Fehler bat und ihm dankte für das Glück, den Armen dienen zu können. Die Schwester dieses Mannes that das Nämliche in einem andern Theile des Zuchthauses, wo strafwürdige Weiber und Mädchen eingeschlossen waren. (A. a. O.)

III. Nächstenliebe gegen Kranke und Leidende.

Bei Krankheiten und Leiden unserer Mitmenschen können wir unsere Nächstenliebe am Lebhaftesten an den Tag legen. Der Pater Antonius Torres (so erzählt Alph. Liguori) pflegte zu sagen: „Wollet ihr wissen, ob in einer Gemeinde der Geist Gottes wohne, so erkundigt euch nur, wie man die Kranken

daselbst behandelt!" — Wieviel haben nicht die Heiligen Gottes für die leidende Menschheit gethan! Man erinnere sich an einen heiligen Vinzenz von Paul! Tage und Nächte durchwachte er am Krankenbette der Leidenden, trocknete die Thränen des Schmerzes von ihren Augen und den Angstschweiß von ihrer Stirne, verband ihre Wunden und linderte ihre Schmerzen. Und was er gethan hat, das thun noch heut zu Tage jene frommen, edlen Seelen, die ihn ihren Stifter nennen: die barmherzigen Schwestern. O wer hat noch nicht ihre hingebende Liebe gesehen und ihre freundlichen Dienste, die sie der leidenden Menschheit weihen? Wahrlich! das ist der Triumph der christlichen Nächstenliebe. — Ueberdieß begegnen uns auch im Leben und in der Geschichte tausend edle Züge dieser Art, wovon wir nur nachfolgende herausheben wollen.

Der Wetteifer in christlicher Nächstenliebe.

Als 1836 die epidemische Brechruhr bereits in Südtyrol eingedrungen war, faßten die Bewohner des Weilers St. Ilario, der neben der Stadt Roveredo auf der Fahrstrasse nach Villa liegt, und von armen Pächtern bewohnt wird, den schönen Entschluß, sich wechselseitig im Sinne der Religion und Nächstenliebe als Brüder zu behandeln und mit Gut und Blut sich allen Beistand zu leisten. Und sie hielten Wort. Die Cholera drang zwar in jedes Haus von St. Ilario (nur Eine Familie wurde nicht befallen), und es erkrankten 49 Personen, hierunter zehn sehr gefährlich. Nur sieben Individuen genoßen ärztliche Hilfe, und höchst gering waren die Mittel, welche den armen Pächtern zu Gebote standen. Allein Männer, Weiber, Söhne und Töchter wetteiferten, den Kranken beizustehen. Die Furcht war bald besiegt, und nur drei Bewohner erlagen der Seuche; alle übrigen genasen. Es ist Thatsache, daß in St. Ilario das Bett jedes Cholerakranken die ganze Nacht hindurch von mehreren Wärtern umgeben war, die miteinander abwechselten, den Kranken ermuthigten und dem Tode die Beute streitig machten. (Müller's Ehrenhalle.)

Edles Opfer für die leidende Menschheit.

Vor etwa 150 Jahren wüthete in der französischen See- und Handelsstadt Marseille die Pest in einem sehr hohen Grade. Eltern verließen ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, um vor der Ansteckung bewahrt zu werden. Das Elend war so hoch gestiegen, daß man dieß nicht mehr für Undankbarkeit oder Lieblosigkeit ansah. — Die Aerzte versammelten sich zur Berathung über Mittel, wodurch der Seuche Einhalt gethan werden könnte. Alle stimmten darin überein, daß diese Krankheit eine besondere, verborgene Eigenschaft habe, die nur durch das Oeffnen eines daran Verstorbenen gefunden werden könne. Aber Alle stimmten auch darin überein, daß das Oeffnen eines solchen Verstorbenen mit der größten Gefahr für das Leben desjenigen verbunden sei, der es vornehme. Todtenstille entstand unter den Aerzten bei dieser Entscheidung. — Da stand ein Wundarzt, Namens Heinrich Guyon, ein kraftvoller Mann in der Blüthe seines Lebens, berühmt durch seine Kenntnisse und wohlthätigen Handlungen, plötzlich auf, und sagte entschlossen: „Sei es so! ich weihe mich der Rettung meiner Vaterstadt und betheuere vor dieser Versammlung im Namen der Religion und Menschheit, daß ich morgen mit Anbruch des Tages einen an der Pest Verstorbenen öffnen, und was ich finde, während der Operation niederschreiben will." — Augenblicklich verließ er die Versammlung. Man bewunderte, beklagte, zweifelte aber noch. Aber Guyon führte es aus. Er war unverheirathet, reich, machte sein Testament, worin er viele milde Stiftungen mit reichlichen Vermächtnissen bedachte, beichtete, communicirte, versah sich mit einem Kruzifix und Schreibzeug, und fing an, den Todten zu seciren. Sorgfältig schrieb er, was er dabei beobachtete, auf's Papier und tauchte es in Essig, begab sich nach vollbrachter Sache in's Pestkrankenhaus und starb nach 12 Stunden des edelsten Todes. „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns gelassen hat; darum sollen auch wir das Leben lassen für die Brüder." (A. a. O.)

Barmherzigkeit eines Priesters.

„Das freie Oesterreich“ bringt unter der Aufschrift: „Handlung eines katholischen Priesters aus den Oktobertagen von 1848“ unter der Chiffre Dr. G. B. folgende Erzählung.

„Ich kam, meinen Geschäften nachgehend, am 6. Oktober gerade in dem Augenblicke auf dem Stephansplatze an, als der blutige Zusammenstoß der Garden war, und wurde dort in ein Gedränge von Menschen hineingerissen. Bald hörte ich hinter mir Kugeln pfeifen, und viele Menschen, so wie ich, flohen in das Alumnatsgebäude; dort merkte ich erst, nachdem ich einigen Verwundeten Hilfe geleistet hatte, daß ich selbst im Rücken von einer Kugel verwundet sei. Ich ließ mich in das deutsche Haus führen, wo der Arzt meine Wunde für tödtlich erklärte; und wirklich hatten mich die Kräfte schon so verlassen, daß ich halb bewußtlos zusammensank. Es wurde um einen geistlichen Herrn geschickt, und der Priester des deutschen Ordens, der hochwürdige Pater Holzapfel kam, und versah mich mit den heiligen Sterbsakramenten. Er hatte wohl in meinen Augen den Wunsch erkannt, ein Plätzchen zu haben, um ruhig sterben zu können, da jede Berührung mir ungeheuere Schmerzen verursachte. Da erbarmte er sich und ließ mich in ein abgesondertes Zimmer bringen, wobei er thätig Hand anlegte, deckte mich dann mit seiner eigenen Bettdecke zu, und pflegte mich mehrere Tage und Nächte unausgesetzt, so daß, wenn ich des Nachts von wüthenden Schmerzen erwachte, ich ihn neben meinem Lager (welches in der Eile auf den Boden gemacht worden war) auf dem harten Fußboden, nur seinen Kopf auf meinem Polster liegend, fand, und er mir dann stundenlang den heiligen Trost der Religion zusprach. Als ich mich so weit erholte, daß eine Operation an mir vorgenommen werden konnte, übernahm er die Kosten derselben und verwies mich, als ich ihm sagte, daß ich ein ganz armer Mensch sei und ihm nichts ersetzen könne, freundlich zur Ruhe. Die Operation ging glücklich von Statten; und er pflegte mich während meiner Wundenfieber fort, so sorgsam, wie es meine eigene Mutter nicht besser hätte thun können, und behielt mich auch, nachdem ich Reconvalescent wurde, in seinem eigenen Zimmer bei sich, wo er mir manches gar schöne Erbauungsbuch zu lesen gab. So geschah es, daß ich an Leib und Seele gesünder von ihm aus dem deutschen Hause entlassen wurde, als ich hineingekommen war. Gott möge es ihm lohnen, ich kann nichts, als für ihn beten, und seinen guten Lehren folgen. Und dieß will ich auch, so wahr mir Gott helfe!“

Die eifrige Krankenwärterin.

Die heil. Johanna Franziska von Chantal trug stets eine große Liebe zu den Armen und Kranken. In einer großen Hungersnoth nährte sie nicht nur ihre armen Unterthanen, sondern auch jene der umliegenden Gegend. Sie liefen ihr, wie einer allgemeinen Mutter der Bedrängten, von allen Seiten zu. Ja! sie befahl sogar, die verlassenen Kranken der Gegend aufzusuchen und zu ihr zu bringen. Man gehorchte und that, was sie wünschte. Unter Andern führte man ihr einen verunglückten Armen zu, den man am Wege längs einem Zaune liegend gefunden hatte. Er war so mit Geschwüren bedeckt, daß er Jedermann Grauen einflößen konnte. — Johanna von Chantal, damals eine Frau von 22 Jahren, empfing diesen Aussätzigen als ein Geschenk vom Himmel. Sie verband seine Wunden, reinigte seine Geschwüre und verpflegte ihn vier Monate hindurch, bis er starb. Da er dem Tode nahe war, sagte er noch voll Dank: „Ihre Belohnung, gütige Frau! wird eines Tages reichlich sein, wenn anders der Herr das Gebet der Armen erhört.“ — „Gehe hin, mein Kind!“ erwiderte Frau von Chantal, indem sie den Sterbenden umarmte, „du warst in deinem Leben dem Lazarus ähnlich; du wirst ihm auch im andern Leben ähnlich und wie er durch die Hände der Engel in den Himmel übertragen werden.“ — In diesem Augenblicke starb der Arme. Sie wollte ihn mit eigenen Händen begraben; und da man sie daran hindern wollte, aus Furcht, sie möchte

seine Krankheit erben, sagte sie: „Ich fürchte keinen anderen Aussatz, als den Aussatz der Sünde.“ (Aehrenlese.)

c) Wir sollen endlich unsern Nächsten lieben, wie uns selbst — dadurch, daß wir sogar die Fehler unsers Mitmenschen geduldig ertragen und nicht lieblos von denselben reden. „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch Andern nicht!“

Der Deckmantel der Brüder.

Der Abt Constabilis wurde nach dem Berichte des Surius (17. Febr.) der Deckmantel der Brüder genannt. Denn wenn dieser fromme Mönch von den Fehlern der Andern reden hörte, so war er immer darauf bedacht, dieselben liebevoll zu bedecken.

Dasselbe erzählten auch die Klosterfrauen von der heil. Theresia; denn, sprachen sie, „allenthalben, wo sich die Heilige befindet, da ist man in Sicherheit,“ weil Jedermann wußte, daß sie es nie unterließ, den Angegriffenen zu vertheidigen.

Der heilige Alphons Liguori

war ein Muster christlicher Nächstenliebe. Mit Geduld ertrug er auch die gröbsten Fehler seiner Nebenmenschen und munterte Alle auf, ein Gleiches zu thun. In seiner Braut Christi schreibt er also: „Die Liebe ist geduldig, die Liebe erträgt Alles, und deßhalb wird der, welcher die Fehler seines Nächsten nicht ertragen will, niemals von wahrer Liebe beseelt sein. Wie viele Mängel hast nicht auch du, geliebte Seele! und doch verlangst du, daß die Andern dich liebevoll behandeln und Mitleid mit dir tragen! Du mußt aber auch gegen Andere liebreich sein und ihre Unvollkommenheiten ertragen nach der Ermahnung des Apostels: Einer trage des Andern Last! (Gal. 6, 2.) Siehe! wie geduldig eine Mutter die Unarten ihrer Kinder erträgt! Und warum das? Weil sie dieselben lieb hat. Auf gleiche Weise wird man also auch erkennen, ob du deinen Nächsten wahrhaft liebest; denn die übernatürliche Liebe sollte doch noch stärker sein, als die natürliche Liebe. Mit welcher zarten Liebe hat nicht auch unser Heiland die Rohheit und Unvollkommenheit seiner Jünger ertragen alle die Zeit, die er mit ihnen zubrachte! Mit welcher Liebe hat er den Judas ertragen, so daß er ihm sogar die Füße wusch, um sein Herz zu rühren! Doch was rede ich von Andern? Ich brauche dich ja nur auf dich selbst hinzuweisen. Mit welcher Geduld hat der Herr nicht auch dich bis auf diese Stunde ertragen! Der Arzt haßt die Krankheit; aber er liebt den Kranken. So mußt auch du, wenn du von wahrer Liebe beseelt bist, die Fehler der Andern hassen; den Fehlenden selbst aber mußt du lieben.“

Texte ad III.: Von der Beschaffenheit der christlichen Nächstenliebe.

a) Aus der heil. Schrift. Wir sollen unsern Nächsten lieben wie uns selbst. „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! Ich bin der Herr.“ (3. Mos. 19, 18.) „Ehre deinen Vater und deine Mutter, und liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!“ (Matth. 19, 19.) „Das zweite Gebot ist dem ersten gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!«“ (Ebend. 22, 39.) „Was du nicht willst, daß man dir thue, das hüte dich, auch einem Andern zu thun!“ (Tob. 4, 16.) „Was ihr wollet, daß euch die Leute thun, das thuet auch ihnen!“ (Matth. 7, 12.) „Die Liebe sei ungeheuchelt! . . Liebet einander mit brüderlicher Liebe; mit Achtung kommet einander zuvor!“ (Röm. 12, 9. 20.) Die Eigenschaften der wahren Nächstenliebe gibt der heil. Paulus in folgenden Worten an: „Die Liebe ist geduldig, ist gütig; die Liebe beneidet nicht, sie handelt nicht unbescheiden, sie ist nicht aufgeblasen, sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstsüchtig, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt nichts Arges, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit; sie trägt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.“ (1. Kor. 13, 4—7.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Habet denn Acht und liebet euren Nächsten ebenso, wie ihr euch selbst liebet!“ (S. Aug.) „Wir sollen Alle mit gleicher Liebe lieben; aber eben darum, weil wir Allen die gleiche Liebe schuldig sind, darf man nicht Allen die gleiche Arznei reichen; dieselbe Liebe nämlich behandelt Einige wie erst zur Welt zu bringende Kinder, mit Andern wird sie schwach, Einige trachtet sie zu erbauen, Andere fürchtet sie zu beleidigen, zu Einigen läßt sie sich herab, Andere hebt sie zu sich hinauf, gegen Einige ist sie sanft, gegen Andere streng,

gegen Niemanden feindselig; Allen ist sie eine Mutter." (S. Aug. lib. de catech. rud. c. 15.) „Den Nächsten lieben mit einer wahren Liebe ist soviel, als dem Nächsten wohlwollen in Gott und aus Liebe Gottes. Den Nächsten in Gott lieben, besteht aber darin, daß man sich freue, wenn es ihm wohl geht, jedoch nur in so ferne, als solches dienlich ist, die Ehre Gottes zu befördern. Den Nächsten in Gott lieben, besteht darin, daß man ihm beistehe in Allem, dessen er bedürftig ist, soviel unsere Kräfte es zulassen. Den Nächsten in Gott lieben, besteht endlich besonders auch darin, daß man sorge für sein Seelenheil, nicht minder als für unser eigenes, und darob ein Wohlgefallen trage, als an einer Sache, die Gott gefällt. Die Liebe des Nächsten, wenn sie je eine wahre Liebe ist, treibt an, dem Nächsten beizustehen, er mag krank oder gesund, reich oder arm, jung oder alt sein; sie betrachtet in allen Dingen Gott allein und alle Sachen in Gott." (S. Franc. Sales.) „Auch deine Worte gegen den Nächsten sollen voll Liebe sein, welche, wenn es irgend möglich ist, die Fehler des Andern bedeckt, und wenigstens die Meinung entschuldigt, wenn auch die Handlung selbst nicht entschuldigt werden kann." (S. Bern. serm. 40. in Cant.)

IV. Christliche Lehre.

Von der Feindesliebe.

I. Die Pflicht der Feindesliebe.

Fr. Müssen wir auch unsere Feinde lieben?

Antw. Ja, wir müssen auch unsere Feinde lieben; denn auch sie sind unsere Nächsten.

Fr. Worauf gründet sich diese Pflicht der christlichen Feindesliebe?

Antw. 1) Auf den Befehl Christi; 2) auf die Vollkommenheit des Christenthumes, und 3) auf das Beispiel des göttlichen Heilandes.

Erläuterung. 1) Die Pflicht der christlichen Feindesliebe gründet sich vor Allem auf den ausdrücklichen Befehl des Herrn.

Christus und die Pharisäer.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer hielten dem Scheine nach streng auf Tugend und Beobachtung der Satzungen; im Grunde aber waren sie ehrgeizige, boshafte und unversöhnliche Menschen. Um nun ihre Lieblosigkeit zu rechtfertigen, gaben sie dem Gesetze der Nächstenliebe eine willkührliche Deutung, indem sie sagten (Matth. 5, 43.): „Du sollst deinen Nächsten lieben, deinen Feind aber hassen!" als wenn unser Feind nicht auch unser Nächster wäre. Christus aber trat dieser willkührlichen Erklärung der Pharisäer entgegen und sprach: „Ihr habet gehört, daß es hieß: Liebe deinen Nächsten und hasse deinen Feind! Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet die, welche euch fluchen, thuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für eure Verläumder und Verfolger, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid, der über Böse und Gute seine Sonne aufgehen und über Fromme und Lasterhafte regnen läßt! Denn wenn ihr nur diejenigen liebet, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben? Thun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was thut ihr da Großes? thun dieß nicht auch die Heiden?" (Ebend. V. 43—48.) Dieß also ist das ausdrückliche Gebot unsers Herrn und Gesetzgebers; und er befiehlt uns gewiß nichts was uns unmöglich wäre, da er ja unsere Kräfte kennt und uns seine göttliche Gnade zu verleihen bereit ist.

Erläuterung. 2) Wir sind zur Feindesliebe auch deßhalb verpflichtet, weil wir nicht mehr im unvollkommenen Gesetze des alten Bundes, im Gesetze der knechtischen Liebe leben, sondern im vollkommenen Gesetze der christlichen Liebe, d. h. weil wir Christen sind. Unbild mit Unbild vergelten, das ist eine menschliche, eine heidnische Rache; aber Böses mit Gutem vergelten, das ist eine göttliche, eine christliche Rache. Erstere ist nur kleinen Seelen eigen und ein sicheres Kennzeichen derselben, sowie es ein sicheres Kennzeichen eines schwachen Magens ist, wenn man etwas härtere Speisen nicht vertragen kann. Ein christlicher Dichter singt:

„Ein Heide liebt nur, wer ihn liebt,
Und thut dem Gut's, der ihm was gibt;
Allein ein Christ muß insgemein
Auch gegen Feinde gütig sein."

So lange der Mensch die Leidenschaften seines Herzens nicht zu unterdrücken im Stande ist, ist er noch kein wahrer Christ; er ist vielmehr Sklave seiner Leidenschaft. Dieß erkannte selbst schon ein heidnischer Weltweiser, der, da er einen vornehmen Athenienser seinen Sklaven in der Hitze des Zornes schlagen sah, ausrief: „Hier schlägt ein Sklave den andern." (Krauth. II. S. 217.) — Das Christenthum kann überhaupt ohne die Feindesliebe nicht bestehen; nicht einmal würdig beten kann der Christ, wenn er nicht vom Herzen verzeiht. Vielmehr betet er sein vorzüglichstes Gebet, „das heilige Vater unser," zu seinem Verderben, anstatt zu seinem Segen, weil er zu Gott ruft, er möge ihm eben so verzeihen, wie er seinem Beleidiger verzeiht. — Dieß Alles erkannten die Heiligen Gottes und darum war Verzeihen stets ihre edelste Rache.

Der heilige Franz von Sales

sprach oft: „Ich weiß nicht, wie Gott mein Herz gebildet hat. Wenn er mir aber befehlen würde, einen Feind zu hassen, so würde ich damit nicht zu Stande kommen; und wenn mir ein Feind," sagte er ferner, „das Eine Auge ausreißen würde, so würde ich ihn mit dem andern doch immer freundlich betrachten." So spricht der wahre Christ, der die christliche Lehre in ihrer höchsten Fülle und Vollkommenheit erfaßt hat!

Nicht übersehen dürfen wir, daß an einem Christen Gott dem Herrn nichts mehr mißfällt, als ein unversöhnlicher Sinn. Der heil. Nilus erzählt uns hierüber folgende Begebenheit.

Verzeihen — des Christen höchste Pflicht.

„Ich kenne einen Menschen," schreibt der heilige Nilus, „der einmal auf seinen Feind geradezu einen Stein warf, aber einen Fehlwurf that, indem der Stein das Auge seines eigenen Sohnes traf, der in der Nähe stand und nichts dergleichen befürchtete. Der Sohn wird blind; und wenn der Vater, da er einem Andern schaden wollte, sein Herz am Meisten verwundete, so sehen wir hier das Gericht des Herrn, der Alles sieht. Ich habe dir diese Geschichte deßhalb erzählt, damit du aufhören möchtest, auf die, welche du für deine Feinde hältst, allerlei Flüche und Verwünschungen, als eben so viele Steine, hinzuwerfen. Denn das Verderben könnte dein eigenes Haus treffen. Wir sind angewiesen, für unsere Feinde zu bitten, aber nicht sie mit Flüchen zu überschütten." —

So sehr aber Gott dem Herrn die Unversöhnlichkeit mißfällt, so groß ist hingegen auch sein Wohlgefallen, wenn der Christ gerne verzeiht. Derjenige, welcher seinem Beleidiger verzeiht, darf sicher sein, daß auch Gott ihm verzeihen werde. Denn Jesus selbst sagt: „Vergebet, so wird euch auch vergeben werden!" (Luk. 6, 37.) Die selige Baptista Verari aus dem Franziskanerorden sagte: „Wenn ich auch Todte zum Leben erwecken würde, so bin ich doch nicht so versichert, von Gott geliebt zu werden, als wenn ich geneigt bin, demjenigen Gutes zu thun, der mir Böses erwiesen hat." — Der Herr selbst sprach eines Tages zu der seligen Angela von Foligni: „Das sicherste Zeichen gegenseitiger Liebe zwischen mir und meinen Dienern besteht darin, daß sie Jene lieben, von denen sie beleidigt wurden." (Alph. Liguori's Braut Christi, I. S. 284.) Schon dieses göttlichen Wohlgefallens wegen sollten wir unsere Feinde lieben.

Die heilige Theresia fand bei den ungerechten Verfolgungen und Verspottungen ihrer Feinde die süßesten Tröstungen; oft rief sie aus: „Du weißt, o Herr! daß ich nichts verlange, als entweder zu sterben oder zu leiden. Darum liebe ich auch meine Feinde mehr, als meine Freunde; denn jene geben mir beständig Gelegenheit, zu leiden." (In vita.) Wie wohlgefällig muß dem Herrn eine solche Sprache sein!

Erläuterung. 3) Endlich verpflichtet uns zur christlichen Feindesliebe ganz vorzüglich auch: das erhabene Beispiel Jesu Christi. Starb er nicht als Opfer und Muster

der Feindesliebe? Gab er nicht für seine Todfeinde sein Blut, das sie mit teuflischer Wuth vergoßen, zur Versöhnung hin? „Er dachte nicht," sagte der heil. Leo, „daß er durch sie, sondern nur, daß er für sie sterbe. Vielmehr bot er sterbend noch seine letzten Kräfte auf, ihnen Barmherzigkeit zu erflehen. Er rief mit lauter Stimme: „Vater, verzeihe ihnen!" Seine sinnreiche Liebe gebrauchte, um das Herz seines himmlischen Vaters zur Vergebung des von den Juden an ihm verübten Verbrechens zu bewegen, nicht den Ausdruck: „Gott," sondern: „Vater! — Vater, vergib ihnen!" — Ja! er entschuldigt das größte aller Verbrechen mit ihrer Unwissenheit: „Sie wissen nicht, was sie thun!" und denkt nur darauf, die empfangenen Unbilden zu verringern, während wir die geringste stets zu vergrößern beflissen sind." — O wenn wir mit christlichen Augen dieses erhabene Beispiel unsers göttlichen Heilandes betrachten, müssen wir nicht dadurch zur Liebe selbst auch gegen unsere Todfeinde entflammt werden?

Johannes Gualbertus,

ein junger italienischer Edelmann, hat dieß zum Heile seiner unsterblichen Seele erfahren. Dieser brannte vor Begierde, den Tod seines unschuldig gemordeten Bruders zu rächen, wozu ihn sogar sein eigener Vater noch aufmunterte und antrieb. In dieser Gemüthsstimmung trifft er den Mörder, einen jungen Landedelmann. Der einsame Ort, der enge Weg, Alles begünstigt seine Absicht. Schon hebt er den Arm auf, um seinen Feind zu erschlagen. Da wirft sich der Unglückliche, der unbewaffnet war, mit kreuzweise gehaltenen Armen, ohne ein Wort zu sagen, ihm zu Füßen; es war am heiligen Charfreitag. Bei diesem Anblicke erinnerte sich Gualbert an seinen göttlichen Erlöser am Kreuze und an dessen Liebe gegen seine Mörder. Auf einmal wirft er sein Schwert weit von sich, hebt seinen Feind auf und sagt im Tone der Sanftmuth: „Ich kann dir das nicht verweigern, um was du mich im Namen Jesu Christi bittest; darum schenke ich dir nicht nur das Leben, sondern auch meine Freundschaft. Bete für mich, daß Gott mir meine Sünden verzeihe!" Hierauf umarmt er ihn herzlich und geht nach diesem über sein Herz davon getragenen Siege in eine Kirche, wirft sich vor einem Kreuze nieder, wo ihm Gott durch ein Wunder zu erkennen gibt, wie wohlgefällig ihm dieses Liebeswerk war. — Wahrlich! ein Herz, welches im Anblicke des gekreuzigten Heilandes dem Feinde nicht verzeihen würde, müßte ein Felsenherz sein. (Debussy.)

Der Rachsüchtige vor dem Bildnisse des Gekreuzigten.

Hältst du dich für zu schwer beleidigt, als daß du deinem Feinde verzeihen könntest, und dünkt dir die Bosheit deines Gegners zu groß, als daß sie Vergebung oder Entschuldigung verdiene, so tritt hin zum Kreuze des Erlösers, bringe dort deine Anklage vor, rufe im Angesichte des Kreuzes, wenn du kannst, um Rache für deinen Beleidiger! Aber betrachte vorher, nach dem Rathe des heil. Augustin, noch einmal deinen Heiland, betrachte den Dahängenden! Wie findest du seine Füße? Mit Blut überronnen, mit Nägeln an's Kreuz geheftet. Wer hat diese Füße durchbohrt, wer sie an's Kreuz geschlagen? Sie, die er so lange als verirrte Schafe gesucht, denen er nachgegangen über Berge und Meere, denen er nachgeeilt durch Thäler und Wüsten, um sie zurückzuführen zur Heerde seines Vaters, sie, seine Feinde, haben es gethan. Betrachte seine Hände! Er erhob sie sonst nur, um Kranke zu heilen und wohlzuthun, um zum Vater zu beten und seine Brüder zu segnen; und nun sind sie an das Kreuz geheftet. Christliche Seele! wer hat dieß gethan? Betrachte sein Haupt! Wie zeigt es sich dir? Ganz blutig und entstellt, mit einer Dornenkrone umflochten, und ohne ein Plätzchen, wo er es hinlegen konnte. Sage nun, wer hat es gethan? Am ganzen Leibe verwundet und zerrissen — so blickt er zum Himmel, so blickt er zur Erde, und nirgends Hilfe, nirgends Linderung! Höre denn die Lästerungen seiner Feinde, höre den Spott der Peiniger, und sage, ob noch etwas übrig ist, seine Qual zu vermehren! Doch jetzt öffnet er den Mund; und nun höre den Rufenden! Wird er vor der Welt seine Unschuld betheuern? Wird er zu seinem Vater um Rache rufen? Höre den Rufenden! „Vater, verzeihe ihnen! Denn

sie wissen nicht, was sie thun;" so ruft, so betet der göttliche Dulder. Und du, o Christ! du könntest noch Feindschaft nähren in deinem Herzen, du wolltest nicht verzeihen? Noch hast du deinem Feinde nicht so viel Gutes erwiesen, wie Jesus seinen Feinden erwiesen hat, noch hat dich dein Feind nicht an's Kreuz geschlagen, oder dich auf dem Sterbebette gelästert, oder deiner Todesqualen gespottet, — und du sagst, du könnest nicht verzeihen? Nicht? So gehe denn hin, verlasse das Kreuz, verlasse deinen sterbenden, deinen betenden — auch für dich betenden Erlöser! Gehe hin, wasche den Namen „Christ" von deiner Stirne, lösche deinen Namen aus dem Buche der Getauften, gehe hin und räche dich, oder nimm deine Feindschaft, deine Rache mit auf das Todbett, nimm sie mit in's Grab, nimm sie mit vor den Richterstuhl Gottes, nimm sie mit — doch nein! nicht unversöhnt wirst du das Kreuz verlassen; du wirst, so schweren Kampf es dich auch kosten mag, dich selbst überwinden, die Bitterkeit deines Herzens ablegen. Und hast du dich selbst bezwungen, und deines Feindes Haß mit Liebe vergolten, dann kannst du getrost den Blick zum Himmel heben, und einst vor Christi Richterstuhl mit Zuversicht sagen: „Herr! verzeihe mir! Denn ich habe ja auch verziehen." (Aehrenlese.)

Nun aber möchten wohl Manche einwenden, es sei doch für einen Menschen gar zu schwer, dem Feinde zu verzeihen; Christus war Gott, er konnte so etwas leicht thun; allein wir sind schwache Menschen. Hierauf antwortet ganz schön

der heilige Augustin.

Seine Worte lauten: „Es könnte etwa ein Christ sich entschuldigen und sagen: »Ich vermag nicht, was Christus vermocht hat; denn Christus ist ein Riese von zweifacher Natur.« — Deßhalb wird uns das Beispiel des heiligen Stephanus vorgestellt, der ein bloßer Mensch gewesen ist. Wenn du also meinst, es sei zuviel von dir verlangt, daß du deinen Herrn nachahmest und deinen Feinden verzeihest, nun, so wende dein Auge auf Stephanus, deinen Mitknecht!" — „Siehe, wie sehr er seine Feinde liebt!" setzt der heilige Fulgentius bei; „seinem Erlöser gleich empfand er über die Bosheit und Unseligkeit seiner Verfolger einen viel tieferen Schmerz, als über alle Uebel, die er erduldete; — und zum Zeichen dieses schmerzlichen Mitleides kniete er nieder, um für sie zu beten. Für sich selbst betend, blieb er aufrecht stehen, für seine Feinde betend, warf er sich auf die Kniee, weil, wie Augustin sagt, ihre hartnäckige Erbitterung das Heilmittel eines kräftigen, flehentlichen Gebetes forderte." — Wenn also die Heiligen Gottes den Feinden so großmüthig verzeihen konnten, da ja auch sie nur Menschen waren, warum solltest nicht auch du können, was diese gekonnt haben? — Willst du aber vielleicht auch hierauf wieder entgegnen: „Ja! das sind Heilige gewesen; ich besitze eine solche Kraft noch nicht" — so antworte ich dir mit dem heil. Ambrosius: „Wenn du diese Kraft noch nicht hast, so bitte Gott darum, der sie dir gewiß ertheilen wird!"

II. Die Beschaffenheit der Feindesliebe.

Fr. Wie sollen wir uns gegen unsere Feinde benehmen?

Antw. Dieß hat uns Christus selbst mit folgenden Worten gelehrt: „1) Liebet eure Feinde; 2) segnet die, welche euch fluchen; 3) thut Gutes denen, die euch hassen, und 4) betet für eure Verläumder und Verfolger!" (Matth. 5, 43.)

1) Wir sollen unsere Feinde lieben, d. h. das Böse, welches sie uns zugefügt haben, vergessen und ihnen alles Gute vom Herzen gönnen.

Karl III. von Spanien auf dem Sterbebette.

Als Karl III., König von Spanien, auf dem Sterbebette lag und die heilige Wegzehrung empfangen sollte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob er seinen Feinden verzeihe? worauf er die wahrhaft königliche Antwort

gab: „Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen, um ihnen zu verzeihen? Ich habe ihnen gleich damals verziehen, als sie mich beleidigten.“

Wünsche deinen Feinden vom Herzen alles Gute!

Thomas Morus, der berühmte englische Kanzler, war ein Hofmann, nichts desto weniger aber auch ein treuer Diener des Königs aller Könige, in dessen Dienste er sein Leben verzehrte. Er hatte die Gewohnheit, Morgens und Abends mit seiner ganzen Familie die Psalmen und andere Gebete andächtig zu beten. Weil er sich zuweilen von der Welt und selbst von seiner Familie absondern wollte, so baute er in einiger Entfernung von seinem Wohnhause eine Galerie, einen Büchersaal und eine Kapelle, wo er täglich einige Zeit auf das Studiren und die Andacht verwendete, Freitags aber den ganzen Tag mit diesen Uebungen zubrachte. Die Aemter, die er bekleidete, nöthigten ihn, viele Bedienten zu halten; aber niemals gestattete er, daß diese dem Müssiggange oder dem Spiel und andern Ausschweifungen sich ergeben durften. Während der Tafel ließ er etwas Nützliches vorlesen. Dabei war er nicht finster und mürrisch, sondern voll Munterkeit, und seine Erholungsstunden waren der Musik und andern edlen Vergnügungen gewidmet. Als ihn seine standhafte religiöse Ueberzeugung in's Gefängniß gebracht hatte, machte ihm seine Gemahlin Vorwürfe, daß er in einem so häßlichen Orte eingesperrt lebe, da er, wenn er wie alle andern Bischöfe und andere gelehrte Männer denken und handeln würde, alle Annehmlichkeiten genießen könnte. Nachdem Morus ihre Reden geduldig angehört hatte, fragte er sie, ob dieses Haus nicht eben so nahe an dem Himmel wäre, als sein eignes, und setzte hinzu, er würde ein schlechter Handelsmann sein, wenn er sich in Gefahr setzte, die ewige Seligkeit um einiger lustiger Tage willen zu verlieren. In diesen Gesinnungen beharrte er bis an sein Ende; und da die Richter das Urtheil ausgesprochen hatten (der Wütherich Heinrich VIII. hatte das Parlament dazu gezwungen, indem ihm die Freimüthigkeit und unbestechliche Gewissenhaftigkeit seines Dieners verhaßt war), daß Morus gehängt, und wenn er halb todt wäre, geviertheilt werden solle, und ihn fragten, ob er noch Etwas zu sagen hätte, so stand er auf und sagte: „Ich habe nichts mehr zu sagen, Mylords, als daß, gleichwie der heil. Apostel Paulus, welcher in den Tod des Stephanus willigte, mit diesem nunmehr im Himmel unter den Heiligen und Freunden Gottes in ewiger Freude lebt, ich auch Ihre Gnaden, die mich jetzt auf Erden verurtheilen, einmal dort im Himmel zu einer ewig dauernden Glückseligkeit antreffen möge!“ —

Die großmüthige Verzeihung.

Ludwig XII. hatte die Namen Aller, die er als seine Feinde kennen gelernt hatte, auf einen Zettel geschrieben und die meisten mit einem Kreuze bezeichnet.

Als er zur Regierung kam, entfernten sich Viele vom Hofe, aus Furcht vor der Rache des neuen Königs. Aber Ludwig rief sie zurück und verwies ihnen ihre Furcht, indem er sagte: „Das Kreuz, welches ich eueren Namen voransetzte, soll euch nicht meine Rache, sondern wie das Kreuz des Heilandes Vergessenheit und Vergebung der Beleidigungen ankündigen!“

Kurz nachdem dieser edelmüthige Fürst den Thron bestiegen hatte, wollte man ihn bewegen, die Güter eines reichen Bürgers aus Orleans einziehen zu lassen, der bisher sein erklärter Feind gewesen war. Ludwig entgegnete: „Als er mich beleidigte, war ich noch nicht König. Da ich's ward, ward ich sein Vater; ich muß jetzt verzeihen und ihn beschützen.“

Die väterliche Lehre.

Der Sohn des arabischen Emirs Aron Reschid beklagte sich einst bei seinem Vater, daß ein Mann seine Mutter gelästert habe, und forderte ihn zur Rache auf. „O mein Sohn!“ erwiderte dieser, „du würdest auf diese Weise

deine Mutter mehr noch beschimpfen, als der Verläumder selber sie beschimpft hat; denn man könnte glauben, sie habe dich nicht gelehrt, zu verzeihen."

Der Herzog von Guise.

Man benachrichtigte Franz, Herzog von Guise, der die Protestanten bekriegte, daß einer von diesen in seinem Lager wäre, in der Absicht, ihn zu ermorden. Er ließ ihn festsetzen. Der Protestant gestand seinen Vorsatz. „Habe ich Euch," fragte der Herzog, „etwas zu Leide gethan?" — „Nein!" erwiderte der Fanatiker, „ich wollte Euch tödten, weil Ihr der größte Feind meines Glaubens seid." — „Wenn Ihr mich um Eures Glaubens willen tödten wollet," sprach nun der Herzog, „so will ich Euch um des meinigen willen verzeihen;" — und er entließ ihn frei und ungekränkt aus dem Lager.

Verzeihen ist die beßte Rache.

Unter die ausgezeichnetsten Dichter Italiens gehört Torquato Tasso, welcher die Heldenthaten der Christen im gelobten Lande besang, als sie um's Jahr 1100 dahin zogen, Jerusalem aus den Händen der Türken zu befreien. Die Neidischen und Mißgünstigen, denen Torquato's Genie ein Aergerniß war, sagten über seine Dichtungen alles erdenkliche Ueble, und, was schlimmer war, sie verbreiteten verläumderische Gerüchte zum Nachtheile seines guten Namens, um ihn bei seinen Gönnern und Beschützern in ein schlechtes Licht zu setzen. Besonders tadelte und verläumdete ihn ein gewisser Jacobo Salviati, der es durch böswillige Zuflüsterungen endlich dahin brachte, daß der ehrenwerthe Mann in's Gefängniß gesetzt wurde. Doch die Bösen können sich auf die Länge nicht verbergen. Das Sprüchwort sagt: „Was Feuer in sich hat, muß Rauch von sich geben." Tasso's Freunde beeilten sich, ihm eine schimpfliche Handlung seines Verläumders zu erzählen, und ermunterten ihn, dieselbe zu veröffentlichen und so demjenigen Achtung und Ehre zu rauben, der sie ihm hatte rauben wollen. Aber Tasso war nicht nur ein ausgezeichneter Dichter, er war auch ein gutherziger Mensch. Wisset ihr, was er antwortete? Er sagte: „Ich will ihm weder Ehre noch Brod nehmen; nur Eines möchte ich ihm nehmen, den Willen Böses zu thun."

2) Wir sollen unsere Feinde, die uns fluchen, segnen.

Segne die, welche dich lästern!

(Der heilige Ignatius von Loyola.)

In des Morgens kühler Frühe,
Bei der Sonne erstem Strahle
Ging ein Pilger, leise betend,
Durch die Wiesen hin im Thale.

Nackten Fußes ist er einsam
Seinen stillen Pfad gegangen,
Mit dem abgetrag'nen Kleide,
Mit den eingefall'nen Wangen.

Ernst und Hoheit aber strahlten
Aus den demuthvollen Mienen,
Die im Kleide eines Bettlers
Einen Fürst' zu bergen schienen.

Von der Aehren goldnem Meere
Ging der Pilger rings umflossen;
Tiefgebückte Männer schwangen
Dort die Sichel unverdrossen.

Als des Reichthums frohe Schnitter
Jetzt den ernsten Mann erblickten,
Wie er arm und dürftig wallte,
Wo die goldnen Aehren nickten,

Rief ihr Spott: „Die Armuth suchet
Sicher auf den Müssiggänger.
Heda! langsam, guter Freund!
Nicht bedarf's der Eile länger.

Deine durchgelauf'nen Sohlen,
Dein Habit verkündet laut,
Daß du fandest, die du suchtest,
Deines Müssigganges Braut.

Gleich den Vöglein, die nicht säen,
Nähren dich nur fremde Garben;
Gleich den Raupen, die zerstören,
Was die Trägen nicht erwarben.

Doch die Vöglein, diese Diebe,
Fangen manchmal an zu singen,
Und die Raupen werden endlich
Doch zu bunten Schmetterlingen;

Aber deinesgleichen, scheint es,
Hat gewettet mit den Fischen;
Deine Wangen sind mit nichten
Von den rosenrothen frischen."

Solches und von gleicher Sorte
Sprach das Volk der Tiefgebückten,
Bald ihn schmähend als Verschmitzten,
Bald beklagend als Verrückten.

Schweigend stand der ernste Pilger,
Horchte mit gelass'nen Mienen,
Die verklärter stets und heit'rer
Durch den Spott zu werden schienen.

Als die Schmäher staunend schwiegen,
Ueberwunden in dem Streite,
Da erhob der Heil'ge segnend
Seine Hand, die gottgeweihte.

Reuig sanken sie zur Erde,
Und gesegnet von der Gnade
Sahen sie beschämt den Pilger
Segnend gehen seine Pfade.

Ignatius, der heil'ge Vater,
Hat dieß Beispiel hinterlassen,
Euch gelehrt, ihr Söhne Jesu!
„Die zu segnen, die euch hassen."

(Münch, S. 170.)

3) Denen, die uns hassen, sollen wir Gutes thun. „Wenn dir ein Mitbruder vorsätzlich Schaden zufügt," sagt der heil. Alphons von Liguori (Braut Chr. I. S. 283.), „so räche dich, aber — räche dich, wie die Heiligen sich rächen! Und worin besteht die Rache der Heiligen? Der heil. Paulinus lehrt uns: Den Feind lieben, ist eine himmlische Rache; die Heiligen haben sich dadurch gerächt, daß sie denjenigen, die ihnen Böses zufügten, dieses mit Liebe und Wohlthaten lohnten."

Die Rache der Heiligen.

Die heil. Katharina von Siena hat lange Zeit hindurch einer Frau, von der sie öffentlich der Unsittlichkeit beschuldigt war, als dieselbe hierauf krank geworden, wie eine Magd gedient. — Der heil. Achatius verkaufte Alles, was er hatte, um einem Menschen beizustehen, der ihm seinen guten Ruf geraubt hatte. — Der heil. Ambrosius ließ einem Meuchelmörder, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, einen Gehalt anweisen, womit er anständig leben konnte. — Nachdem der Statthalter Venustianus von Toskana dem heiligen Bischof Sabinus um des Glaubens willen die Hände hatte abhauen lassen, wurde der Tyrann von so heftigen Augenschmerzen befallen, daß er in seiner Noth den Heiligen bat, er möchte ihn doch heilen. Da betete derselbe, hob hierauf den noch von Blut triefenden Arm in die Höhe, segnete den Statthalter und erlangte ihm die Gesundheit und zugleich das Heil seiner Seele; denn derselbe ging in sich und bekehrte sich zum wahren Glauben. — Der heil. Chrysostomus erzählt, daß der heil. Miletius, als er mit dem Statthalter, der ihn in die Verbannung führte, im Wagen saß und sah, wie das Volk diesen steinigen wollte, die Arme über ihn ausbreitete und ihn dadurch vom Tode errettete. —

Die Wittwe von Bologna.

Ein ganz merkwürdiges Beispiel von Feindesliebe erzählt uns aber der Pater Segneri. Jahrhunderte hindurch wurde in Bologna eine Strasse die Gasse der Frömmigkeit genannt, weil in derselben der Sage nach ein Werk der höchsten christlichen Frömmigkeit geschehen ist. — In dieser Gasse nämlich wohnte eine adelige und reiche Wittwe, die Mutter eines einzigen Sohnes, der die Freude ihres Lebens war. Als dieser Sohn, ein Knabe noch, spielend auf der Gasse sich aufhielt und gegen einen Fremden, der im Vorübergehen ihn im Spiele gestört hatte, sich entrüstete, ward dieser Fremde sogleich von solchem Jähzorn entflammt, daß er seinen Degen zog und dem Knaben den Todesstoß versetzte. — Kaum war die unsinnige That geschehen, als der Mörder von Angst und Entsetzen befallen ward. Mit der Klinge in der Hand, die noch vom Blute rauchte, sprang er in das nächste Haus, dessen Pforte eben offen stand, eilte die Treppe hinauf, fand die Frau des Hauses, warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie um die Liebe Gottes, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen, wo er sich verbergen könne. — Obwohl von Entsetzen durchschaudert, gewährte sie doch seine Bitte; aber während sie ihm einen solchen Ort zum Verbergen zeigte, waren auch die Gerichtsdiener in das Haus gekommen, welche dem Thäter nachspürten. Die

Wittwe, da sie durch ihr Versprechen gebunden zu sein glaubte, beantwortete die Fragen der Gerichtsdiener nicht; sie überreichte ihnen alle Schlüssel und sprach: „Es steht euch frei, zu suchen; sehet selber!" Da sie aber nach vergeblichem Suchen das Haus wieder verließen, rief Einer von ihnen: „Diese gute Frau scheint nicht zu wissen, daß es ihr eigener Sohn ist, welcher ermordet worden, sonst wäre sie gewiß die Erste gewesen, die den Mörder uns ausgeliefert hätte, anstatt ihn zu verbergen." — Die unglückliche Mutter hörte dieß, der Leichnam ihres ermordeten Sohnes ward ihr endlich auch gezeigt, ihr Blut erstarrte, der Schauder des Entsetzens fuhr ihr durch alle Glieder. Sie verschloß sich in ein einsames Zimmer; dort warf sie sich auf ihre Kniee, ihr Auge fing an, vor Gott häufige Thränen zu vergießen. Aber durch die Gnade, die ihr in reichem Maße gegeben war, bald wieder gestärkt — brachte sie dieses schreckliche Leiden dem Herrn als ein Opfer dar, und gelobte zur Ehre des göttlichen Gesetzes und des Evangeliums, nicht nur dem Mörder gänzlich zu verzeihen, sondern auch zum Zeichen dieser herzlichen Vergebung ihn an die Stelle des Getödteten zum Sohne anzunehmen. — Und sie verwendete für ihn so viele Bitten und brachte so viele Opfer für das allgemeine Beßte, daß die Richter um ihretwillen dem Verbrecher die Freiheit ließen. Und was die fromme Wittwe vor Gott gelobt hatte, das setzte sie auch in's Werk; sie nahm den reuigen Mörder ihres Sohnes an Sohnesstatt an.

(Zur Empfehlung der christlichen Feindesliebe noch einige andere merkwürdige und anziehende Beispiele!)

Attalus und Meno.

In der Gegend von Antiochia in Syrien lebten zwei Familien von Alters her in bitterer Feindschaft, welche die Söhne von den Eltern ererbt hatten. Die beiden Hausväter Attalus und Meno fügten einander jedes Herzeleid zu, wie sie vermochten, und ihre Erbitterung wuchs mit jeglichem Tage. — Meno aber hatte einen Sklaven, der ein Jünger des Herrn war, nach den Lehren des Evangeliums lebte und in allen Dingen sich treu bezeigte, so, daß Meno ihn lieb gewann, und ihn über sein ganzes Hauswesen setzte. Und in Allem, was Silas, so hieß der Sklave, that, war Gott mit ihm und segnete das Haus seines Herrn um seinetwillen. Deßhalb unterredete sich Meno oft mit seinem Hausvogt, und dieser bekehrte jenen, so, daß er gläubig wurde und sich taufen ließ auf den Namen des Herrn. Von nun an wurde Meno ein ganz anderer Mensch, als zuvor, und redete kein böses Wort von Attalus, seinem Feinde, wiewohl dieser ihn noch mehr haßte und verfolgte, und ihm täglich neues Herzeleid zufügte. — Durch solche Sanftmuth ward Attalus noch mehr erbittert, und er dingete böse Menschen, welche in der Nacht Meno's Garten verwüsten und dessen schönste Bäume, die Meno besonders liebte, zerstören mußten. — Da traten Meno's Freunde zu ihm und sprachen: „Wirst du das ungerochen lassen, so wird er noch Größeres beginnen." — Meno aber antwortete ihnen und sprach: „Die Bosheit ist bei Nacht geschehen; er wird sie läugnen. Mir aber dient es zur Uebung in der Geduld. Hat mich doch früherhin derselbe Geist erfüllt." — Bald darnach brachten die Freunde zwei von den bösen Buben, die Attalus erkauft hatte, den Garten zu verwüsten, und die Freunde sprachen: „Diese haben es eingestanden, nun kannst du die Strafe an ihm nehmen." Aber Meno antwortete: „Ich habe ihm vergeben und will der Bitterkeit in meinem Herzen nicht Raum lassen, obwohl es mich schmerzt um der Bäumchen willen." — Darüber erzürnten Meno's Freunde. Einige Zeit nachher ward das Haus des Attalus von einer heftigen Feuersbrunst ergriffen. Meno eilte mit allem seinem Gesinde herbei und rettete zwei Kinder seines Feindes aus den Flammen. Darauf trat er zu Attalus, reichte ihm die Hand und sprach: „Ach! laß nicht ferner Feindschaft sein zwischen mir und dir, und zwischen meinem Hause und deinem Hause!" Und Meno erbot sich ihm zum Beistande bei dem neuen Bau seines zerstörten Hauses. Aber Attalus wandte sich hinweg, ergrimmte im Geiste und sprach:

„Die Feuersbrunst ist Meno's Werk!" Und Viele glaubten seinen Worten. Solches betrübte das Herz des Mannes über die Maßen, und seine Freunde sprachen: „Laß den Bösewicht und übergib ihn dem Satan!" Meno aber sagte: „Er ist ein Mensch und trägt ein zerrissenes menschliches Herz in seinem Busen. Ich will ihm nicht fluchen." Nach einiger Zeit verlor Attalus sein ganzes Vermögen, und ward sehr arm und litt Noth mit Weib und Kindern, und Attalus selbst ward krank vor Noth und Kummer. Da faßte Meno ein Herz, ging wieder zu ihm und sprach: „Ach, Attalus! laß nicht ferner Zwiespalt sein zwischen mir und dir, sondern laß uns einander die Hände reichen, bevor sie erkalten! Siehe! was mein ist, sei auch dein! So laß uns brüderlich mit einander wandeln!" Als Attalus diese Rede vernommen, sah er Meno an mit hohlen Augen und verzerrte sein Angesicht und wandte sich hinweg. Sein Weib und die Kinder aber weinten, und Meno auch. Da verhöhnten Meno seine Freunde und sagten: „Jetzt hat sich dein Herz an dem Unwürdigen erschöpft; was wirst du ferner an ihm thun?" — Meno antwortete und sprach: „Mir bleibt nur übrig, für ihn zu beten." Und Meno unterstützte Attalus und sein Haus heimlich, so daß sie keinen Mangel hatten. Nach diesen Tagen ward Attalus kränker und verschied. Als Meno solches vernahm, weinte er um ihn und begleitete ihn zum Grabe und ward der Tröster der Wittwe und Waisen. Die Leute aber sprachen: „Wie vermag ein Mensch Solches zu thun?" Sie kannten aber den Geist nicht, der in ihm wohnte. (Krummacher's Parabeln.)

Der gerettete Feind.

Zur Zeit der französischen Revolution wurden die Priester und Einwohner der Vendée von den Republikanern auf's Grausamste verfolgt. Aus diesen Zeiten ist uns nachfolgende rührende Begebenheit aufgezeichnet hinterlassen worden. Eines Tages an einem jener Hauptfeste, welche man früher mit besonderer Festlichkeit feierte, war die Kirche von den Einwohnern von Fegreac und von ihren frommen Nachbarn dicht angefüllt. Eben sprach der Pfarrer am Altare die heiligen Worte über die Hostie, Gott war aus der Glorie des Himmels herabgestiegen in diesen ländlichen Tempel, die andächtige Menge war in stumme Andacht versunken — — da ertönt plötzlich das drohende Lärmzeichen. Die Frauen drängen sich entsetzt durcheinander, die Männer erheben sich, nur der Priester zeigt keinen Schrecken. „Das heilige Opfer ist begonnen," spricht er zu seiner Gemeinde, „es muß vollendet werden. Gott ist unter uns; darum beten wir, liebe Brüder!" Hierauf zum Altare sich niederbeugend, sich in demüthiger Erniedrigung an die Brust schlagend, genoß er die Hostie und den gesegneten Wein. — Inzwischen wurde der Lärm außen stärker, die Landleute verließen die Kirche, und ein Kind stürzte herein und rief: „Rettet den Herrn Pfarrer! die Blauen sind schon im Dorfe und folgen mir auf dem Fuße." Der Priester hatte eben das Meßgewand, die Stole und das Chorhemd abgelegt, als an der großen Kirchenthüre zwei Dragoner erschienen, bei deren Anblick der Pfarrer die Stufen des Altars schnell herabstieg und sich durch die Sakristei flüchtete. Allein auf dem Kirchhofe begegnete er zwei andern Soldaten, die ihn festhalten wollen; er entweicht ihnen, springt über die niedrige Kirchhofmauer und gewinnt das Freie. Die Republikaner verfolgen ihn; doch gewandt und kräftig setzt er über die Zäune und Einfriedigungen der Felder, und während seine Feinde in einiger Entfernung hinter ihm diese Hindernisse gleichfalls übersteigen, ist er an dem Ufer eines kleinen Flusses angekommen, wo er sich nicht lange besinnt, sondern sich hineinwirft und hinüberschwimmt. Und als er vom entgegengesetzten Ufer aus zurücksieht, wird er gewahr, daß die beiden Soldaten von ihrer hitzigen Verfolgung nicht ablassen, und daß der eine auch den Fluß zu durchschwimmen sucht. Rasch nun setzt der Pfarrer seine Flucht fort, ersteigt den Hügel, und weil er nun ungehemmt immer schneller vorwärts kommt, ist er bald außer dem Gesichte und außer der Gewalt derer, die seinen Untergang geschworen haben — — er sieht sich gerettet. Da dringt ängstliches Hilferufen, Geschrei der höchsten Noth an sein Ohr, und

er kehrt zurück und sieht von der Höhe des Hügels den Einen Dragoner im Kampfe mit der Fluth, und nur noch schwach mit den Wellen ringen, die ihn mit jedem Augenblicke zu verschlingen drohen. Und der Priester, welcher stets thätige Liebe gelehrt, Vergebung gepredigt und den Menschen geboten hatte, Böses mit Gutem zu vergelten, blieb nicht taub gegen die Stimme eines Feindes, der nach Hilfe rief. Mit derselben Eile, womit er sich selbst gerettet, stieg er den Abhang des Hügels wieder hinab, um den Republikaner dem Tode zu entreißen, und an dem Flußufer angekommen, stürzt er sich von Neuem in die Fluth, taucht unter und wieder unter, um den Unglücklichen im Versinken zu ergreifen, und endlich erscheint er wieder mit ihm auf der Oberfläche des Wassers, er zieht den erstarrten Körper des Dragoners an's Land, erwärmt ihn und bringt ihn endlich wieder zum Leben! — Der Soldat der Republik war wieder zur Besinnung gekommen, und mit einem Schrei des Erstaunens rief er bei dem Anblicke des Pfarrers von Fegreac aus: „Ist's möglich? Ihr seid es, der mich gerettet hat? Ihr, den ich verfolgte, dem ich den Tod geschworen habe?" — „Ich bin in Eurer Gewalt," erwiderte der Priester, „behandelt mich als Euren Gefangenen! Denn mir fehlt jetzt die Kraft, Euch zu entweichen. Hier bin ich, wenn Ihr mir den Tod geben wollt!" — „Lieber wollte ich selbst sterben!" rief der Dragoner; „nie, niemals werde ich Hand an Euch legen. So täuscht man uns also? Man wiederholt uns unaufhörlich, daß die Priester unsere grausamsten Feinde, daß sie blutgierig seien und nach Rache dürsteten." — „Mein Freund!" antwortete der Geistliche, „Ihr wisset nun, ob wir nach Rache dürsten. Allein ich that nur meine Pflicht, indem ich Euch rettete; und jeder Priester, jeder Christ müßte dasselbe thun, was ich für Euch gethan habe. Es ist mir gelungen; das ist Alles. Ich danke dem Himmel dafür; thuet Ihr deßgleichen, und verfolget diejenigen nicht mehr, die Gott dienen und an ihn glauben!" — „Entfernet Euch, entfernet Euch schnell!" sagte jetzt der Kriegsmann; „dort kommen meine Kameraden, und wir Soldaten können nichts Anderes, als gehorchen; darum rettet Euch! Ich will ihnen entgegengehen und sagen, daß Ihr entflohen seid. Denn gewiß! sie würden nicht so menschlich sein, wie ich. Lebet wohl, lebet wohl! ich werde Euer niemals vergessen. Doch eilet! sie kommen schon näher." — So schieden sie. Der Pfarrer, von der Anstrengung erschöpft, verbarg sich, und der Republikaner traf wieder mit seinen Waffenbrüdern zusammen; und so groß war die Verirrung dieser Kinder der Revolution, daß der, welcher eben vom Tode gerettet worden, den Muth nicht fand, von seinem Retter zu sprechen, sondern das tiefste Schweigen über die Aufopferung jenes Helden der christlichen Liebe beobachtete. Denn die Furcht machte die Dankbarkeit verstummen, welche der Soldat in seinem Innern fühlte. (Frommer Glaube, tapfere Treue. Frankf. 1832.)

Das Pamphlet.

Einige Jahre vor der ersten französischen Revolution erschien ein Pamphlet, in welchem der Erzbischof von Paris auf das Empfindlichste mißhandelt war. Der Verfasser dieser Schandschrift wurde von der Polizei entdeckt und ohne Wissen des Erzbischofs in's Gefängniß geworfen. Eines Tages fand sich bei dem würdigen Prälaten ein Weib ein, gab sich als die Ehefrau seines Verläumders zu erkennen, fiel ihm zu Füßen und flehte um die Loslassung ihres Mannes. Der Erzbischof, welcher nun erst die Verhaftnehmung und ihre Ursache erfuhr, schrieb sogleich einen Brief an den Minister, in welchem er um die Freigebung des Menschen bat. Der Minister schlug die Bitte ab; allein der Erzbischof hörte nicht auf, für den Lästerer sich zu verwenden, bis dieser endlich aus dem Gefängnisse entlassen wurde. — Der Pasquillant eilte, seinem großmüthigen Befreier zu danken. „Mein Freund!" sagte der Erzbischof zu ihm, „was bewog Sie denn, mich so bitter anzugreifen? Habe ich Sie irgend womit gekränkt?" — „Ach nein, gnädiger Herr!" erwiderte der Skribler; „ich hatte nicht einmal die Ehre, Sie persönlich zu kennen; heute sehe ich Sie zum ersten Male." — „Aber warum haben Sie eine Schmähschrift gegen mich geschrieben?" „Ach, gnädiger

Herr! ich that es, um etwas zu verdienen; denn ich war in Gefahr, Hungers zu sterben." — „Warum kamen Sie denn nicht hierher, um sich mir zu entdecken?" Mit diesen Worten händigte ihm der Erzbischof zehn Louisd'or ein, und auch nach der Hand unterstützte er ihn noch.

Die gute Schwester Marie.

Als die Cholera zu Paris wüthete und die leicht erhitzten Köpfe des Pariser Pöbels von nichts als Vergiftungen träumten, begegnete ein halbberauschter Arbeiter einer Schwester jenes frommen Ordens der Barmherzigen, denen die Krankenpflege in den Spitälern von Paris anvertraut ist, und entblödete sich nicht, sie mit den pöbelhaftesten Schmähungen zu überhäufen. Die Schwester Marie erduldete schweigend und in christlicher Ergebung die Beleidigungen des Wüstlings. Am folgenden Tage, als Schwester Marie sich eben im Hospitale in Ausübung ihrer frommen Pflicht befand, brachte man einen Cholerakranken, in welchem sie sogleich den Beleidiger von gestern erkannte. Man wollte ihm die Aufnahme verweigern, weil das Haus ohnedieß mit Kranken erfüllt war; aber Marie bat für ihn, und er wurde eingelassen. Die ächte Christin bereitete ihm in einem Winkel ein Lager und pflegte ihn mit so vieler Sorge, daß er sich bald wieder auf dem Wege der Besserung befand, obgleich tief beschämt von ihrem Edelmuthe. Plötzlich blieb seine großherzige Pflegerin aus, und als er sich nach ihr erkundigte, vernahm er, Schwester Marie sei, ein Opfer ihrer Menschenliebe, selbst von der Seuche weggerafft worden. Seitdem der Mann genesen ist, sieht man ihn täglich auf dem Grabe der Edlen beten und weinen.

Ignaz von Loyola,

der Stifter des so berühmt gewordenen Jesuitenordens, hatte, während er auf der hohen Schule zu Paris studirte, einem seiner Mitschüler eine beträchtliche Summe anvertraut. Dieser, anstatt das Eigenthum seines Freundes zum Beßten desselben zu verwalten, lebte in Saus und Braus, und ergriff schändlich die Flucht, als der letzte Heller verpraßt war. Der Ausgeraubte sah sich durch diesen Verrath an der Freundschaft den bittersten Nahrungssorgen preisgegeben, welche ihn um so mehr drückten, da er immer kränkelte. Er mußte, um das Leben zu fristen, sich in ein Armenhaus begeben und täglich vor der Thüre sein Brod betteln. Lange Zeit hernach fand Ignaz den Lotterbuben gefährlich krank in einem Spitale. Der fromme Mann vergaß den schlimmen Streich, welcher ihm gespielt worden, und gedachte bei dem Anblicke des treulosen Freundes nur der Worte des Heilandes, welcher lehrt: Thuet Gutes denen, welche euch Böses gethan haben! Er besuchte den Elenden, tröstete ihn, pflegte ihn, und that Alles, seine traurige Lage zu erleichtern.

Der Trappist und der Offizier.

Ein Mönch der Abtei la Trappe lustwandelte eines Tages in der an den Klostergarten stoßenden Obstbaumallee. Plötzlich hörte er Pferdegetrapp hinter sich; es war ein junger Offizier, welcher zu ihm heraneilt, und um den Weg nach Rennes fragte. Der Trappist, durch seine strenge Regel zum ewigen Schweigen verbunden, wies mit dem Finger in die Gegend. Als der Offizier, der ohne Zweifel nicht ganz nüchtern sein mochte, auf seine wiederholte Frage dieselbe stumme Antwort erhielt, wurde er aufgebracht, sprang vom Pferde und prügelte den alten Priester weidlich ab. Zufrieden mit diesem Beweise seiner Bravour wollte der Held wieder sein Pferd besteigen; aber dieses bäumte sich so heftig, daß er nicht aufsitzen konnte. Der übel zugerichtete Mönch wurde kaum die Verlegenheit seines Feindes gewahr, so raffte er sich taumelnd von der Erde auf, ergriff, ohne einen Laut der Klage vernehmen zu lassen, das Roß beim Zaume und hielt dem Reiter den Steigbügel. Dieses Beispiel von Geduld und Feindesliebe ist bewunderungswürdiger, als alle strengen Bußübungen dieser Religiosen.

4) Endlich sollen wir auch für unsere Feinde beten. „Betet für eure Verläumder und Verfolger!" Oft läßt sich in der Feindschaft nichts Anderes thun, als daß man für seine Feinde bete; denn unser Gegner zeigt nun einmal ein so unversöhnliches Herz, daß ihn durchaus nichts zur Aussöhnung mit uns bestimmen kann. In diesem Falle ist es das Beßte, wenn man Gott diejenigen recht dringend empfiehlt, die uns beleidigt und verfolgt haben. Gar oft erweicht die göttliche Gnade solche harte Herzen und zwingt sie zur Versöhnlichkeit.

Die selige Johanna vom Kreuz

betete immer für Jene, die sie beleidigt hatten, weßhalb ihre Klosterschwestern zu sagen pflegten: „Wer verlangt, daß die Mutter Johanna für ihn bete, der darf sie nur beleidigen." (Liguori.) Welch' ein zarter Zug der vollkommensten Christenliebe!

Bete für deine Feinde!

Ein armer, kleiner, afrikanischer Neger von 10 Jahren hörte die Predigt eines Missionärs und wurde dadurch zum Christenthume bekehrt. Als sein Herr, ein alter Feind der Missionäre, es erfuhr, verbot er ihm streng, dahin zu gehen, unter der Drohung, er werde ihn zu Tode peitschen lassen. Der arme, liebe Knabe kam zuerst dadurch in eine Verlegenheit und in einen Kampf mit sich selbst. Er ging aber dann doch wieder in die Predigt und wurde bei seiner Rückkehr vor seinen Herrn gefordert, der ihm nach vielen heftigen Reden fünfundzwanzig Peitschenhiebe geben ließ, und hierauf mit gotteslästerlichem Spotte sagte: „Was kann nun Jesus Christus für dich thun?" „Er gibt mir Kraft," sagte das arme Kind, „dieß geduldig zu ertragen." — „Gebt ihm noch fünfundzwanzig!" sagte der grausame Bösewicht. Es geschah. „Was kann Jesus Christus nun für dich thun?" — „Er hilft mir an eine künftige Vergeltung denken," erwiderte der kleine Dulder. „Gebt ihm noch fünfundzwanzig!" schrie der Tyrann, vor Wuth außer sich. Es geschah, und indem er mit wilder Freude sich an dem Wehklagen seines sterbenden Schlachtopfers ergötzte, fragte er wieder: „Was kann Jesus Christus nun für dich thun?" — Der junge Martyrer antwortete mit seiner letzten Kraft: „Er hilft mir für Euch beten, Herr!" — — und verschied.

Kaiser Sigismund.

Wenn wir uns auf solche Weise gegen unsere Feinde benehmen, so werden wir aus ihnen gar bald lauter Freunde machen. — Einige Hofleute warfen dem Kaiser Sigismund vor, daß er, anstatt seine besiegten Feinde zu tödten, sie vielmehr mit Gnaden überhäufe und sie so in den Stand setze, ihm zu schaden. Da entgegnete der Kaiser: „Tödte ich denn meine Feinde nicht, wenn ich sie zu meinen Freunden mache?"

Texte zur christlichen Feindesliebe.

a) Aus der heil. Schrift. „Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, ... du sollst nicht Rache suchen, noch des Unrechtes deiner Mitbürger gedenken!" (3. Mos. 19, 17—18.) „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen! Segnet die, welche euch fluchen, und bittet für die, welche euch verläumden! Und wer dich auf Einen Backen schlägt, dem reiche auch den andern; und dem, der dir den Mantel nimmt, verweigere auch den Rock nicht!" (Luk. 6, 27—29. und Matth. 5, 43 ff.) „Segnet Jene, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht! .. Vergeltet Niemanden Böses mit Bösem; befleißet euch des Guten nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen! Wenn es möglich ist, so habet, so viel an euch liegt, Frieden mit allen Menschen! Rächet euch selber nicht, sondern überlasset die Rache dem Herrn! Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr. Wenn dein Feind Hunger hat, so speise ihn; wenn er Durst hat, so tränke ihn! Denn thust du dieß, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." (Röm. 12, 15—20.) „Alle Bitterkeit, Grimm und Zorn, Geschrei und Lästerung werde aus euch hinweggeschafft sammt aller Bosheit! Seid vielmehr gütig gegen einander, barmherzig, einander vergebend, sowie auch Gott euch vergeben hat in Christo!" (Ephes. 4, 31—32. und 5, 1—3.) „Ertraget einander und verzeihet einander, wenn Jemand Klage hat wider den Andern; wie der Herr euch verziehen hat, so auch ihr!" (Koloss. 3, 13. und 1. Theß. 5, 15.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Jene lieben, die uns Gutes erweisen, ist keine schwere Sache und bedarf keiner Tugend. Aber Jene lieben, die uns Uebles zufügen, und sie lieben wegen Gott, dieß heißt lieben mit einer wahrhaft übernatürlichen Liebe und lieben in Gott und in keiner andern Sache." (S. Franc. Sales.) „Wir sind freilich nicht verbunden, die Laster unserer Feinde zu lieben, d. h. den Haß und die Feindseligkeit, die sie gegen uns hegen; wohl aber sind wir verbunden, ihre Person zu lieben; man muß den Sünder von der Sünde unterscheiden." (Idem.) „Manchmal über Andere einen Unwillen haben, ist menschlich; aber nicht verzeihen und nicht im Frieden leben wollen, ist abscheulich." (Idem.) — „Und wie leicht ist nicht das Verzeihen! Man braucht hierbei keine weiten und beschwerlichen Reisen zu machen, kein Geld aufzuwenden, keine Worte und Ermahnungen zu verlieren; man darf nur wollen — und es genügt." (S. Chrysost. tom. 1. hom. 22.) „Willst du also, daß nichts ungerächt bleibe, so verzeihe bereitwillig im Herzen, mit dem Munde und im Werke! Haßt dich Einer im Herzen, so liebe du ihn vom Herzen; hat dir Jemand geschadet mit dem Munde, so öffne du deinen Mund zum frommen Gebete für ihn; hat dich Einer im Werke beleidigt, so erweise ihm dafür Wohlthaten und Liebesdienste! O gesegnete Rache — Frieden bringend dem Nächsten und Gott dem Herrn wohlgefällig!" (S. Bern. serm. 51.) „Wir müssen unsern Feinden verzeihen; denn derjenige kann mit Christo keine Eintracht haben, der mit einem Christen in Zwietracht lebt." (S. August.) „Als Mensch sündigest du immer und willst, daß man dir verzeihe; darum vergib auch du! Denn wie viel du vergibst, so viel wird auch dir vergeben. Erkenne, daß, wenn du Andern verzeihst, du dir selbst Verzeihung erwirbst!" (S. Chrysost. in sermonibus.) „Wenn du aber nicht vergibst, und doch um Vergebung betest, so wisse, daß du da kein Gebet verrichtest, sondern vielmehr den Fluch auf dich ladest, indem du sprichst: »Himmlischer Vater! vergib uns unsere Schulden ebenso, wie auch wir vergeben!«" (S. Anastasius.) „Beseitige alle Feindschaft aus deinem Herzen! Wenn in deinem Hause Skorpionen und Schlangen wären, wie sehr würdest du dich bemühen, dein Haus davon zu befreien! Du zürnest und nährest Feindschaft in deinem Herzen; es ist Haß und Bitterkeit in dir, lauter Schlangen und Skorpionen — wie? und dein Herz, das Haus, den Tempel Gottes, willst du nicht davon reinigen?" (S. August. hom. 42. cap. 7.)

V. Christliche Lehre.

C. Von der christlichen Selbstliebe.

Fr. Dürfen und sollen wir uns auch selbst lieben?

Antw. Ja, wir dürfen und sollen uns auch selbst lieben; denn Christus der Herr befiehlt: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!" (Matth. 22, 39.) Ueberdieß hat schon Gott in uns den Trieb der Selbstliebe gelegt.

Erläuterung. Wir müssen uns selbst lieben, 1) weil Gott es so haben will. In uns liegt ja ein unaustilgbarer Trieb nach einer wahren, dauernden Glückseligkeit, ein Trieb, vermöge dessen wir immer und sehnlichst wünschen, daß es uns wohl, wahrhaft und ewig wohl ergehen möge. Wer hat uns diesen Trieb der Selbstliebe eingepflanzt? Gott, der allmächtige Schöpfer; es muß auch sein ausdrücklicher Wille sein, daß wir uns selbst lieben. 2) Christus der Herr hat den Befehl gegeben, daß wir den Nächsten lieben sollen, wie uns selbst. Sonach hat er die Liebe gegen uns selbst zur Richtschnur und zum Maße unserer Nächstenliebe gemacht; und es geht daraus klar und deutlich hervor, daß wir vor Allem uns selbst lieben müssen, um auch unsern Nächsten lieben zu können. „Denn wer sich selbst feind ist," sagt Sirach, „wem wird der sonst gut sein?" Es liegt in der Natur der Sache: die Liebe fängt immer bei sich selbst an; denn Jeder ist sich selbst der Nächste. Wir sind also auch nicht schuldig, um Andern zu helfen, selbst Mangel zu leiden. „Wenn ich selbst," sagt der heil. Bernhard, „nur ein wenig Oel habe, meinst du, ich müsse es dir geben und Mangel leiden? Ich behalte es für mich und gebe es nicht heraus. Wollen Einige in mich dringen, mein bischen Oel herzugeben, so soll ihnen zur Antwort dienen: »Auf daß es etwa nicht uns und euch gebreche!«" (Matth. 25, 9.)

Fr. Wie sollen wir uns selbst lieben?

Antw. Wir sollen uns auf eine vernünftige und christliche Weise lieben, d. h. unsere Seele wegen ihres hohen Werthes über Alles und unsern Leib um der Seele willen schätzen, und dieser Selbstschätzung gemäß die zeitlichen Güter weislich gebrauchen.

Erläuterung. Die vernünftige und christliche Selbstliebe besteht darin, daß wir nach dem trachten, was uns wahrhaft gut und glückselig macht. „Suchet vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!" (Ebend. 6, 33.) Wer sich also wahrhaft selbst liebt, der trachtet nicht nach Geld und Gut, sondern vor Allem nach dem Heile seiner

unsterblichen Seele. Er erwirbt sich zwar irdische Schätze, aber nur zu seinem Seelenheile; er genießt von dem, was er hat, aber im Aufblicke zu Gott, mit Maß und Ziel; er besitzt, aber so, als ob er nicht besäße; denn er verwendet Alles zu seinem und seiner Mitmenschen Seelenheile; sein Herz hängt nicht an der Erde, sondern an seinem Gott.

Haben, als hätte man nicht.

Der fromme Gelasius, Abt eines Klosters in der Gegend von Jerusalem, wußte wohl den Reichthum der Armuth zu schätzen; denn er selbst hatte als Einsiedler in allen Abtödtungen sich geübt; doch nahm er auch mit dankbarem und einfältigem Herzen Alles an, was Gottes Güte durch fromme Hände ihm zuschickte. Er hatte Ländereien; er hatte Zugvieh, Rinder, Kälber und Schafe, und die zur Besorgung des Viehstandes nöthigen Knechte; aber er besaß dieß Alles, als wenn er es nicht besäße. Einem frommen Einsiedler, der ihn besuchte, und ihm seine Besorgniß darüber äußerte, daß diese zeitlichen Güter vielleicht sein Herz zu sehr fesseln könnten, gab er zur Antwort: „Lieber Vater! an Allem, was du hier siehst, hängt mein Herz eben so wenig, als das deinige an der Nadel, womit du in deiner Einsiedelei deine Matten verfertigest." —

Das ist wahre christliche Selbstliebe, wenn unser Herz nicht an dem Unsrigen hängt, sondern allein an Gott, dem einzigen wahren und beseligendsten Besitze. —

Schön betete deßhalb alle Tage der selige Bruder Klaus von der Flüe:

„O Herr, Gott! nimm mich mir!
Gib mich ganz zu eigen dir!
O Herr, Gott! gib Alles mir,
Was mich führt hin zu dir!
O mein Herr und Gott, nimm Alles weg von mir,
Was mich trennet je von dir!"

(Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Die heilige Juliana.

Juliana, aus dem uralten Geschlechte der Anicier entsprossen, die Enkelin Kaiser Valentinians III. und Gemahlin des tugendhaften Areobindus, war mitten unter den Ausschweifungen eines verdorbenen Hofes ein Muster der Tugend, ein Gegenstand der Bewunderung. Während sie alle Pflichten ihres Standes getreulich erfüllte, allen Forderungen, welche ihre Verhältnisse nun einmal an sie machten, vollkommen entsprach, übte sie zugleich alle höheren Tugenden einer Gott ungetheilt geweihten Matrone. Obschon in der Welt nicht fremd, war dennoch die Welt selbst ihr völlig fremd. Von königlicher Pracht und fürstlichem Reichthum zeugten ihr Palast, ihre Dienerschaft und ganze Hofhaltung; aber in dem Innern derselben herrschte Gottesfurcht und Sittsamkeit. Ueberfluß prangte auf ihrer Tafel; aber sie selbst übte strenges Fasten und nährte und kleidete zahllose Arme. Das Geräusch des Hoflebens konnte die Stille ihrer Seele nicht unterbrechen, und aus den glänzenden Hallen des kaiserlichen Palastes eilte sie gewöhnlich in ihre kleine, mit wunderschönen heiligen Bildern geschmückte Hauskapelle, um da im Gebete und in frommen Betrachtungen ganze halbe Nächte zu durchwachen. — Wie die Herrschaft, so die Diener; denn als Areobindus' fromme Gemahlin gestorben war, vertheilten ihre Diener männlichen und weiblichen Geschlechts ihr im Dienste Julianens erworbenes Vermögen unter die Armen, verließen die Welt und weihten in Einöden oder klösterlicher Einsamkeit ihre übrigen Tage dem Herrn der Herren, dem zu dienen sie von ihrer frommen Gebieterin gelernt hatten. (A. a. O.)

Wer für seine eigene und seiner Untergebenen Seelen sorgt, wer seine irdischen Schätze so besitzt und verwendet, wie Juliana gethan hat, der liebt sich selbst am Besten.

Die wahre Selbstliebe.

Schöpfer! daß ich selbst mich liebe,
Kann dir nicht mißfällig sein;
Du, du pflanztest ja die Triebe
Tief hierzu den Menschen ein.

Lenke du nur meinen Sinn
Auf die wahre Weisheit hin,
Daß ich nicht mein Glück verfehle,
Und selbst das Verderben wähle!

Hilf mir alle meine Pflichten
Recht versteh'n, und mit Bedacht
Darauf mein Bestreben richten,
Was mich gut und selig macht!
Wer dir, o du Höchster! lebt,
Und dir zu gefallen strebt,
Der nur kennt das Glück der Seelen,
Der kann nie sein Wohl verfehlen.

Wir versäumen unsre Pflichten,
Von Bequemlichkeit regiert;
Werden, wenn wir Gut's verrichten,
Oft von Eigennutz geführt.
Ach! wie selten trachten wir
Nach dem wahren Ruhm bei dir,
Und wie oft fehlt's uns am Wollen,
Wenn wir Andern dienen sollen!

Doch wie oft und leicht verführet
Eigenliebe unser Herz!
Durch den äußern Schein gerühret
Wünscht es Freude, wählt den Schmerz,
Sucht und findet niemals Ruh',
Hoffet und kommt nie dazu,
Weil es sich verliert in Dingen,
Die kein wahres Glück ihm bringen.

Mach' von nied'rer Eigenliebe,
Höchster! unsre Seelen rein!
Gib, daß unsers Herzens Triebe
Auch für Andre wirksam sei'n;
Daß von Haß und Mißgunst frei
Jeder Wohlstand uns erfreu'!
Laß uns Andrer Glück erhöhen,
Und dadurch uns glücklich sehen!

Texte zur christlichen Selbstliebe.

a) Aus der heil. Schrift. „Du sollst Gott über Alles lieben; deinen Nächsten aber wie dich selbst!" (Matth. 22, 37. Galat. 5, 14.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Lerne zuerst Gott lieben, dann dich selbst; hierauf liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" (S. August. hom. 37.) „Du liebst dich aber heilsam, wenn du Gott mehr als dich selbst liebst." (Idem lib. 1. de moribus Eccl. cath. cap. 25. num. 49.) „Es liebt sich ein Jeder um so mehr, je weniger er aus lauter Liebe zu Gott sich selbst liebt." (S. Leo.) „Wir sind verbunden, uns im Willen und nach dem Willen Gottes zu lieben; wir sollen uns wünschen und verschaffen alle nur möglichen Gaben der Natur, der Gnade und der Glorie." (S. Franc. Sales.) „Liebe dich selbst! Denn wie wird der einen Andern lieben, der sich selbst nicht liebt?" (S. Clem. Rom. lib. 3. recogn. num. 53.) „Was ist erbarmungswürdiger, als der Armselige, der sich seiner selbst nicht erbarmt?" (S. August. confess. lib. 1. cap. 23.) „Durch welche Umwege und Abgründe wirst du gerissen, o Liebe der Menschen?!" Du verstehst das, was dir begegnet, zu lieben, und dich selbst weißt du nicht zu lieben. Außen ist, was du liebst; außer dir ist, was du verlangst. Kehre doch lieber in dich zurück, daß du dir lieber seiest, als das Deinige!" (S. Eucherius Paraenes. ad Valerian.) „Kann etwas gefunden werden, das Jemanden näher und lieber ist, als er selbst? Wir empfehlen einem Jeden von euch seine Seele, sein Heil, seine Hoffnung. Nichts kann angeführt werden, was für euch härter und unmenschlicher, was für euch so grausam und gottlos wäre, als wenn wir von euch nicht erlangen können, daß ihr euch selbst liebet." (Salvian. lib. 3. ad eccl. cath.)

VI. Christliche Lehre.

Von den Versündigungen wider die Pflicht der christlichen Liebe.

Fr. Wie kann man sich wider die Pflicht der christlichen Liebe versündigen?

Antw. Man kann sich wider die Pflicht der christlichen Liebe versündigen — in Ansehung der Gottes-, der Nächsten- und der Selbstliebe; und zwar wieder auf verschiedene Weise.

I. Sünden gegen die Liebe zu Gott.

Fr. Wodurch wird die Gottesliebe verletzt?

Antw. Die Liebe zu Gott wird im Allgemeinen durch jede schwere Sünde verletzt; denn „wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde" (1. Joh. 3, 6.); insbesondere aber: 1) durch Lauigkeit, Kaltsinn, Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen Gott und göttliche Dinge, durch Anhänglichkeit an die Welt, mit Einem Worte: durch die Liebe zur Welt; 2) durch Undank gegen Gottes unaussprechliche Güte; 3) durch Unwillen gegen seine weisen Fügungen; 4) durch Unglauben und Verachtung Gottes.

1) Man sündigt gegen die Gottesliebe, wenn man sich um Gott und Gottes Ehre wenig bekümmert und es nur mit der Welt hält.

Die Weltliebe.

Vor diesem verderblichen Uebel warnt uns der heilige Franz von Sales mit allem Nachdrucke. „Die Bienen," sagt er, „haben eine Lust an ihrem Honig; die Wespen aber bleiben gern bei ihrem stinkenden Aas. Eben so haben auch die frommen, Gott liebenden Seelen ihr größtes Wohlgefallen an Gott, in ihm finden sie ihre Ersättigung; die Gottlosen aber und die Weltkinder haben ihre Lust an eitlen, sündhaften Dingen, an den stinkenden Freuden dieser Welt." Mit wem willst du es halten? O! habe Acht, daß du den Bienen gleichest und nicht den garstigen Wespen — daß dir nicht die Weltliebe deinen Gott und deine Seligkeit raube! (Heil. Franz v. Sales, Blumenlese II. 141.)

2) Man kann die Pflicht der Liebe zu Gott verletzen durch Undank. Dieses Undankes macht man sich schuldig, wenn man die Gaben Gottes gering schätzt, wie z. B. die Israeliten das Manna in der Wüste; oder wenn man sie übel anwendet oder sie vielleicht gar nicht beachtet.

Die zehn Aussätzigen.

Da einst Jesus durch Samaria und Galiläa reiste, und eben in einen Flecken hineinging, begegneten ihm zehn aussätzige Männer, die von Ferne standen und riefen: „Jesu, du Lehrer! erbarme dich unser!" Als er sie sah, sprach er zu ihnen: „Gehet hin, und zeiget euch den Priestern!" Und da sie hingingen, wurden sie rein. Einer aber aus ihnen, da er sah, daß er gesund geworden sei, kehrte wieder um, und verherrlichte Gott mit lauter Stimme, fiel vor Jesu Füßen auf sein Angesicht hin, und dankte ihm; und dieser war ein Samariter. Jesus aber sprach: „Sind nicht zehn gereiniget worden, wo sind denn die übrigen neun? Es hat sich sonst keiner gefunden, der wieder zurückkehrte und Gott die Ehre gab, als dieser Ausländer." (Luk. 17, 12—19.) Die neun Aussätzigen waren also sehr undankbar, daß sie sich für ihre Heilung bei Jesu nicht einmal bedankten; es hat aber auch dieser Undank ihm stark mißfallen.

Der vergessene Dank.

Wie viele undankbare Christen werden nicht durch nachfolgende Erzählung beschämt! — Zur Zeit der Kostnitzer Kirchenversammlung (1414—1418) ritten zwei angesehene Herren daselbst spazieren, und fanden auf dem Felde einen Hirten bitterlich weinen. Der eine war ein lieber guter Herr und konnte vor einem betrübten armen Menschen nicht vorüberreiten, ohne ihn wenigstens getröstet zu haben. „Was fehlt dir, was weinest du?" rief er ihm daher zu. Der Hirt konnte aber seine Thränen nicht stillen, und wollte auch nicht mit der Rede heraus, was ihm fehle. Da drang der theilnehmende Herr, von innigem Mitleid gerührt, noch mehr in den Hirten, daß er ihm doch die Ursache seines schweren Kummers sagen möchte! Endlich begann der Hirt: „Darum weine ich, weil ich's noch nie recht vom Herzen erkannt und Gott Lob und Dank dafür dargebracht habe, wie ich's sollte, daß er aus mir einen Menschen, sein Ebenbild, und nicht ein so häßliches Thier gemacht hat, wie diese Kröte hier." Mit diesen Worten zeigte er auf eine Kröte, die sich schwerfällig und eckelhaft auf dem Wege fortwälzte. Das ging dem Herrn wie ein zweischneidiges Schwert durch's Herz. Erschüttert von heiligem Ernste sank er von seinem Maulthiere herab, und mußte auf dasselbe gehoben werden. „O Augustin!" rief er aus, „du hast wahr gesprochen: Die Einfältigen stehen auf und nehmen für uns den Himmel ein; wir aber mit aller unserer Kunst und Gelehrsamkeit wandeln gemächlich auf dem Wege der Eitelkeit und Sünde!"

3) Die Liebe zu Gott wird ferner verletzt durch Unwillen gegen seine weisen Fügungen.

Die derbe Lektion.

Einem eben nicht christlichen Elternpaare war ihr einziges Kind gestorben, worüber die Eltern nicht nur so traurig waren, wie die, welche keine Hoffnung haben, sondern ihren Unmuth über diese Fügung Gottes auch laut zu erkennen gaben und den Seelsorger fragten, warum denn Gott, wenn er, wie doch die heilige Schrift lehrt, die Liebe sei, ihnen dieses einzige liebe Kind habe nehmen können? Der Mann Gottes verspricht in der dem Kinde zu haltenden Leichenrede auf diese Frage Auskunft zu geben, und gibt sie auch am Schlusse der Rede in folgenden Worten: „Ihr wollet von mir noch wissen, warum Gott Euer Kind zu sich genommen habe? Ich antworte: Gott ist die Liebe; darum will er aus Eurer Familie auch Eins in dem Himmel haben. Ihr Alten wollet nicht in den Himmel, und hättet das Kind, wäre es das Eurige geblieben, auch nicht hinein gelassen. Höret weiter ein Gleichniß! Es war ein guter Hirte. Dieser hatte in seinem Schafstalle köstliches Futter bereit gelegt für seine Schafe; er machte das Thor des Stalles weit auf, aber die Schafe wollten nicht hinein; er jagte sich lange mit ihnen im Hofe umher, aber immer liefen sie wieder vor dem geöffneten Thore zurück. Da nahm er ein Lamm von der Heerde und trug es voran; und siehe! es liefen die Alten alle nach. Der gute Hirt ist Christus; der geöffnete Schafstall der Himmel; das Lamm Euer Kind. Habet Ihr noch ein Elternherz, so laufet nach! Der Herr trägt die Lämmer voran, damit die Alten nachlaufen sollen." — Wie thöricht ist es doch, gegen den Herrn und seine weisen Fügungen zu murren! Möchten Alle, die sich dieser Sünde schuldig machen, eine ähnliche derbe Lektion erhalten! —

4) Am schwersten versündigt man sich aber gegen die heilige Pflicht, Gott zu lieben, durch offenbaren Unglauben, durch Verachtung Gottes, oder wenn man sich seines Gottes schämt.

Das unnatürliche Kind.

Es gibt Menschen, die sich ihres Gottes schämen, und noch nie hat es wohl derlei Unselige, derlei wahrhaft Gottlose in so großer Anzahl gegeben, als gerade in unsern Tagen. Mögen sie in Folgendem die ganze Abscheulichkeit ihres Betragens fühlen! — Ein berühmt gewordener Dichter des vorigen Jahrhunderts verdankte sein Leben einem ehrbaren Gewerbsmanne. Für seinen Schweiß, seine Entbehrungen, seine Anstrengungen bis in die Nacht hinein hatte dieser zärtliche Vater seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung gegeben. Diese so große Vaterliebe vergalt der junge Mensch durch eifrige Thätigkeit. Glänzende Erfolge krönten gar bald seine Bemühungen und offenbarten sein Talent: besonders ein Gedicht gewann ihm allgemeinen Beifall. Ein Herr vom Hofe, der den Verfasser gern hätte kennen lernen mögen, ersuchte den jungen Dichter, seine Verse in einer Versammlung vorzulesen, die aus den ausgezeichnetsten Personen der Hauptstadt bestand. Der Vorschlag war zu schmeichelhaft, um ihn nicht anzunehmen. Wider Wissen seines Sohnes erbat sich und erhielt der Vater die Begünstigung, auch beiwohnen zu dürfen. Mit großem Selbstvertrauen hob der Jüngling zu lesen an; Beifallsbezeugungen unterbrachen ihn nach wenigen Zeilen. Er fuhr fort, und es regnete Kränze auf sein Haupt; er vollendete und der edle Herr, der ihn eingeladen hatte, trat auf ihn zu und umarmte ihn zum Zeichen seiner Zufriedenheit — vor der glänzenden Versammlung. In demselben Augenblicke sah man aus dem Hintergrunde des Saales einen Greis mit Silberhaaren in anständiger Bürgerkleidung herankommen; seine Augen waren thränenfeucht, seine Arme geöffnet, er wollte den jungen Belorbeerten auch umarmen. Dieser aber wandte sich weg, wollte ihn nicht kennen, und dieser Greis war — — sein Vater!!! Ein allgemeiner Ausbruch des Unwillens durchhallte den Saal; aus

jedem Munde tönten wiederholt die brandmarkenden Worte: „Undankbarer Sohn! — — unnatürliches Kind!“ — Undankbarer Sohn, unnatürliches Kind, — das, saget ihr, sind die einzigen Namen, die ein Sohn verdient, der sich seines Vaters schämt! Welchen Namen aber, ich bitte euch, es mir zu sagen, verdient der, welcher sich seines Gottes schämt? (Gaume.)

II. Sünden gegen die christliche Nächstenliebe.

Fr. Wie kann man sich gegen die christliche Nächstenliebe versündigen?

Antw. Durch jede Lieblosigkeit, sei es in Worten, sei es in Handlungen; besonders aber durch hartes und rauhes Betragen, durch Hartherzigkeit, üble Nachreden und Verachtung gegen den Nächsten.

Der lieblose Jäger und die Rache des Redlichen.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr — kam Semnon, der alte Fischer, aus dem entblätterten Haine zurück. Mühsam wankte er den beschneieten Pfad vor dem Hause Ithamar's, des Jägers, vorbei, und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber. „Halt, Alter!“ rief der Jäger, und sprang wild aus seiner Wohnung heraus. „Wo hast du das Holz her? das Holz ist nicht dein! du hast mir's entwendet!“ Semnon erschrack. „Jäger! ich habe es nicht entwendet!“ stammelte er. — „Lüge mir nichts vor, Alter! gestern erst fällte ich Holz; drüben im Walde liegt es; von diesem nahmst du's. Her damit!“ — „Nein, Jäger! ich hab' es gesammelt, Reis für Reis, redlich und recht!“ — „Du lügst, alter Graukopf! Her damit!“ — „Sehet nur! Es sind ja lauter kleine, dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.“ — „Entwendet hast du's! Was brauch' ich deine Lügen.“ — Da riß er ungestüm dem Greise die Bürde vom Rücken, und warf sie über die Brücke hinab, dem Strome zum Spiele. „Nun ist der Streit zu Ende!“ sagte er höhnisch, und trabte wild in's Haus. Semnon sah ihm wehmüthig nach, und wankte nassen Blickes von dannen.

Nach einigen Tagen war die Luft wärmer, der Eisstoß ging. Da schwammen die Stücke mächtig heran, und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerbrachen an Schollen, und Trümmer an Trümmern. Eisballen sammelten sich sträubend zu Haufen, und stemmten sich und schwellten die Wasser des reißenden Stromes. Da kam Chalisson, Ithamar's Sohn, aus der Stadt und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Verwüstung erblickte. Semnon selbst, der eben in der Nähe einen Kahn zimmerte, mißrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Ithamar sah's. „Komm hurtig herüber!“ rief er trotzig; „die Brücke wird eben nicht brechen. Weiß Gott zu was dich sonst der alte Haderer noch verleiten würde. Komm herüber!“ Chalisson lief. Stoß auf Stoß an die Brücke. Er wankte. Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. Nun wieder einer — da sank die Brücke, stürzte in das Wasser und der Knabe mit. Wie wüthete da der Vater drüben! wie jammerte Semnon, der Greis, herüber! Fürchterlich schrie im Fluß der Knabe und rief um Hilfe. An einen Balken angeklammert, halb vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Untröstlich lief der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden, und schrie und rang muthlos die Hände. Wie konnte er hoffen, daß der Fischer den Unglücklichen retten würde? Aber Semnon mit den Silberhaaren sprang beherzt in seinen Kahn, zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Tannenbalken der Brücke, riß den Knaben aus dem Strudel, und brachte ihn glücklich zum Vater an's Land. „Hier geb' ich dir deinen Sohn zurück!“ sagte er liebreich. „Siehe! er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken.“ Ithamar getraute sich nicht die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt und stumm da. „Vergib mir, redlicher Greis!“ sprach er, endlich gerührt, und mit einem Strom von Thränen, die ihm wider Willen die rauhen Wangen hinabstürzten; „vergib mir mein hartes Betragen!“ „Was

soll ich dir vergeben?" erwiderte Semnon mit freundlicher Miene; „habe ich mich nicht eben genug an dir gerächt?" — „Also war Wohlthun deine Rache, beleidigter Mann?! — — Gott! rächt sich der Redliche so?" — Wie sehr empört die Lieblosigkeit des rohen Jägers! wie freundlich hingegen spricht die bewunderungswürdige Ruhe und Sanftmuth des ehrwürdigen Greises an jedes menschlich fühlende Herz!

Verachte keinen Menschen!

Es ist auch eine große Versündigung gegen die Pflicht der heiligen Nächstenliebe, wenn man irgend einen Menschen, aus was immer für einem Grunde, verachtet oder zurücksetzt. Ludwig XII. von Frankreich gab hierüber einem seiner Edelknaben eine gar hübsche Belehrung. — Ein junger Edelmann, der bei ihm als Edelknabe diente, war einst einem Bauersmanne sehr übel und verächtlich begegnet. Der König erfuhr es, und befahl, daß man dem muthwilligen Jünglinge Mittags kein Brod geben, sondern nur Fleisch und Wein vorsetzen sollte. Dieß geschah. Der Edelknabe forderte Brod; man gab ihm keines. Er beschwerte sich bei dem Könige, und dieser fragte ihn: warum er denn mit den Speisen, die er schon hätte, nicht zufrieden wäre? Der Edelknabe antwortete: „Man hat mir kein Brod gegeben, das doch zur Erhaltung des Lebens so nothwendig ist." „Ei!" — sagte der König — „wenn du das Brod nicht entbehren kannst, warum bist du denn so thöricht, daß du Jenen übel begegnest, die es dir verschaffen? Warum verachtest du die Bauern, die durch ihren sauren Schweiß das Brod aus dem Schooße der Erde hervorbringen?"

III. Sünden gegen die christliche Selbstliebe.

Fr. Was ist der christlichen Selbstliebe entgegen?

Antw. Die sündhafte Eigenliebe, vermöge deren wir nur auf unsere eigenen Vortheile bedacht sind, nicht aber auf die Ehre Gottes und des Nächsten Seelenheil, und kraft deren wir mehr für unsern Leib als für unsere Seele Sorge tragen.

Erläuterung. Die Eigenliebe ist eine furchtbare Macht im menschlichen Herzen, eine Macht, die nur Unheil und Verderben bringt. Der heil. Thomas (lib. 2. quaest. 77. a. 14.) nennt sie „eine Quelle alles Uebels, aus welcher, so lange sie fließt, nur Elend und Verderben ausströmt". Und der heil. Augustin (cap. 26. Man.) schreibt: „Das höchste Gut des Menschen besteht darin, daß er Gott liebt; das größte Uebel darin, daß er sich selbst liebt." Wir sollen darum alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte aufbieten, diese Bestie der Eigenliebe in unserm Herzen zu unterdrücken und an ihre Stelle die christliche und heilige Selbstliebe zu setzen.

Die Furcht vor der Eigenliebe.

Die heil. Angela von Foligni fürchtete sich vor der Eigenliebe mehr als vor dem bösen Feinde; denn sie wußte, daß letzterer nur durch die Eigenliebe Eingang in unser Herz finden und Macht über unsere Neigungen gewinnen könne; sie wußte, daß dieser sich wie ein Wolf in den Schafstall unsers Herzens einschleiche, und daraus von der Heerde frommer Gefühle und guter Gedanken ein Schäflein nach dem andern raube. Darum sprach die Heilige oft zu ihrer Umgebung: „Meine Kinder! es gibt nichts auf Erden, nichts in der Hölle, was ich so sehr fürchte, als die Eigenliebe. Sie dringt tiefer in unsern Geist und in unsere Seele ein, als ein schneidendes Schwert, um sie von Gott zu trennen und sie mit tausendfachem Verderben zu erfüllen." (Lohner, instruct. Biblioth. I. pag. 87.)

Der beständige Krieg.

Wer gegen den falschen Freund der Eigenliebe Sieger werden will, muß mit sich selbst beständig Krieg führen. Der heil. Franz von Xavier kündigte der Eigenliebe unversöhnliche Feindschaft an; fortwährend lag er gegen sie im Kampfe. Er erlaubte sich keinen Genuß, welcher der Eigenliebe schmeichelte; er aß und trank nicht mehr, als nur zur Erhaltung seines Lebens nothwendig

war. Beständig führte er gegen sich und die Seinigen das Sprüchlein im Munde: „Besiege dich selbst!“ Und als man ihn um die Ursache fragte, warum er diese Ermahnung so oft wiederhole, gab er zur Antwort: „Weil der Mensch durch den Sieg über sich selbst im Himmel den herrlichsten Triumph feiern wird.“ (Lyracus, lib. 1. apoph. 11.)

Der schwerste Kampf.

Um aber zu diesem Siege über sich selbst zu gelangen, darf man sich die Anstrengung und Mühe nicht gereuen lassen, welche mit diesem inneren Kampfe verbunden ist. Kaiser Friedrich sprach nach Besiegung der Ungarn zu seinen Soldaten: „Durch den Sieg, den wir erfochten haben, ist ein großes Stück Arbeit vollendet; ein weit größeres aber ist noch übrig, dieses nämlich, daß wir uns selbst besiegen, der Habsucht und Rachgierde Zügel anlegen, auf daß die heilige, die christliche Liebe triumphire über die sündhafte Eigenliebe.“ (L. c. lib. 2.)

Das Verderben der Eigenliebe.

„Ein betagter Klostergeistlicher, der vor nicht gar langer Zeit im Rufe der Heiligkeit gestorben ist, und der viel in seinem Leben für Gott gearbeitet hatte,“ erzählt der heil. Alphons von Liguori (ascet. Werke. 9. Bd.), „sprach eines Tages, indem er einen Rückblick auf sein ganzes Leben warf, mit Entsetzen diese Worte zu mir: „Ach, mein Vater! ich finde unter allen Handlungen meines Lebens nicht Eine, die ich einzig aus Liebe zu Gott — ohne Eigenliebe — verrichtet hätte. Verwünschte Eigenliebe, die uns alles Verdienstes beraubt!«“ — Wie Viele werden nicht auf dem Sterbebette eine ähnliche Reue fühlen müssen? Ach! hinweg mit dieser verderblichen Eigenliebe!

Texte zu: Versündigungen gegen die christliche Liebe.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Die Liebe zu Gott wird verletzt durch jede schwere Sünde: „Jeder, der in Gott bleibt (ihn liebt), sündiget nicht; Jeder aber, der sündiget, hat ihn weder gesehen, noch gekannt“ (1. Joh. 3, 6—8.); durch Lauheit: „Wärest du doch kalt oder warm! Aber weil du lau bist, weder kalt noch warm, werde ich beginnen, dich auszuspeien aus meinem Munde“ (Offenb. 3, 15. 16.); durch Unglauben und Verachtung Gottes: „Der Ochs kennt seinen Herrn und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber kennt mich nicht, mein Volk merkt nicht auf mich.“ (Isai. 1, 3.) 2) Gegen die Nächstenliebe versündiget man sich durch Haß und Lieblosigkeit gegen die Nächsten. „Jeder, der nicht gerecht ist, ist nicht aus Gott, und wer seinen Bruder nicht liebt.“ (1. Joh. 3, 10.) „Wer seinen Bruder haßt und sagt, er liebe Gott, der ist ein Lügner 2c.“ (Ebend.) 3) Gegen die christliche Selbstliebe versündiget man sich durch Eigenliebe. „Es werden Menschen sein voll Eigenliebe, habsüchtig, prahlerisch, hoffärtig . . . lieblos, . . . die zwar einen Schein der Frömmigkeit haben, aber die Kraft derselben verläugnen; und diese meide!“ (2. Tim. 3, 2—5.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Versündigung gegen die Gottesliebe ist es, wenn wir die Welt mehr lieben, als Gott: „Wir lieben Alles, ehren Alles. Nur Gott ist uns im Vergleiche mit Allem gering“ (Salvian. lib. 7. de gubern. Dei); wenn wir undankbar gegen ihn sind: „Es gibt keine größere Pflicht als die Dankbarkeit. Wenn einem Menschen keinen Dank erweisen — einem Morde gleich geachtet wird, welches Verbrechen ist es, Gott keinen Dank erzeigen!“ (S. Ambros. lib. 2. de obitu fratris Satyri.) 2) Gegen die Nächstenliebe sündiget man durch Lieblosigkeit, Haß und Feindschaft. „Laß die Sonne nicht untergehen über deinen Zorn und deine Feindschaft! Dieß fordert der Herr von uns. Was werden wir nun thun am Tage des Gerichtes, wenn über unsere Feindschaft nicht nur die Sonne eines einzigen Tages, sondern so vieler Jahre untergegangen sein wird?“ (S. Hieron. epist. 36.) 3) Der christlichen Selbstliebe ist die Eigenliebe entgegen. „Nichts ist uns mehr im Tugendwege hinderlich, als die Eigenliebe und Hochachtung unserer selbst; sie faßt so tiefe, weit auslaufende Wurzeln im menschlichen Herzen, daß sie nur mit der größten Mühe und dem größten Fleiße gänzlich können ausgerottet werden. Ein vortreffliches Mittel gegen diese Eigenliebe ist die göttliche Liebe.“ (S. Franc. Sales.) „Je mehr Einer sich selbst liebt, desto weniger liebt er Gott.“ (S. Leo.) „Wie das Eisen durch nichts mehr zerfressen und vernichtet wird, als durch den Rost, welchen es aus sich selbst erzeugt und nährt, so wird auch die Seele durch nichts mehr geschwächt und verderbt, als durch den Rost der Eigenliebe, den sie selbst erzeugt und in sich fortnährt und erhält.“ (Lohner in biblioth. instruct.)

Uebergangsfrage.

Fr. Woran läßt sich erkennen, daß wahre Gottes- und Nächstenliebe in uns sei?

Antw. Daran, daß wir Gottes Gebote treu beobachten; denn so spricht Christus der Herr: „Wer meine Gebote hat und sie beobachtet, der ist es, der mich liebt." (Joh. 14.) Durch die Werke also muß sich unsere Liebe zeigen.

II. Abschnitt.

Von den Geboten Gottes und ihrer Beobachtung, als dem sichersten Kennzeichen der wahren christlichen Liebe.

VII. Christliche Lehre.

Von den Geboten Gottes überhaupt und von ihrer Beobachtung.

I. Von den Geboten Gottes im Allgemeinen.

Fr. Was verstehen wir unter den Geboten Gottes?

Antw. Unter den Geboten Gottes verstehen wir jene Gesetze oder Vorschriften, die uns Gott selbst gegeben hat, um uns über das zu belehren, was wir zu thun und zu meiden haben.

Fr. Wo und wie hat Gott diese Gebote gegeben?

Antw. Gott hat diese Gebote unter Donner und Blitz auf dem Berge Sinai dem israelitischen Volke gegeben.

Gott gibt die zehn Gebote auf Sinai. *)

Am dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten kamen die Söhne Israels an den Berg Sinai, und schlugen diesem Berge gegenüber ihre Zelte auf. Moses aber stieg hinauf zu Gott, und Gott sprach zu ihm: „Verkünde den Söhnen Israels: Ihr habet selbst gesehen, was ich den Aegyptern gethan, und wie ich euch auf Adlerflügeln getragen habe. Wenn ihr nun meine Stimme höret und meinen Bund haltet, so sollet ihr mir zum Eigenthume sein aus allen Völkern, ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk!" Da trug Moses den Aeltesten des Volkes die Worte des Herrn vor, und das ganze Volk antwortete zugleich: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun." Darauf stieg Moses wieder auf den Berg, und der Herr sprach abermal zu ihm: „Geh' hin und heilige sie heute und morgen, und laß sie waschen ihre Kleider! Und sie sollen bereit sein auf den dritten Tag! Wenn aber die Posaune zu erschallen anfängt, dann sollen sie an den Berg kommen!" — Da nun der Morgen des dritten Tages anbrach, siehe! da fing es an zu donnern und zu blitzen, eine überaus dicke Wolke bedeckte den Berg, der fürchterlich anzusehen war, der

*) Der Berg Sina oder Sinai ist ein hohes Gebirge im steinigen Arabien. Er liegt auf einer Art von Halbinsel, die von zwei Armen des rothen Meeres gebildet wird, wovon sich der eine gegen Norden erstreckt und der Meerbusen von Colsum, der andere gegen Osten vorrückt und der elanitische Meerbusen heißt. Auf dem Gipfel des Berges findet man einen unebenen und höckerigen Platz, der etwa sechs Personen fassen kann. Auf der Höhe ist eine kleine Kapelle zu Ehren der heiligen Katharina erbaut worden, da, wo der Leib dieser Heiligen seit mehreren Jahrhunderten ruhen soll. Nahe bei der Kapelle befindet sich ein Springbrunnen, dessen Wasser äußerst frisch ist, und dessen Entstehung man einem Wunder zuschreibt, weil man nicht begreift, wie auf dem Gipfel eines so hohen und unfruchtbaren Berges Wasser zum Vorschein kommen konnte. (Calmet, bibl. Lexikon.)

Schall der Posaunen ertönte immer heftiger, und das Volk, das im Lager war, fürchtete sich. Da führte sie Moses an den Fuß des Berges Gott entgegen. Dieser aber sprach:

I. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben! Du sollst dir kein Bild von Gott machen, noch solche anbeten!

II. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen!

III. Gedenke, daß du den Sabbath heiligest!

IV. Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!

V. Du sollst nicht tödten!

VI. Du sollst nicht ehebrechen!

VII. Du sollst nicht stehlen!

VIII. Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten!

IX. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!

X. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, noch Alles, was sein ist!

Als das Volk diese Worte und den Donner und den Schall der Posaunen hörte, und den Blitz und den rauchenden Berg sah, sprach es von Schrecken getroffen zu Moses: „Rede du mit uns; der Herr aber rede nicht mit uns, wir möchten sonst sterben!“ Moses aber sprach: „Fürchtet euch nicht! Denn um euch zu prüfen, ist Gott gekommen, und damit seine Furcht in euch sei, daß ihr nicht sündiget.“

Die Größe der göttlichen Gebote.

Schon der heil. Augustin rühmt die zehn Gebote Gottes als einen kurzen Inbegriff und Auszug aller Gesetze. Wunderbar ist die Ordnung, in welcher sie gegeben sind; sie standen auf zwei steinernen Tafeln geschrieben. Die drei ersten Gebote, geschrieben auf der ersten Tafel, bezeichnen unsere Pflichten gegen Gott, als: den inneren und äußeren Gottesdienst und die Zeit, wo wir Gott vorzüglich dienen sollen; die sieben andern Gebote enthalten die Pflichten gegen uns und unsern Nebenmenschen. Durch Beobachtung dieser Gesetze werden wir alle unsere inneren und äußeren Feinde besiegen. Darum sagt der heil. Augustin gar schön: „Auf jener Höhe des Sinai wurden uns scharfe Pfeile in die Hand gegeben, um jene Laster alle zu tödten, die gleich reißenden Thieren uns anfallen. Nimm die erste Waffe zur Hand, d. h. das erste Gebot, und es stirbt der Aberglaube und Götzendienst! Nimm den zweiten Pfeil oder das zweite Gebot, und es fällt der Meineid und jegliche Lästerung! Handhabe das dritte Gebot, und es schwindet die gottvergessene Zerstreuung, die aus der ununterbrochenen Geschäftigkeit des rein irdischen Lebens erwächst. Wende die vierte Waffe an, und sie wird von Undank, Lieblosigkeit und widerspenstigem Sinne dich retten! Ja! sie würde, in ihrem allseitigen Verständnisse, jeder Unordnung im Familien- und Völkerleben vorbeugen. Und so verhält es sich fernerhin mit der einfachen und nachdrücklichen Durchführung der übrigen Gebote. Das fünfte Gebot ist ein mächtiger Pfeil, der jedes Ungeheuer von Haß und Grausamkeit und eigenmächtiger Rachsucht vernichten soll; das sechste ist die Waffe gegen alle Unordnungen und Zerrüttungen in der Menschenwelt, welche das emanzipirte Naturleben auf dem Gipfel seiner ihm eigenthümlichen Bestrebungen, und im strengsten Widerspruche gegen den Geist, hervorzubringen pflegt. Das siebente Gebot ist die Waffe, die jeder ungerechten Habsucht die Spitze bietet; das achte ist ein blitzendes Schwert — zum Kampfe gegen lieblose Falschheit und Lüge; das neunte und zehnte Gebot sind mächtige Schutzwaffen, die nicht mehr gegen Wort und That, sondern gegen jede niedrige, unlautere, ungerechte Gesinnung und Begierde im Innern des Gemüthes sich richten sollen, um jedem sittlichen Uebel in seiner Wurzel zu widerstehen.“ (Veith's heilige Berge.)

Fr. Warum hat Gott die Gebote schriftlich gegeben? Liegen sie denn nicht schon in unser Herz eingegraben?

Antw. Allerdings liegen sie schon in unser Herz eingegraben, allein die Stimme des Gewissens ließ sich durch Leidenschaft verblenden, so, daß es von einem Gesetze nichts mehr wissen wollte. Darum schrieb Gott seine Gebote auf zwei steinerne Tafeln.

Erläuterung. Selbst schon vor Moses war es Pflicht, die Gebote Gottes zu beobachten, weil Gott sie in das Herz aller Menschen geschrieben und ihnen allezeit die nöthigen Mittel zu deren Vollziehung gegeben hatte. Da aber die Leidenschaften die Stimme des Gewissens erstickt hatten, so gab der Herr den Menschen sein Gesetz auf Stein geschrieben, damit sie das auf dem Steine lesen könnten, was die Blindheit, welche sie sich durch ihr Verderben zugezogen hatten, sie nicht in ihrem Herzen lesen ließ.

II. Von der Beobachtung der göttlichen Gebote.

Fr. Gelten die Gebote Gottes auch für uns Christen noch? Und sind wir zur Beobachtung derselben verpflichtet?

Antw. Die Gebote Gottes gelten auch für uns Christen noch; und wir sind auf's Strengste verpflichtet, dieselben zu beobachten; denn Christus der Herr hat ausdrücklich gesagt: „Glaubet ja nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben! Ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern sie zu erfüllen" (Matth. 5, 17.), d. h. vollkommen zu machen und in einer höheren Weise wieder zu geben.

Der heilige Cyrillus von Alexandrien

spricht sich hierüber also aus: „Christus hat zwar das alte jüdische Gesetz, insofern die Gebräuche und Satzungen des alten Testaments nur Schattenrisse und Vorbilder des neuen waren, abgeschafft, indem er statt dessen, was sonst nur in Umrissen gelehrt wurde, nun die vollkommene Wahrheit, und statt der Vorbilder die Sachen selbst gegeben hat; aber das ewige Gesetz Gottes hatte er nicht abgeschafft. Und warum solltest du wollen, daß dieses von Christus nicht geschehen sei? Drücken doch Jene, die auf Leinwand oder Tafeln Kunststücke malen, nicht gleich da, wo sie zu malen anfangen, eine durchgängig vollkommene Gestalt aus, sondern machen zuerst Schattenrisse, und tragen dazu dunklere Farben auf; darnach stellen sie die noch dunklen Züge durch anständige und passende Farben in das Licht, und so verwandeln sie die Figur in eine klare Gestalt, welche unvergleichbar besser ist, als sie anfänglich erschien. — — — Die ersten Züge scheinen zwar vertilgt zu werden, aber eigentlich verhält sich die Sache nicht so; denn der Maler kann in Wahrheit sagen: Ich habe diese Umrisse nicht vernichtet, und die Figuren nicht unnütz gemacht, sondern sie vielmehr vollendet. Denn was in den Umrissen nur undeutlich und roh erschien, das ist offenbar zu einer besseren, schöneren Form gefördert worden." (Cyrillus Alex. de adorat. in spiritu et veritate.)

Fr. Warum sollen wir die Gebote Gottes halten?

Antw. Wir sollen sie halten: 1) weil sie uns Gott selbst gegeben hat, der da ist unser allmächtiger Herr und Vater; 2) weil ihre Beobachtung die beseligendsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringt und uns den Eintritt in's ewige Leben gewährt. „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" (Matth. 19, 17.)

Der königliche Sänger

David schon zählt in seinem 18. Psalm alle beseligenden Früchte auf, welche aus der Beobachtung der göttlichen Gebote hervorgehen. „Das Gesetz des Herrn," so singt er, „ist unbefleckt, und bekehrt die Seelen; das Zeugniß des Herrn ist getreu, und gibt Weisheit den Kleinen. Die Rechte des Herrn sind gerade, und erfreuen die Herzen. Das Gebot des Herrn ist hell, und erleuchtet die Augen... Die Gerichte des Herrn sind wahrhaft, gerechtfertigt in sich selber. Wünschenswerther sind sie als Gold und viel Edelgestein, und süßer als Honig und Honigseim. Dein Knecht bewahrt sie, und in ihrer Beobachtung ist vielfache Vergeltung." (Ps. 18, 8—13.) Ebenso spricht auch Moses zum israelitischen Volke: „Wenn du die Stimme des Herrn, deines

Gottes, hörest, daß du alle seine Gebote thust und hältst, so werden alle Segnungen des Herrn über dich kommen. Gesegnet wirst du sein in der Stadt und gesegnet auf dem Felde. Gesegnet die Frucht deines Landes und die Frucht deines Viehes, und die Heerden deiner Rinder und die Ställe deiner Schafe. Gesegnet wirst du sein in Allem, was du thust und wider deine Feinde unternimmst." (5. Mos. 28, 1—5.)

Was soll man dazu sagen, wenn man in unsern Tagen, aller Segnungen ungeachtet, welche in der Beobachtung der göttlichen Gebote liegen, dennoch so leichtsinnig dieselben übertritt? Wahrlich! da dürfte ein Abt Orontes kommen und jene Strafpredigt wiederholen, die uns der heilige Sophronius aufbewahrt hat.

Abt Orontes mit dem verkehrten Rocke.

In einer jener Einöden und Wüsteneien des Orients, welche seit dem vierten Jahrhunderte von zahlreichen Einsiedlern bewohnt wurden, die nur an Sonn- und Festtagen zum Gottesdienste sich versammelten, sah man einst den ehrwürdigen Abt Orontes in sehr befremdlicher Gestalt in die Kirchenhalle eintreten. Er hatte nämlich seinen Mantel verkehrt umgenommen, so daß das untere Ende über die Schultern hing; und solch' ein Anzug war geeignet, selbst in der thebaischen Wüste Aufsehen zu machen. Wie nun der ernsthafte Mann ganz ruhig im Chore stand, mit der Miene eines Unbefangenen, der an sich selber nichts Unschickliches wahrnimmt, kamen die Aufseher der Kirche zu ihm, und sprachen: „Abt Orontes! bist du bei Troste? Siehst du nicht die Menge der Pilger und Fremdlinge rings umher? Bemerkest du nicht, wie sie mit dem Finger auf dich zeigen, und dich für unsinnig halten?" Orontes erkundigte sich um die Veranlassung dieses Aufsehens, und erkannte leichtlich, welchen Fehler er in der Zerstreuung begangen; inzwischen kränkte er sich so wenig darüber, daß er vielmehr, die Gelegenheit zu einer erklecklichen Strafpredigt benützend, mit großem Ernste vor die Fremdlinge hintrat, und ganz trocken sie anredete: „Ihr Leute habet den Berg Sinai umgestürzt, d. h. Gottes Gebote übertreten, und Niemand hat davon viel Aufhebens gemacht; ich aber habe bloß meinen Mantel umgewendet, und sogleich fraget ihr: „Warum trägt dieser Narr seinen Mantel verkehrt?" Gehet lieber hin, und bauet wieder auf und ordnet, was ihr zerstört und umgestürzt habet, so will ich auch meinerseits das Gewand wieder ordnen, das ich ungeschickt angezogen habe." (Veith's heilige Berge.)

Fr. Sind wir aber auch im Stande, die Gebote Gottes zu halten?

Antw. Ja; wir sind im Stande, sie zu halten: 1) weil sie uns der weise, gütige und gerechte Gott gegeben hat, der uns nicht zuviel aufbürdet; 2) weil er allen seine Gnade verheißen hat, die ihn darum bitten; und mit der Gnade Gottes „sind seine Gebote nicht schwer" (1. Joh. 5, 3.); 3) weil die Heiligen Gottes, obwohl sie Menschen wie wir waren, dennoch dieselben treu erfüllt haben.

Erläuterung. Was müßte man sich von Gott, dem Allweisen und Allgütigen, für einen Begriff machen, wenn er Gesetze gegeben hätte, die Niemand halten könnte? Wie hätte ferner Gott, der unendlich Gerechte, einen Achan, einen Saul, einen Jonas u. v. A. wegen Uebertretung seiner Gebote zur Strafe ziehen können, wenn der Mensch nicht im Stande wäre, Gottes Gebote zu halten? Wer Gott den Herrn um seine Gnade anruft, der wird sie erlangen, und „in Dem können wir Alles, der uns stärkt". Es haben ja auch die Heiligen Gottes alle Gebote ihres Herrn auf's Gewissenhafteste erfüllt.

Der heilige Augustin.

Dieser große Kirchenvater hat es an sich selbst erprobt, daß es nicht unmöglich und nicht schwer sei, Gottes Gebote zu erfüllen, wenn nur der Mensch mit der göttlichen Gnade einen ernstlichen Willen verbindet. Er schreibt (De nat. et grat. cap. 44. nr. 50.) deßhalb: „Wahr ist es, daß der Mensch um seiner Schwäche willen mit seinen gegenwärtigen Kräften, und mit der gewöhnlichen, allen Menschen zu Theil werdenden Gnade einige Gebote Gottes nicht zu

erfüllen vermöge; aber durch das Gebet kann er sich jenen mächtigen Beistand verschaffen, der ihm Noth thut, um auch diese Gebote zu beobachten. Gott befiehlt nichts Unmögliches; wenn er dir etwas befiehlt, so ermahnt er dich, zu thun, was du vermagst, und um das zu bitten, was du nicht vermagst, worauf er dir hilft, damit du es vermögest." Dieser Ausspruch des Heiligen ist sehr berühmt geworden, und ward sogar vom heiligen Kirchenrath von Trient zu einem Glaubenssatz erhoben. (Sess. 6. cap. 11.) — Unmittelbar darauf fährt der heil. Lehrer fort: „Sehen wir, woher wir dieses erhalten werden (daß nämlich der Mensch könne, was er nicht kann)! Durch Arznei wirst du vermögen, was deine Schwäche nicht vermag." Hiermit will er sagen, daß wir durch das Gebet das Heilmittel gegen unsere Schwäche erlangen, weil Gott uns, wenn wir beten, die Kraft gibt, das zu thun, was wir ohne ihn nicht vermögen. „Wir dürfen ja nicht glauben (fährt der heil. Augustin fort), daß Gott, da er uns die Beobachtung des Gesetzes befahl, uns ein Gesetz auferlegt habe, welches zu halten unmöglich sei; nein!" sagt der Heilige, „wenn Gott uns erkennen läßt, daß wir nicht alle seine Gebote zu halten vermögen, so ermahnt er uns dadurch, daß wir die leichteren Dinge mit der gewöhnlichen Gnade, die er uns verleiht, ausführen, und daß wir das Schwerere mit dem mächtigeren Beistande vollbringen, welchen wir durch das Gebet erlangen können." (De nat. et grat. cap. 69. nr. 82.) „Aber warum" (könnte hier Jemand sagen), „warum hat uns Gott Dinge befohlen, die über unsere Kräfte sind? Eben deßhalb," erwidert der Heilige, „damit wir darauf bedacht seien, durch das Gebet Hilfe zu erlangen, um das thun zu können, was wir selbst nicht vermögen." An einer andern Stelle sagt er: „Das Gesetz ist gegeben, damit die Gnade gesucht werde; die Gnade aber wird gegeben, damit das Gesetz erfüllt werde." (Id. in Ps. 100.) Das Gesetz kann man nicht ohne die Gnade beobachten, und deßhalb hat Gott uns das Gesetz gegeben, damit wir ihn immerfort bitten, er möge uns die Gnade verleihen, um es zu halten. An einer andern Stelle sagt er: „Das Gesetz ist gut, wenn wir es recht benützen. — Was heißt es aber, dasselbe recht benützen? Es heißt, durch das Gesetz (welches unsere Kräfte übersteigt) seine Ohnmacht erkennen lernen, damit man hierauf durch das Gebet den göttlichen Beistand erlange, der uns von unserer Schwäche heilt." (Serm. 13. de verb. apost. 5.) In Anbetracht seiner menschlichen Schwäche flehte deßhalb eben dieser Heilige oft zum Herrn: „O mein Gott! gebiete mir Alles, was dir gefällt, und verleihe mir die Gnade, Alles zu erfüllen, was du mir gebietest!"

Fr. Wie sollen wir Gottes Gebote halten?

Antw. Wir sollen die Gebote Gottes halten: 1) insgesammt, ohne Ausnahme; 2) aus reiner Absicht, und 3) beständig.

Erläuterung. 1) Wir müssen alle göttlichen Gebote beobachten ohne Ausnahme. „Wer die übrigen Gebote alle hält," schreibt der heil. Apostel Jakobus (2, 10. 11.), „und nur ein einziges übertritt, der hat sich an dem ganzen Gesetze vergangen."

Der schreckliche Fluch.

Schon Moses hat über alle Jene einen fürchterlichen Fluch ausgesprochen, welche die göttlichen Verordnungen nicht insgesammt beobachten. „Verflucht sei derjenige," so lauten seine Worte, „der sich nicht an alle Gebote hält, die in diesem Gesetzbuche vorgeschrieben sind, und sie nicht im Werke erfüllt; und alles Volk soll sagen: Amen!" (5. Mos. 27, 26.) Ein Prediger der Neuzeit setzte diesem Fluche Mosis die ernste Bemerkung bei: „Merket es euch, ihr Christen! die Hölle ist ganz voll von Verworfenen, welche mehrere Gebote Gottes erfüllt haben. Sie sind verdammt worden, weil sie nicht alle gehalten haben."

Erläuterung. 2) Wir müssen die Gebote Gottes auch aus reiner Absicht und beständig erfüllen, d. h. nur aus Liebe zu Gott und mit unerschütterlicher Treue. „Wer ausharrt bis an's Ende, der wird selig werden." (Matth. 10, 22.)

Die treuen Beobachter der göttlichen Gesetze.

Von der Beständigkeit, mit welcher wir Gottes Gebote halten sollen, geben uns selbst die vernunft- und empfindungslosen Geschöpfe das schönste und auffallendste Beispiel. In diesem Sinne schreibt schon der Psalmist David: „Der Herr hat ihnen seine Gebote gegeben, und sie werden dieselben treulich halten. Die Sonne wird ordentlich aufgehen; die Sterne werden sich nach der abgemessenen Ordnung in dem großen Kreise der Himmel herumwälzen; das Feuer, der Hagel, der Schnee, das Eis, die Sturmwinde werden sein Werk erfüllen; die Tage werden nach der Ordnung, die ihnen Gott vorgeschrieben hat, verbleiben, weil Alles zu seinem Dienste geheiligt, gewidmet und geneigt ist." (Ps. 148.)

Wie die Heiligen die Gebote Gottes hielten.

Um den Geboten des Herrn zu gehorchen, haben die Martyrer so viele Qualen und Leiden ausgestanden. Sie hatten zu wählen zwischen der Erhaltung ihrer Güter und ihres Lebens und dem Ungehorsam gegen Gottes Gesetz, und sie zögerten nicht einen Augenblick, vergängliche Vortheile dem Glücke und Ruhme zu opfern, um für den Glauben leiden zu können. Wir werden uns beschränken, das Beispiel eines dieser heldenmüthigen Kämpfer für das Christenthum anzuführen. Er hieß Pollion, und war durch seine Tugend und seinen Glauben, wovon er mehrmals glänzende Beweise gegeben hatte, sehr berühmt. — Probus, Statthalter der Provinz unter Diokletian, war kaum in der Stadt unsers heldenmüthigen Christen angekommen, als man ihm denselben vorführte, und ihn als einen der eifrigsten Schüler Jesu anklagte. Probus fragte ihn sogleich und erfuhr, daß er der Vorsteher der Vorleser war, d. h. derjenigen, welche in dieser Zeit beauftragt waren, dem Volke das Wort Gottes zu lesen. Der Statthalter trieb dann seinen Spott mit unserer heiligen Religion, und behandelte die, welche den Muth hatten, sie anzunehmen, als schwache und leichtsinnige Köpfe. „Man kann nur die," antwortete darauf Pollion, „für schwach und leichtfertig halten, welche ihren Schöpfer verlassen, um eurem Aberglauben zu folgen. Was die betrifft, welche unsere Lesungen anhören, so sind sie in dem Bekenntnisse der Wahrheit so fest und standhaft, daß die Foltern sie nicht bewegen können, die Gebote des ewigen Königs zu übertreten." — „Von welchem Könige und von welchen Geboten sprichst du da?" fragte Probus. Pollion antwortete: „Ich spreche von den Geboten des ewigen Königs, Jesus Christus." Probus: „Wozu verpflichten die denn?" Pollion: „Sie gebieten, nur einen einzigen Gott anzubeten, der donnern läßt in dem Himmel. Sie lehren, daß Holz und Steine keine Götter sein können. Sie bessern die Sitten, sie stärken die Gerechten in der Tugend. Sie unterrichten die Jungfrauen, nach der Vollkommenheit ihres Standes zu streben, und die Verheiratheten, nach den Regeln der ehelichen Keuschheit zu leben. Sie bewegen die Herren, mit Sanftmuth zu befehlen, und die Sklaven, ihren Herren aus Pflicht und Liebe zu dienen. Sie gebieten den Unterthanen, ihren Fürsten in gerechten und vernünftigen Dingen zu gehorchen; kurz, sie lehren uns, Vater und Mutter ehren, den Freunden dienen, seinen Feinden vergeben, gastfrei gegen die Fremden sein, den Armen beistehen, für alle Menschen christliche Liebe haben, Niemanden Böses thun, Ungerechtigkeit mit Geduld leiden, nicht an zeitlichen Gütern hängen, nicht einmal des Nächsten Gut begehren, und endlich glauben, daß eine glückselige Ewigkeit dem zu Theil wird, der Muth hat, den Tod zu verachten, den du geben kannst." — Eine so schöne Auseinandersetzung der christlichen Moral, ein so edles Glaubensbekenntniß konnte das verhärtete Herz des Richters nicht rühren. Der heilige Martyrer wurde, nachdem er sich geweigert hatte, den Götzen zu opfern, verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und ging in den Himmel, die Belohnung zu empfangen, welche denen verheißen ist, die lieber Alles verlieren, als das Gesetz des Herrn übertreten. (In vita.)

Texte zu: Beobachtung der göttlichen Gebote.

a) Aus der heil. Schrift. „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" (Jesus bei Matth. 19, 17.) Wir sind im Stande, Gottes Gebote zu beobachten. „Das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist nicht über dir (d. h. es übersteigt deine Kräfte nicht), oder ferne von dir (so daß du es nicht erreichen könntest), oder im Himmel befindlich, daß du sagen möchtest: Wer von uns kann in den Himmel steigen, um es zu uns herabzubringen, daß wir es hören und im Werke erfüllen? Auch ist es nicht über dem Meere, daß du vorwändest und sagtest: Wer von uns kann über das Meer fahren, und es zu uns herüberholen, daß wir es hören können und thun, was es gebietet? sondern das Wort (das Gesetz Gottes) ist dir sehr nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thuest." (5. Mos. 30, 11—14.) Es haben ja auch die Frommen des A. T. die Gebote Gottes halten können. „Gedenket," sprach der sterbende Mathathias zu seinen Söhnen, „der Thaten eurer Väter, die sie zu ihren Zeiten gethan. . . Ward nicht Abraham treu erfunden in der Prüfung? . . . Joseph beobachtete in der Zeit seiner Bedrängniß das Gebot, und ward Herr von Aegypten. Phinees, unser Vater, eiferte für die Ehre Gottes. Josue wandelte nach dem Worte des Herrn. . . David bestieg durch seine Güte den Thron des ewigen Reiches. . . Und so denket nach — von einem Geschlechte zum andern!" (1. Makkab. 2, 51—61.) „Seine Gebote sind nicht schwer." (1. Joh. 5, 3.) „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht." (Matth. 11, 30.) „Höre, Israel! und befleiße dich, das zu thun, was der Herr dir befohlen hat, auf daß es dir wohl ergehe!" (5. Mos. 6, 3.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Warum Gott die Gebote gab. „Damit die Menschen sich nicht beklagen könnten, so wurde das, was sie in ihren Herzen nicht lesen wollten, auch auf Tafeln geschrieben. Es stand allerdings in ihnen geschrieben; allein sie wollten es nicht lesen. Da ward ihnen auch äußerlich vor Augen gehalten, was sie im Gewissen zu sehen genöthigt werden sollten; und indem gleichsam von Außen Gottes Stimme an das Ohr drang, ward der Mensch in sein Inneres zurückgetrieben." (S. Aug. enarr. in Ps. 57.) „Zu Noah, zu Abraham und seinen Nachkommen, zu Job und Moses, redete Gott nicht durch Schriften, sondern durch sich selbst, weil er bei ihnen reinen Sinn fand. Nachdem aber das ganze jüdische Volk tief in den Lasterweg versunken war, mußten von da an — Schriften und Tafeln, und durch diese — Warnungen und Drohungen gegeben werden." (S. Chrysost. in Matth. ab initio.) Wir können Gottes Gebote beobachten. „Wenn Gott befiehlt, so gibt er auch die Gnade, es zu erfüllen, weil er durch das Befehlen ermuntert, zu thun, was man kann, und um das, was man nicht kann, zu bitten; und weil er alsdann hilft, daß man es kann." (S. Leo Magn. episc. ad Demetr. cap. 15.) Alle Gebote müssen wir erfüllen. „Wer wird sagen mögen, der Christ dürfe eines der Gebote gar nicht halten? Sie sind ja an sich selbst dem, der sie beobachtet, so nützlich und heilsam, daß man nicht einmal das Leben haben kann, wenn man nicht darnach thut." (S. Aug. de spiritu et lit. cap. 14.)

I. Gebot Gottes:

„Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine fremden Götter neben mir haben; du sollst dir kein Bildniß machen, um es anzubeten, noch ihm zu dienen!" (2. Mos. 20.)

A. Was das erste Gebot gebietet.

VIII. Christliche Lehre.

Von der inneren und äußeren Anbetung Gottes.

Fr. Wie lautet das erste Gebot?

Antw. Das erste Gebot lautet: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben! Du sollst kein geschnitztes Bild machen, um es anzubeten!"

Erläuterung. Die heilige Schrift enthält dieses Gebot in seiner ganzen Vollständigkeit auf folgende Weise: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Aegypten geführt hat, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben! Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß von dem, was im

Himmel oben, oder auf der Erde unten, oder was unter der Erde im Wasser ist! Du sollst sie nicht anbeten noch ihnen dienen! Denn ich bin der Herr, dein Gott, ein starker und eifernder Gott, der die Missethaten der Väter an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Geschlecht bei Jenen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit thut bis in's tausendste Glied bei Jenen, die mich lieben und meine Gebote halten." (2. Mos. 20, 2—7.) Schon der feierliche Eingang: „Ich bin der Herr, dein Gott," enthält den Ausdruck der Allmacht und Majestät des Gesetzgebers. Wie die Monarchen den Verordnungen ihren Namen und Titel vorausschicken, um denselben Ehrfurcht zu verschaffen, so hat es auch hier der König der Könige gemacht.

Fr. Was ist bei jedem Gebote zu merken?

Antw. Daß es etwas gebietet und etwas verbietet.

Fr. Was gebietet das erste Gebot?

Antw. Daß wir Gott lieben, ihm dienen und ihn allein anbeten sollen. „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen!" (Matth. 4, 10.)

Erläuterung. Gott der Herr kann wohl an uns keine vernünftigere und billigere Forderung stellen, als diese, daß wir ihn lieben, ihm dienen und ihn anbeten sollen. Gott ist ein unendlicher Abgrund der Güte und Majestät, der alle Gründe in sich faßt, warum wir ihn lieben, ihm dienen, ihn anbeten sollen. Mit vollem Rechte fordert er sonach als Herr und Gott von uns, was ihm gebührt, und wir sind verpflichtet, alle unsere Hoffnung, unsere Liebe und Glückseligkeit auf ihn allein zu setzen und seinem Willen und Dienste uns selbst und all das Unsrige mit willigstem Gemüthe zu weihen. Denn gleichwie derjenige, welcher sich um einen Menschen als Vater annimmt, mit Recht ein kindliches Gemüth von ihm verlangt, ebenso fordert auch Gott, der dem Menschen verheißt, er werde sein Gott sein, mit Recht alle Anbetung und Verehrung von ihm, die ihm nach dem Rechte seiner Gottheit gebührt. „Treffend ist," spricht der heil. Hieronymus, „jener Spruch des Domitius: »Warum soll ich dich als Fürsten betrachten, da du mich nicht als einen Senator betrachtest?« Es folgt aber dagegen das Umgekehrte, daß, wenn der Fürst dich als einen Senator betrachtet, auch du ihn als den Fürsten ehren sollst." — Dieß läßt sich auch hier anwenden, daß wir nämlich Gott als Gott betrachten sollen, da er sich durch besondere Güte und natürliche Vorsehung als unsern Gott, als unsern Beschützer und Wohlthäter, ja als unsern beßten Vater erzeigt.

Der thörichte Senatsbeschluß.

Wie unvernünftig haben nicht gegen den Gott der Christen jene Senatoren Roms gehandelt, die, wie uns der heil. Augustin erzählt, dreitausend Götter anerkannten, dem Gott der Christen aber die Anbetung verweigerten! „Denn," sagten sie, „das ist ein stolzer Gott, da er als erstes Gebot oben hinstellt, daß er allein angebetet werde, und daß man keinen andern Gott neben ihm haben solle." Hätten sie von der Güte und Majestät unsers Gottes einen Begriff gehabt, sie würden ganz anders geurtheilt und eingesehen haben, nämlich: daß Gott Recht habe, dieses von uns zu verlangen; denn er ist der einzig wahre Gott, und er ist auch der Einzige, der uns wahrhaft liebt und uns mit zahllosen Gütern an Leib und Seele überhäuft. (Liguori.)

Der heilige Franz von Assis

pflegte zu sagen: „Wenn dir Jemand deine Hände, Augen, Füße oder andere Glieder, nachdem du sie verloren, wiedergäbe, würdest du ihm nicht lebenslänglich vom Herzen gerne dienen? Und sieh! Gott gab uns nicht nur unsere Hände, Augen und Füße, sondern auch alle erdenklichen geistlichen und leiblichen Güter. Ist es nun zu viel, wenn er von uns verlangt, daß wir ihm dienen, ihn lieben und ihn allein anbeten sollen? Mit welcher Freude sollen wir nicht dieses sein Gebot erfüllen!" (In vita.)

Der heilige Thomas von Villanova.

Merkwürdig sind die Worte, welche der fromme Diener Gottes Thomas von Villanova bei Betrachtung des ersten Gebotes auszusprechen pflegte, und durch welche er seine eben so glühende Liebe zu Gott, als auch seinen willigen und freudigen Gehorsam zu erkennen gab. „Herr!" rief er oft aus, „Herr! du befiehlst mir, dich allein zu lieben, dir allein zu dienen und dich allein anzubeten; du befiehlst mir dieß unter Androhung der Strafe, deines ebenso liebens- als

anbetungswürdigen Antlitzes beraubt zu werden. O! wie ist's, da wir nach deinem Ebenbilde erschaffen, durch das kostbare Blut deines Sohnes erlöset und mit viel Gnade überhäuft worden sind, noch nöthig, daß du mir gebietest, dich zu lieben und anzubeten? Ach, mein Gott! du beschämst mich ja durch dieses Gebot. — O unendlich süßes, unendlich liebenswürdiges Gebot! O leichte Bürde! Ich sage dir großen Dank, mein Gott! daß du mich durch ein ebenso heiliges, als erwünschtes Gesetz verpflichtet hast, dich zu lieben, dir zu dienen. Was gibt es Angenehmeres, Gerechteres, Rühmlicheres, als dieses, daß ich dich liebe, daß ich dir diene, daß ich dich anbete? Ist wohl ein Geschöpf im Stande, dich zu erkennen, ohne dich zu lieben und dir zu dienen? Wenn du mir das Gegentheil befehlen würdest, daß ich dich nämlich nicht lieben und dir nicht dienen solle, ach! wie unmöglich und unerträglich würde mir es sein, einem solchen Verbote nachzukommen! Auch nur hieran zu denken, erschreckt mich schon mehr, als alle Uebel und Qualen der Hölle. — Könnte ich sterben, o mein Gott! viel lieber wollte ich sterben, als aufhören, dich zu lieben und dir zu dienen. Ehe ich auf dich vergesse, will ich meiner Rechten vergessen; meine Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich je deiner nicht gedenken sollte, oder wenn du nicht immer der Gegenstand meiner Freude, meiner Liebe und Anbetung sein solltest!" (In vita.)

Fr. Wie muß aber die Anbetung, die Gott von uns fordert, beschaffen sein?

Antw. Sie muß eine äußere und innere sein, eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit.

Erläuterung. „Ich bin der Herr, dein Gott," so ruft uns der Allmächtige selbst zu, und schon aus diesem Zurufe ergibt sich für uns die Pflicht der äußeren und inneren Anbetung. Mit dem Propheten Jeremias (10, 6. 7.) müssen wir ausrufen: „Herr! es gibt nicht deines Gleichen; du bist groß; dein Name ist groß durch Kraft. Wer sollte dich nicht fürchten, o König der Völker?! Denn du hast die Herrlichkeit." — Herz und Mund müssen sich sonach zur Anbetung dessen vereinigen, der da ist unser Herr und Gott. Der heilige Basilius (Reg. Fus.) schreibt: „Wie ich mich in Gegenwart eines vornehmen Mannes nicht aus Verachtung zu einem geringern wenden darf, so darf ich mich auch nicht gegen Gott verhalten. — Neben ihm darf ich keine fremden Götter haben; d. h. wenn ich ihn anbete, so muß ich frei sein von jedem andern Gegenstande, der nicht Gott ist; auf Gott allein muß all mein Sinnen und Denken gerichtet sein."

Der wahre Anbeter Gottes.

Wenn der heil. Franz von Sales sich zum Gebete begab, um Gott dem Herrn den Tribut seiner Liebe und Anbetung zu bringen, so konnte man's schon in seinen Gesichtszügen lesen, wie sehr er die Nähe seines Gottes fühle und was es heiße, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Er betete stets mit geschlossenen und sittsam gesenkten Augen, um auf solche Weise die innere Sammlung um so sorgsamer zu bewahren. Von der Heiligkeit, Güte und Majestät Gottes ergriffen — hörte seine Seele nicht auf, sich in heiligen Gedanken zu ergießen. Niemand konnte ihn beten sehen, ohne ihn zu bewundern und ohne selbst zur Andacht gestimmt zu werden. (In vita.)

Dieses erste Gebot ist überhaupt so inhaltsschwer und von so großer Wichtigkeit, daß, wenn man dieses Eine Gebot erfüllt, man nothwendiger Weise auch alle andern erfüllen muß, sowie man auch alle andern übertreten wird, wenn man nur dieses Eine übertritt. Hierzu nachfolgende Erzählung!

Das Bekenntniß eines Verurtheilten.

Im Jahre 1815, am 18. März, fand in der Schweiz eine Hinrichtung statt. Der Missethäter, der da vom Leben zum Tode gebracht wurde, war vorher Schullehrer, und ein Mann von eben nicht geringen Fähigkeiten. Derselbe hatte sehr viel gelesen, war aber doch, weil nicht wissenschaftlich gebildet und nicht bis auf den Grund der Sache gelehrt, bloß ein gewöhnlicher Halbwisser. Von Dünkel aufgebläht — ward er von der göttlichen Gnade verlassen; denn „Gott widersteht den Hoffärtigen, und gibt nur den Demüthigen seine

Gnade." Es erlosch in ihm, wie er selbst eingestand, allmählich das Licht des Glaubens. Es wich die Furcht des Herrn aus seinem Herzen, und mit ihr auch die Tugend. Er fiel in die Sünde des Ehebruches. Damit aber dieses Verbrechen nicht ruchbar werden möchte, suchte er die betheiligte Person durch Gift aus dem Wege zu räumen, welches jedoch andere Personen, als jene, der es vermeint war, genoßen, und daran starben. Dieser Giftmischung verdächtig — wurde er nun gefänglich eingezogen, und nach geschlossener Untersuchung zum Tode verurtheilt.

Als er nach Verkündung des Todesurtheils in das gewöhnliche Zimmer der Missethäter oder sogenannten armen Sünder gebracht worden war, und ein Priester, der ihn zum Tode vorbereiten sollte, sich bei ihm einfand, begann er mit diesem über politische Begebnisse jener Zeit, über Sokrates im Kerker, und über Mehreres dergleichen zu reden. Es geschah dieß, weil er dafür hielt, daß er nicht sterben dürfe. Er sah sich nämlich für den wichtigsten Mann seines Bezirkes an, der wohl begnadigt werden müßte. So sehr war er von sich eingenommen! so sehr baute er auf seine vermeintliche Verstandeskraft, und — so wenig auf Gott!.. Der Priester machte ihm begreiflich, daß seine Begnadigung durchaus nicht mehr stattfinden könne, da ja Behufs derselben der souveräne Rath binnen zwei Tagen nimmer zusammenzutreten vermöge, am dritten Tage aber das Urtheil vollzogen werden müsse. Jetzt fiel der Dünkelhafte in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, da sprach der Priester zu ihm: „Wie ich wahrnehme, so hat dir nicht der Richter das Leben abgesprochen, sondern es ist dieß von mir geschehen. Nun — das gegenwärtige Leben verlierst du ganz gewiß; ich verheiße dir aber im Namen Jesu Christi, der auch dich mit seinem Blute erkauft hat, ein anderes, das ewige Leben. Höre das Wort, und glaube!" Der Priester verkündete ihm hierauf mehrere Stunden lang Gottes Wort aus den Propheten und Aposteln, und erklärte ihm insbesondere zur Erforschung seines Innern die zehn Gebote Gottes. Jetzt wurde der Mann durch die Kraft des göttlichen Wortes und unter dem Einwirken der Gnade ganz zerknirscht, und es ward in ihm lichthell. Er redete nur mehr von geistlichen Dingen; seine merkwürdigste, eigentlich hierher gehörige, Aeußerung, derentwegen eben das berührte Wenige aus seinem Leben hervorgehoben wurde, war aber das Bekenntniß, daß, wenn er das erste Gebot nicht übertreten hätte, er wohl keines der übrigen Gebote übertreten haben würde.

Dieses Gebot ist seiner Vortrefflichkeit wegen mit Recht das Erste. Es ist das vornehmste und erstreckt sich wirklich sehr weit, so daß, wenn man auf den eigentlichen Ursprung der Sünden, Verbrechen und Laster schaut, man ihre Wurzel in der Uebertretung des ersten Gebotes findet. (Dr. Haid.)

Texte zu: Anbetung Gottes.

a) Aus der heil. Schrift. „Ein großer Gott ist der Herr und ein großer König über alle Götter. Denn in seiner Hand sind alle Gränzen der Erde: und die Höhen der Berge sind sein. Und sein ist das Meer; denn er hat es gemacht, und das Trockene haben gebildet seine Hände. Kommet, lasset uns anbeten und niederfallen und weinen vor dem Herrn, der uns gemacht hat! Denn er ist der Herr, unser Gott." (Ps. 94, 3—7.) „Er ist der Herr, dein Gott; und du sollst ihn anbeten!" (Ps. 44, 12.) „Alle Völker, die du immer gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr! und werden preisen deinen Namen. Denn groß bist du, und thuest Wunder; du bist Gott allein." (Ps. 84, 9—10. Vgl. 5. Mos. 26, 10. 1. Chron. 16, 29. Ps. 28, 2.; 98, 5. „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen!" (Matth. 4, 10. Luk. 4, 8.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten! Dieß fordert er selbst von dir. Du betest ihn aber nicht an, außer nur dadurch, daß du ihn liebest. Denn man betet nur das an, was man liebt. Deßwegen muß man Gott, weil er größer und besser als Alles ist, was man findet, mehr als Alles lieben, damit man ihn anbete." (S. Aug. epist. 140. in Ps. 77.) „In jedem Stande und Amte muß man Gott dienen und ihn lieben; dahin müssen alle unsere Gedanken gerichtet sein; es ist dieß selbst das erste unter allen seinen Geboten. Und es ist fürwahr eine überaus wunderliche Sache, daß wir, die wir Kinder Gottes sind, dennoch so wenig Sorge tragen, ihm zu dienen, ihn zu lieben, ihn anzubeten, da doch dieß unsere erste und größte Sorge sein sollte." (S. Franc. Sales.)

IX. Christliche Lehre.

Von der Verehrung der Heiligen, der Bilder und Reliquien.

I. Die Verehrung der Heiligen.

Fr. Versündigen wir uns denn nicht gegen das erste Gebot, welches uns befiehlt, nur Gott anzubeten und ihm allein zu dienen, dadurch, daß wir die Heiligen verehren?

Antw. Keineswegs; wir beten ja die Heiligen nicht an, sondern wir verehren sie nur.

Das Alterthum der Heiligen-Verehrung in der Kirche.

Die Verehrung und Anrufung der Heiligen Gottes in der katholischen Kirche läßt sich schon in die ersten Zeiten des Christenthums zurückführen. Selbst ein Protestant, der berühmte Verfasser von „Theoduls Gastmahl", hat dieß geschichtlich nachgewiesen und bekannt. „Es kann Niemanden unbekannt sein," so lauten seine eigenen Worte, „daß die Tage, an welchen die Martyrer den Martertod erlitten haben, schon im zweiten Jahrhunderte gefeiert worden sind, und man an dem Orte, wo die Gebeine der Heiligen aufbewahrt lagen, gottesdienstliche Versammlungen gehalten habe. Die Gemeinde zu Smyrna schrieb in diesem Jahrhunderte an die Gemeinde zu Philomelium, daß sie vorhätte, an dem Orte, wo die Gebeine des heil. Polykarp, der ihr Bischof gewesen und im Jahre Christi 168 hingerichtet wurde, beigesetzt worden, jährlich zusammenzukommen und sein Gedächtnißfest zu begehen. Origenes, der größte Gelehrte des zweiten und dritten Jahrhunderts, machte das Gelübde, nach Rom zu reisen, um die Gräber der Apostel zu besuchen. (Euseb. Lib. VI, 14.) Tertullian schreibt im zweiten Jahrhunderte: »Wir bringen die Opfer an den Gedächtniß-Festen des Todes der Martyrer dar.« Und Cyprian ermahnt im dritten Jahrhunderte: »daß man den Todestag der Martyrer genau aufzeichnen solle, damit man ihr Gedächtnißfest feiern und Opfer an demselben darbringen könne.« Kurz, in den ältesten Zeiten der Kirche riefen nach dem Zeugnisse eines gewiß unverdächtigen Alterthumsforschers die Christen zu den Heiligen: »Wir sind auch eingedenk der heiligen Apostel und Martyrer, auf daß wir auf ihre Fürbitte für uns Verzeihung verdienen.« Alsdann wandten sich die Christen folgender Weise zu Gott: »Wir bitten dich, o Herr! erhöre uns und erbarme dich unser!«"

Fr. Was für ein Unterschied besteht zwischen der Verehrung Gottes und der Heiligen?

Antw. Gott allein beten wir an, d. h. wir ehren ihn als Gott, als unsern Herrn, Schöpfer, Erlöser und Urheber alles Guten; die Heiligen aber ehren wir nur als treue Diener und Freunde Gottes. Gott ehren wir wegen seiner selbst oder wegen seiner unendlichen Vollkommenheiten; die Heiligen aber ehren wir wegen Gott, wegen der Gaben und Vorzüge, die sie von Gott erhalten haben.

Erläuterung. Aus dieser Antwort geht zugleich hervor, daß wir Gott dem Herrn durch die Verehrung der Heiligen seine Ehre nicht schmälern, sondern daß vielmehr alle Ehre, die wir den Heiligen erweisen, zunächst auf Gott geht, weil wir sie nur wegen Gott verehren können; d. h. wir loben Gott in seinen Heiligen, wie der Psalmist verlangt. (Ps. 150, 1.)

Der heilige Bernhard

läßt sich hierüber also vernehmen: „Wenn ich an den Heiligen Dinge erblicke, die des Lobes und der Bewunderung würdig sind, und wenn ich diese Dinge mit dem hellen Lichte der Wahrheit prüfe, so finde ich, daß hier ein Anderer als lobwürdig und wunderbar erscheine, und der ist — Gott, und diesen lobe ich in seinen Heiligen, es mag nun Elisäus sein, oder jener große Elias; denn beide erweckten Todte. Diese Erweckung von den Todten geschah aber nicht durch ihre eigene Macht, sondern Gott erweckte diese Todten durch sie; er bediente sich ihrer zu neuen und ungewöhnlichen Dingen; der in ihnen bleibende

Gott wirkte durch sie; dieser ist unsichtbar und unzugänglich an sich selbst, in den Seinen aber ist er wahrnehmbar, beschaubar und wunderbar, und allein wunderbar, weil er allein wunderbare Dinge thut. Ein künstliches Gemälde gereicht nicht dem Pinsel, und eine schöne Schrift nicht der Feder, und eine gute Rede nicht der Zunge oder den Lippen zum Ruhme."

Die kräftige Antwort.

Im vierten Jahrhunderte lebte der Irrlehrer Vigilantius, welcher mit erboster Wuth gegen die Verehrung der Heiligen eiferte, weil dieselbe der Anbetung Gottes entgegen sei und Gottes Ehre schmälere. Der große Kirchenvater Hieronymus trat als sein Gegner auf und gab ihm folgende kräftige und entscheidende Antwort: „O unsinniger Kopf! Wer hat je die Martyrer angebetet? Wer hat noch je einen Menschen für Gott gehalten? Wir loben Gott in seinen Heiligen und die Heiligen in Gott, sowie wir Gott in dem Nächsten und den Nächsten in Gott lieben. So wenig nun die Gott schuldige Liebe dadurch gemindert wird, daß wir unsere Mitmenschen als Kinder Gottes wegen Gott lieben, eben so wenig wird der Ehre Gottes dadurch etwas entzogen, daß wir die Heiligen als Freunde Gottes wegen Gott verehren, sondern sie wird im Gegentheile ebenso durch die Verehrung der Heiligen vergrößert, wie die Liebe gegen Gott in dem Maße zunimmt, als wir den Nächsten lieben. Wem wird wohl einfallen, zu sagen: daß die Ehre, so man einem Fürsten schuldig ist, vermindert werde, wenn man nebst ihm seine Mutter, Kinder, Freunde und treue Diener verehrt? Wird nicht im Gegentheile seine Ehre vermehrt, indem sie ja nur seinetwegen verehrt werden, sowie dagegen die Beschimpfung, die man diesen zufügt, auf den Fürsten selbst zurückfällt? Deßwegen sagt Christus: »Wer euch hört, der hört mich; wer euch verachtet, der verachtet mich.« (Luk. 10, 16.) »Was ihr aber einem aus den geringsten meiner Brüder gethan habet, das habet ihr mir gethan.«" (Matth. 25, 40.) (Vgl. Krauth. II. S. 283.)

Daß man die Heiligen nicht um ihrer selbst, sondern um Gottes willen verehren müsse, dieß erkannten von jeher die Heiligen selbst; sie erkennen es noch und werden es in alle Ewigkeit erkennen. Die jungfräuliche Mutter sang nicht: „Ich habe große Dinge gethan, darum werde ich hoch verehrt werden," sondern: „Er, der mächtig ist, hat große Dinge an mir gethan, und heilig ist sein Name. Er hat herniedergesehen auf die Demuth seiner Magd. Siehe! von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." (Luk. 1, 48. 49.)

Fr. Ist es billig und gut, daß wir die Heiligen Gottes verehren?

Antw. Allerdings; denn diese Verehrung ist ja 1) Gott dem Herrn wohlgefällig; 2) sie ist vernünftig, und 3) für uns auch sehr heilsam.

Erläuterung. 1) Die Verehrung der Heiligen ist Gott dem Herrn wohlgefällig. Die Heiligen sind ja seine Freunde. Jeder edle Mensch sieht es gerne, wenn seine Freunde auch von Andern geehrt werden, und es ist ihm sogar unangenehm, wenn er sieht, daß sie von Andern zurückgesetzt oder wohl gar verachtet und beleidigt werden. — Wie sollte nun Gott nicht an der Verehrung, die wir gegen seine geliebten Freunde hegen, ein Wohlgefallen haben? Zudem hat ja Gott selbst gewissermaßen die Heiligen geehrt, auf Erden durch die Gnaden und Vorzüge, die er ihnen verlieh, im Himmel durch die Krone und Glorie, zu der er sie erhob. Sollten nun nicht auch wir ihr Andenken auf Erden in Ehren halten? — 2) Die Verehrung der Heiligen ist vernünftig. Wir schätzen und ehren mit Recht auch hier schon wirklich gute und tugendhafte Menschen und erweisen ihnen äußerliche Ehrenbezeugungen, obwohl auch die Beßten nicht von allen menschlichen Gebrechen frei sind. — Um wie viel mehr werden wir den vollendeten Gerechten, die keinen Schwachheiten mehr unterworfen sind, unsere aufrichtige Verehrung erweisen, ihre Heiligkeit bewundern und uns über ihre Seligkeit erfreuen dürfen! — 3) Die Verehrung der Heiligen ist für uns sehr heilsam. Denn mit der wahren Verehrung der Heiligen ist immer auch nothwendiger Weise das Bestreben verbunden, ihre Tugenden nachzuahmen.

Fr. Wie sollen wir die Heiligen Gottes verehren?

Antw. Die beßte Art und Weise, die Heiligen zu verehren, besteht darin, 1) daß wir sie oft und andächtig anrufen, 2) besonders aber ihre Tugenden nachahmen.

1. Von der Anrufung der Heiligen.

Es ist die Lehre der katholischen Kirche, „daß es gut und nützlich sei, die Heiligen demüthig anzurufen und zur Erlangung der Wohlthaten von Gott — durch seinen Sohn Jesus Christus — zu ihrer Hilfe und Fürbitte seine Zuflucht zu nehmen.“ (Concil. Trid. sess. 25.) — Der Irrlehrer Calvin verwarf die Anrufung der Heiligen, aber mit großem Unrecht. Denn wenn es, wie wir es sogar in der heil. Schrift begründet finden, erlaubt und nützlich ist, daß wir die Hilfe noch lebender frommer Personen ansprechen und sie bitten, daß sie uns mit ihrem Gebete beistehen, wie der Prophet Baruch (1, 13.) dieß that, da er sprach: „Betet auch für uns selbst zu dem Herrn, unserm Gott!“ und der heil. Paulus, welcher an die Thessalonier schrieb: „Brüder! bittet für uns!“ (1. Theß. 25.) ja! wenn Gott selbst wollte, daß die Freunde des Job sich in sein Gebet empfahlen, damit der Herr, um seiner Verdienste willen, ihnen gnädig sei: „Gehet hin zu meinem Knechte Job! — Job, mein Knecht, soll für euch bitten, so will ich auf ihn Rücksicht nehmen!“ kurz, wenn es erlaubt ist, sich den Lebenden anzuempfehlen, warum sollte es denn nicht noch viel mehr erlaubt sein, die Heiligen im Himmel anzurufen, die daselbst Gott weit näher stehen?

Mit Recht bemerkt der heilige Hieronymus: „Wenn die Apostel und Martyrer noch im irdischen Leibe mit solchem Erfolge für die Uebrigen beten konnten, also zu einer Zeit, wo sie noch ihres eigenen Heiles sorglich bedacht sein mußten, wie vielmehr erst jetzt, nachdem sie den Sieg errungen und den Triumph gefeiert haben!“ Die Anrufung der Heiligen ist sonach durchaus kein Aberglaube, sondern vielmehr ein sehr empfehlenswerthes und nützliches Mittel, um uns von Gott gar manche Gnaden zu erwirken, die wir auf andere Weise nicht erlangen würden. Alle frommen Katholiken haben deßhalb auch mit Eifer nach diesem Mittel gegriffen, und mit Demuth und Vertrauen von jeher die Heiligen Gottes um ihre vielvermögende Fürsprache bei Gott angerufen.

Der heilige Ephrem.

Der erleuchtete Ephrem war gewiß von allem Aberglauben ferne, und dennoch rief er, nunmehr selbst ein Heiliger, gar häufig die Heiligen um ihre Fürbitte an. Sein Gebet lautete gewöhnlich, wie folgt: „O ihr hohen Lieblinge Gottes! eröffnet mir doch euer Herz voll Gütigkeit und Milde und bittet für mich; fallet nieder vor dem mildreichsten Liebhaber der Menschen, vor dem Eingebornen Sohne Gottes, auf daß er mit mir nach seiner Barmherzigkeit handle, mich erlöse von der Menge meiner Missethaten, und mich versetze in die Nähe eurer Hütten innerhalb der Umgebung des gesegneten Paradieses! Möchte ich doch würdig werden, in euerer Nähe zu stehen! Denn ihr seid die geliebten Kinder; ich aber bin wie ein schlechtes, unnützes Hündchen. Möchtet ihr mir nur Brosamen von eueren Tischen zuwerfen, auf daß an mir erfüllt würde, was geschrieben steht (Matth. 15, 27.): „Auch die Hündlein essen von den Brosamen, die von dem Tische ihrer Herren fallen!“ “

Mächtig ist die Fürbitte der Heiligen bei Gott.

Als sich der Kaiser Theodosius der Große zum Kriege gegen den Tyrannen Maximus rüstete, sah man ihn oft im härenen Kleide der Büßenden vor den Gräbern der heiligen Martyrer liegen, diese vollendeten Knechte Gottes um ihre Fürbitte ansprechend bei dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, in dessen Namen unser Heil ist. (Stolberg's Religionsgeschichte. Bd. XIII. S. 174.) Der Erfolg ihrer Fürsprache war, daß Theodosius die weit zahlreicheren Truppen des Maximus in zwei Schlachten besiegte und in Aquilea den Thronräuber selbst gefangen nahm. (Fleury, Histor. eccles. Tom. IV. pag. 525.)

Hilfe durch die Fürbitte eines Heiligen.

Als im Jahre 912 die wilden Ungarn in Flandern einen Einfall machten, da flohen die Mönche zu Lobes mit den Reliquien des heil. Ursmarus, der Abt in ihrem Kloster gewesen, auf einen in der Gegend gelegenen Hügel. Die Barbaren entdeckten ihren Aufenthaltsort, und stürmten die angelegte Verschanzung. Die Mönche erwarteten jeden Augenblick ihren Untergang, und schrieen einstimmig zusammen: „Herr! erbarme dich unser! Heiliger Ursmar! steh' uns mit deiner Fürbitte bei!“ Der Himmel erhörte sie. Es brach auf einmal ein heftiger Regen los. Dadurch wurden nun nicht nur die Pfeile der Belagerer unnütz, sondern es geriethen die Feinde selbst über den Gewittersturm in die äußerste Furcht, und machten sich mit großer Eilfertigkeit davon. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. Bd. X. S. 282.)

Der besiegte Rebell.

Sogar die Heiden nahmen in ihren Nöthen ihre Zuflucht zu den Heiligen. Chosrou, König der Perser, mußte vor dem aufrührerischen Feldherrn Bahram zu den Römern fliehen, die ihn mit Geld und Truppen unterstützten. Er kehrte jetzt in sein Reich zurück; und alsbald marschirten die beiden feindlichen Heere gegen einander. Vor der Schlacht hörte Chosrou, daß der berühmte Martyrer Sergius, dessen Körper in der Kirche zu Sergiopolis ruhte, einem Jeden, der mit einer Bitte sich an ihn wende, Alles gewähre, was man von ihm verlange. Er bat also um einen Sieg. Die feindlichen Truppen wurden auf's Haupt geschlagen, selbst ihr Feldherr Zadespras fiel, und man brachte dem Chosrou seinen Kopf. Von dieser Zeit setzte Chosrou auch fernerhin sein besonderes Vertrauen auf die wunderthätige Fürbitte des heiligen Sergius. Zur Dankbarkeit sandte Chosrou ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz an die Kirche des heil. Sergius in Sergiopolis; ja! er schickte auch das von seinem Großvater Chosrou, Sohn des Kobad, in Sergiopolis aus der Kirche des heil. Sergius geraubte goldene, mit einer Menge der kostbarsten Juwelen gezierte Kreuz wieder zurück. (Stolberg's Religionsgesch. Bd. XX. S. 121.)

Fr. Wissen aber die Heiligen, um was wir sie anrufen? Sie sind ja nicht allwissend.

Antw. Sie sehen und wissen Alles das in Gott, wie in einem Spiegel.

Erläuterung. Es ist nicht nothwendig, daß die Heiligen Gottes allwissend seien; denn sie brauchen nicht Alles zu wissen, sondern nur das, was auf ihre Person Bezug hat — und dieß wissen und sehen sie in Gott. Schon David sagt: „Herr! in deinem Lichte werden wir sehen“; und der heil. Thomas von Aquin (p. 1. q. 2. a. 8.) ruft aus: „Was sollen die nicht sehen, die den sehen, der Alles sieht?“ Und der heil. Gregor (Lib. 4. Dialog. cap. 33.): „Was sollen sie dort nicht wissen, wo ihr Wissen von dem ersättigt wird, der Alles weiß?“ — In gleichem Sinne schreibt auch der heil. Petrus Damiani: „In der Weisheit, mit der sie vereinigt sind, wissen sie Alles, und in dem Allmächtigen, zu dem sie aufgenommen sind, vermögen sie Alles. Es fehlt ihnen weder an Wissen, noch an Macht, wenn wir sie anrufen. Darum wenden wir zu ihnen, zu ihrer himmlischen Liebe unsere hoffenden Blicke.“ Die Heiligen im Himmel müssen etwas um uns wissen; denn sonst hätte ja der Engel Raphael das Gebet des Tobias nicht vor Gott bringen können; noch könnten die Engel sich freuen über einen Sünder, der Buße thut. (Luk. 15, 7.) — Ueberdieß müssen wir uns die Heiligen Gottes im Zustande der Verherrlichung ganz anders, d. h. weit vollkommener denken, als im Zustande ihrer irdischen Wanderschaft. Auch waren manche Heilige im Fleische schon mit einer wunderbaren Gabe des Sehens und Wissens ausgerüstet; um wie viel vollkommener wird diese Gabe nicht im Zustande ihrer Glorie sein! Hierzu nur ein paar geschichtliche Belege!

Eine wunderbare Gabe des Sehens und Wissens bei einigen Heiligen.

Hat nicht Gott der Herr seine Propheten im alten Testamente schon im Leben sehr viele wunderbare Blicke in die fernste Zukunft thun, und durch sie die kleinsten Einzelnheiten vom Leben und Leiden des künftigen Messias verkünden lassen? Mit einer ähnlichen Gabe hat Gott auch im neuen Testamente so

manchen von seinen frommen Dienern ausgerüstet. Wir wissen dieß von dem heiligen Anselm, von dem heil. Benedikt und von dem heil. Franz von Xavier. — Einer der tiefsinnigsten Lehrer, der heil. Anselm, ward einst, als er in den Büchern der Propheten las, von Zweifeln heimgesucht, wie es denn möglich gewesen sei, daß Gott diesen Auserwählten der Vorzeit so ferne Ereignisse und Personen schauen ließ. Und siehe! da ward er plötzlich von so klarem Lichte umflossen, daß er, obwohl von den vier Wänden seiner Kammer umgeben, doch auf's Deutlichste beobachtete und sah, was ein jeglicher von den Religiosen seines Klosters eben vornahm, wie der Eine zur Glocke ging, um das Zeichen zur Matutin zu geben, ein Zweiter von seinem Lager sich erhob, ein Dritter noch auf der Strohmatte sich dehnte, ein Vierter zögernd und schläfrig in den Chor wanderte, Andere aber schon ganz munter daselbst knieten. Alle diese sah er so deutlich, als wäre er mitten unter ihnen gestanden. — Noch verwundernswerther ist, was Gregor der Große von dem heiligen Benedikt bezeugt: „Wie von einem einzigen Sonnenstrahle gesammelt, ward die ganze Welt seinem Auge vorgestellt." — Mehr bekannt noch ist jene unbezweifelbare von der ganzen Stadt Malacca bezeugte Begebenheit, wie daselbst zur Zeit einer allgemeinen Sorge und Bestürzung wegen eines Feldzuges zur See gegen die Barbaren, der heil. Franz von Xavier, eben auf der Kanzel beschäftigt, plötzlich seine Rede unterbrach, mit glänzendem Angesichte und unverwandtem Auge eine Zeit lang wie erstarrt dastand, und dann dem erstaunten Volke den Gang der eben gelieferten Seeschlacht, den errungenen Sieg und den Tag der Rückkehr der Sieger auf eine Weise verkündete, die sich in Kurzem auf's Vollkommenste bestätigte. (Dr. Veith's homilet. Vorträge.) Wenn Gott seinen Dienern schon auf Erden solche Wissenschaft verlieh, um wie viel mehr wird sich dieselbe nicht da vermehren, wo sie denjenigen von Angesicht zu Angesicht sehen, der Alles weiß und Alles sieht!

Die Heiligen Gottes wissen um uns.

Wie es möglich sei, in Gott und durch seine Anschauung zugleich auch jedes einzelne erschaffene Wesen, alle und jeden einzelnen Engel und Heiligen Gottes, so viel uns Gott davon nach dem Maße unserer Empfänglichkeit offenbaren will, auf einen Blick zu sehen und zu erkennen, erklärt uns ganz einfach und doch so schön die heil. Theresia, indem sie sagt, sie stelle sich den Himmel und die Anschauung Gottes vor wie einen weiten Saal, in welchem ein ungeheuer großer Spiegel sich befinde, und wo nebstdem der ganze Saal mit unzählbaren verschiedenen kleineren und größeren Spiegeln geschmückt sei. — Wer nun in den großen Spiegel schaut, der sieht nicht bloß den Spiegel und sich selbst in ihm, sondern er sieht zugleich alle Spiegel, welche im Saale sind, und Alles, was in jedem einzelnen Spiegel sich darstellt, so weit sein Auge es zu fassen und zu unterscheiden vermag. — Die erleuchtete heilige Gertrud gibt darüber Zeugniß. Es erschien ihr einst eine ihrer verstorbenen Ordensjungfrauen, und theilte ihr wunderbare Dinge in Bezug auf die himmlische Glorie mit. „Wie kommst du," fragte die heil. Gertrud, „zu solcher Wissenschaft, da du doch im Leben eine der einfältigsten Schwestern gewesen bist?" — „Es ist genug," war die Antwort, „ein einzigesmal Gott anzuschauen, um Alles zu erlernen;" und diese große Wahrheit wird durch die Worte des heil. Gregor bestätigt: „Wir dürfen gewiß glauben, daß den Heiligen, welche innerlich Gott anschauen, äußerlich nichts verborgen sei." (Himmelskrone.)

2. Von der Nachahmung der Heiligen.

Am Beßten verehren wir die Heiligen dadurch, daß wir ihre Tugenden nachahmen. Deßhalb schreibt der heil. Augustin: „Die Heiligen freuen sich unserer nicht, wenn wir sie verehren; sondern wenn wir ihren Tugendbeispielen folgen. Wenn wir sie verehren, so nützt dieses uns, nicht aber ihnen; sie aber verehren, ohne ihnen nachzufolgen, heißt weiter nichts Anderes, als ihnen auf eine

lügenhafte Weise schmeicheln." — Wir müssen aber hierbei bedenken, daß im Leben der Heiligen nicht Alles für Alle nachzuahmen sei. Der heil. **Bernhard** macht über diesen Gegenstand ein ganz treffliches Gleichniß.

Ein Gleichniß des heiligen Bernhard.

Dieser heilige Lehrer spricht sich in Bezug auf die Nachahmung der Heiligen folgendermaßen aus: „In dem Leben heiliger Kämpfer und Sieger Christi finden wir etwas, das wir nach Würde bewundern, und etwas, dem wir mit allem Fleiße nacheifern sollen. Die außerordentlichen Dinge an den Heiligen, z. B. ihre Wunder, Entzückungen, gehabten Offenbarungen u. s. w., ehren wir, eifern ihnen aber nicht nach, und zwar mit Recht; denn man darf sich so etwas ohne Gefahr des Heiles nicht anmaßen." Und dann fährt er weiter: „Wir sind zum Tische reicher Leute eingeladen; halten wir gute Mahlzeit an der Tafel, wo es Ueberfluß an Brod und niedlichen Speisen gibt! Sind das keine reichen Leute, die uns mit Speisen erquicken, mit ihren Verdiensten beschützen, mit Zeichen erfreuen? Ja! sie sind reich, und bei ihrem Gastmahle versammeln sich zugleich Menschen und Engel; jene, um sich zum Guten zu ermuntern, diese, um sich des Guten zu erfreuen. Was ist ein mit lauter Tugenden erfülltes Leben Anderes, als ein mit Speisen besetzter Tisch? Indessen steht nicht Alles für Jedermann da, sondern Jeder darf nur nehmen, was ihm zuträglich ist. Ich, meinerseits, will nach meinem Theile langen und mich wohl in Acht nehmen, etwas anzurühren, das einem Andern gehört; ich will meine Hand nicht ausstrecken nach dem Ruhme der Wunder, sonst könnte ich, während ich hingaffe auf dasjenige, was ich von oben herab nicht empfangen habe, mit Recht auch noch verlieren, was ich empfangen habe. Ich erhebe meine Augen nicht mit den Heiligen, um himmlische Geheimnisse zu ergründen, ich möchte sonst von ihrer Herrlichkeit erdrückt werden, möchte zurückprallen und mich zu spät an den Rath des weisen Sirach (3, 22.) halten: „Suche keine Dinge, die dir zu hoch sind!" Das sind meine Speisen nicht; sie sind zwar köstlich, aber meine Seele rührt sie nicht an, weil ich Armer nicht so viel habe, daß ich sie bezahlen kann." — „Wenn ich indessen genau hinschaue, so stehen vor meinen Augen auf dem Tische der Heiligen die Prüfung des Gerichtes, der Ernst der Selbstbeherrschung, der Spiegel der Heiligkeit, die Muster und Haupttugenden des Lebens. Diese darf ich, ohne anmaßend zu sein, nehmen und zu meinem Heile verzehren." (G. Schwab, Schönheit 2c. der Kirche.)

Texte ad I.: Die Verehrung der Heiligen.

a) Aus der heil. Schrift. „Lasset uns loben die berühmten Männer und unsere Vorfahren in ihren Geschlechtern! . . . Sie herrschten in ihren Landen, waren mächtige, mit Klugheit begabte Männer und machten als Propheten die prophetische Würde kund. Sie herrschten über das vorhandene Volk und gaben durch ihre Weisheit die heiligsten Lehren den Völkern . . . Sie waren Männer reich an Kraft und lebten friedlich in ihren Wohnungen. Diese Alle erlangten Ruhm bei den Nachkommen ihres Volkes, und schon in ihren Tagen wurden sie gelobt. . . . Ihr Ruhm wird nicht untergehen. Ihre Leichname wurden im Frieden begraben, und ihr Name lebt von Geschlecht zu Geschlecht." (Sirach 14, 1—15.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Nach der mündlichen Ueberlieferung unserer Vorfahren feiern wir jährlich an einem bestimmten Tage das Andenken an die Leiden der Heiligen." (Tertull. de coron. milit. cap. 3.) „Es war gut und dem Willen Gottes gemäß, daß unsere Väter ein immerwährendes Andenken an Diejenigen, die für den Herrn starben, in den Kirchen zu feiern befohlen haben." (Origen. hom. 3. in Matth.) „Zeichnet den Namen und den Tag derjenigen, die als Martyrer ihr Blut vergossen haben, mit aller Sorgfalt auf, damit man in der Kirche ihr Andenken feiern könne!" (Cypr. epist. 34 et 37. ad cler. Catalog.) „Wir beten Jesum als den Sohn Gottes an, die Martyrer aber verehren wir als seine Schüler und Nachahmer wegen ihrer fast unglaublichen Liebe und Anhänglichkeit gegen ihren eigenen König und Lehrmeister, und wünschen, ihnen in der Gottesfurcht ähnlich zu werden und an ihrer ewigen Herrlichkeit Theil zu nehmen." (Smyrn. Epistol. ad eccles. Pont.) „Für die Feste der Apostel und Martyrer bestimmen wir keine Verehrung der Dienstbarkeit oder der Anbetung, weil wir ihnen keine Meßopfer bringen, sondern eine Verehrung, die aus Liebe geschieht, um uns den Beistand ihrer Fürbitte zu verschaffen, und uns zu ihrer Nachahmung auf-

zumuntern." (S. Isidor. episc. Sevill.) „Wir erweisen verstorbenen Menschen keinen göttlichen Dienst; wenn sie fromm gelebt haben, so darf man sich von ihnen nicht die Vorstellung machen, als ob sie solche Ehre suchten, sondern sie wollen, daß wir anbetend den ehren, durch dessen Erleuchtung sie sich freuen, daß wir Mitknechte ihres Verdienstes sind." (S. Bernard.) „Das Leben und die Beispiele der Heiligen sind das praktische Evangelium, worin man Unterricht und Aufmunterung zur Uebung aller Tugenden findet. Darum soll Jeder vorzüglich das Leben und die Beispiele der Heiligen seines Standes wohl studiren, weil sie die geeignetsten sind, Jeden zu unterweisen, in seinen Berufspflichten zu leiten, und ihn zur Nachahmung zu ermuntern." (S. Franc. Salesius.)

II. Von den heiligen Bildern.

Fr. Gott befiehlt im ersten Gebote: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen." Und doch haben wir in der katholischen Kirche Bilder; sündigen wir dadurch nicht gegen Gottes Gebot?

Antw. Gott der Herr hat allerdings das Gebot gegeben: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen;" aber es steht dabei: „um es anzubeten," wie nämlich die Heiden gethan haben. Wir Katholiken aber verabscheuen die Anbetung der Bilder.

Erläuterung. Es ist dieß ein schon tausendmal wiederholter Vorwurf, daß wir Katholiken die Bilder anbeten. Unsere Glaubensgegner würden sicherlich von dieser böswilligen Ansicht und Behauptung abkommen, wenn sie nur beherzigen wollten, was in dieser Beziehung der heilige Kirchenrath von Trient (Sessio 25.) lehrt. Diese Lehre nun lautet: „Die Bilder Christi, der seligsten Jungfrau und anderer Heiligen können in den Kirchen gebührend verehrt werden; nicht, als dürfte man glauben, es wohne in den Bildern die Gottheit oder eine göttliche Kraft, wegen welcher sie verehrt werden sollen, — als dürften wir von ihnen etwas erbitten, oder einiges Vertrauen auf sie setzen; sondern weil die Ehre, die wir den Bildern erweisen, sich auf Jene, die sie vorstellen, bezieht, so, daß wir durch die Bilder, die wir küssen, vor welchen wir das Haupt entblößen, niederknieen, ganz allein Christum, unsern Erlöser und Seligmacher, anbeten, und die Heiligen verehren, welche uns durch diese Abbildungen dargestellt werden; was auch durch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, besonders aber der zweiten zu Nicäa wider die Bilderstürmer bestätigt wird." — Die wahre Lehre der Kirche über die Bilderverehrung finden wir auch in nachfolgenden drei Erzählungen ausgesprochen.

Vinzenz von Paul und der Calvinist.

Vinzenz von Paul hatte eben zwei Calvinisten in den Schooß der wahren Kirche zurückgeführt, als dem schönen Bunde der beiden Neubekehrten ein dritter beitreten wollte. Ehe die feierliche Handlung der Aufnahme begann, richtete Vinzenz die Frage an ihn, ob es noch sein ernstlicher Wille sei, in die Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren? Und jener antwortete, daß er bei diesem Entschlusse verharre, aber noch eine Bedenklichkeit habe, die beim Anblick einer schlecht gekleideten steinernen Statue der heiligen Jungfrau Maria in seiner Seele sich erhoben, — nämlich, daß er nicht glauben könne, es sei irgend eine Kraft in diesem Steine vorhanden (auf die Statue, die sich ihm gegenüber befand, hinweisend). Vinzenz erwiderte hierauf mit großer Ruhe, daß nach der Lehre der Kirche in diesen Bildnissen keine andere Kraft enthalten sei, als welche ihnen mitzutheilen Gott gefällt, wie er es einst bei dem Stabe Mosis that, mittelst dessen er so große Wunder wirkte; überdieß sei diese Lehre unsers Glaubens so bekannt in der Kirche, daß ihn jedes Kind darüber unterrichten könne. Sogleich rief er wirklich eines der anwesenden Kinder herbei, welches auf die Frage, was man von den Bildern der Heiligen zu glauben habe, mit rührender Einfalt antwortete: „Es sei gut, solche Bilder zu haben, und ihnen die gebührende Ehre zu erweisen, nicht des Stoffes wegen, aus dem sie gemacht sind, sondern weil sie uns den Heiland Jesus Christus, seine glorreiche Mutter und andere Heilige des Himmels vorstellen, die, nachdem sie den Sieg über die Welt davongetragen haben, durch ihre Bilder uns stillschweigend auffordern, ihrem Glauben zu folgen, und ihre guten Beispiele nachzuahmen."

Diese Antwort aus dem Munde eines Kindes, würdig des Lehrers, der es in den ersten Wahrheiten der christlichen Religion unterrichtet hatte, öffnete

vollends dem Calvinisten die Augen, und er erklärte feierlich, zur Religion seiner Väter zurückkehren zu wollen. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Die Zurechtweisung.

Ein Bischof, der im Eifer über eingeschlichene Mißbräuche zu weit gegangen war, erhielt von dem heiligen Papste Gregor folgende Zurechtweisung: „Man hat uns hinterbracht, daß du, entzündet von unbedachtsamem Eifer, die Bildnisse der Heiligen zertrümmert, und dich gleichsam damit entschuldigt habest, man dürfe sie nicht anbeten. Wir haben es zwar belobt, daß du es verboten hast, sie anzubeten, erklären uns aber mit Tadel dagegen, daß du sie zerbrochen hast. Sage, Bruder! von welchem Priester hörte man je, daß er gethan habe, was du gethan hast? Wenn nichts Anderes, so hätte wenigstens dieses dich abhalten sollen, daß du andere Brüder verachtetest, und glaubtest, du allein seiest heilig und weise. Etwas Anderes ist es, ein Gemälde anbeten, und etwas Anderes, durch die Darstellung des Gemäldes lernen, was man anbeten müsse; denn was Jenen, die lesen können, die Schriften leisten, das leistet den Ungelehrten ein Gemälde, wenn sie es ansehen. Da sehen auch Unwissende, wem sie folgen sollen; daran lesen die, welche die Buchstabenschrift nicht kennen. Und darum dient, vorzüglich gemeinen Leuten, ein Gemälde statt eines Buches." (Regest. episl. lib. 11. Nro. 13. ad Seren.)

Der heilige German und der Kaiser Leo.

Im Jahre 725 erließ Kaiser Leo eine Verordnung, worin er befahl, alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen. Der heilige German, Patriarch von Constantinopel, wagte es, vor dem Kaiser zu erscheinen und ihn an das bei seiner Thronbesteigung gemachte Versprechen zu erinnern, die überlieferten Gebräuche der Kirche nicht zu ändern. Die Worte, welche der große Bischof bei diesem Streite sprach, sind folgende: „Wenn wir das Bildniß Jesu Christi verehren, so beten wir weder das Holz, noch die Farben an; sondern wir beten den unsichtbaren Gott, der im Schooße des Vaters ist, im Geiste und in der Wahrheit an. Der Glaube des Christen, seine Verehrung und Anbetung beziehen sich auf Gott allein. Wir beten keine Kreatur an und erzeigen den Dienern Gottes, die Menschen sind wie wir, keine Ehre, so dem höchsten Wesen allein gebührt. Indem wir gestatten, Bildnisse zu machen, sind wir weit entfernt, der Verehrung Gottes durch Verminderung seiner Vollkommenheit Abbruch zu thun; denn wir machen sie nicht, um die unsichtbare Gottheit vorzustellen, welche selbst die Engel nicht begreifen können. Aber da der Sohn Gottes zu unserm Heile Mensch werden wollte, so stellen wir das Bild seiner Menschheit auf, um unsern Glauben zu beleben, um anzudeuten, daß er unsere Natur nicht in der Einbildung, sondern in der Wirklichkeit angenommen hat, und um uns an seine Menschheit zu erinnern. Wir machen auch ein Bildniß von seiner heiligen Mutter, welche, da sie Weib und von derselben Natur wie die unsrige war, den allmächtigen Gott empfangen und geboren hat. Ebenso haben wir Abbildungen von Aposteln, Martyrern, Propheten und allen andern Heiligen, die als wahre Diener Gottes sich durch ihre guten Werke, durch das Zeugniß, so sie der Wahrheit gegeben, durch ihre Geduld im Leiden ausgezeichnet haben, die seine Freunde sind und ein großes Ansehen bei ihm erlangt haben, um uns an ihren Starkmuth und an ihre Tugend zu erinnern. Uebrigens verehren wir sie nicht durch Anbetung, die nur Gott gebührt, und wir haben sie nur vor Augen, um mit Hilfe dieser Gestalten den Glauben an die vernommenen Wahrheiten zu befestigen." (Leben des heiligen German. 12. Mai.)

Fr. Sollen wir die Bilder Christi und der Heiligen in Ehren halten?

Antw. Ganz gewiß; denn wenn schon ein Kind die Bildnisse seiner Eltern und ein Unterthan das Bild seines Fürsten ehrt, so müssen wir um so mehr die Bilder des Herrn und seiner Heiligen in Ehren halten.

Erläuterung. 1) Die Kirche Gottes hat von jeher die Verehrung gegen die Bilder Christi und der Heiligen gebilligt. Nach der Behauptung des heiligen Theodor Studites, Patriarchen von Constantinopel, ist dieser Gebrauch so alt, wie das Christenthum. „Beide," sagt er, „hielten gleichen Schritt, und wie das Christenthum sich ausbreitete und vermehrte, so nahm auch der Gebrauch der Bilder zu." Und schon vierhundert Jahre früher sagte der heil. Basilius dasselbe; ja alle Väter der Kirche sehen den Gebrauch der Bilder als eine Uebergabe der Apostel an. Wenn wir aber in der christlichen Urzeit Bilder nur sehr sparsam antreffen, so läßt sich dieß gar leicht aus den damaligen Verhältnissen erklären. Denn in dem Stande der tiefsten Erniedrigung und fortwährenden Verfolgung hatte die Kirche kaum Zeit und Gelegenheit, sich mit dem Wesentlichen der Religion zu befassen. Damals mußte man alle Kunst verbergen; Kunstwerke und Bilder hätten nur zu leicht nicht nur den Künstler, sondern auch den Christen verrathen. Daß man aber von den ältesten Zeiten an in der Kirche die Bilder verehrte, mag aus nachfolgender kurzer geschichtlicher Zusammenstellung ersehen werden.

Alterthum der Bilderverehrung in der Kirche.

Wir finden den Gebrauch, die Bilder in der Kirche Gottes zu verehren, schon in den ältesten Zeiten, Tertullian (De pudicit. c. 10.) macht Meldung von dem Bildnisse des guten Hirten auf dem Kelche. Eusebius (De vita Constant. lib. 3. cap. 49.) sagt: „Da kannst du sehen sogar auf den Brunnen, die mitten auf dem Markte sind, Bildnisse des guten Hirten, welche denen, die in den göttlichen Aussprüchen Erfahrung haben, gut bekannt sind. In den Kirchen und in den Häusern der Gläubigen, ja auch an öffentlichen Wegen sind Kreuze errichtet, und Bildnisse Christi und der Heiligen zur Erinnerung angebracht." — Der heil. Gregor von Nyssa rühmt schon in christlicher Vorzeit die Herrlichkeit des Tempels, der zum Gedächtnisse des Martyrers Theodor erbaut worden war, er preist die Erhabenheit der Struktur, die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, welche das Innere einem anmuthigen und blumigen Gefilde ähnlich machen, und die ausdrucksvollen Gemälde, die von den Wänden reden. Ebenso innig und ausführlich loben auch die heiligen Väter Asterius, Paulinus, Nilus die Werke der bildenden Kunst in den Kirchenhallen, und mit großem Wohlgefallen schildert Asterius die Gemälde, welche die Kirche der heiligen Euphemia verzierten, und worin der Kampf und die Leiden dieser Glaubensheldin dargestellt waren. „Wir sehen," sagt Gregor, „im Bilde Christum auf den Armen seiner Mutter, und das Geheimniß der Menschwerdung steht vor unserm Blicke, wir sehen ihn am Kreuze, und gedenken unserer Erlösung." So war es Sitte der Christen, gleich in den ersten Jahrhunderten den Erlöser im Bilde des guten Hirten darzustellen, als das ausdrucksvollste Erweckungsmittel ihrer dankbaren Gegenliebe u. s. w. Besonders aber zeigte es sich im achten Jahrhunderte, wie sehr die Kirche an der Verehrung der heiligen Bilder hält. Damals erhob sich nämlich jene unmenschliche Ketzerei der Bilderstürmer. Wiewohl diese, vom griechischen Kaiser unterstützt, mit unglaublicher Hartnäckigkeit gegen die Bilder und ihre Verehrer wütheten, so waren sie doch nicht im Stande, den frommen Gebrauch abzubringen. Die Rechtgläubigen litten standhaft alle nur erdenklichen Mißhandlungen, selbst Marter und Tod, und die neue Irrlehre wurde von der siebenten allgemeinen Kirchenversammlung im Jahre 787 feierlich verdammt.

Erläuterung. 2) Die Kirche hat für diesen löblichen Brauch sowohl die Zustimmung a) der heil. Schrift, als auch b) der Vernunft. — a) Die heil. Schrift erzählt uns ja, wie Gott der Herr dem Moses befahl: „Mache eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf! Wer gebissen ist, und sie ansieht, der soll leben." (4. Mos. 21, 8.) Und wiederum: „Mache zwei goldene Cherubim, die aus dem Ganzen gegossen, zu beiden Seiten des Gnadenthrons!" (2. Mos. 25, 18.) Und wie sehr wurde nicht die Arche des Bundes sammt diesen Cherubim in Ehren gehalten! Josue fiel ja auf sein Angesicht vor der Arche des Herrn. (Josue 7, 6.) b) Auch die Vernunft muß die Verehrung der heiligen Bilder ganz natürlich finden. Wie sehr verehren wir nicht das Porträt unserer Eltern, unserer Freunde und unsers Königs! Und die Bilder Christi und seiner Heiligen sollten wir minder ehren? Unsere Verehrung geht ja nicht auf's Bild, sondern auf die dargestellten heiligen Personen; und so würde auch unsere Verachtung nicht das Bild, sondern die dargestellte Person selbst treffen. Schön spricht sich hierüber aus:

Der heilige Johannes von Damaskus.

„Du fürchtest dich, die Bilder zu verehren, weil sie Stoff sind? Nun so höre: Ist jenes so hoch beseligte und beglückte Holz des Kreuzes kein Stoff? Ist kein Stoff jener verehrungswürdige und heilige Ort Calvaria? Ist kein Stoff der erhabene und lebende Fels, das heilige Grab, der Quell unserer Auferstehung? Sind kein Stoff die Bücher der Evangelien? Ist kein Stoff jener Tisch, wo wir das Brod des Lebens empfangen? Ist kein Stoff das Gold und Silber, aus welchem Kreuze, Teller, Kelche gemacht werden? Sind kein Stoff, der die genannten weit übertrifft, der Leib und das Blut meines Herrn? Entferne die Verehrung all' des Genannten, oder gestatte, daß nach der Ueberlieferung der Kirche die Bilder Gottes und seiner Freunde, die seinem Namen geweiht und darum von der Gnade des heiligen Geistes umschattet sind, verehrt werden!" (S. Joann. Damascen. lib. 2. de imaginibus.)

Abt Stephan.

Der fromme Abt Stephan hat es dem Kaiser Constantin Copronymus auf eine schlagende Weise dargethan, wie vernünftig die Verehrung der heiligen Bilder sei. — Zur Zeit der Bilderstürmerei hatte der Kaiser Constantin Copronymus ein unrechtmäßiges Concilium von Bischöfen seiner Partei versammeln lassen, um die Verehrung der Bilder zu verdammen, und bemühte sich, diesen falschen Beschluß auf die schändlichste und grausamste Weise durchzusetzen. Da der fromme Abt Stephanus, der Jüngere genannt, bei den Mönchen und Einsiedlern in großem Ansehen und im Rufe der Heiligkeit stand, so suchte der Kaiser auch ihn auf seine Seite zu bringen. Er schickte einen vornehmen Mann zu ihm, um ihn zur Annahme dessen, was das falsche Concilium beschlossen hatte, zu bewegen, und ließ ihm zum Zeichen seiner Hochachtung und Freundschaft Datteln und Feigen überreichen. Stephanus erwiderte herzhaft: „Ich kann die Entscheidung des unrechtmäßigen Conciliums nicht unterschreiben. Ich will mir den Fluch des Propheten nicht zuziehen, und süß nennen, was bitter ist. Das Oel des Sünders soll mein Haupt nicht fett machen; hätte ich auch nur noch so viel Blut, als ich in meine hohle Hand fassen kann, so will ich auch dieses für die Verehrung der Bilder vergießen."

Auch die Patriarchen von Antiochia, Alexandria und Jerusalem hatten standhaft ihre Unterschrift in diesem Betreffe verweigert, und Stephanus folgte ihrem ehrwürdigen Beispiele. Nachdem man mehrere Bubenstücke an dem heiligen Manne und standhaften Bekenner der kirchlichen Lehre verübt hatte, um eine scheinbare Ursache zu seinem Tode zu finden, verbannte ihn der Kaiser in's Elend auf die Insel Prokones am Hellespont. Endlich nach zwei Jahren wurde er wieder zurückberufen, und, mit eisernen Banden belastet, vor den Kaiser geführt, der mit Unwillen zu ihm sprach: „Tritt man denn Jesum mit Füßen, wenn man seine Bilder mit Füßen tritt?" Anstatt der Antwort nahm der Heilige eine Münze mit dem Bildnisse des Kaisers und fragte die Umstehenden: „Wessen ist dieses Bild und die Umschrift?" — „Des Kaisers," war die Antwort. — „Was verdient wohl der," fragte er ferner, „der dieses Bild des Kaisers mit Füßen treten würde?" — „Die härteste Strafe für ein Majestätsverbrechen!" riefen sie. Hierauf nahm er die Münze, warf sie auf den Boden hin, und trat sie mit den Worten: „Wenn ich dadurch strafwürdig bin, daß ich das Bild eines irdischen Fürsten entehre, um wie viel mehr ist nicht der strafwürdig, welcher das Bild des himmlischen Königs verachtet, lästert und zerstört?" Obgleich man hierauf nichts antworten konnte, so wurde doch sein Tod beschlossen, und der heilige Mann starb für die Lehre der Kirche großmüthig den Martertod. (Chrysost. v. Häglsp. III. Jahrg. S. 358.)

Fr. Ist die Verehrung der heiligen Bilder auch nützlich?

Antw. Ohne Zweifel; denn 1) schon die bloße Betrachtung der heiligen Bilder ermuntert uns kräftig zum Guten, indem sie die Geschichte unserer Erlösung, das bittere Leiden

unsers Heilandes und den frommen Wandel der Heiligen uns vor Augen stellen; und 2) läßt sich die Nützlichkeit dieser Verehrung auch daraus entnehmen, weil Gott diese Verehrung schon oft mit Wundern bestätigt hat, die ohne Frevel nicht geläugnet werden können.

Erläuterung ad 1. Die heiligen Bilder üben oft einen wunderbaren, äußerst vortheilhaften und beseligenden Einfluß auf das Gemüth des sinnlichen Menschen. Durch die Betrachtung des dargestellten Gegenstandes wird er lebhaft ergriffen und nicht selten zu höherer Andacht gestimmt; ein Bild spricht oft mächtiger und ergreifender zum Herzen, als ein gutes Buch. Mit Recht sagt deßhalb der heil. Papst Gregor: „Das Gemälde wird in den Kirchen angebracht, damit die, welche sonst nicht lesen können, wenigstens an den Wänden mit Augen lesen, was sie in Büchern nicht lesen können.“ Und schon der Heide Horaz sagt: „Was durch das Ohr eingeht, wirkt auf den innern Menschen langsamer, als das, was treuen Augen vorgelegt wird, und der Beschauende sich selbst beibringen kann.“ — An Beispielen, die uns beweisen, wie mächtig die heiligen Bilder wirken, und wie nützlich also ihre Verehrung ist, fehlt es nicht.

Das rührende Bild.

Die heilige Theresia hatte ein Bild, das sie besonders liebte, und das Christum den Herrn darstellte, wie er am Brunnen von Sichem saß, die Samariterin belehrend. So oft sie auf dieses Bild hinsah, ward sie tief bewegt und rief gleich der Samariterin aus: „Herr! gib mir zu trinken von den Quellen des Lebens!“ — Sieh, diese Kraft liegt im Bilde! (Dr. Veith, heil. Berge.)

Graf Salisbury und Maria Stuart.

„Was nützt Ihnen das Kreuzbild, Madame? Man muß Christus im Herzen, nicht in den Händen tragen,“ sagte der Graf von Salisbury zu der heldenmüthigen Königin von Schottland, Maria Stuart, als sie mit einem Kruzifix-Bilde in den Händen auf der Blutbühne den Tod erwartete. — „Nicht nur im Herzen,“ antwortete diese erhabene Königin, „auch in den Händen und vor den Augen der ganzen Welt soll mein Erlöser das Zeichen und der Triumph meines Glaubens sein.“ —

Im Anblicke des Gekreuzigten fand diese große Königin Muth und Trost.

Die Macht des Bildes.

Ein ansehnlicher junger Mann, der schon seit Jahren vom Beichten und Bußethun nichts mehr wissen wollte, und dessen Herz darum auch so hart wie Stein, so trocken wie Holz, so kalt wie Eis geworden und für Gott und Religion ganz und gar verschlossen war, folgte einmal doch auch wieder, ich weiß nicht warum, der Einflüsterung seines heiligen Engels und begab sich in die Kirche. Er musterte daselbst voll verdrüßlicher Langweile die Stühle und Säulen des Gotteshauses, und siehe da! es fiel sein Blick plötzlich auf ein neues freundliches Bild; er ging näher hin, um es genauer zu betrachten. Und was sah er? David, der fromme Büßer, lag da abgebildet auf seinen Knieen, Bußthränen floßen aus seinen Augen, und ein Engel Gottes stand ihm zur Seite, eine goldene Schale in der Hand, um die kostbaren Thränen, die über des frommen Büßers Wangen rollten, aufzufangen, und vor den Thron des Allerhöchsten hinzutragen. — Unter dem Bilde standen die Worte des heiligen Augustin: „David hat nur ein einziges Mal gesündigt und immer geweint, und du sündigest immer und weinest niemals!“ Er sah das Bild, sah die klaren, hellen Thränen, wie sie herabfielen, wie der Engel Gottes so freundlich lächelnd sie auffing in der goldenen Schale, las die ergreifenden Worte, die unten standen; und auf einmal überfiel ihn ein heiliger Schauder, er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, sank auf seine Kniee, that einen wehmuthsvollen Blick in sein Herz, und sprach zu sich selbst: „Siehe da! so viel gehört zur wahren Buße! und du — ach! bist so trocken und empfindest auch nicht einen Funken Reue! David war ein so großer König, und er schämte sich der Bußthränen nicht; und du bist ein so niedriges Geschöpf und machest auch nicht einmal ein Auge naß!“ Nicht lange mehr, und man sah eine kostbare Thräne glänzen im Auge des vorher so lauen und kalten Sünders. — Hat nicht der Anblick des Bildes diese glück-

liche Umgestaltung im Herzen des vorher so beklagenswerthen jungen Mannes hervorgebracht? Wer kann die Macht der Bilder läugnen und ihren besonderen Nutzen? (Johannes der Jüngere in der Himmelsleiter.)

Der heilige Chrysostomus vor dem Bilde des heiligen Paulus.

Der heil. Johannes Damascenus erzählt uns aus dem Leben des heiligen Chrysostomus einen beachtenswerthen Zug, in dem wir gleichfalls wieder die wunderbare Kraft, welche im Bilde liegt, zu erkennen vermögen. — Chrysostomus hatte, so erzählt der obengenannte heilige Lehrer, ein Bild des Apostels Paulus an dem Orte, wo er, wenn er müde war, ein wenig zu ruhen pflegte. Denn er dehnte das Wachen weiter aus, als die Natur es gestattete. Wenn er dann die Briefe des Apostels las, heftete er seine Augen auf jenes Bild, pries ihn glückselig, richtete seine Gedanken ganz auf ihn, auf sein Leben und Wirken, auf sein Leiden und Sterben, und unterhielt sich so mit ihm in den lebhaftesten Betrachtungen. (S. Joann. Damascen. lib. 1. de imaginibus.)

Die Bilder in der Kapelle.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von einem andern Ritter, Bruno, schwer beleidigt worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen, und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. So bracht' er schlaflos die Nacht zu. In der Dämmerung des Morgens gürtete er sein Schwert an die Seite und begab sich auf den Weg zu seinem Widersacher. Da es aber noch frühe war, so trat er in eine Kapelle hart am Wege, setzte sich und schauete die Bilder, welche von der Morgenröthe beleuchtet, an den Wänden hingen. Es waren der Bilder drei; das erste stellte vor den Heiland im Spottgewande vor Pilatus und Herodes, und darunter war geschrieben: „Er schalt nicht, da er gescholten ward." Das zweite Bild stellte vor die Geißelung mit der Inschrift: „Er dräuete nicht, da er litt." Und das dritte Bild war die Kreuzigung und führte die Worte: „Vater! vergib ihnen!"

Als der Ritter dieses gesehen hatte, knieete er nieder und betete. . . .

Da er nun aus der Kapelle trat, begegneten ihm Knechte des Ritters Bruno, und sprachen: „Wir wollten zu Euch. Unser Herr begehrt Euer; denn er liegt hart darnieder." Er ging mit ihnen. Als nun Hildebrand in den Saal trat, wo der Ritter lag, sprach Bruno: „Ach! vergib mir meine Unbild! Ich habe dich schwer beleidigt." —

Da sagte der Andere mit freundlichen Worten: „Mein Bruder! ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen." — Und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich, und schieden in herzlicher Liebe. — Waren da nicht, wenigstens mittelbar, die drei Bilder Ursache dieser wunderbaren Gemüthsstimmung? (Diese Macht schreibt selbst der Protestant Krummacher den heiligen Bildern zu; denn aus seinen Parabeln ist obige Erzählung entnommen.)

Der Franziskaner und der Gelehrte.

Ein protestantischer Gelehrter, Schubart, theilt uns in seiner Selbstbiographie ein merkwürdiges Gespräch mit zwischen ihm und einem Klostergeistlichen während seines Aufenthaltes in München im Jahre 1773. „Nahe," sagt er, „steht der Franziskaner vor meiner Seele, der eben vor einem in ihrem Klostergarten in Fresko gemalten Christusbilde, das noch blutig von der zerfleischenden Geißel der Kriegsknechte zu sein schien, betend knieete, und plötzlich aufstand, als ich in den Garten trat. Sein helles Auge schimmerte Andacht herunter. „Ein herrliches Gemälde! Euer Hochwürden.« — „Das Original ist noch herrlicher,« sagte er lächelnd. — „Und warum wenden Sie sich nicht zum Original?« — „Es scheint, Sie sind ein Protestant; aber der Künstler hilft nur meiner Phantasie nach, mein Geist schwebt beim rechten Christus. Können Sie denn beten ohne Bild vor Ihrer Seele? Ist es nicht besser, ein Meister malt uns die Heiligen, als unsere kränkelnde Phantasie?« — Ich konnte ihm nichts antworten."

Erläuterung ad 2. Die Nützlichkeit der Bilderverehrung läßt sich auch daraus entnehmen, weil sie Gott selbst schon oft mit Wundern bestätigt hat, die ohne Frevel nicht geläugnet werden können. Man gehe nur zu den vielen wunderthätigen Muttergottesbildern u. a., und betrachte daselbst die zahllosen Votivtäfelchen! Sie alle sind laute Zeugen dafür, daß die Verehrung der heiligen Bilder Gott dem Herrn nicht mißfällig, uns aber äußerst nützlich sei.

Der fromme Blick auf ein Marienbild.

Nicetas, ein Mann von großen Gaben, der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts rühmlich blühte, preist in einer seiner Schriften (De imperio Joann. Comn.) die Frömmigkeit des Johannes Comnenus und schreibt von ihm: „Als die römischen Phalanxen durch die eindringenden Feinde hart bedrängt waren, sah er das Bild der Gottesgebärerin an, seufzte zu ihr und vergoß Thränen, heißer denn der Kriegsschweiß ist. Er that dieß nicht vergeblich. Denn sogleich ward er mit himmlischer Stärke bewaffnet und schlug das Heer der Scythen auf das Haupt, wie einst Moses durch Ausbreitung der Arme die Haufen der Amalekiten in die Flucht geschlagen hat." — So dürfte wohl gar oft ein frommer Blick auf ein Heiligenbild, verbunden mit einem vertrauensvollen herzlichen Rufe um Hilfe und Fürbitte, gerichtet an die darauf vorgestellte heilige Person, nicht ohne Segen und Erhörung bleiben!

Das wunderthätige Christusbild.

Zur Zeit der Bilderstürmer war, wie schon oben gesagt, der heilige Abt Stephanus der eifrigste Vertheidiger der katholischen Lehre. Für diese seine Treue und Standhaftigkeit hatte aber auch Gott der Herr seinen frommen Diener mit der Gabe der Wunder ausgerüstet, wobei der Heilige sich fast immer eines Bildes, auf welchem der göttliche Heiland dargestellt war, bediente, um dadurch zu zeigen, wie nützlich und segensreich die Verehrung der heiligen Bilder sei. Vor dem Bildnisse des göttlichen Erlösers heilte er einen Blindgebornen, indem er zu ihm sagte: „Im Namen Jesu Christi, den du in seinen Bildnissen anbetest, empfange dein Augenlicht." — Er befreite den einzigen Sohn eines Weibes, der vom Teufel besessen war, von diesem Widersacher des Heils, indem er den Unglücklichen Jesum Christum in seinem Bilde anbeten hieß. Auf dieselbe Weise machte er eine vornehme Frau von Heraklea, die schon sieben Jahre krank war, gesund. Und so werden noch viele andere Wunder in der Lebensgeschichte dieses Heiligen erzählt. (Jugendbibl. 11. Bd. S. 166.)

Wie aber Gott der Herr auf mannigfaltige Weise die frommen Verehrer heiliger Bilder belohnt und gesegnet hat, so hat er auch nicht selten schon diejenigen gezüchtigt, die an die heiligen Bilder frevelnd ihre Hand angelegt haben. Wir können dieß zur Genüge in nachfolgender Geschichte ersehen.

Leo, der Bilderstürmer.

Der griechische Kaiser Leo, der Armenier, dem elende Betrüger ein langes Leben und eine glorreiche Regierung verheißen hatten, wenn er die Bilder Christi und der Heiligen, welche bekanntlich nicht zur Anbetung, sondern nur zur Weckung frommer Gedanken in den Kirchen hängen, aus den Kirchen entfernen würde, ließ sich von ihnen bethören, und wüthete gegen die Bilderverehrer, entsetzte den frommen Patriarchen Nicephorus und sperrte ihn in ein von Constantinopel weit entferntes Kloster ein. Rechtgläubige Bischöfe wurden nun von ihren Kirchen, ehrwürdige Aebte von ihren Klöstern vertrieben, ganze Schaaren in frommer, gottgefälliger Eintracht lebender Mönche grausam mißhandelt, gehöhnt, verspottet und auseinander gejagt; eine zahllose Menge Laien, oft die redlichsten und angesehensten Männer, die aber Gottes und der Kirche Gebote mehr als jene des Kaisers ehren zu müssen glaubten, wurden Nachts in ihren Wohnungen überfallen, aus denselben herausgerissen, am folgenden Tage öffentlich gegeißelt, nicht selten sogar verstümmelt, ihres ganzen Vermögens beraubt, in Gefängnisse geworfen, oder für immer des Landes verwiesen. Die schönsten, die heiligsten Bilder wurden in Stücke zerrissen. Aber die rächenden Strafgerichte Gottes

ereilten bald den Kaiser und seine sklavischen Bilderstürmer. Ein anhaltend trockener, ungewöhnlich heißer Sommer, dessen Gluth beinahe alle Erzeugnisse der Erde in ihren Keimen verbrannte, hatte Theuerung und Hungersnoth zur Folge, diese erzeugten nun bald eine Menge ansteckender Krankheiten und Seuchen, und endlich gar die Pest, während durch schreckliche Erdbeben mehrere bedeutende Städte zusammenstürzten, furchtbare Meeresbrandungen eine Menge Schiffe zertrümmerten, und die bei dem Wanken der Erde aus ihren Ufern getretenen Flüsse ganze Länderstrecken verheerten, und den Segen vieler Jahre hinwegschwemmten.

Alle diese öffentlichen Drangsale schrieben die Rechtgläubigen der Gottlosigkeit des Kaisers zu.

Als Leo eines Tages nach der damaligen Sitte in seine Kapelle in die Frühmette ging, und mit seiner kräftigen, über alle Andern hervorragenden Stimme einen Psalm anstimmte, brachen Verschworne, mit Dolchen und Schwertern bewaffnet, hervor, und umringten den Kaiser. Dieser hatte indessen ein schweres, neben ihm stehendes Kreuz ergriffen, um sich zu vertheidigen. In dieser ernsten Stunde hätte er schon Trost und Hilfe bei dem Kreuze des Erlösers finden mögen, das er sonst in Stücke zertrümmern ließ. Allein es war zu spät. Ein kräftiger Hieb trennte den Arm, der das Kreuz hielt, und unter zahllosen Wunden wurde Leo an den Stufen des Altars im Jahre 802 den 24. Dezember ermordet. Einige der Mörder hieben ihm den Kopf ab, und schleppten den Rumpf durch die Hauptstraßen von Constantinopel. Es ging ihm fast eben so, wie er es ehedem mit den heiligen Bildern gemacht hatte. Ein ähnliches Schicksal hatten auch seine Söhne. Sie wurden mit der blutigen Leiche ihres Vaters auf die Insel Prota gebracht und dort verstümmelt. Gewiß ein fürchterliches Gericht, das Gott gegen Feinde der heiligen Bilder schon auf Erden hielt! (Jugendbibl. 22. Bd. S. 254.)

Texte ad II.: Die Verehrung der heiligen Bilder.

a) Aus der heil. Schrift. „Und der Herr redete zu Moses und sprach: »Mache zwei goldene Cherubim, die aus dem Ganzen gegossen, zu beiden Seiten des Gnadenthrons!«" (2. Mos. 25, 18.) „Und der Herr sprach zu ihm: »Mache eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf! Wer gebissen ist, und sie ansieht, soll leben!«" (4. Mos. 21, 8—9.) „Josue zerriß seine Kleider und fiel auf sein Angesicht zur Erde vor der Lade des Herrn. (Jos. 7, 6. Vgl. 2. Sam. 6, 2. Weish. 16, 6.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Der Herr verbietet, ein Gleichniß zu machen — ein Bild von Allem dem, was im Himmel und auf der Erde und in den Gewässern ist, und er gibt die Ursache an, warum er dieß verbiete, nämlich, um dem Götzendienste Einhalt zu thun; denn er fügt bei: »Ihr sollet sie nicht anbeten, noch denselben dienen!« Das Bild der ehernen Schlange aber, welches Gott späterhin dem Moses aufzurichten befahl, gehörte nicht zur Uebung des Götzendienstes, sondern zur Heilung derjenigen, welche von den Schlangen gebissen worden waren. . . . Ebenso verhält es sich auch mit den goldenen Cherubim und Seraphim, die zum erhabeneren Schmucke, nicht aber zum Götzendienste gebildet waren. Es wurde sonach das Gesetz nicht verletzt, weil sie nicht in der Eigenschaft eines Bildes oder Gleichnisses erfunden worden sind; und nur deßwegen sind ja die Bilder verboten." (Tertull. Lib. 2. advers. Marcion.) „Wer das Bild des Königs verehrt, der verehrt in ihm den König selbst, weil das Bild nichts Anderes ist, als des Königs Gestalt und Angesicht." (S. Athanas. Serm. 4. contra Arian.) „Das Bild des Königs wird König genannt (denn wenn Jemand auf sein Bild hindeutet und fragt: »Wer ist denn dieß?« so gibt man ihm zur Antwort: »Das ist der König«); es sind aber dennoch nicht zwei Könige. Denn es wird weder die Gewalt getrennt, noch die Herrlichkeit getheilt. . . Daher bezieht sich die Verehrung des Bildes auf das Vorbild" (d. h. sie wird dem erwiesen, den das Bild vorstellt). (S. Basil. M. Lib. de Spirit. sancto ad S. Amphiloch.) „Ich bete (bei Bildern) den Stoff nicht an, sondern den Schöpfer des Stoffes, der meinetwegen selbst auf die Erde herabkam, daselbst seine Wohnung aufschlug, und dadurch mir das Heil erwarb. Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnet. (Joh. 1, 14.) Keinem ist es ferner unbekannt, daß das Fleisch aus Stoff besteht und erschaffen worden ist. Den Stoff also, durch welchen mir das Heil geworden, verehre ich, verehre ich, sage ich, nicht als Gott, sondern als mit der göttlichen Wirksamkeit und Gnade angefüllt." (S. Joannes Damasc. Lib. II. de imaginibus.) „Die Malerei wird darum in den Kirchen angewendet, damit die, welche nicht lesen können, wenigstens in den Gemälden an den Wänden erkennen, was sie in den Büchern nicht zu lesen vermögen." (S. Greg. Magnus Lib. IX. indict. 2. epist. 105.) „Die Bilder der Heiligen sind Erweckungsmittel zur Tugend in derselben Weise, wie erbauende Reden; das

Gemälde ist eine gedrängte Geschichte, die Alles auf den himmlischen Vater hinrichtet. Uebereinstimmend mit der Lehre des Apostels glauben wir nicht, daß Silber und Gold und der Menschen Werke Gott ähnlich seien; aber wir glauben an einen einigen Gott, und bringen ihm allein das Opfer durch Jesum Christum; und wenn wir das Bild eines Heiligen anschauen, geben wir Gott die Ehre. Ohne Ursache nimmt man Anstoß an dem Gebrauche, Weihrauch und Lichter vor den Bildern der Heiligen anzuzünden; das sind bloß Symbole, welche die Tugenden der Heiligen vorstellen, nämlich ihre Erleuchtung und die Einsprechungen des heiligen Geistes, deren sie gewürdigt worden sind." (S. Germanus episcop.)

III. Von den Reliquien.

Fr. Ist auch das nicht gegen das erste Gebot, wenn wir die Reliquien der Heiligen verehren?

Antw. Nein, eben so wenig, als die Verehrung der Bilder.

Fr. Warum verehren wir die Reliquien der Heiligen?

Antw. Weil ihre Leiber lebendige Glieder Jesu Christi und Tempel des heiligen Geistes waren, und einst wieder von den Todten zur ewigen Herrlichkeit auferstehen werden.

Erläuterung. Diese Verehrung ist 1) biblisch, 2) in der katholischen Kirche schon seit den ersten Zeiten des Christenthums üblich, und 3) auch der Vernunft gemäß.

Biblische Beispiele.

(Zur Verehrung der Reliquien.)

Die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments sprechen von der Verehrung der Reliquien — als von einem gottgefälligen Gebrauche. Schon Moses wollte bei seinem Abgange aus Aegypten die Gebeine des längst verstorbenen Joseph nicht zurücklassen, sondern nahm sie ehrenvoll mit sich und brachte sie in das gelobte Land. So sehr ehrte Gott den Leichnam des Moses, daß er ihn, wie der heilige Hieronymus gegen Vigilantius bemerkt, mit eigenen Händen begrub. Die Gebeine des Elisäus ehrte er durch ein Wunder, indem ein Todter, den sie berührten, sogleich lebendig wurde. Als der König Josias die Tempel der Götzen vertilgte, und allen Götzendienst ausrotten wollte, da dachte er nicht von ferne daran, die Reliquien der Heiligen zu vernichten, obwohl er die Gebeine Anderer ausgraben und verbrennen ließ; vielmehr befahl er ausdrücklich, die Gebeine eines heiligen Propheten, die daselbst gefunden wurden, aufzubewahren. So lesen wir auch vom Grabe des Herrn bei Isaias die prophetische Stelle: „Auf ihn werden die Völker hoffen, und sein Grab wird herrlich sein." Zu dieser Stelle bemerkt der heil. Hieronymus in einem Briefe an Marcella: Sie solle nach Bethlehem wallfahren; denn es gehe in Erfüllung, was Isaias vorausgesagt habe, daß nämlich das Grab des Herrn, als seine Reliquie, auch in Zukunft werde von Allen geehrt werden. Wer erinnert sich ferner nicht, welche außerordentliche Wunder Elisäus mit dem Mantel des Propheten Elias wirkte, den er als ein Heiligthum aufbewahrte? — Gehen wir nun in's neue Testament herüber, so ist es das kranke Weib, das mit ehrfurchtsvollem Vertrauen nur den Saum des Kleides Jesu berührte, und sogleich geheilt ward. Wie viele Preßhafte erhielten nicht ihre völlige Gesundheit durch Auflegung der Schürze und der Schweißtücher des heil. Paulus! Ja sogar durch den Schatten des heil. Petrus wurden Kranke gesund. Man setzte sie, sagt der heilige Text, auf öffentlichen Strassen in ihren Betten aus, damit, wenn Petrus vorbeiging, wenigstens sein Schatten auf sie fiele, und sie wurden alsbald von ihren Uebeln befreit. Könnte in der heiligen Schrift die Reliquienverehrung deutlicher ausgesprochen sein?

Die Verehrung der heiligen Reliquien in der Kirche Gottes ist schon uralt.

Vor Allem wollen wir die ältesten Kirchenversammlungen befragen, wie sie denn in Betreff der Reliquien entschieden haben. Da finden wir denn in der morgenländischen Kirche das zweite Concilium zu Nicäa, welches die Reliquien heilsame Quellen nennt, durch welche Gott den Menschen viele Wohlthaten

erweist; und in seiner letzten Entscheidung befiehlt es sogar, daß ein Kleriker abgesetzt, ein Laie aber excommunicirt sein solle, wenn er die Reliquien der Martyrer verachtet und nicht wie eine heilige Sache ehrenvoll behandelt.

So spricht das Concilium von Gangra noch im vierten Jahrhunderte den Bannfluch über Jene aus, welche die Denkmäler der Martyrer, d. i. jene Orte, wo ihre Reliquien ruhen, entweihen; denn die Eustachianer, gegen welche sich das Concilium versammelt hatte, wollten nicht in die Kirchen der Martyrer gehen, damit es nicht den Anschein hätte, als verehrten sie ihre Leiber, die sie für unrein hielten. —

Das fünfte Concilium von Carthago befiehlt, keinen Altar, kein Denkmal der Martyrer zu weihen, wenn sich nicht daselbst einige ihrer Reliquien befinden, und jeden anders geweihten Altar zu vernichten. — So beschloß ein Concil in Spanien, daß bei Bittgängen das Reliquienkästchen von den Händen des Bischofs oder der Priester getragen werde, das Volk vorangehen oder nachfolgen solle. — Ein Concilium zu Mainz zur Zeit Karls des Großen verbietet, Reliquien ohne Erlaubniß des Bischofs oder einer Kirchenversammlung von einem Orte zum andern zu bringen, was gewiß eine nicht geringe Verehrung derselben ist.

Doch schlagen wir jetzt die Schriften der heiligen Väter auf und fragen wir diese, was sie uns denn von der Verehrung der Reliquien zu sagen wissen! Schon in den ersten Zeiten der Kirche, sagen sie, ehrte man die Gebeine der Heiligen, stellte sie zur öffentlichen Andacht aus, und beobachtete dabei dieselben Gebräuche, welche noch heut zu Tage üblich sind. Mit welchem lebhaften Glauben nehmen nicht schon die ersten Christen die Gebeine der Apostel in Verwahrung! Petrus und Paulus hatten kaum ihr Leben durch einen großmüthigen Tod geendet, als schon, wie der heil. Gregor uns berichtet, die morgenländische Kirche ihre Gebeine zurückwünschte, als ein Erbtheil, das ihr gehöre, weil sie diese Apostel als ihre Väter und Schutzheiligen ansah. Diese kostbaren Schätze sollten aber aus besonderer Fügung Gottes in der Stadt Rom, die zum Mittelpunkte der Kirche erwählt war, aufbewahrt bleiben. Rom sollte, wie die Würde, so auch die sterblichen Ueberbleibsel der Apostelfürsten besitzen. — Und welche Verehrung hat nicht die ganze Christenheit zu allen Zeiten diesen heiligen Gebeinen erwiesen! Wie begierig sammelten die Christen zu Smyrna die Asche des heiligen Polykarp, der ein Jünger des heil. Johannes war! „Weit eifriger und sorgsamer," so meldet die Kirche zu Smyrna in ihrem Briefe, „als man die kostbarsten Edelsteine und das reinste Gold sammelt, wurde jede Reliquie ihres heiligen Bischofs zusammengelesen." Wie glänzend war nicht die Uebertragung der Gebeine des heil. Andreas, des heil. Lukas, des heil. Timotheus unter der Regierung Constantins des Großen, sowie unter dem Kaiser Arkadius die Uebertragung der Gebeine des Propheten Samuel von Palästina nach Thracien! „Die heiligen Gebeine," sagt Hieronymus in seinem Buche wider Vigilantius, „wurden von Bischöfen in einem goldenen Gefäße getragen, und eine so große Menge Volks strömte nach, daß von Syrien bis Chalcedon fast eine ununterbrochene Reihe war." — Wie erhaben beschreibt nicht Chrysostomus die Verehrung, welche zu seiner Zeit dem heiligen Leibe eines Lobylus, und Augustin jene, welche den Gebeinen des heil. Stephanus erwiesen worden ist! — In seiner Rede vom heil. Juventius und Maximus lobt der heil. Chrysostomus zuerst diejenigen, welche ihre unbegraben hingeworfenen Leichname frommen Sinnes, selbst mit Gefahr des Lebens, geraubt hatten; hernach fährt er fort: „Deßhalb besuchen wir sie öfter, werfen uns bei ihren Gräbern nieder und berühren mit großem Vertrauen ihre Reliquien, um dadurch irgend einen Segen zu erlangen." — Aber nicht bloß die Gebeine der Heiligen, sondern auch andere von ihnen zurückgelassene Gegenstände wurden in hohen Ehren gehalten. So erzählt z. B. der Kirchengeschichtschreiber Eusebius, daß der hölzerne Stuhl des heil. Apostels Jakob mit ungemeiner Sorgfalt aufbewahrt und in hohen

Ehren gehalten wird — als ein von den Ahnen überkommenes Denkmal der Heiligkeit. So schreibt der heil. Gregor an die Kaiserin Constantia, welche um das Haupt des heil. Paulus bat, es sei ein Gottesraub, die Leiber so großer Heiligen zu berühren, oder auch nur anzusehen. „Es seien schon so Viele," so erzählt er weiter, „eines plötzlichen Todes gestorben, weil sie sich angemaßt hätten, die Leiber der Heiligen zu berühren oder, um sie zu sehen, näher hinzutraten; jedoch wolle er ihr Feilspäne von den Ketten des heil. Paulus schicken, wenn er durch Feilen etwas hinwegbringen könne; denn diese Ketten hätten die Eigenschaft, daß nach der Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Bittsteller die Feilspäne sich entweder eher weiters herausfeilen lassen, oder aber, daß man bei allem Aufwande von Kräften gar nichts davon hinwegbringen könne." So lesen wir im Leben des Einsiedlers Paulus, welches uns der heil. Hieronymus beschreibt, daß der heil. Antonius den von ihm geerbten Mantel, welcher aus Feigenblättern zusammengesetzt war, mit ungemeiner Verehrung des heiligen Einsiedlers nur am heiligen Oster- und Pfingsttage zu tragen pflegte. Und so könnten wir durch alle Jahrhunderte hindurch die sprechendsten Zeugnisse für die Verehrung der heiligen Reliquien anführen. (Siehe A. Westermayer's zeitgem. Glaubens- und Sittenpredigten.)

Die Verehrung der heiligen Reliquien ist auch vernünftig.

Wir verehren die Ueberbleibsel unserer lieben Angehörigen und erinnern uns beim Anblicke der von ihnen in unsern Händen liegenden Andenken, z. B. eines Buches, eines Ringes, ihrer Haupthaare u. s. w., an die Wohlthaten, an die Liebe und Freundschaft, die sie uns im Leben erwiesen haben. Es ist Alles, was von einer merkwürdigen Person nach ihrem Tode hier auf Erden zurückgelassen wurde, merkwürdig und geehrt, z. B. der Degen eines berühmten Feldherrn, die Feder eines ausgezeichneten Schriftstellers, ja selbst der Lehnstuhl eines berühmten oder gelehrten Menschen; um wieviel mehr müssen uns nicht die Ueberbleibsel von hohem Werthe sein, die einst denjenigen angehörten, welche Gott durch Marter und Tod das Opfer der höchsten Liebe gebracht haben, welche uns als Beispiel in jeder Tugend dienen, welche sich als treue Verehrer der Religion Christi ausgezeichnet haben, welche unendlich erhaben dastehen vor den nur durch Wissenschaft, oder Glück, oder weltliche Großthaten gepriesenen Menschen! — Schon der Prophet Isaias (33, 21.) schreibt: „Gott bewahrt alle ihre Gebeine, und läßt keines davon zu Grunde gehen." Ist es nun nicht vernünftig, daß auch wir die Gebeine ehren, die Gott so hoch in Ehren hält? Sind wir nicht berechtigt, die bei uns zurückgebliebenen Theile ihres Wesens treu aufzubewahren? Wir bewahren sorgfältig den Schild, die Waffen, die Kleidung eines weltlichen Helden auf, der das Vaterland wider feindliche Verheerungen, seine Mitbürger gegen Gewaltthätigkeit geschützt, der sich einen großen Namen auf Erden erworben hat. Wir erweisen, sage ich, eine besondere Ehre den Ueberbleibseln eines solchen Helden, wir zeigen sie dem Fremden, wir rühmen seine Tapferkeit an, so oft wir diese Ueberreste sehen. Und genau betrachtet, wer waren oft diese Helden? Sie selbst waren oft Sklaven der niedrigsten Leidenschaften und haben der Menschheit nicht selten mehr Elend als Glück gebracht. Diese nun ehren wir, bewahren ihre Ueberbleibsel; und wir sollen nicht ehren, nicht achten die leibliche Hülle derjenigen, welche die Hölle besiegt, die Sünde bemeistert, die Bosheit der Welt überwunden, welche für die Ehre Gottes, für die Heiligkeit des Gesetzes ihre Seelen hingegeben haben, und deren Sieg um so ruhmwürdiger ist, je reiner die Triebfeder war, die sie dazu veranlaßt hat? Kann etwas billiger sein, als eine solche Verehrung, die sich auf die würdigsten Diener Gottes bezieht? Wie? die Leiber der Heiligen, ihre Glieder, welche Werkzeuge ihrer gottseligen Seelen zur Beförderung alles Guten waren, diese sollten wir nicht ehren? Haben sie nicht ihre

Füße ermüdet auf dem Wege der göttlichen Gebote? Haben nicht ihre Hände gedient, um sie demüthig gegen Himmel zu erheben, oder um die Gaben ihrer mitleidigen Liebe den Bedürftigen zu reichen? Ihr Mund, ihre Zunge, ließen sie nicht das Lob Gottes erschallen und verkündigten sie nicht die Vollkommenheiten und die Gebote des Herrn? War ihr Herz nicht stets vom Feuer der reinsten Gottesliebe durchglüht? Mit Einem Worte, mußte nicht ihr ganzer Körper ebenso, wie ihre Seele, dem Allerhöchsten huldigen? Sie vollführten ihre heiligen Wünsche und Vorhaben durch Mitwirkung des Leibes; in Ausübung der Tugend stand ihr Leib in engster Verbindung mit der Seele; so fällt denn auch ein Theil ihres Verdienstes auf den Leib zurück, und erwirbt ihm Ansprüche auf die Belohnung, welche jetzt schon die Seele erhalten hat und später auch dem Leibe bestimmt ist. (A. a. O.)

Fr. Ist die Verehrung, welche wir den Reliquien erweisen, Gott wohlgefällig?

Antw. Ja; denn Gott hat häufig durch dieselben große Wunder gethan, wie die heilige Schrift und die Kirchengeschichte bezeugen.

a) Beispiele aus der heiligen Schrift.

Die heilige Schrift erzählt mehrere Begebenheiten, aus denen wir ersehen, wie hoch Gott selbst die Reliquien der Heiligen ehrt, und welche Kraft in denselben liegt. Der Mantel des Propheten Elisäus theilte das Wasser des Jordan. (4. König. 13, 14.) Ein Todter wurde in das Grab dieses Propheten gelegt, und sobald er dessen Gebeine berührt hatte, wieder zum Leben auferweckt, um zu zeigen, daß Gott die Leiber der Gerechten durch seine Kraft verherrliche. „Da der Mann, den sie begraben wollten, die Gebeine des Elisäus berührte, ward er wieder lebendig.“ (Ebend. V. 21.) Und im neuen Testamente wird uns in der Apostelgeschichte (19, 12.) erzählt, daß durch die Auflegung der Schweißtücher und Gürtel des heil. Paulus und durch den bloßen Schatten des vorübergehenden Petrus Kranke geheilt wurden. — Machte ja schon die Berührung des Saumes vom Kleide Jesu ein Weib gesund, das volle 12 Jahre hindurch krank darnieder lag. (Matth. 14, 36.)

b) Beispiele aus der Kirchengeschichte.

Die heiligen Väter Augustin, Ambrosius u. v. Andere erzählen uns gleichfalls viele Wunder, welche beim Grabe des heil. Stephanus, Felix von Nola, Gervasius und vieler anderer Heiligen geschahen. Wir wählen einige davon aus.

Die wunderthätigen Reliquien.

Im 22. Buche des Staates Gottes erzählt der heil. Augustin sehr viele Wunder, die vor den Reliquien der Heiligen geschehen sind. Dieser bedeutende Lehrer hat mehrere vor seinen eigenen Augen vorgehen sehen; z. B.: Zu Hippo war ein Mann, Namens Bassus, aus Syrien gebürtig; dieser betete vor den Reliquien des heil. Stephanus für seine Tochter, welche gefährlich krank war, als einige von seinen Leuten hinzueilten, um ihm zu sagen, daß sie gestorben sei. Einige von seinen Freunden jedoch, die ihnen auf dem Wege begegneten, hielten sie ab, ihm diese Nachricht zu bringen, weil sie befürchteten, er möchte vor allen Leuten in Thränen ausbrechen. Als er bei seiner Nachhausekunft, wo seine Diener laut jammerten, das Kleid seiner Tochter, welches er aus der Kirche mitbrachte, über ihren Leib warf, wurde sie alsbald wieder lebendig.

„An einem andern Orte,“ fährt dieser heilige Bischof fort, „wo eine Kirche und darin eine Kapelle des heil. Stephanus ist, spielte ein Kind zufällig im Hofe, als Ochsen, die einen Wagen zogen, mit dem Rade darüber gingen, und es augenblicklich tödteten. Die Mutter hob es auf, brachte es zu dem Reliquienkasten des Heiligen, und es wurde nicht bloß lebendig, sondern schien auch nicht einmal mehr verwundet.“

„Noch viele andere Wunder könnte ich erzählen,“ fügte der heil. Augustin bei;

„wollte ich nur von allen Heilungen reden, die zu Hippo und Calamus durch den glorreichen Martyrer Stephanus geschahen, sie würden mehrere Bände füllen, und doch wären es nur diejenigen, deren Beschreibung man dem Volke zum Lesen gegeben hat; denn wir haben diese Anordnung getroffen, da wir zu unserer Zeit ähnliche Wunder wie früher sahen, deren Gedächtniß nach unserer Ueberzeugung nicht verloren gehen darf. (Gaume.)

Wiedererweckung eines verstorbenen Säuglings vor den Reliquien des heiligen Stephanus.

Unter den zu Uzala, einer Stadt unfern von Utika, in der Provinz Afrika, vor den Reliquien des heil. Stephanus geschehenen Wundern verdient auch folgendes hervorgehoben zu werden. — Ein Säugling, der die Taufe noch nicht empfangen hatte, war gestorben. Trostlos lief die Mutter zu den Ueberbleibseln des heil. Stephanus, und erflehte seine Fürbitte. Das Kind erwachte vom Schlafe des Todes. Es ward getauft, ward gesalbt mit dem Oele der heiligen Firmung, und erhielt das heilige Abendmahl. Darauf schlummerte es wieder ein in sanftem Tode, und die Mutter legte es in's Grab, so heiter, als ob sie es dem heil. Stephanus in den Schooß legte. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Heilung eines Blinden bei Erhebung der Leichname der beiden Martyrer Gervasius und Protasius.

Der heil. Ambrosius wurde von den Gläubigen in Mailand ersucht, eine neue Kirche zu weihen. Er versprach es, wofern er Ueberbleibsel von Martyrern fände. Da offenbarte ihm Gott im Traume, daß die Gebeine der Martyrer Gervasius und Protasius, zweier Brüder, in einer nach andern Martyrern, Felix und Nabor, benannten Kirche begraben lägen. So besorgt auch seine Geistlichen dabei waren, so ließ doch der Erzbischof vor dem Gitter, welches das Grab dieser Martyrer umgab, die Erde aufgraben, und man fand hier die Gebeine zweier Männer von außerordentlicher Größe, deren Häupter (weil sie enthauptet wurden) gesondert lagen. Da es schon spät am Tage war, wurden die Gebeine, mit Teppichen bedeckt, auf Tragbahren in eine nach dem heil. Faustus benannte, wahrscheinlich benachbarte, Kirche gebracht, und die ganze Nacht ward daselbst gebetet. Am folgenden Tage brachte man sie in die zu weihende Kirche, welche später die ambrosianische Kirche genannt worden ist. Es lebte aber in der Stadt ein gewisser Severus, welcher blind geworden und sehr bekannt war. Als dieser die laute Freude des Volkes hörte, und von dem, was geschah, Nachricht erhielt, verlangte er flehend, hingeführt zu werden zu den Gebeinen dieser Martyrer. Man that's; er erhielt Erlaubniß, mit seinem Schweißtuche die Bahre zu berühren, legte das Tuch auf seine Augen, ward alsbald sehend, ging ohne Führer heim, verkündigte allenthalben laut das an ihm geschehene Wunder Gottes, und gelobte der Kirche, in welche die Gebeine hineingebracht wurden, seinen Dienst. Er stand wirklich an dieser Kirche, als der heil. Augustin im folgenden Jahre Mailand verließ; ja! er beharrte noch in diesem Dienste im Jahre 411, als Paulinus das Leben des heil. Ambrosius schrieb. — Dieses Wunder geschah in Gegenwart einer großen Volksmenge. Dessen über allen Zweifel erhobene Gewißheit beruht auf dem Briefe des heil. Ambrosius an seine Schwester, die heilige Marcellina in Rom, auf Reden, die er nachher vor dem Volke in Mailand hielt, und auf verschiedenen ausführlichen Zeugnissen des eben zu dieser Zeit in Mailand gegenwärtigen heil. Augustin, welcher uns erzählt, daß eine zahllose Menge Volks das an dem Blinden geschehene Wunder gesehen habe. (Dr. Herbst.)

Befreiung von Pestbeulen durch Reliquien der heil. Theresia.

Der Carmelit Dominikus von Jesu Maria, geboren 1559 zu Calatayud in Arragonien, hatte in Madrid Pestkranke versehen, und fühlte nach Verlauf einer Stunde schon sich angesteckt: eine Pestbeule eines halben Eies stark

zeigte sich am Halse, und eine zweite nahe beim Ohre. Er bereitete sich deßwegen bis um Mitternacht zum Tode; und als er dann mit Beschwerde die Mette gebetet hatte, fiel ihm ein, wie er Reliquien von der heil. Theresia besitze, und berührte damit die heftig brennende Beule am Halse. Sogleich wurde er verzuckt und blieb etwa eine halbe Stunde in diesem Zustande. Die Heilige war ihm erschienen, hatte seinen Hals berührt und ihm Heilung zugesagt, und als er wieder zu sich kam, fühlte er sich völlig gesund und wohl. (Dr. Herbst.)

Der Gürtel des heiligen Eugendus.

Noch im siebenzehnten Jahrhunderte wurde in der Kirche von St. Claude als eine kostbare Reliquie ein ungefähr zwei Zoll breiter, lederner Gürtel des heil. Eugendus, welcher im fünften Jahrhunderte Abt des Klosters von Condad war, aufbewahrt. Von der von ihm ausgehenden, wunderthätigen Kraft hatte man schon zahllose Beweise gehabt, und noch im Jahre 1601 ward eine in schweren Kindesnöthen furchtbar ringende, von den Aerzten schon aufgegebene Frau, nachdem man ihr diesen Gürtel angelegt hatte, plötzlich von ihrer Frucht entbunden und vollkommen gesund. Dieselbe hieß Petronilla Birod, war in dem calvinischen Irrthume erzogen worden, kehrte aber nun durch dieses offenbare Wunder von ihrem Wahne geheilt — in den Schooß der katholischen Kirche zurück. (A. a. O.)

Fr. Dürfen wir auch zu den Bildern und Reliquien der Heiligen wallfahrten?

Antw. Warum denn nicht? Denn obwohl Gott überall gegenwärtig ist und überall seine Gnaden spendet, so will er dieß doch an manchen Orten ganz besonders thun.

Der heilige Augustin

schreibt in einem seiner Briefe: „Gott ist zwar überall; und er, der Alles gemacht hat, wird in keinen Ort eingeschlossen. Von den wahren Anbetern muß er angebetet werden im Geiste und in der Wahrheit, damit er, der im Verborgenen erhört, auch im Verborgenen rechtfertige und kröne. Wer kann aber bei dem, was den Menschen sichtbar bekannt ist, seinen Rathschluß ergründen, warum an einigen Orten dergleichen Wunder geschehen, wie sie an andern nicht geschehen? Vielen, z. B., ist sehr bekannt die Heiligkeit des Ortes, wo der Leib des seligen Felix von Nola begraben ist; und ich selbst ordnete Einige ab, die dorthin wallfahrten sollten, weil von dort aus uns leichter und getreulicher geschrieben werden kann, was irgend göttlich Gewirktes zur öffentlichen Kunde gekommen ist. Denn auch wir wissen, daß zu Mailand bei dem Denkmale der Heiligen die bösen Geister wunderbar und erschrecklich einen gewissen Dieb kennbar machen mußten, der dorthin gekommen war, um durch falschen Eid einen Betrug zu spielen. Er ward gezwungen, den Diebstahl zu bekennen, und das Gestohlene zurückzugeben. Ist nicht auch Afrika voll von Leibern heiliger Martyrer? Und doch wissen wir, daß nirgendwo so etwas geschehe. Denn gleichwie der Apostel sagt, daß nicht Alle die Gabe der Gesundmachungen, wie die Beurtheilung der Geister haben, so wollte auch der, welcher Alles austheilt, wie er will, nicht, daß bei allen Denkmälern der Heiligen dergleichen Wunder geschehen." — Hieraus läßt sich erweisen, daß es nicht Aberglaube sei, wenn das fromme Volk an gewisse Orte häufig wallfahrtet, wo entweder durch Reliquien oder Bildnisse der Heiligen Gott wunderbare Dinge wirkt. (S. August. Epist. 78. alias 137.)

Texte ad III.: Die Verehrung der Reliquien.

a) Aus der heil. Schrift. „Moses nahm die Gebeine Josephs mit sich." (2. Mos. 13, 19. Vgl. Josua 24, 32.) „Elisäus hob den Mantel des Elias auf, der ihm entfallen war, und schlug mit demselben in's Wasser; aber es theilte sich nicht, und er sprach: »Wo ist auch jetzo der Gott des Elias?« Und er schlug das Wasser, und es theilte sich hierhin und dorthin, und Elisäus ging hindurch." (4. Kön. 2, 13—14.) „Gott bewahrt alle ihre Gebeine und läßt keines davon zu Grunde gehen." (Isai. 33, 21. Vgl. Apostelgesch. 5, 15. und 19, 12.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wenn bei den Juden Jemand starb, so waren

die irdischen Ueberreste zum Abscheue; wenn man aber für Christus den Tod leidet, so sind die Reliquien seiner Heiligen kostbar." (S. Basil. Magn.) — — „Man darf die Körper der Verstorbenen, besonders der Gerechten und Gläubigen, nicht verachten oder wegwerfen; denn der heilige Geist hat sich ihrer zu allen guten Werken als Organe und Gefäße bedient. Ist doch den Nachkömmlingen ein Kleid, ein Ring, oder sonst etwas von ihrem Vater um so theurer, je größer seine Zärtlichkeit dagegen war! Man darf darum auf keine Weise die Körper verachten, indem wir sie weit enger anliegend tragen, als jedes Kleid; denn was man auswendig anlegt, das dient zur Zierde oder zur Hilfe, die Körper aber gehören zur Natur selbst." (S. Augustinus.) „Die Kirche hat seit den ersten Zeiten die Gräber der Martyrer geehrt, hat sie besucht, um ihren Sieg zu besingen und das Blut des Lammes zu opfern, für welches sie ihr Blut vergossen hatten. Sie bewahrt sorgfältig die Reliquien; und die Reliquien wirkten eine große Menge Wunder, wie wir es von den Vätern lernen. Kann man wohl Aberglauben befürchten, wenn man durch einen so reinen Gottesdienst ein so erleuchtetes Alterthum nachahmt?" (Fenelon.) „Wir verehren die Reliquien der Martyrer, um Den anzubeten, dessen Martyrer sie sind; wir verehren die Diener, auf daß die Ehre, welche wir ihnen erweisen, auf ihren Herrn und Meister zurückstrahle." (S. Hieronymus.) „Christus der Herr gab uns in den Reliquien der Heiligen Quellen des Heiles, daraus uns viele Wohlthaten zufließen, und milde Salbe. Denn wenn aus dem Felsen und harten Steine in der Wüste Wasser hervorquillt, weil es Gott wollte, und aus dem Kinnbacken des Esels für Samson Wasser sprudelte, da ihn durstete, ist es unglaublich, daß süßriechende Salbe aus den Reliquien der Martyrer fließt? Wahrlich! für diejenigen nicht, welche die Kraft Gottes kennen." (Joannes Damasc.)

Das heilige Concilium von Trient hat in Betreff der Bilderverehrung folgenden Ausspruch gethan: „Die Bischöfe und Alle, welche das Lehramt verwalten, sollen lehren, daß die Gläubigen die Leiber der heiligen Martyrer verehren sollen, und Anderer, welche mit Christus lebten, deren heilige Leiber lebendige Glieder Christi waren und Tempel des heiligen Geistes, die von ihm zum ewigen Leben erweckt und verherrlicht werden müssen; durch welche von Gott den Menschen viele Wohlthaten gespendet werden, so daß diejenigen durchaus verdammlich sind, wie die Kirche sie schon längst verdammt hat, und auch jetzt verdammt, welche behaupten, daß man den Reliquien der Heiligen keine Verehrung schuldig sei, oder daß diese oder andere heilige Denkmale von den Gläubigen unnütz verehrt werden, und daß die Gedächtnißfeier der Heiligen, um ihre Hilfe zu erlangen, vergebens begangen werde. Wenn aber Einer diesen Beschlüssen zuwider lehren oder denken wird, der sei im Banne!" (Sessio XXV. in decret. de invoc. et vener. reliqu. SS.)

B. Was im ersten Gebote verboten wird.

X. Christliche Lehre.

I. Der Götzendienst oder die Abgötterei. II. Die Wahrsagerei.

Fr. Was wird durch das erste Gebot verboten?

Antw. Der Aberglaube oder falsche Gottesdienst, sowie die Entziehung des Gott und heiligen Dingen schuldigen Dienstes.

Fr. Was versteht man unter Aberglaube?

Antw. Aberglaube ist es, wenn man entweder einen falschen Gott ehrt, oder dem wahren Gott auf eine unordentliche Weise dient.

Erläuterung. Der Aberglaube besteht also darin, daß man Gott einen falschen Dienst erweiset; z. B. wenn man die allerseligste Jungfrau wie Gott anbeten wollte, oder wenn man falsche Reliquien zur Verehrung aussetzen wollte. Es ist aber auch noch Aberglaube und zugleich ein größes Verbrechen, wenn man einen falschen Gott ehrt, d. h. Geschöpfen jene Ehre erweiset, die nur Gott, dem Herrn, allein gebührt. Sonach schließt der Aberglaube vier Gattungen von Sünden in sich: 1) die Abgötterei oder den Götzendienst; 2) die Wahrsagerei; 3) die Zauberei; und 4) den eitlen Gebrauch oder die eitle Anmerkung. Diese vier Gattungen sollen nun der Reihe nach durchgenommen werden.

I. Die Abgötterei.

Fr. Was ist Abgötterei?

Antw. Abgötterei ist es, wenn man, wie es die Heiden thaten, verstorbene Menschen,

Thiere, Statuen und andere Geschöpfe als Götter anbetet, oder wenn man sein Herz von Gott ab- und irdischen Dingen zuwendet.

Erläuterung. Die Abgötterei entzieht Gott, dem Herrn, die schuldige Ehre und wendet sie einem lebenden oder wohl gar leblosen Wesen zu. Eine solche Abgötterei forderte z. B. der Satan, da er sprach: „Dieses will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." (Matth. 4, 9.) — Die Abgötterei ist entweder die grobe Abgötterei der Heiden und der Glaubenslosen, oder die feinere der Weltkinder.

1) Die grobe Abgötterei wird begangen, wenn man einem Geschöpfe offenbar göttliche Anbetung erweiset; und dieses kann entweder aus Dummheit geschehen, wie es bei den Heiden der Fall war, welche die Geschöpfe ihres Nutzens und ihrer Schönheit wegen selbst für Gottheiten hielten und als solche verehrten, wie die Moabiter, Kanaaniten u. a.; — oder es kann auch geschehen aus Bosheit. Hierzu folgende zwei Beispiele!

Das goldene Kalb.

Selbst die Israeliten versündigten sich in ihrer Bosheit durch grobe Abgötterei gegen Jehova, ihren Gott und Herrn. Wiewohl ihnen das, was von Gott erkannt werden kann, vor Augen lag, weil Gott es ihnen sichtbar hingelegt hatte, so sprachen sie doch zu Aaron: „Auf! mach' uns Götter, die vor uns hergehen!" Hierauf goßen sie ein goldenes Kalb, beteten es an und opferten ihm, indem sie riefen: „Dieses ist deine Gottheit, o Israel! die dich aus Aegypten geführt hat." (2. Mos. 32, 8.)

Die Göttin der Vernunft.

Diesen Gräuel der Israeliten erneuerten auch die Franzosen zur Zeit der Revolution, indem sie, sich weise dünkend, zu Thoren wurden, eine schamlose Dirne als Symbol der unerschaffenen Weisheit unter dem Namen Göttin der Vernunft im Tempel des Herrn auf den Altar stellten, ihr Weihrauch opferten, und so die Herrlichkeit des unwandelbaren Gottes auf das dargestellte Bildniß eines vergänglichen Menschen übertrugen. So wie sie es aber verschmähten, Gott anzuerkennen, so überließ sie auch Gott ihrem verkehrten Sinne, alles Schändliche zu verüben, ergeben aller Ungerechtigkeit, Bosheit, Hurerei, Habsucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Hader und dergleichen. (Röm. 1, 22—30.) Auch in unsern Tagen scheint der krasse Unglaube einen ähnlichen Götzendienst herbeiführen zu wollen, ein Heidenthum, das trostloser ist, als das der Heiden; diese konnten doch noch glauben, und sei es auch nur an einen ehernen oder hölzernen Götzen — die Heiden der Neuzeit aber haben auch nicht einmal diesen Trost mehr; denn sie können an nichts mehr glauben, nichts mehr verehren, als einzig und allein ihre kränkelnde Phantasie, und die großen Trugbilder, die sie ihnen vormalt.

2) Die feinere Abgötterei wird verübt, wenn man sein Herz von Gott und göttlichen Dingen weg- und zu einem erschaffenen Gute, zu vergänglichen Ehren und Vergnügungen hinwendet. Diese Abgötterei begehen alle diejenigen, die da Feinde des Kreuzes Christi sind, jene Irdischgesinnten, die sich dem Fraße und der Füllerei ergeben; denn ihr Gott ist der Bauch (Phil. 3, 18. 19.; Röm. 16, 18.); solche Abgötterei treibt der Wollüstling, der seinen Leib, den Tempel des heiligen Geistes, die Glieder Jesu Christi zu Hurengliedern macht (1. Korinth. 3, 16. — 6, 15.); solche Abgötterei treiben jene Eltern, welche gleich dem Heli ihre Kinder mehr lieben als Gott, indem sie denselben gestatten, eher Gott zu beleidigen, als daß sie dieselben wegen ihrer Sünden und Ausschweifungen strafen; solche Abgötterei treibt besonders auch der Geizige, der den Götzendienern gleich ist, indem er sein Silber und Gold zu seinem Götzen macht. (Os. 8, 4.)

Der Götze des Geizes.

Hart bedrängt war einstmals die Stadt Posen, deren Einwohner mit einer übergroßen Brandschatzung vom Feinde belegt worden waren. Unmöglich schien es, auch bei der äußersten Aufopferung aller Bürger, die geforderte Summe zu erschwingen. Da lebte eine Dame in derselben Stadt, die Wittwe eines Fürsten, der Feldmarschall gewesen, mit unermeßlichem Reichthume. Sie allein hätte ohne

Beschwerde die ganze Brandschatzung der armen Bürgerschaft tragen können. — Demüthig und flehend wendeten sich deßhalb die Bürger an sie, und trugen ihr ihre große Bedrängniß vor. Doch sie — hörte nicht. Die Bitten wurden wiederholt; denn die Noth drängte. — Da schloß sich die Unbarmherzige ein, Niemand sah sie mehr. Als sie endlich zu lange vermißt wurde, suchte man sie, suchte — und fand sie in einem Keller vor einer Kiste Geldes — das Auge auf die Münze gekehrt, erstorben. Ihrem Götzen hatte die Unglückliche das Leben geopfert. (Moral in Beisp.)

Der Einsiedler als Götzendiener.

In den weiten, einst mit den zahlreichen Hütten der Einsiedler bebauten Wüsteneien Aegyptens starb einer dieser frommen Einsiedler nach langen, zwischen Gebet und Arbeit getheilten Jahren. Als man nun seine Leiche bestatten wollte, fand man unter der Schilfmatte, die ihm zum Lager gedient hatte, einen Geldsack mit hundert Silbermünzen. Da versammelten sich die Aeltesten der Gemeinde, um sich zu berathen, was mit dem Gelde zu beginnen wäre. Einige wollten es für die Armen verwenden, Andere zum Bau einer Kirche oder für Abschriften von heiligen Evangelien; allein die Väter der Gemeinde, die heiligen Aebte Makarius und Pakabo, entschieden es anders; sie sprachen: „Leget den Geldsack zu ihm hinein in's Grab, schüttet Erde darüber und rufet dabei: „Dein Geld sei ewig mit dir zu deinem Verderben!"" (Apostelg. 8.) Und die Einsiedler entsetzten sich darüber so sehr, daß Niemand mehr an ein solches Sparen und Bewahren sich wagte. Diese strenge Maßregel des großen Makarius könnte sehr hart und grausam erscheinen, wenn man nicht darauf sieht, daß jene Einsiedler, durch das strenge Gelübde der Armuth gebunden, nichts besitzen durften und also das Laster des Geizes hier bis zum Sakrilegium stieg, daher es auch eine schreckende Warnung forderte. — O Götze des Goldes, wie sehr kannst du nicht selbst den Frommen blenden! (A. a. O.)

3) Feinere Abgötterei begeht auch derjenige, welcher sich Irrlehren hingibt, oder selbst Ketzereien lehrt, da er seinen eigenen Einsichten oder den Einsichten anderer Menschen mehr glaubt, als Gott und seiner Kirche, welcher doch der Beistand des heiligen Geistes verheißen ist, um sie alle Wahrheit zu lehren. „Gleichwie ein Götzenbild durch des Künstlers Hand verfertigt wird," spricht der heil. Hieronymus, „so verkehrt der Irrlehrer seine Erdichtung in ein Götzenbild und macht, daß der Antichrist statt des Heilandes angebetet werde."

Abt Agathon und seine Versucher.

Welch ein Gräuel das Laster der Irrlehre und Ketzerei sei, erkannte Abt Agathon. Als nämlich zu diesem frommen Abte, von dessen Bescheidenheit so viel Rühmens gemacht wurde, einst etliche Brüder aus der Wüste gekommen waren, wollten sie ihn versuchen, ob er auch zornig gemacht werden könnte. Sie fragten ihn zu diesem Ende: „Bist du der Abt Agathon? Wir haben schon von dir gehört, daß du ein unzüchtiger und hoffärtiger Mensch seiest." Was sagte nun wohl Agathon auf diese lügenhaften Anschuldigungen? War er darüber wirklich erbittert und in Zorn gebracht? Er antwortete ganz demüthig: „Ja! es ist so; ich kann es nicht läugnen." — „Bist du nicht auch," fuhren sie fort, „ein Schwätzer und ein Ehrabschneider?" — „Ja! ich bin's," gab ihnen der Abt zur Antwort. „Bist du nicht über dieß Alles," fragten sie ferner, „ein Ketzer?" — „Nein!" sprach Agathon, „ich bin kein Ketzer." — Endlich fragten ihn die Brüder: „Mein! sage uns: alle Schmachworte hast du geduldig angehört; warum willst du dich keinen Ketzer nennen lassen?" — „Ich habe mir darum," erwiderte er, „die ersten Dinge zuschreiben lassen, weil dieß meiner Seele nützlich war; aber einen Ketzer kann ich mich nicht nennen lassen, weil die Ketzerei eine Absonderung von Gott, dem Allmächtigen, und deßhalb das höchste Laster in seinen Augen und das furchtbarste Verderben für meine Seele wäre." (In vita.)

Fr. Warum ist das Laster des Götzendienstes und der Abgötterei so verabscheuungswürdig?
Antw. Weil es 1) die größte Thorheit und 2) der größte Gräuel in den Augen Gottes ist.
Erläuterung. 1) Die Abgötterei ist die größte Thorheit. Kann es denn etwas Unsinnigeres geben, als vor einem vernunftlosen Thiere, vor leblosen Wesen, vor einem todten Steine, vor einem Gestirne des Himmels, einem Elemente der Erde anbetend niederfallen und darin seinen Gott erkennen?

Die alten Scythen

kannten keine andere Gottheit als den Kriegsgott, und dieser Gott war ein altes breites Schwert, welches, auf einen Altar gestellt, durch blutige Opfer von Pferden, Kühen, Ziegen, ja sogar durch Menschenopfer abgöttisch verehrt ward. Alle Jahre wurde ihm ein Hauptfest gefeiert, und an demselben aus den Gefangenen jeder Hundertste geopfert. Dem Unglücklichen wurden an den Schultern die Arme abgehauen, und diese hoch in die Luft geworfen. Und aus der Art, wie sie auf den brennenden Altar des Götzen herabfielen, wurde die Zukunft und das Verborgene gedeutet. (Stolberg's Religionsgesch. 16. Bd. S. 379.)

Das Volk von Canopus

verehrte einen irdenen Götzen, der einen ungeheueren Bauch hatte, aus welchem ohne Hals der Kopf hervorging, sowie an dem untern Theile die Füße ohne Schenkel und Beine; Arme hatte der Gott nicht. Der untere Theil des weiten Leibes war fein durchlöchert, und die Löcher mit Wachs verklebt. Diesen inwendig hohlen Gott füllten sie mit Wasser an, um das darunter gestellte Feuer, welches die Chaldäer für die mächtigste Gottheit ausgaben, damit auszulöschen. (Stolberg's Religionsgesch. 13. Bd. S. 124.)

Muß diese Sinnlosigkeit des Götzendienstes nicht jedes gesunde Gefühl empören? Auch in der heiligen Schrift und in Beispielen aus dem Leben wird die Thorheit der Abgötterei mit deutlichen Farben gezeichnet.

König David

schildert uns die Verkehrtheit, den wahren Gott mit nichtigen Götzen zu verwechseln, in folgenden Worten: „Unser Gott ist im Himmel; er thut Alles, was er will. Die Götzen der Heiden sind Silber und Gold, Werke von Menschenhänden. Einen Mund haben sie, und reden nicht, Augen haben sie, und sehen nicht. Ohren haben sie, und hören nicht. Eine Nase haben sie, und riechen nicht, Hände haben sie, und tasten nicht, Füße haben sie, und gehen nicht; geben keinen Laut durch ihren Hals. Es werden ihnen gleich, die sie machen, und Alle, die auf sie vertrauen.“ (Ps. 113, 11 — 18.)

Die Thorheit der Abgötterei.

Noch klarer wird uns der Unsinn des Götzendienstes im Buche der Weisheit geschildert. „Alle Menschen sind eitel,“ heißt es da, „die keine Erkenntniß Gottes haben, die aus den sichtbaren Gütern den nicht begreifen, der da ist, und den Meister aus seinen Werken nicht erkennen, sondern entweder das Feuer oder den Wind, oder die schnelle Luft, oder den Kreis der Sterne, oder das große Gewässer, oder Sonne und Mond für Weltbeherrscher und Götter halten. Haben sie diese Dinge für Götter gehalten, weil sie von ihrer Schönheit eingenommen wurden, so hätten sie doch einsehen sollen, wie viel schöner ihr Herr ist; denn der Schöpfer der Schönheit hat Alles dieses gemacht. Haben sie aber über die Kraft und die Wirkung dieser Dinge sich verwundert, so hätten sie erkennen sollen, daß der, so sie erschaffen, noch stärker sei. Denn aus der Größe der Schönheit an den Geschöpfen kann man schlußweise ihren Schöpfer erkennen. Aber unglückselig sind die, und ihre Hoffnung ist Tod, die da die Werke von Menschenhänden Götter heißen, Gold und Silber, Kunstgebilde, Thiergestalten, oder unnütze Steine, eines alten Künstlers Werk, wie einen Gott anbeten. So fällt ein Zimmermann ein taugliches Holz im

Walde, schabt davon geschickt die ganze Rinde ab, und zimmert mit emsiger Kunst ein nützliches Geräthe zur Nothdurft im Leben. Die Abschnitze seiner Arbeit gebraucht er, um Speise zu kochen; aber was sonst davon noch übrig bleibt, und unnütz ist, das krumme, knotige Holz schnitzt er fleißig in müßigen Stunden, formt es sinnig nach seiner Kunst, und macht es zum Bilde eines Menschen oder Thieres, bestreicht es mit Röthel, gibt ihm eine rothe Farbe, überstreicht alle Flecken an demselben, macht ein passendes Häuslein, setzt es in die Wand und befestigt es mit Eisen, damit es nicht etwa falle; denn er sorgt dafür, weil er weiß, daß es sich selber nicht helfen kann, indem es ein Bild ist und Hilfe vonnöthen hat. Dann gelobt er für seine Habe, für Weib und Kinder Gelübde, und sucht Rath dabei, und schämt sich nicht, mit etwas Leblosem zu reden. Zu einem Schwachen fleht er um Gesundheit, einen Todten bittet er um das Leben, einen Hilflosen ruft er um Hilfe an; eine glückliche Reise erbittet er von dem, der nicht gehen kann; Gewinn, Gewerbe und Gelingen in allen Dingen erfleht er von dem, der zu Allem unnütz ist." (Weish. 13, 10—19.)

Der junge Christ und der Götzendiener.

Auch in nachfolgender Erzählung werden wir die Thorheit des Götzendienstes ersehen. Ein sehr frommer junger Christ hatte einen Götzendiener zum Nachbar, dem er täglich wiederholte: „Es gibt nur einen einzigen lebendigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde; seine Macht ist es, welche die Lichtströme hervorsprudeln läßt und den wohlthätigen Thau verbreitet. Er kennt alle unsere Handlungen, und unsere Bitten sind nur dann von Wirksamkeit, wenn wir sie an ihn richten. Er allein kann die Menschen strafen oder belohnen, ihnen die Pforten des Himmels öffnen, oder sie in die Hölle hinabstürzen. Die Götzen, vor denen ihr euch niederwerfet, können nicht sehen und nicht hören. Irriger Weise also fürchtet ihr sie oder rufet ihr sie an." Dieser vernünftigen Worte ungeachtet beharrte aber der Heide in seiner Blindheit. — Eines Tages nun ging Letzterer über Feld zu einem Freunde. Während seiner Abwesenheit zerstörte der Jüngling, wie von einer göttlichen Eingebung getrieben, alle Götzenbilder, mit Ausnahme des größten, dem er, ehe er wieder wegging, einen großen Stock in die Hand gab. Als der zurückgekehrte Heide dieß sah, schrie er vor Wuth: „Wer ist der Urheber dieser schändlichen That?" — „Wie!" — versetzte ihm der junge Christ — „erräthst du nicht, daß dein großer Götze, der viel mächtiger ist, als die andern, sie mit leichter Mühe in Stücke zerschlagen hat?" „Nein!" erwiderte der Götzendiener, „du hintergehst mich; seit so vielen Jahren, die er in meinem Hause ist, hat er nie eine einzige Bewegung gemacht. Du hast mir aus Büberei meine andern Götzen zertrümmert; der Stock soll dich für deine Verwegenheit züchtigen!" — „Wozu dieser Zorn?" fährt der junge Christ mit Ruhe fort; „wenn du deinen Götzen als weniger mächtig erkennst denn mich, wie kann er der Höchste sein?" Der Heide stutzte und schwieg. Nach kurzer Betrachtung stürzte er selbst den noch bleibenden Götzen um, und warf sich zum ersten Male vor dem Gott der Christen nieder und betete ihn an. (Guillois.)

Origenes und der heidnische Philosoph.

Als einst der heidnische Philosoph Celsus den Kirchenlehrer Origenes fragte, warum denn die Christen nicht auch die Sonne und die Sterne anbeten? da gab ihm dieser zur Antwort: „Dieß kommt daher, weil die Christen gelernt haben, sich mit ihrem Geiste über alle Geschöpfe emporzuschwingen. Wie die Sonnenanbeter weder einem Funken, noch einer Lampe göttliche Ehre erweisen, so verehren die Christen die strahlenden und herrlichen Geschöpfe nicht göttlich; sie beten einzig Den an, der das Urlicht selbst ist; ihm allein zu dienen sind sie gelehrt worden." (Orig. Lib. contra Celsum.)

Erläuterung. 2) Die Abgötterei ist auch der größte Gräuel in den Augen Gottes. Mit Recht nennt Tertullian die Abgötterei das Hauptlaster, und Gregor von Nyssa bezeichnet sie als das allererste und allergrößte Verbrechen. Deßhalb ruft

Moses aus: „**Verflucht sei derjenige, der sie begeht! Denn sie ist ein Gräuel vor dem Herrn.**" (5. Mos. 27, 15.) Nichts haben deßhalb die wahren Anbeter Gottes mehr verabscheut, als die Abgötterei. Wenn man sie zum Götzendienste zwingen wollte, widerstanden sie mit einem solchen Muthe, mit einer solchen Entschiedenheit, daß sie lieber tausendmal sterben wollten, als vor einem Götzen ihr Knie beugen.

Die goldene Bildsäule und die Jünglinge im Feuerofen.

Nabuchodonosor ließ eine goldene Bildsäule, sechzig Ellen hoch, errichten. Er befahl dann allen seinen Unterthanen, diesen Götzen anzubeten, unter der Androhung der Strafe des Feuertodes gegen Jeden, der sich seinem Befehle widersetzen würde. Drei junge Hebräer, **Ananias**, **Mizael** und **Azarias**, welche in dem Palaste des Monarchen erzogen waren und sehr in Gunst bei ihm standen, wollten sich diesem gottlosen Befehle nicht unterwerfen. Man beobachtete sie und klagte sie bei dem Könige an, daß sie seine Befehle verachteten, und vor der Statue das Knie nicht beugten. Nabuchodonosor ließ sie vorrufen und sprach mit drohendem Tone: „Ist es wahr, daß ihr meine Götter nicht anbetet, und euch nicht vor der von mir errichteten Statue niederwerfet? Wenn ihr mir nicht gehorchet, werde ich euch in den Ofen werfen lassen; und welcher Gott kann euch dann meiner Rache entziehen?" — „Fürst!" antworteten die Diener Gottes, „der, den wir anbeten, ist mächtig genug, uns aus den Flammen zu befreien; aber wenn er selbst zu unsern Gunsten dieses Wunder nicht thun wollte, so erklären wir doch, daß wir deine Götter nicht verehren, deine Statuen nicht anbeten, weil unser Gott der Einzige ist, und wir nur ihm die höchste Ehre erweisen." — Der König, außer sich vor Zorn, befahl, ein siebenmal größeres und glühenderes Feuer anzuzünden, als gewöhnlich, den jungen Israeliten die Füße zu binden, und sie in den Ofen zu werfen. Das Feuer war so groß, daß es die erstickte, welche sie hineinwarfen; aber ein Engel des Herrn stieg mit den drei jungen Israeliten in den Ofen hinab; er hielt von ihnen die Flammen ab, ließ mitten in diesem glühenden Gefängnisse einen frischen Wind wehen, so, daß das Feuer ihnen kein Leid zufügte. Es verbrannte nur ihre Fessel, ohne ihre Kleider zu berühren. Man sah sie mitten in den Flammen herumgehen, Gott lobend und preisend und alle Geschöpfe auffordernd, seine Barmherzigkeit zu erheben. Nabuchodonosor wollte selbst Zeuge von diesem Wunder sein. Er ging zum Ofen, und bemerkte bei den drei Jünglingen einen vierten, der dem Sohne Gottes ähnlich schien. Ganz bestürzt rief er aus: „Diener des Allerhöchsten! gehet aus dem Ofen heraus!" Sie gingen auch sogleich heraus; und mit dem größten Staunen sah man, daß das Feuer keine Macht über sie gehabt habe. Ihre Haare waren nicht verbrannt, und auf ihren Kleidern war keine Spur des Feuers zu finden. Der König gab den Befehl, bei Todesstrafe den Gott des **Ananias**, **Mizael** und **Azarias** nicht zu lästern, und erhob die jungen Israeliten zu den höchsten Würden und Ehrenstellen.

Aehnliche Helden finden wir auch im neuen Bunde.

Die thebanische Legion.

Der Kaiser Maximian hatte der ganzen Armee befohlen, für einen glücklichen Erfolg der kaiserlichen Waffen den Göttern zu opfern. Die thebanische Legion, die nur aus Christen bestand, entfernte sich, um dem Opfer nicht beizuwohnen. Der Kaiser gebot ihr streng, in's Hauptlager zurückzukommen, und sich zur Darbringung des Opfers der Armee anzuschließen. Da sie sich noch weigerten, an dieser gotteslästerlichen Ceremonie Theil zu nehmen, ließ er sie decimiren, d. h. jeden zehnten Mann, welchen das Loos traf, tödten. Die andern blieben unerschütterlich. Dieser ersten Decimation folgte eine zweite, ebenfalls ohne Wirkung. Maximian ließ nun der Legion sagen, daß sie alle umkämen, wenn sie bei ihrem Ungehorsam beharrten. Alle aber, ermuthigt durch **Mauritius**, **Emperus** und **Candidus**, ihre obersten Offiziere, schickten dem Kaiser folgende Antwort: „Wir sind deine Soldaten, aber auch Diener des wahren Gottes; wir sind dir Dienst und militärischen Gehorsam schuldig, wir können aber den nicht verläugnen,

welcher unser Schöpfer und Herr so wie auch der deinige ist, wenn du ihn auch verwirfst. Du wirst uns für deine Befehle folgsam finden in allen Dingen, welche dem Glauben nicht zuwiderlaufen. Unsere bisherige Aufführung mag dir dafür als Beweis dienen. Aber wir haben Gott zugeschworen, bevor wir es dir thaten; wirst du dich wohl auf den zweiten Schwur verlassen, wenn wir den ersten brechen?"

Anstatt sich durch so schöne Gesinnungen beugen zu lassen, ward Maximian wüthender als je; verzweifelnd, ihre Standhaftigkeit erschüttern zu können, ließ er sie von der Armee einschließen und niederhauen. Keiner that den geringsten Widerstand; alle legten ihre Waffen nieder und fielen ruhig unter den Händen der heidnischen Soldaten. Die thebanische Legion bestand aus lauter gut bewaffneten Leuten, welche wenigstens ihr Leben theuer hätten verkaufen können. Aber sie wußten, daß, wenn man Gott gibt, was Gottes ist, man auch dem Kaiser geben muß, was des Kaisers ist; und treu den Vorschriften ihrer Religion machten sie sich's zur Pflicht, den Martyrertod der Abtrünnigkeit und Empörung vorzuziehen. (In vita.)

Der treue Bekenner.

Zum heil. Simeon, Bischof zu Seleucia und Ktesiphon, sagte Sapor II., König der Perser: „Bete die Sonne an! Es wird dir und deinem Volke frommen." „Wie sollte ich die Sonne anbeten," antwortete der Bekenner, „da ich dich nicht anbete, der du edlerer Natur bist, als die Sonne? Wir erkennen nur Einen Herrn, Jesum, den Gekreuzigten." „Wenn du," erwiderte der König, „einen lebendigen Gott anbetest, so möchte ich deine Thorheit noch entschuldigen; nun aber betest du einen Menschen an, der an einem verfluchten Holze starb. Besinne dich! Bete die Sonne an, deren Gottheit Alles huldigt! Thust du es, so verheiße ich dir Ehre, Reichthum, die höchsten Würden in meinem Reiche." „Du hast," antwortete Simeon, „keinen wahren Begriff von Jesus Christus. Er ist der Menschen Schöpfer, Herr der Sonne, die, bei seinem Tode ihre Trauer zu bezeugen, sich verhüllte. Herrlich entschwang er sich dem Grabe, und stieg auf in den Himmel aus eigener Kraft. Die Ehren, so du mir verheißest, reizen mich nicht; andere Ehren bereitet mir Gott, die weit edler sind." Zürnend sagte Sapor: „Weigerst du dich, mich und die Sonne, die Gottheit des ganzen Orients, in Gegenwart der Gewaltigen meines Reiches fußfällig zu verehren, so werde ich morgen dein Angesicht und die Wohlgestalt deines Leibes mit Streichen verunstalten lassen." Simeon antwortete dem König: „Wenn du meinen Leib verunstaltest, so achte ich dessen nicht, und weiß, daß der, welcher ihn mir gab, ihn dereinst wieder schöner herstellen werde." Willig neigte er sein Haupt zum Tode. (Stolberg's Religionsgesch. 10. Bd. S. 309—311.)

Das verweigerte Götzenopfer.

Der heil. Achatius, Bischof von Antiochia, wurde in der decischen Christenverfolgung vor den römischen Statthalter Martianus geführt, der ihm befahl, dem Apollo zu opfern. Der Bischof erinnerte ihn an die Buhlschaften dieses Gottes, und wie derselbe mit Neptun dem trojischen Könige Laomedon hat dienen, und dann die Heerden des thessalischen Königs Admetus hat weiden müssen. „Oder," so fuhr er fort, „soll ich etwa dem Aeskulap opfern, der vom Blitz erschlagen ward, oder der unzüchtigen Venus, oder andern seltsamen Ungeheuern? Soll ich solche anbeten, denen nachzuahmen ich meiner unwürdig halten würde? die ich verachte? die ich des Frevels beschuldige? die ich verabscheue? welche Thaten übten, die Niemand begehen dürfte, ohne gestraft zu werden nach der Strenge eures Gesetzes? Verehret ihr also als etwas Göttliches an Einigen, was ihr an Andern bestrafet?" Unter Schmeicheleien lud ihn hierauf der heidnische Statthalter ein, dem Jupiter und der Juno zu opfern. Da entgegnete der Bischof: „Wie soll ich demjenigen hier opfern, dessen Grab in Kreta gezeigt wird? Oder ist er etwa von den Todten auferstanden?" — „Opfere, oder

stirb!" sprach der Römer; „ich habe den Befehl, dich dazu zu zwingen." „Ich aber," erwiderte der Bischof, „habe den Befehl, niemals meinen Gott zu verläugnen, und nie sein Gebot zu übertreten, das da lautet: »Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen!«" — Ruhig empfing er den Todesstreich. (Ruinart, Acta Martyrum sinc. et select. in vita S. Achatii.)

Texte ad I.: Die Abgötterei.

a) Aus der heil. Schrift. „Du sollst die Götter nicht anbeten, noch ihnen dienen; und sollst ihre Werke nicht thun, sondern sie zerstören und ihre Bildsäulen zerbrechen!" (2. Mos. 23, 24. und 34, 14—18.) „Ihr sollet euch nicht zu den Götzen wenden, noch euch gegossene Götter machen! Ich bin der Herr, euer Gott." (3. Mos. 19, 4. und 26, 1. 5. Mos. 4, 23 ff. 5, 7—10.) „Wenn du des Herrn, deines Gottes, vergissest, und fremden Göttern nachgehst, und ihnen dienest, und sie anbetest, siehe! so sage ich dir nun im Voraus, daß du sicherlich umkommen wirst." (5. Mos. 8, 19.) „Verflucht sei, wer ein geschnitztes oder gegossenes Bild macht, einen Gräuel des Herrn, ein Werk von Künstlerhänden!" (5. Mos. 27, 15. Vgl. Weish. 12, 24 ff.) „Es sei kein neuer Gott bei dir; noch sollst du anbeten einen fremden Gott! Denn ich bin der Herr, dein Gott." (Ps. 80, 10—11. Vgl. Ps. 96, 7.; 113, 3—9.; 134, 15—19. Isai. 6, 8—13.; 40, 19 ff. „Wendet euch nicht zum Götzendienste und machet euch keine Götter!" (3. Mos. 19, 4.) „Wer andern Göttern, als dem Herrn allein, opfert, den soll man tödten!" (2. Mos. 22, 20. Vgl. Jerem. 46, 6—10. und 2, 27—29. Oseas 8, 4.) „Was nützet das Bild, daß es sein Bildner geschnitzt, daß er's gegossen, ein falsches Bild? Daß der Bildner vertraut auf sein Machwerk, daß er stumme Götzen macht? Wehe dem, der zum Holze spricht: Wach auf! zum stummen Stein: Steh auf! Soll der lehren können? Siehe! überzogen ist er mit Gold und Silber, und Geist ist keiner in seinem Innern. Aber der Herr ist in seinem heiligen Tempel, und es schweige vor ihm die ganze Erde!" (Habak. 2, 18—20.) „Wir wissen, daß der Götze in der Welt nichts ist, und daß kein anderer Gott ist, als der Eine. Denn es gibt wohl Einige, die man Götter nennt, sei es im Himmel oder auf Erden . . . aber wir haben nur Einen Gott, den Vater." (1. Kor. 8, 4—7. Vgl. 10, 7. und 20. 1. Joh. 5, 31.) „Täuschet euch nicht! Weder Hurer, noch Götzendiener, noch Ehebrecher . . . werden das Reich Gottes besitzen." (1. Kor. 6, 9—10. Vgl. Offenb. 21, 8.) — Die feinere Abgötterei. „So ertödtet denn eure Glieder, die da irdisch sind, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, böse Begierde und den Geiz, welcher Götzendienst ist!" (Col. 3, 5.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Der Anfang aller Unzucht ist die Verehrung der Götzen. In allen Ländern und Staaten, wo der Götzendienst herrscht, findet man lauter Unzucht und Entsittlichung, wie sie dieselben ja an ihren eigenen Götzen erblicken. Es ist nicht Einer unter den Göttern der Heiden, den man keusch nennen könnte. Was Wunder also, wenn Gott den Götzendienst so strenge verbietet?" (S. Athan. Orat. contr. idol.) „Hüte dich vor der Abgötterei! Denn dieß ist das höchste Verbrechen des menschlichen Geschlechtes, die höchste Schuld auf Erden, der fürchterlichste Anklagepunkt beim jüngsten Gerichte." (Tertull. Lib. de idol. initio.) „Stelle im Tempel deines Herzens neben der Arche der Heiligkeit ja nicht den Götzen Dagon auf, neben dem Sohne der Jungfrau nicht den Sohn der Venus (non filium Veneris cum filio Virginis), nicht den Beelzebub neben Jesus!" (Petrus Cellensis, Lib. de panib. cap. 4.) Besonders fliehe auch die feinere Abgötterei! „Thuet hinweg," sprach Josue zu den Israeliten (Jos. 24, 23.), „die fremden Götter aus eurer Mitte, und neiget euere Herzen zu dem Herrn, dem Gott Israels!" Zu dieser Stelle bemerkt der heilige Augustin: „Es ist nicht zu glauben, daß die Israeliten damals noch heidnische Götzenbilder hatten; und doch darf man nicht meinen, daß Josue dieses ohne Grund befohlen habe; denn er sagte nicht: »Thuet nun die fremden Götter hinweg, wenn noch einige unter euch sind,« sondern er sagte ganz bestimmt, in der Ueberzeugung, daß solche noch unter ihnen seien: »die in euch, in eurer Mitte, sind!« Der heilige Prophet sah, daß in ihren Herzen noch Gedanken waren, die sie Gott entfremdeten; und diese sollten sie nach seiner Ermahnung hinwegschaffen." (Quaest. sup. Josue Lib. 6. quaest. 29.) „Nicht nur Der handelt unrecht, der falsche Gottheiten anbetet, sondern auch Jener, der mehr seinen Neigungen, als Gott gehorcht. Was Jeder sich wünscht und verehrt, das ist sein Gott." (S. August.)

II. Die Wahrsagerei.

Fr. Was versteht man unter Wahrsagerei?

Antw. Wahrsagerei findet statt, wenn man mit Hilfe des Teufels unter einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage etwas Zukünftiges oder Verborgenes erfahren will.

Erläuterung. Gott hat den Menschen wohlweislich die Zukunft verhüllt; nichts darf und kann diesen Schleier lüften. Dessenungeachtet lassen sich Viele von einer sündhaften Neugierde hinreißen, und möchten so gerne der göttlichen Weisheit vorgreifen und in die ferne

Zukunft schauen und wissen, welches glückliche oder unglückliche Loos sie einst treffen, welche gute Partie sie machen, wann sie sterben werden u. s. f. Wie thöricht, wie schändlich ist nicht diese Sünde! 1) Sie ist thöricht; denn wie steht es mit den Wahrsagern aus? Sie bedienen sich zu ihrer Wahrsagerei eines sogenannten Glücksrades, eines umgekehrten Siebes, einer Schüssel oder Tasse, in welcher der Kaffeesatz zurückgeblieben ist, Kartenblätter, die sie aufschlagen; oder sie verkünden dem Menschen sein Schicksal aus den Zügen und Strichen seiner hohlen Hand u. s. f. Sind das nicht die tollsten Possen? Was wissen alle diese Dinge von der Zukunft? Welch ein Thor also, der einem Wahrsager glaubt! Wohl waren auch die Propheten und andere große Heilige Gottes mit der Gabe der Wahrsagung ausgerüstet; allein sie waren es im Namen und aus Offenbarung Gottes, der sie gesendet und ihnen die wahre Kenntniß der Zukunft ertheilt hatte. — 2) Die Sünde der Wahrsagerei ist auch äußerst schändlich und verderblich, sowohl für den, der wahrsagt (denn dieser macht sich gleichsam zu einem Gott und raubt dem Herrn die Allwissenheit), als auch für den, der sich wahrsagen läßt (denn er hält den Wahrsager gleichsam für einen Gott und glaubt und traut seinem Worte, während er Gottes Weisheit verachtet). Wie sehr Gott diese Sünde verabscheut, und wie sehr sie den Menschen unglücklich macht, das läßt sich aus Beispielen in der heiligen Schrift und aus dem Leben nachweisen.

Fliehe die Wahrsagerei!

„Die Israeliten verließen alle Gebote des Herrn, ihres Gottes, und machten sich zwei gegossene Kälber und Haine, und beteten das ganze Heer des Himmels an und dienten dem Baal, und weihten ihre Söhne und Töchter durch's Feuer (dem Moloch), und gingen mit Wahrsagerei und Zeichendeuterei um, und gaben sich hin, Böses zu thun vor dem Herrn, so daß sie ihn reizten. Da ergrimmte der Herr und nahm sie hinweg von seinem Angesicht, und es blieb nichts übrig, als der Stamm Juda allein." (4. Kön. 17.)

Manasses, welcher mit seinem zwölften Jahre schon auf den Thron kam und fünfundzwanzig Jahre lang regierte, ergab sich ganz und gar der Abgötterei. Er gab Acht auf die Träume, ging auf den Vogelflug, trieb die schwarze Kunst, hatte Zauberer und Wahrsager bei sich und that viel Böses vor dem Herrn, so daß er ihn reizte. Ebenso verführte er auch Juda und die Bewohner von Jerusalem. Darum ließ Gott über sie kommen die Heeresfürsten des Königs der Assyrier; und sie nahmen Manasses gefangen und führten ihn mit Ketten und Banden gefesselt nach Babylon. (2. Chron. 33.)

Ebenso thöricht und Gott dem Herrn mißfällig handelte Ochozias, der König von Israel, welcher bei einem heidnischen Abgott wegen seiner Genesung von einem schweren Falle anfragen ließ, aber zur Strafe für seinen Ungehorsam gegen Gott, welcher alle Wahrsagerei auf das Strengste verboten hatte, auf die Ankündigung des Elias, des wahren und heiligen Propheten, an seiner Krankheit sterben mußte. (4. Kön. 1.)

Der betrogene Kaiser.

Der Kaiser Licinius erklärte sich, in der Hoffnung, alle Heiden für sich zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe desto sicherer Constantin den Großen zu besiegen, für den heidnischen Aberglauben. Er war umgeben von ägyptischen Wahrsagern, Traumauslegern und Zeichendeutern, und schöpfte Zuversicht aus deren Uebereinstimmung in schmeichelnden Verheißungen. Es kam zum Kampfe, und 34,000 seines Heeres blieben todt auf dem Schlachtfelde. Er selbst entfloh nur mit großer Noth, mußte sich bald dem Sieger ergeben, wurde nach Thrazien verwiesen, und da er auch dort noch an die Erfüllung der Versprechungen seiner trügerischen Wahrsager glaubte und deßhalb neue Unruhen anzettelte, so wurde er auf Befehl Constantins des Großen erdrosselt. (Euseb. de vita Const. M. lib. II. Nro. 4 — 5.)

Fr. Was für verschiedene Arten von Wahrsagerei gibt es?

Antw. Es gibt besonders folgende vier: 1) Sterndeuterei, 2) abergläubische Zeichendeuterei, 3) Traumdeuterei und 4) das Loosen oder das Glücksspiel.

1) Die Sterndeuterei.

Fr. Was versteht man unter der Sterndeuterei?

Antw. Sterndeuterei ist es, wenn man aus der Stellung der Gestirne zufällige Ereignisse, welche lediglich von dem freien Willen des Menschen abhängen, vorhersagen oder aus der Beschaffenheit der Gestirne künftige Schicksale voraussehen will.

Erläuterung. Man muß die Sterndeuterei gar wohl unterscheiden von der Sternkunde. Diese ist eine sehr nützliche Wissenschaft und beruht auf gewissen Gesetzen der Natur. Vermöge dieser Kenntniß läßt sich gar Manches vorhersagen, was nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur zutrifft, z. B. Sonnen- und Mondsfinsternisse, das Erscheinen eines Planeten oder Kometen, die Veränderung der Jahreszeiten, der Witterung, Kälte und Hitze. Es ist daher durchaus kein Aberglaube, wenn der Landmann bei seinem Anbau, und der Schiffer bei seiner Seefahrt sich nach dem Monde richtet, da der Mond wegen seiner nahen Berührung mit dem Dunstkreise der Erde einen wesentlichen Einfluß auf Regen und Trockenheit hat, und bei dem vollen und abnehmenden Monde die Gefahr auf dem Meere größer ist. — Sterndeuterei hingegen ist es, wenn man z. B. aus der Stellung oder Beschaffenheit der Gestirne voraussagen will, ob ein Mensch oder ein Tag glücklich oder unglücklich sein werde, welche Gemüthsart und Schicksale Kinder haben werden u. s. f.

Der heilige Johannes Damascenus,

ein gelehrter Astronom, spottet über den Wahn derjenigen, welche aus der Beschaffenheit der Gestirne künftige Schicksale voraussehen wollen. Die Heiden, sagte er, versichern, daß alle Weltbegebenheiten durch die ungleiche Beschaffenheit, den abwechselnden Schein und Einfluß der Sonne und des Mondes regiert werden; hierin besteht ihre Sterndeuterei. Wir Christen hingegen läugnen zwar nicht, daß Regen, sowie schönes Wetter, Kälte und Hitze, Feuchtigkeit, starke Winde und andere dergleichen Vorfälle durch die Gestirne können vorgedeutet werden; läugnen aber und glauben nicht, daß sie unsere Handlungen glücklich oder unglücklich machen, oder eine Gewalt über unsere freien Handlungen haben. „Fürchtet euch nicht, sagt Gott der Herr, vor den Zeichen des Himmels, vor denen sich die Heiden fürchten! Denn die Urtheile der Heiden sind eitel." (Jerem. 10, 2.)

Viele hielten Sonne, Mond und Sterne für Gottheiten und beteten sie an. Daraus entstand der Wahn: daß die Gestirne Einfluß auf das Glück der Menschen haben. Man schloß aus der Stellung der Gestirne: ob ein Mensch oder ein Tag glücklich oder unglücklich sein werde. Und da die Gestirne in jedem Monate eine besondere Stellung haben, so hielt man einen Monat vor dem andern für glücklich oder unglücklich, und kam auf den Einfall, aus den Geburtsmonaten den Gemüthszustand, die Schicksale der Kinder wahrzusagen. Dieser Aberglaube ging von den Heiden zu den Christen über, und kam so in die Kalender. Daher findet man allerlei Zeichen darin, welche eine gewisse Stellung der Sterne am Himmel und ihren Abstand von der Erde bedeuten. Die Sternseher haben, um dem Gedächtnisse nachzuhelfen, den ganzen Himmel eingetheilt, und zu dieser Eintheilung gewisse Zeichen gebraucht, als: den Stier, Krebs, Zwillinge und dergleichen. Einfältige Leute aber nehmen auch diese willkührlich gewählten Sternbilder, statt deren andere Völker andere Eintheilungen der Sterne haben, für bedeutungsvoll. So geht, nach ihnen, bei Jenem, der im Krebse geboren ist, Alles verkehrt; wer im Wassermann geboren ist, muß sich vor dem Ertrinken hüten. Auch die Aderlaßtafeln, worin behauptet wird, daß die Stellung der Gestirne in den Kopf, in den Fuß, in die Schulter, oder in das Knie des Menschen einen besondern Einfluß haben, sind nichts als ein plumper, heidnischer Aberglaube, der nur in einigen protestantischen Kalendern noch zu finden ist. Kaufet euch für solchen lieber einen ökonomischen Kalender, worin statt des Aberglaubens kluge Regeln für die Landwirthschaft gelehrt werden! (Krautheimer, II. Seite 258.)

Die falsche Rechnung.

Es gibt nichts Thörichteres, als wenn man einem Sterndeuter Glauben schenkt. — Als der griechische Kaiser Manuel Comnenes von der Krankheit, an welcher er starb, heftig angegriffen war, drang der Patriarch Theodosius in ihn, daß er, da es die Zeit noch zuließe, die Angelegenheiten seines Reiches und das, was seinen noch sehr jungen Sohn Alexius beträfe, in Richtigkeit bringen sollte. Manuel erwiderte, er wüßte gewiß, daß er noch vierzehn Jahre zu leben hätte. Er machte Rechnung auf die Aussage gewisser Sterndeuter, welche damals bei den Morgenländern in sehr hohem Ansehen standen und ihm nicht nur eine schnelle Genesung, sondern auch rühmliche Eroberungen zusagten. Als endlich das Uebel so sehr zunahm, daß alle seine Hoffnungen verschwinden mußten, da bereute er seine abergläubische Leichtgläubigkeit und gab auf Anrathen des Patriarchen die schriftliche Erklärung, daß er dieselbe verabscheue. Bald darauf starb er. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche, 12. Bd. Seite 169—170.)

2) Die abergläubische Zeichendeuterei.

Fr. Was ist abergläubische Zeichendeuterei?

Antw. Abergläubische Zeichendeuterei ist es, wenn man unbedachtsame Worte oder zufällige Begebenheiten auf ein künftiges Ereigniß, Glück oder Unglück deutet, oder auch, wenn man aus der Bewegung, aus dem Geschrei der Thiere, aus dem Niesen der Menschen u. dgl., etwas Verborgenes oder Zukünftiges erkennen will, was mit demselben in gar keinem Zusammenhange steht.

Erläuterung. Auch hier gibt es wieder eine erlaubte Zeichendeuterei, die nämlich auf den Gesetzen der Natur oder der Erfahrung beruht, z. B. wenn man aus der Ankunft oder Abreise der Zugvögel Regen, Kälte, heiteres Wetter u. s. f. muthmaßt. Hingegen ist es sündhaft, wenn die Zeichendeuterei in der oben angegebenen Weise erscheint. Wir wollen dieß durch nachfolgende Erzählung näher beleuchten.

Das abergläubische Mütterchen.

Die Thorheit der abergläubischen Zeichendeuterei finden wir im Leben häufiger, als man meinen sollte. — Sara, ein altes Mütterchen, lebte in stiller Zurückgezogenheit und verzehrte die kargen Bezüge ihrer Ausnahme in einem kleinen, ärmlichen Zimmerlein. So friedlebend und gutmüthig die Alte war, so strotzte sie hingegen, so zu sagen, vor lauter Aberglauben; die geringsten Dinge wußte sie auf Glück oder Unglück zu deuten. Wenn ihr auf dem Gange zur Kirche, die von ihrem Dörflein eine halbe Stunde entlegen war, ein Hase über den Weg lief, so hielt sie dieses für ein Zeichen eines nahen Unglücks. Tönte die Glocke wegen des darauf liegenden Schnees oder wegen Hemmung des Schwengels etwas dumpf, so glaubte sie, es müsse alsbald ein Vornehmer sterben, besonders von der Geistlichkeit. Wurde über einen Kranken das unwahre Gerücht ausgestreut, er sei gestorben, so freute sie sich höchlich darüber; denn sie hielt fest dafür, daß ihm dieß ein langes Leben bedeute. Dagegen gerieth sie in sichtbare Angst, wenn sie dreizehn Personen an einem Tische sitzen sah; denn sie glaubte, es müsse bald Eines davon sterben, weil nämlich Christus mit seinen Aposteln beim letzten Abendmahle dreizehn ausmachte und bald darauf starb. Fiel ihr ein Zahn auf der rechten Seite aus, so hieß es: „Ach! es stirbt bald ein naher Freund!“ Wenn Hunde heulten, wenn die Grille oder Nachteule sich hören ließ, da wurde sie ganz niedergeschlagen; denn sie hatte die Ansicht, daß dieß nichts Gutes bedeute, es müsse gar bald Jemand in der Nachbarschaft sterben; vernahm sie aber das Schreien einer Elster auf dem Hause eines Kranken, da war ihr dieses eine erfreuliche Anzeige von der baldigen Wiedergenesung des Kranken. Mit außerordentlicher Freude wurde ihr Herz erfüllt, als ein Storch sein Nest auf ihr Haus baute; „dieß bedeutet Glück!“ rief sie freudig aus. Aeußerst aufmerksam war sie darauf, wenn sie selbst oder ein Anderer niesen

mußte. Am Morgen kündigte es Unglück an; Mittags hatte es eine gute Vorbedeutung; wenn Eines öfter als dreimal nacheinander niesen mußte, da waren nach ihrer Meinung Briefe mit günstigen Nachrichten, Pakete mit Geldern u. s. f. zu hoffen. Klang ihr das linke Ohr, so war dieß ein Zeichen, daß andere Menschen böse von ihr reden; klang das rechte, so war's eine Andeutung, daß Andere Gutes von ihr sprechen. — Und was war die Folge von dieser abergläubischen Zeichendeuterei? Dieses, daß die arme Frau beständig in Angst und Sorge war, daß sie falschen Argwohn gegen Unschuldige schöpfte und sich selbst quälte. Denn wenn sie irgendwo zum Essen geladen war, erschien sie nicht, aus Furcht, es möchten Dreizehn zu Tische sitzen; klangen ihr die Ohren, so stellte sie an sich im Stillen die Frage: „Ei! wer wird doch jetzt so sehr über mich losziehen?" u. s. f. — Dieß ist der Lohn des Aberglaubens; er macht menschenscheu, flößt Erbitterung ein und stört die Gemüthsruhe. Wahrsagerei, sowie Zeichendeutungen sind eitle, verderbliche Dinge.

3) Die Traumdeuterei.

Fr. Was hat man unter der Traumdeuterei zu verstehen?

Antw. Traumdeuterei ist es, wenn man gehabten Träumen glaubt oder Träume auf Glück oder Unglück deutet und auslegt.

Erläuterung. Gott läßt uns allerdings oft durch Träume vor Gefahren warnen, gibt uns dadurch heilsame Erinnerungen und Winke zum Guten, wie wir dieß aus der Geschichte des ägyptischen Joseph (1. Mos. 37, 5.), des heiligen Nährvaters Jesu Christi (Matth. 2, 13.), ferner aus den Träumen des Königs Nabuchodonosor und Baltassar (Dan. 2, 1. — 4, 2.) wissen. Solche Träume, gleichsam Fingerzeige Gottes, zu beobachten, ist nicht mehr als billig. Allein die meisten Träume sind nur natürliche Folgen und Erzeugnisse unserer Phantasie; meistens träumen wir von dem, was am Tage oder Abends einen besondern Eindruck auf uns gemacht hat. Da kann es nun allerdings der Fall sein, daß hier und da das Geträumte in Erfüllung geht; es kann uns, z. B. träumen, wir seien gefallen, und wir können zufälliger Weise bald darauf wirklich fallen. Allein deßhalb allen Träumen Glauben schenken und sie als Vorbedeutungen von künftigen Dingen ansehen zu wollen, das wäre ebenso thöricht als sündhaft. Darum schreibt schon der weise Sirach: „Unweise Leute täuschen sich selbst mit thörichten, eitlen Hoffnungen. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen. Träume haben eben so wenig Wesentliches, als das Bild im Spiegel." (Ekkli. 34, 1—3.) Und der Herr spricht: „Ihr sollet auf die Träume nicht Acht haben!" (3. Mos. 19, 26.) „Auf die Träume achten ist ein Gräuel vor Gott." (5. Mos. 18, 10. 12.)

Der unglückliche Traum.

Wie verderblich und sündhaft die Traumdeuterei sei, haben besonders und gar oft schon Jene erfahren, welche von Träumen verleitet ihr Geld und Gut in die Lotterie setzten. — Einer Frau träumte, daß sie mit der Zahl 77 ein großes Loos in der Lotterie gewinnen würde; sie setzte so lange fort, bis sie ihr ganzes Vermögen verspielt hatte und vor Kummer starb. (Krautheimer, II. Thl. S. 261.)

Das Lotterieloos.

Hans, ein armer Schuhflicker, war ehrlich und gutmüthig, zugleich aber auch leichtgläubig und ein wenig träge; Grete, seine Frau, war ihrem Manne ähnlich. Da sie keine Kinder hatten, so brachte sie die Langweile auf allerlei thörichte Einfälle. Einst, als die letzte Ziehung der großen Lotterie herannahte, träumte Hans, daß er, wenn er Nummer 777 nähme, das große Loos gewinnen würde. Am andern Morgen erzählte er seiner Frau den Traum, welchen er gehabt hatte. Da dieselbe beistimmte, so ging er hin und nahm, um ein Loos kaufen zu können, bei seinem Nachbar auf ihr Häuschen das dazu erforderliche Geld zu leihen. Tag und Nacht dachten nun Mann und Frau an den Gewinn und an den Gebrauch, den sie davon machen wollten. Endlich kam der verhängnißvolle Tag. Hans stand in aller Frühe auf, legte seine beßten Kleider an, rief dann seine Frau und sagte mit wichtiger Miene: „Grete! ich werde

jetzt zum Rathhause hingehen, wo die Lotterie gezogen wird. Stelle du Alles im Hause zurecht und gib Acht, ob ich in einer Sänfte zurückkomme! Sobald du dieses siehst, so zerschlage nur Alles im ganzen Hause und wirf, was du ergreifen kannst, — ja! wirf das ganze Haus zum Fenster hinaus!" Grete trug Alles sorgfältig zusammen: alte und neue Tassen, große und kleine Gläser, Töpfe und Schüsseln, und wartete nun mit ängstlicher Neugier. Plötzlich entstand ein Lärm auf der Straße. Ein großer Volkshaufen um eine Sänfte drängte sich auf ihr Haus zu. „Er hat's!" rief sie, schlug Alles in Stücke, selbst die Fenster. Dann lief sie hastig an die Thüre und rief freudenvoll: „Hab' ich's so recht gemacht, liebes Hänschen?!" — Sie blickte in die Sänfte; Hans saß darin, leichenblaß und seufzte: „Ja, Grete! ich bringe — eine Niete!" (einen Zettel ohne Zahl und Werth.) — So geht's Allen, die sich auf ihre thörichten Träume verlassen!

4) Das Loosen oder Glücksspiel.

Fr. Was versteht man unter Loosen?

Antw. Unter Loosen versteht man hier die rathenden und wahrsagenden Loose, welche verborgene oder zukünftige Dinge verkünden sollen.

Erläuterung. Man unterscheidet theilende, rathende und wahrsagende Loose. Die theilenden sind allerdings erlaubt; denn sie nützen gar oft bei Theilungen von Erbschaften und schlichten viele Streitigkeiten. Darum steht geschrieben: „Das Loos stillt die Widersprüche und entscheidet auch unter den Mächtigen." (Sprüchw. 18, 18.) Die rathenden hingegen sind meistens eine Versuchung Gottes, und die wahrsagenden sind durchaus abergläubisch, daher unerlaubt und sündhaft; z. B.: wenn Einer aus dem Falle und den Augen der Würfel, oder aus der Zusammenfügung der Karten (Kartenschlagen) voraussagen will, ob Einer bei einem Unternehmen im Ehestande u. s. f. glücklich oder unglücklich sein wird.

Texte ad II.: Die Wahrsagerei.

a) Aus der heil. Schrift. „Ein Mann oder Weib, in denen ein Pythons- oder Wahrsagergeist wäre, sollen des Todes sterben! Steinigen soll man sie; ihr Blut sei auf ihnen!" (3. Mos. 20, 27.) „Ihr sollet nicht wahrsagen, noch auf Träume achten!" (Ebend. 19, 26. Vergl. ebend. 20, 6.) „Es soll unter dir, Israel! Keiner gefunden werden, der seinen Sohn oder seine Tochter durch's Feuer gehen läßt (d. h. dem Moloch opfert), oder die Wahrsager fragt und auf Träume und Vorbedeutungen achtet, oder ein Zauberer, noch ein Beschwörer, .. noch Einer, der die Wahrheit von den Todten erfragt! Denn dieß Alles verabscheut der Herr, und um dieser Laster willen wird er sie vertilgen bei deinem Einzuge." (5. Mos. 18, 10 — 12.) „Wenn sie also zu euch sagen: »Fraget die Zauberer und Wahrsager, die bei ihren Zaubersprüchen so viel Wesens machen,« so sprechet: »Soll nicht das Volk seinen Gott fragen, soll es die Todten anstatt der Lebendigen fragen?«" (Isai. 8, 19.) „So spricht der Herr, dein Erlöser und dein Bildner vom Mutterleibe an: »Ich bin der Herr, der Alles wirkt, die Himmel ausspannt allein, die Erde befestigt und Keiner mit mir, — der die Zeichen der Wahrsager vernichtet, tollsinnig macht die Zauberer, die Weisen verkehrt, und ihre Einsicht zur Thorheit macht.«" (Ebend. 44, 24 — 25. Vgl. ebend. 47, 13 ff.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wie magst du doch den Wahrsagern Glauben schenken? Sie wissen das Ihrige nicht; wie sollten sie denn Fremdes kennen und wissen? Sie wissen nicht, was ihnen bevorsteht; wie können sie Andern die Zukunft verkünden? Es ist lächerlich, so etwas zu glauben, weil, wenn sie es könnten, sie gewiß es für sich voraussehen würden." (S. Ambros. Lib. 4. hexam. cap. 4.) „Welche Thorheit! Man schlachtet das Vieh, damit es, das lebend nichts gewußt hatte, nun getödtet weissage." (S. Chrysol. serm. 5.) „Ein Vogel, der die ihm selbst drohende Gefahr nicht kennt, soll dir die Zukunft deuten?!" (S. Basil. Magn. ad Isai. 2, 6.)

XI. Christliche Lehre.

Von der Zauberei und dem eitlen Gebrauche.

I. Von der Zauberei.

Fr. Was ist die Zauberei?

Antw. Die Zauberei ist ein Aberglaube, vermöge dessen man durch Anrufung und Hilfe des Teufels oder durch Geisterbeschwörung Schätze finden, oder andere wunderbare Dinge auswirken will, oder auch dem Menschen, dem Viehe u. s. f. Schaden zufügt.

Erläuterung. Bei der Zauberei wird der Satan entweder ausdrücklich oder heimlich angerufen; man gebraucht nämlich dabei solche Mittel, die weder von der Natur, noch von Gott, noch von der Kirche die Kraft haben, Solches zu wirken. Diese Sünde der Zauberei ist jene Sünde, durch die sich besonders der Antichrist bemerkbar machen wird, „dessen Ankunft geschehen wird unter Satans Wirkung mit allerlei (täuschender) Kraft, mit Zeichen und falschen Wundern, und mit allerlei Verführung zur Bosheit für die, welche verloren gehen.“ (2. Theff. 2, 9. 10.) Gott selbst verbietet mit allem Nachdrucke diese Sünde, indem er sagt: „Wer sich zu den Zauberern wendet und sich mit ihnen verunreinigt, den will ich in meinem Zorne anschauen und mitten aus seinem Volke vertilgen.“ (3. Mos. 20, 10.) Indeß muß man sich wohl hüten, die sogenannten Taschenspieler und Gaukler für Zauberer zu halten; diesen stehen gewisse natürliche Kunstgriffe zu Gebote, die sie durch beständige Uebung und durch Geschwindigkeit auf eine überraschende, unerklärbare Weise zu handhaben wissen. Geschwindigkeit aber ist keine Hexerei. Ebenso irrig wäre es, wenn man Männer, welche durch eifriges Studium der Natur und ihrer Gesetze Dinge herausbringen und vor der Welt zeigen, die an's Unerklärbare und Fabelhafte gränzen, der Zauberei beschuldigen wollte. — Auch sind gemeine Leute gar gerne geneigt, in jeder etwas wunderbaren Erscheinung sogleich eine Hexerei zu erblicken; z. B. wenn die Kühe blaue oder rothe Milch geben. Und doch rührt dieß oft von den natürlichsten Dingen her. Die Kühe geben aus ganz natürlichen Ursachen eine blaue Milch, wenn sie nämlich auf Weiden getrieben werden, wo Schwämme wachsen oder wo es viele junge Tannensprossen gibt; rothe Milch hingegen, wenn sie gewisse Kräuter, z. B. Biberkraut, Küchenschelle oder die farnartige Rebendolde fressen. Da ist also von einer Hexerei keine Rede. Daß es jedoch an bösen Menschen nicht fehlt, die bei Schatzgräbereien und Krankheiten sich die Dummheit Anderer zu Nutzen machen und als Zauberer auftreten, das lehrt uns die Geschichte. Wie thöricht ist es, solchen gewissenlosen Menschen Glauben zu schenken, die nichts wissen und können, als nur betrügen und sich bereichern vom Gelde derer, die sich betrügen lassen!

Der Zauberer und die betrogenen Schatzgräber.

Zu Provins gab es im Jahre 1804 einen berüchtigten Wahrsager, Namens Lemoine, den seine verschmitzte und geschwätzige Frau vorzüglich unterstützte. Sie versprachen mittels Geld und einiger Ceremonien einen Schatz finden zu lehren. Man fing damit an, vom Lehrlinge zwanzig Francs zu fordern. Dann übergab man ihm ein Buch, das von einem Geiste müßte unterzeichnet werden. Ein Geist erscheine aber, wie sie vorgaben, nicht ohne gewisse Bedingungen. Die erste Bedingung hierzu, die sie setzten, war nun, daß man rein sei, faste, zu Ehren des heiligen Geistes Messen lesen lasse. Eine zweite: daß man sich eine junge Ziege verschaffe, sie mit einem scharfen Messer schlachte, ihr die Haut mit den Haaren abziehe, ein Feld damit umspanne, den Rest des Opfers verbrenne und die Asche gegen Osten in den Wind werfe. Eine dritte: daß man aus zwei Zweigen von einem Baume, der zu diesem Zwecke während der Nacht bei dem Lichte mehrerer von einer Jungfrau aus Provins gemachten Kerzen gewählt worden sei, eine Wünschelruthe fertige. Nach diesen Vorbereitungen, sagten sie, könne man sich dem Geiste mit voller Sicherheit darstellen; er müsse erscheinen, das Buch unterzeichnen und ihm die Kraft mittheilen, Schätze anzuzeigen. — Ein einfältiger Mann, Namens Suseau, eben so arm an Verstand als an Geld, ließ sich durch die Versprechungen Lemoine's und seiner Frau verführen; er gab hundertunddreizehn Francs für die Ziege, das scharfe Messer, die Messen, die Kerzen und die Wünschelruthe, und fastete acht Tage lang, den Kopf voll schöner

Hoffnungen. Man bestimmt den Tag zur Unterzeichnung des Buches. Suseau verfehlt nicht, sich auch hierzu einzufinden, wartet aber vergebens auf den Wahrsager. Dieser erscheint nicht. Suseau will ihn zu Hause suchen, der Bösewicht war auf dem Lande. Nun sah er ein, daß man ihn zum Beßten hatte, und daß Lemoine ein Betrüger sei. Er erhebt Klage; das Polizeigericht verhört die Parteien. Frau Lemoine vertheidigt sich herzhaft; aber ihre Beredsamkeit hindert nicht, daß sie zu zwei Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt wird. Ihr Mann wurde zu derselben Strafe und zur Rückgabe der hundertunddreizehn Francs verurtheilt. Die Geschichte des Lemoine und des Suseau ist die aller Zauberer und Schatzgräber, und aller derjenigen, die bei ihnen Hilfe suchen; ja! mit Recht darf ich sagen: „Ein Zauberer ist ein Betrüger, und wer ihn um Rath fragt, ist ein Narr." (Guillois.)

Der Schwarzkünstler.

In dem Dorfe Croisiers, nicht weit von der Stadt Troyes in Champagne, war eine Bauersfrau seit langer Zeit krank. Alle gebrauchten Mittel wollten nicht anschlagen. Gevattersleute und Nachbarn waren der Meinung, der guten Frau sei etwas angethan, und man müsse, um sie von der Hexerei zu befreien, den „klugen Mann" (einen in jener Gegend sehr bekannten Zauberer) um Rath fragen. Eine Meile davon, im Dorfe Tirmont, wohnte dieser Mann, mit Namen Galicien, der in seiner Kunst, die Geister zu bannen, sehr berühmt war. Sobald der Mann die Umstände hörte, äußerte er: „Wie könnet ihr noch an der Bezauberung zweifeln? Ich komme, und ihr sollet Wunder sehen!" Er kam, und schloß sich mit dem Bauer, der kranken Frau, ihrem Schwiegersohn und einer ihrer Töchter ein. Um den Teufel zu hindern, daß er nicht durch eine Oeffnung hereinkommen und die Operation fruchtlos machen könnte, stopfte der Schwarzkünstler den Schornstein, die Fenster, die Thüren, kurz, jedes Luftloch sorgfältig zu. Hierauf feuerte er Kohlen an, und legte das Herz eines Ochsen darauf, das mit Nägeln, die man gekauft hatte, ohne darauf zu handeln, durchstochen war. Daß dieses geschehen sei, hat man von einer zweiten Tochter des Bauers, die mit ihrem Manne bei dieser Operation zugegen war, aber sich alsbald wieder heim begab, nachher erfahren. Als diese nun ihren Mann am Sonntag Morgens nicht zurückkehren sah, fing sie an, besorgt zu werden, und ging nach ihres Vaters Hause. Sie klopfte verschiedene Male vergeblich an, rief endlich einen Schlosser, und ließ die Thüre öffnen. Welcher Anblick! Es kam ihnen sogleich ein dicker Dampf entgegen, der einen abscheulichen Geruch hatte, und sie beide zurückwarf. Als sie zu sich selbst kamen, sahen sie, daß alle Personen, die bei der Entzauberung gegenwärtig gewesen waren, vom Kohlendampfe erstickt waren. Der Schwarzkünstler lag am nächsten an der Thür; und obschon er soviel verstand, daß er den Teufel bannen konnte, so wußte er doch sein eigenes Schicksal nicht, und beförderte durch Verstopfung aller Zuglöcher seinen Tod. Die Andern lagen da und dort zerstreut auf dem Boden. Die arme Frau fiel selbst ohnmächtig zu Boden. Vermuthlich hatte sie zu viel von der mephitischen Luft eingeathmet.

Weit gefehlt, daß man in dem Dorfe hätte glauben sollen, die Leute wären am Kohlendampfe erstickt; man glaubte vielmehr steif und fest, daß der Teufel ihnen sammt und sonders den Hals umgedreht habe, weil der Schwarzkünstler seine Sache entweder nicht gehörig verstanden habe, oder die Zeit seines Bundes zu Ende gewesen sei. (Wagnitz, Moral in Beispielen.)

Augenscheinlicher und deutlicher läßt sich die Thorheit und Verderblichkeit der Zauberei nicht mehr darstellen. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe und verachte mit Abscheu dieses gottlose Laster.

Die Zauberin zu Endor.

Auch in der heiligen Schrift wird uns ein Beispiel erzählt, aus dem wir ersehen, wie sehr Gott, dem Herrn, es mißfällt, wenn man zur Zauberei seine

Zuflucht nimmt. — **Saul**, welcher von Gott verlassen und von seinem Volke gehaßt war, wußte, als er mit den Philistern in einen schweren Krieg verwickelt wurde, sich nicht zu helfen. Wer hätte glauben sollen, daß Saul, der sonst so viel Verstand zeigte, so abergläubisch würde, zu einem alten Weibe, das man für eine Zauberin hielt, zu gehen; und, anstatt bei Gott Hilfe zu suchen, sich Rathes zu holen — bei einem solchen Geschöpfe? — Und doch geschah es! — Aus Angst begab er sich zu einem alten Weibe zu Endor, das im Rufe stand, es wisse geheime Zauberkünste, und befahl ihm, den Samuel aus dem Reiche der Todten zu rufen, um von ihm zu vernehmen, wie die Schlacht, die er vorhätte, ablaufen würde. — Als die Zauberin im Begriff war, ihn mit ihrem Blendwerke zu täuschen, ward sie von Schrecken ergriffen, weil (was ihre Zauberkraft nicht zu bewirken vermochte) Gott wirklich dem Saul durch den Samuel das schreckliche Strafgericht, das er sich durch seine Gottlosigkeit zuzog, ankünden ließ, nämlich: daß die Schlacht unglücklich ablaufen, und Saul mit seinen Söhnen umkommen werde. Saul gerieth durch diese Antwort Samuels in Schrecken, weil ihm von daher, wo er Trost suchte, das Unglücklichste vorgesagt wurde. —

Sehet, meine Lieben! wer auf den Allmächtigen kein Vertrauen setzt, der nimmt vergeblich zum Aberglauben seine Zuflucht. Die unglückliche Stunde kam; Saul führte seine Armee gegen die Philister an; die Israeliten wurden geschlagen; er selbst kam so in's Gedränge, daß er keinen Weg, zu entfliehen, sah, ohne Hilfe von den Seinen, ohne Hoffnung auf Gott. Drei seiner Söhne sah er schon durch die Waffen der Feinde umkommen. Voll Verzweiflung gab er sich Mühe, sich selbst zu entleiben; da er aber einen von seinen Leuten erblickte, gab er ihm Befehl, ihn mit seiner Lanze zu durchbohren. Als jedoch dieser es nicht thun wollte, ermordete er sich selbst mit seinem eigenen Schwerte. So traurig ist das Ende der Menschen, die den Herrn verlassen!

Elymas, der bestrafte Zauberer.

Auch in der Apostelgeschichte wird uns ein Beispiel erzählt über die Strafe, die nicht selten der Zauberei auf dem Fuße folgt. Zu den Zeiten der Apostel lebte ein gewisser Elymas, der allerlei Zauberkünste trieb und sich dem Christenthume mit besonderer Bosheit widersetzte. Da heftete nun der heil. **Paulus**, erfüllt vom Geiste Gottes, seinen Blick auf ihn und sprach: „O du, voll jeglichen Truges und jeglicher Arglist, Kind des Teufels, und Feind aller Gerechtigkeit! hörst du nicht auf, die geraden Wege des Herrn zu verkehren? Und nun, siehe! die Hand des Herrn ist wider dich; du wirst blind sein, und die Sonne nicht sehen eine Zeit lang! Und sogleich fiel Dunkel und Finsterniß auf ihn, und umhergehend suchte er, wer ihm die Hand reiche.“ (Apostelgesch. 13, 8 — 12.)

Texte ad I.: Von der Zauberei.

a) Aus der heil. Schrift. „Die Zauberer sollst du nicht leben lassen!“ (2. Mos. 22, 18.) „Ihr sollet euch nicht zu den Zauberern wenden, . . . um von ihnen nicht verunreinigt zu werden! Ich bin der Herr, euer Gott.“ (3. Mos. 19, 31.) „Und die Seele, die sich wendet zu den Zauberern und Wahrsagern, . . . gegen dieselbe will ich mein Angesicht setzen und sie ausrotten aus der Mitte ihres Volkes.“ (Ebend. 20, 6. Vgl. Apostelgesch. 8, 9 — 14. und 19, 13 — 17.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Das ist des Satans Erfindung, das des Teufels Arglist, daß er den Tag verhüllt und unter dem Honig tödtliches Gift reicht. Da er weiß, daß er durch Arglist dich nicht gewinnen kann, so hat er den Weg eingeschlagen zu Amuletten und Weiberpossen. Das Kreuz wird verachtet, Zauberschriften werden ihm vorgezogen; Christus wird verstoßen und eine betrunkene und possentreibende Alte wird herbeigerufen; unser Geheimniß wird mit Füßen getreten, und der Trug des Teufels triumphirt.“ (S. Chrysost. Hom. 8. in epist. ad Col.) „Das Schlimmste bei der Zauberei ist oft dieses, daß man sich zu entschuldigen glaubt, wenn man sagt, die Zauberin sei ja eine Christin und spreche nichts Anderes, als den Namen Gottes aus. Eben deßwegen hasse und verabscheue ich sie, daß sie den Namen Gottes mißbraucht und entheiligt, daß sie sich eine Christin nennt, und die Werke der Heiden thut.“ (Idem Hom. 21. ad popul. nunc Cateches. 2. ad illuminandos.)

II. Von dem eitlen Gebrauche.

Fr. Was ist der eitle Gebrauch?

Antw. Eitler Gebrauch ist es, wenn man eitle Mittel zu irgend einem Zwecke anwendet, z. B. um Krankheiten bei Menschen oder Vieh zu heilen, oder um gewisse Kenntnisse, Künste oder Wissenschaften zu erlangen.

Erläuterung. Der eitle Gebrauch, den man sonst auch noch die eitle Ahnung, die eitle Acht oder Anmerkung nennt, ist sonach ein Aberglaube, vermöge dessen man sich von gewissen Dingen, von eiteln Mitteln Wirkungen verspricht, wozu kein vernünftiger Grund berechtigt, da sie weder von Gott, noch von der Kirche, noch von der Natur dazu bestimmt sind. Diese Sünde wird häufig begangen 1) bei Krankenheilungen, wo man allerlei Worte und Gebete spricht, wo man, mit dem Rücken auf etwas hingewendet, bei einer bestimmten Anzahl gelber Kerzen, mit verschlossenen Augen sich mit der linken Hand bekreuzt u. s. f., und von solchen abergläubischen, eitlen Dingen die Gesundheit hofft. Sie wird ganz besonders häufig begangen durch die sogenannten Sympathiestücke. Durch eitle Acht versündigt man sich auch, 2) wenn man gewisse Gebete, Speisen oder Getränke gebraucht, um eine gewisse Kenntniß, Kunst oder Wissenschaft ohne alle Bemühung zu erlangen. Zu dieser Art Aberglauben verleitete die Schlange unsere Stammeltern, da sie ihnen vorspiegelte, sie würden Gott gleich werden, wenn sie von der verbotenen Frucht genießen würden. — Die Größe dieser Sünde ist daraus ersichtlich, weil derjenige, welcher nach eitler Beobachtung eines Zufalls seine Handlungen einrichtet, sein Vertrauen nicht auf Gott, sondern auf eitle Dinge setzt, wie die Galater gethan, die sich zu den schwachen und dürftigen Elementen wendeten, anstatt zu Gott. (Gal. 4, 9.)

Der Wunderdoktor.

In nachfolgender Charakterschilderung sind die meisten Fälle zusammengefaßt, durch welche man sich der Sünde der eitlen Acht schuldig machen kann. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte an der böhmischen Gränze ein Mann, seines Geschäftes und Standes ein Hirte, der die eitle Beobachtung im hohen Grade trieb und dadurch bei abergläubischen Menschen solche Berühmtheit erlangte, daß man ihn weithin unter dem Namen „Wunderdoktor" kannte. Er wußte aber auch für jede erdenkliche Krankheit sogleich ein Mittel; durch komische Zeichen, unbekannte Namen, eitle, lächerliche Gebräuche, Figuren, Zahlen und Buchstaben kurirte und heilte er, daß es eine Freude war. Am Vorabende des heil. Johannes des Täufers sammelte er gewisse Kräuter, die unfehlbar für bestimmte Krankheiten helfen mußten. Auch heilige Dinge benützte er zu seinen Wunderkuren. Gewisse Gebete, Sprüche aus der heil. Schrift, Zettel, worauf heilige Worte geschrieben standen, geweihte Kräuter, geweihtes Wasser u. s. f., bildeten nicht selten seine ganze Apotheke. Den Fieberkranken gab er ein Stück Papier, worauf einige unverständliche Worte standen; sie mußten dasselbe um den Hals hängen. Und damit das Fieber nicht wiederkehre, so gab er ihnen ein Fiebersäckchen, welches man mit der linken Hand rückwärts über den Kopf in ein fließendes Wasser werfen mußte. Kopfschmerzen heilte er dadurch, daß er den Kopf des Kranken mit einem Faden abmaß und dann den Faden durchschnitt, um die Krankheit zu vertreiben. Leuten mit Sommerflecken gab er den Rath, am Ostersamstage beim erstmaligen Läuten der Glocken mit frischem Brunnenwasser sich zu waschen; ausgerissene Zähne ließ er rückwärts hinwegwerfen, damit wieder ein neuer Zahn nachwachse u. s. f., Dreikönigszettel, geistliche Schlösser, goldene Vaterunser und andere Werke der Finsterniß wurden in Menge ausgetheilt. — Aber nicht nur die Krankheiten der Menschen wußte er zu heilen; er war auch ein viel und weit berühmter Vieharzt. Klagten Leute darüber, daß ihre Kühe zu wenig Milch gaben, so hieß er sie die Kühe durch einen Reif melken; und so hatte er für jede Krankheit beim Viehe sein bestimmtes geweihtes oder ungeweihtes Mittel. — Mancher Tag galt ihm als Unglückstag. Besonders sah er als solchen an — den Freitag. An diesem Tage vermied er Alles; er unternahm weder eine Kur, noch einen Besuch bei einem seiner Patienten. — Ueberdieß verstand er es auch, den Spielern Glück zu verschaffen. Er gab ihnen

ein vierblätteriges Kleeblatt oder ertheilte ihnen den Rath, vom Nachbar den Daumen halten zu lassen; und durch ein geheimes Mittel konnte er sich und Andere, wie er vorgab, sogar kugelfest machen. — O wie Viele ließen sich von diesem Betrüger bethören, bis ihm die Behörden endlich sein boshaftes Handwerk legten! Ist es aber nicht auch die größte Thorheit, wenn ein Christ, wenn ein vernünftiger Mensch zu solchen Quacksalbern und Fieberdoktoren seine Zuflucht nimmt, anstatt bei Gott und einem verständigen Arzte Hilfe zu suchen? Die heilige Schrift sagt nicht umsonst (Sir. 38, 1 — 4.): „Ehre den Arzt um der Noth willen! Denn der Allerhöchste hat ihn erschaffen. Alle Arznei ist ja von Gott. . . . Die Kunst erhebt den Arzt zu Ehren, und von den Großen wird er gepriesen. Der Allerhöchste schuf die Arzneien aus der Erde, und der weise Mann hat keinen Abscheu davor.“

Die Strafpredigt des heiligen Chrysostomus.

Schon zur Zeit des heiligen Chrysostomus war die Sünde der eitlen Acht ein vielfach herrschendes Uebel; darum erhob er mächtig seine Stimme dagegen und hielt dieser lasterhaften Thorheit eine ernste Strafrede. Wir geben sie in Folgendem mit seinen eigenen Worten: „Soll ich euch etwas sagen von einer lasterhaften Thorheit und Lächerlichkeit, die unter euch so oft stattfindet? Niemand wolle mich der Unbescheidenheit beschuldigen, wenn ich davon spreche! Denn wer Unrath wegfegen will, darf kein Bedenken tragen, seine Hände zu beschmutzen. Und was ist denn dieß Lächerliche? Dem Anscheine nach ist es nichts — und darum eben seufze ich; im Grunde aber ist es das Zeichen der äußersten Thorheit und des höchsten Wahnsinnes. Die Ammen und Wärterinen nehmen Koth im Bade und streichen denselben mit den Fingern dem Kinde auf die Stirne. Und fragt man sie: „Wozu der Koth und der Lehm?“ so antworten sie: „Das hält das böse Auge und die Zauberei und allen Neid ab.“ Ei! sehet doch die Kraft und die Macht des Kothes und des Lehmes! Der jagt das ganze Heer des Teufels in die Flucht! Verhüllet ihr nicht vor Scham euer Angesicht? Sehet ihr nicht endlich einmal die Fallstricke des Teufels, — wie er vom frühesten Alter an allmählig seine argen Künste verbreitet? Wenn der Koth eine solche Kraft hat, warum bestreichest du nicht selber deine Stirne, da du im männlichen Alter bist und mehr Neider hast, als das Kind? Warum bestreichest du nicht den ganzen Leib mit Koth? Wenn er auf der Stirne schon so viele Wirkung thut, warum beschmierest du dich nicht von oben bis unten damit? Das ist ein lächerliches und teuflisches Gaukelwerk, welches die Betrogenen nicht nur dem Gespötte, sondern auch der Hölle preisgibt. Daß die Heiden dergleichen thun, ist nicht zu verwundern; daß aber ein so schändlicher Gebrauch bei den Verehrern des Kreuzes herrscht, die an den unaussprechlichen Geheimnissen Theil nehmen und eine so erhabene Weisheit gelernt haben, das ist höchst beweinenswerth. Gott hat dich einer geistigen Salbung gewürdigt; und du beschmutzest das Kindlein mit Koth! Gott hat dich großer Ehre gewürdigt; und du entehrst dich selber! Das Kreuz, diesen unüberwindlichen Schirm, solltest du auf deine Stirne zeichnen; und du verschmähest dasselbe, und verfällst auf jenes unsinnige Teufelszeug!“ (S. Chrysost. hom. 12. in 1. epist. ad Cor.)

Um die Thorheit und Verderblichkeit dieser Sünde der eitlen Acht auch aus dem Leben zu zeigen, folgen hier einige warnende und belehrende Beispiele, die alle auf Wahrheit beruhen.

Der herbeigeführte Blutsturz.

Ich habe, erzählt ein katholischer Religionslehrer, einen Jüngling gekannt, der lange Zeit an der Auszehrung litt. Er wendete lange vergebens verschiedene Arzneimittel an. — Auf Anrathen einer abergläubischen Person nahm er einen Löffel voll Blut aus seinem eigenen Leibe, und goß es in ein Loch, welches er in einen Eschenbaum gebohrt hatte, und mit einem Brettchen vernagelte. —

Der Jüngling erholte sich wieder, was ohne abergläubischen Gebrauch sicher auch geschehen wäre. Er erfreute sich über das erfundene Mittel, starb aber nach drei Jahren plötzlich am Blutsturze. Ein Glück noch für seine Seele, wenn er seinen Aberglauben bereut hat! Ich will lieber mit Gott sterben, sagte ein heiliger Mann, ohne einen solchen Arzt, als ohne Gott leben durch Teufels Arznei. (Vgl. Handb. zum Katechism. für die k. k. österr. Staaten.)

Die tödtliche Arznei.

Ein Vater hatte einen einzigen Sohn, der die Schwindsucht und das Blutbrechen bekam. Es war nur erst der Anfang. Durch ordentliche Mittel und eine mäßige Lebensart hätte er noch immer gerettet werden können. Es kam aber ein Marktschreier in diese Gegend, der für Alles helfen konnte. Der Vater trat vor die Bude, und ließ sich ein Packet zuwerfen. Es war eines der stärksten Brech- und Purgirmittel. Der Sohn nahm es ein. Was erfolgte? Er erbrach sich so stark, daß die schon geschwächten Gefäße der Lunge völlig zerrissen. Er bekam den Blutsturz, und in ein paar Stunden war er todt.

Traue keinem Quacksalber!

In Podebuls, einem Dorfe an der Elster, im Thüringischen, wurde nach Ostern 1787 eine Frau von ihrem eigenen toll gewordenen Hunde gebissen. Sie suchte nicht bei einem ordentlichen Arzte Hilfe, sondern bei einem Schuster in einem altenburgischen Dorfe. Dieser gab der Frau einen beschriebenen Zettel auf Butterbrod zu essen. Verständige Leute riethen ihr, zu einem Arzte zu gehen; aber sie that es nicht; und schon triumphirte der Aberglaube über die gesunde Vernunft, da 18 Wochen vergingen, ohne daß sich die geringste Wirkung vom Hundsgifte äußerte. Allein dieses Gift wirkt bei manchen Menschen früher, bei manchen später. Auf einmal verfiel nun die Frau in Raserei und starb unter den entsetzlichsten Schmerzen. Das ist das traurige Ende aller Derer, welche sich an Quacksalber wenden.

Der Berliner Doktor.

So waren auch seit einiger Zeit die Unwissenden und Abergläubischen unter den Einwohnern Berlins das Spiel eines sogenannten Wunderdoktors. Er hieß Mathes, war vierundvierzig Jahre alt, und ehemals Schäferknecht, lernte nachher die spanische Wollbereitung, und — jetzt gab er sich mit der schweren Kunst ab, kranke Menschen zu kuriren. Das Aeußere dieses Menschen verrieth vollkommen einen Erzheuchler und schlauen Bösewicht. Da er nun in der Arzneikunst auch nicht die geringsten Kenntnisse besaß, so suchte er, wie alle Quacksalber, sich durch Großprahlereien Anhang zu verschaffen. Daher wußte er ein ganzes Register von Bucklichten, Lahmen, Krüppeln, ja gar von Besessenen zu nennen, die er auf eine wundervolle Art entweder durch sein Gebet oder durch einen ausgesprochenen Befehl, oder durch's bloße Anrühren des Patienten kurirt habe; ja! der Nichtswürdige behauptete sogar, was er nicht kuriren könne, das könne kein Mensch kuriren. Von diesem Menschenmörder ließen sich nun manche Einfältige hintergehen; denn sie dachten, daß er, weil er sehr viel von der Kraft des Gebetes sprach, der Religion eine sehr große medizinische Wirkung zuschrieb und eine heilige Miene annahm, ein frommer Mann sein müsse. Unter Mehreren bekam er auch eine schwindsüchtige Frau in die Kur. Sein ganzes Mittel bestand darin, daß er der Patientin alle Haare vom Kopfe schnitt, und zu Asche verbrannte, die er ihr hernach in Milch eingab. Allein die arme Frau ward wahnsinnig, und mußte in's Hospital gebracht werden, wo sie nach acht Wochen starb. Trotz der heiligen Miene, die dieser Kerl zu machen wußte, ließ er sich seine tödtliche Kunst sehr theuer bezahlen; und die List, wodurch er sich bezahlt machte, war eben so abscheulich als seine Kunst. Denn dem, der ihn nicht bezahlen wollte, erzählte er, daß alle kurirten Patienten, die ihm das Geld vorenthielten, zur Strafe andere Krankheiten bekämen. Man brachte nun diesen

schlauen Betrüger an einen Ort, wo er der Welt doch einigen Nutzen bringen, wenigstens keine Schwindsüchtigen mehr wahnsinnig machen und tödten konnte — in's Zuchthaus. (Dr. Wagnitz.)

Der Wunderzettel.

Lohner erzählt in seinem Predigerlexikon (Instructissima Bibliotheca manualis. Tom. III. pag. 272.): „Eine alte Frau, die voll Aberglauben steckte, ging einmal einen Studirenden an, ihr einen Zettel abzuschreiben, der den krassesten Unsinn enthielt, und dessen Gebrauch gegen Augenleiden helfen sollte. Der Studirende, das Unsinnige und Abergläubische in der ganzen Geschichte erkennend, schrieb allerdings einen Zettel, aber wessen Inhalts? „Diabolus tibi oculos eruat et foramina limo repleat!" Und was heißt das zu deutsch? Höre und staune! Es heißt: „Der Teufel reiße dir die Augen aus und fülle deine Augenhöhlen mit Koth!" Unbekannt mit dem Inhalte, nahm die alte Frau den Zettel und trug ihn voll Verehrung am Halse. Und wirklich verlor sich in wenigen Tagen das Augenleiden. Wie erstaunte sie aber, als ihr der Student die Worte verdeutschte?! — Wer muß nicht den Unsinn dieses Aberglaubens erkennen und verabscheuen? Es mag tausendmal der Fall sein, daß Leute, die solche eitle Mittel anwenden, wieder gesund werden; allein haben sie es den einfältigen Zetteln und Fiebersäckchen zuzuschreiben? Gewiß so wenig, als die ebenerwähnte Frau ihre Heilung dem allerdings sehr boshaft geschriebenen Wunderzettel zuschreiben konnte. Die Hilfe kommt stets nur von Oben. — Die Alte schämte sich ihrer Leichtgläubigkeit und benützte nie mehr ähnliche Mittel.

Texte ad II.: Von dem eitlen Gebrauche.

a) Aus der heil. Schrift. Dieser Sünde machten sich die Galater schuldig; darum schreibt der Apostel an sie: „Da ihr Gott kennet, . . . wie kehret ihr wieder zu den schwachen und dürftigen Kindheitslehren zurück? Ihr beobachtet Tage und Monate und Zeiten und Jahre." (Gal. 4, 9 — 10.) David betet: „Du hassest, die auf eitle, nichtige Dinge vergeblich halten; ich aber habe auf den Herrn gehofft." (Ps. 30, 7.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Der heil. Chrysostomus warnt uns vor solchen Leuten, die eitle Acht treiben. Er schreibt: „Sage, daß wir darum Christen heißen und sind, damit wir Christo gehorchen, nicht aber zu seinen Feinden übergehen sollen! Macht er aber einige Einwendungen und sagt zu dir: Sie verheißen, mich gesund zu machen, und deßwegen gehe ich zu ihnen, so entdecke ihre Betrügereien, ihre Zaubereien, ihre eitlen, unerlaubten Künste! Denn auf diese Weise heilen sie, sie heilen nicht wirklich; das sei ferne! Ja! ich will noch mehr sagen: Wenn sie auch wirklich heilten, so wäre es doch besser, zu sterben, als zu den Feinden Gottes zu gehen und auf diese Weise seine Gesundheit wieder zu erlangen. Denn was hilft es, wenn der Leib erhalten wird, und die Seele verloren geht?" (S. Chrysost. Orat. 8. contra Judaeos.) Ueberhaupt ist von allen diesen Teufelskünsten weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten; die Teufel haben nur soviel Gewalt über uns, als es Gott zuläßt. Darum schreibt der heil. Augustin: „Wenn die bösen Geister es nicht wagten, in Schweine zu fahren, bis sie dazu von Gott Erlaubniß erhalten hatten, wer wird so ungläubig sein, anzunehmen, jene könnten gute Christen beschädigen, wenn nicht Gott es ihnen besonders erlaubte?" (S. Aug. Lib. de genes. ad lit. C. 17.)

XII. Christliche Lehre.

Noch einige andere Versündigungen gegen das erste Gebot.

Fr. Wodurch kann man sich noch weiter gegen das erste Gebot versündigen?

Antw. 1) Dadurch, daß man Gott entweder unordentlich dient, oder 2) ihm die schuldige Ehre raubt.

I. Von dem unordentlichen Gottesdienste.

Fr. Wie dient man Gott dem Herrn unordentlich?

Antw. Wenn man ihm einen Dienst wider seinen Willen und den Gebrauch der Kirche

erzeigen will, d. h. entweder falsche oder überflüssige Andächteleien liebt und übt.

Erläuterung. Es gibt viele Menschen, die auf falsche und überflüssige Andächteleien mehr halten, als auf wahre innere Andacht, — die überall gleich Wunder finden, allerlei Gebete beten, die weder kirchlich noch geistreich sind; Menschen, die da glauben, daß sie nicht verdammt werden können, wenn sie alle Tage ein gewisses Gebet verrichten, oder wenn sie sechs heilige Messen lesen lassen, mag auch im Uebrigen ihr Lebenswandel noch so schlecht sein; Menschen, die da glauben, durch Hilfe des Weihwassers sich gegen alle Angriffe des bösen Feindes sichern zu können, dabei aber das sündhafte Wohlgefallen im Herzen mit Freuden nähren; Menschen, die heilige Sachen tragen und sich dadurch unfehlbar gegen jedes Unglück geschützt wähnen, u. s. f. Daß dieß ein sträflicher Aberglaube sei, geht aus dem hervor, weil man nicht auf Gott, sondern auf Sachen vertraut, und bei diesem falschen Vertrauen nicht selten in Sünden und Lastern fortlebt.

Die Räuber in Italien.

So nützlich und heilsam es ist, wenn man im Geiste und nach dem Sinne der katholischen Kirche geweihte Sachen bei sich trägt, z. B. geweihte Kreuze, Medaillen, Amulette u. dgl., um durch den Anblick derselben zum Gottvertrauen angeeifert zu werden oder durch die Fürbitte der darauf vorgestellten Heiligen in Noth und Gefahr, wenn es Gott will, Hilfe zu erlangen, so sündhaft ist es hingegen auch, wenn man auf diese Sachen ein allzugroßes Vertrauen setzt und davon sogar Hilfe bei gottlosen Unternehmungen erwartet. Einen solchen gottlosen Gottesdienst, wenn ich so sagen soll, treibt eine gewisse Art von ruchlosen Räubern in Italien. Diese tragen Muttergottes- und Heiligenbilder bei sich und verehren gar andächtig unsere liebe Frau, auf daß ihnen durch ihre Hilfe doch ein reicher Wanderer begegnen möge, den sie umbringen könnten. Und ist ihnen dieß gelungen, so bedanken sie sich bei der Heiligen; wo nicht, so zerreißen sie die Bilder oder zerschlagen sie, weil sie ihnen nicht verhilflich waren. Ebenso muß sie das Heiligenbild auch aus jeder Gefahr herausreißen; und wehe ihm, wenn der Erfolg dem Wunsche nicht entspricht! — Kann der Herr an einem solchen Gottesdienste ein Wohlgefallen haben?

Der wohlverdiente Tadel.

Zur Zeit des ehrwürdigen Peter von Cluny war es ein gewöhnlicher Brauch, daß man sich mit Weihwasser besprengte, um von den Anfechtungen und Verfolgungen des bösen Feindes frei zu sein, ohne daß man jedoch bei diesem Ceremoniel an Gott dachte, oder sich selbst in seinem Innern zu reinigen suchte. Hiergegen erklärt sich nun jener ehrwürdige Lehrer tadelnd also: „Man darf sich nicht darüber wundern, daß der böse Geist durch die Besprengung mit geweihtem Wasser nicht verjagt wird; man bedenke, daß, wenn das Uebel im Innern sitzt, äußerlich angewandte Salben nichts bewirken können!“ (Petr. Clun. Lib. 1. de miraculis sui temporis, cap. 6.)

Eine ähnliche Sprache führte ein anderer frommer Lehrer gegen diejenigen, welche, wie es ehemals Sitte war, das heilige Evangelium bei sich um den Hals trugen, ohne jedoch nach den Vorschriften des Evangeliums zu leben. Er sprach: „Wird nicht jeden Tag das Evangelium in der Kirche gelesen und von den Leuten gehört? Wenn nun die in das Ohr gelegten Evangelien nichts nützen, wie werden sie den Menschen retten können, wenn er sie um den Hals hängt? Wo ist denn die Kraft des Evangeliums? in den Zügen der Buchstaben, oder im Verständnisse des Sinnes? Wenn in jenen, so thust du wohl daran, daß du sie um den Hals hängst; wenn in diesem, so nützt es dir mehr, wenn du dasselbe im Herzen, als um den Hals hast.“ (Auctor operis imperfecti in Matth. hom. 33.)

Ebendieses gilt bei allen andern geweihten Dingen, die man bei sich trägt, und deren man sich sonstwie bedient; sie werden nichts helfen, wenn man dabei nicht auf Gott vertraut und auf die Kraft des Gebetes, welches die Kirche Gottes durch ihre Diener darüber bei den mannigfaltigen Weihen und Segnungen beten läßt.

II. Von der Beraubung der göttlichen Ehre.

Fr. Wie entzieht man Gott und heiligen Dingen die schuldige Ehre?

Antw. Gott entzieht man sie durch die Versuchung Gottes; heiligen Dingen aber durch Gottesraub oder durch Simonie.

a) Versuchung Gottes.

Fr. Was heißt Gott versuchen?

Antw. Gott versuchen heißt, etwas reden oder thun, wodurch man ohne rechtmäßige Ursache verlangt, daß Gott den Beweis von einer seiner Vollkommenheiten gebe, indem man irgend ein Wunder begehrt, um zu sehen, ob Gott allwissend, allmächtig, barmherzig ꝛc. sei.

Erläuterung. Heilige Männer, z. B. Elias, Judith und die Apostel haben zur Bekehrung ungläubiger Völker aus Antrieb des heiligen Geistes allerdings hier und da von Gott Wunder verlangt, um den Ungläubigen Gottes Allmacht, Allwissenheit ꝛc. zu zeigen und sie um so leichter für den wahren Glauben zu gewinnen; allein sie thaten es aus einer rechtmäßigen Ursache und zur Ehre Gottes. Würde man es aber ohne Noth thun, so hieße dieß Gott böswillig auf die Probe stellen, und ein solches Unterfangen wäre höchst sündhaft und Gott dem Herrn äußerst mißfällig.

Die Versuchung Gottes oder die Herausforderung.

Der Minorit Hugarius hat folgendes gar warnendes Beispiel für alle diejenigen erzählt, welche ihren Gott und Herrn durch die Sünde der Versuchung beleidigen. — Es lebte nämlich zu seiner Zeit ein junger Spanier von adeliger und glänzender Herkunft, der ganze Tage und Nächte bei den Würfeln zu sitzen gewohnt war und nicht selten Geld und Gut dieser seiner Spielsucht zum Opfer brachte. Als er einmal eben wieder seiner Leidenschaft diente und ungeheure Summen verlor, nahm er im Stillen seine Zuflucht zu Gott und bat um Hilfe, auf daß er durch Gewinnste das Verlorne wieder hereinbringen könne. Allein Gott erhörte das Flehen des Spielers nicht; und so kam es, daß der Unglückliche zuletzt sich gezwungen sah, auch die Kleider noch zu verpfänden, die er am Leibe trug. — Welche Gefühle mochten da sein Herz bestürmen! Er fühlte es mit tiefem Unwillen, daß ihn Gott auf sein Rufen nicht erhörte. Voll Erbitterung hierüber — rüstete er sich frühmorgens mit Harnisch, Helm und Speer, bestieg das Pferd, das ihm die Gläubiger noch nicht weggeführt hatten, und ritt an einen freien Platz. Zum Himmel blickend rief der Frevler empor: „Wohlan denn, du höchster Herr im Himmel droben! beweise mir nun, daß du wirklich bist, da du gestern mein Flehen und Rufen nicht vernahmst! Zeige mir deine Allmacht und sende mir einen Gegner zu, der es mit mir im Kampfe aufnimmt, und rette so deine Ehre!" Der Bösewicht sprach diese furchtbare Versuchung Gottes aus, und noch hatte er kaum seinen gotteslästerlichen Mund geschlossen, als sich schon ein streitbares Wesen zeigte. Eine Horniß oder Wespe schlüpfte durch eine Oeffnung seines Helmes und verwundete mit dem scharfen Stachel die Stirne des jungen Ritters so schmerzlich, daß er voll Grimm und Ungeduld den Helm herabriß und zu Boden warf. Der Feind gewann dadurch einen noch freieren Spielraum für seinen Angriff, so daß dem Gequälten keine andere Wahl übrig blieb, als sich vom Pferde herabzuschwingen und sein Angesicht in den lockern Sand zu drücken. Doch das hartnäckige Thier, kaum von da vertrieben, warf sich dem Jüngling auf das Hinterhaupt und den Nacken, und verursachte ihm so grausame Qualen, daß der gedemüthigte Held ausrufen mußte: „Wahrlich, ich erkenne es, es ist ein Gott im Himmel, dessen Allmacht alle irdischen Mächte übersteigt, und dessen Arm den Bösewicht züchtigt und straft." — Es steht nicht umsonst geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!" (Matth. 4.)

Uebrigens wird diese Sünde nicht immer auf eine so boshafte und ausdrückliche Weise begangen, wie es in dieser Erzählung dargestellt ist; Gott wird auch häufig auf heimliche Weise versucht, wenn man z. B. bei einer gefährlichen

Krankheit keine Arznei nimmt und von Gott allein alle Hilfe erwartet, oder wenn man sich ohne Noth oder Nutzen in eine augenscheinliche Gefahr begibt, aus der man ohne Wunder nicht gerettet werden kann, indem man dabei auf Gottes Beistand rechnet.

b) Gottesraub oder Sakrilegium.

Fr. Was versteht man unter Gottesraub oder Sakrilegium?

Antw. Eine Verunehrung Gott geheiligter Sachen, Personen oder Orte, z. B. wenn man ein heiliges Sakrament unwürdig empfängt, einen Geistlichen mißhandelt, Kirchen oder heilige Gefäße entheiligt u. s. f.

Erläuterung. 1) Das Sakrilegium kann nach dieser Erklärung verübt werden erstens an einer heiligen oder Gott geweihten Sache, und zwar vor Allem an den heiligen Sakramenten, wenn man sie ungiltig oder unwürdig ausspendet und empfängt, oder auch, wenn man ohne Nothwendigkeit und Erlaubniß das heilige Altarssakrament berührt. Man kann ein Sakrilegium begehen an der heiligen Schrift, wenn man sie zu unehrbaren Scherzen mißbraucht, — an heiligen Gefäßen, Meßgewändern, Altären, Bildern Christi und der Heiligen, an Reliquien und andern geweihten Dingen, — nicht minder, wenn man kirchliche Geräthschaften, Güter und anderes Eigenthum der Kirche hinwegnimmt. Wer eine dieser Sünden begeht, stürzt sich selbst in's Verderben; denn so steht geschrieben: „Wer Gott geheiligte Dinge verschlingt, der bereitet sich selbst den Untergang.“

Die kräftige Antwort des heil. Ambrosius.

An den heil. Erzbischof Ambrosius wurde von den Hofleuten des Kaisers das Ansinnen gestellt, er solle doch dem Kaiser in seiner Bedrängniß dadurch beistehen, daß er ihm einige sehr kostspielige Kirchengefäße ausliefere, da ja dieß ohnehin ein todter Schatz sei. Da antwortete aber der große Kirchenfürst in seiner gewohnten kräftigen und muthvollen Sprache: „Wenn etwas von dem Meinigen gefordert würde, mein Landgut oder mein Haus, mein Gold oder mein Silber, so wollte ich es gerne geben, weil ich ein Recht darauf habe; dem Tempel des Herrn aber kann und werde ich ewig nichts rauben, noch je etwas von dem weggeben, was ich zum Bewachen, nicht zum Weggeben empfangen habe. Eben dadurch bin ich auch zugleich für das Wohl unsers Kaisers besorgt; denn es wäre weder mir zuträglich, das Geforderte zu geben, noch ihm, dasselbe zu empfangen.“ — Mit dieser kräftigen Antwort und derben Lektion mußten sich die Gesandten wieder entfernen. So erzählt der heilige Ambrosius selbst. (Serm. de basilicis, post epist. 21. alias 32 et 13.)

Zugleich finden wir auch in der heiligen Schrift und im Leben Beispiele, die uns die Strafen des Gottesraubes auf die lebhafteste Weise schildern.

Die unbekannte Schrift an der Wand.

König Baltassar gab seinen tausend Großen ein großes Mahl, und befahl, hierzu die goldenen und silbernen Gefäße zu bringen, welche sein Vater Nabuchodonosor aus dem Tempel zu Jerusalem abgeführt hatte. Der Gottesräuber that groß mit diesem gestohlenen Kirchengute; und Alles trank aus diesen heiligen Gefäßen bis zur Berauschung. Aber sogleich folgte auf dieses Sakrilegium des Königs die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit. Plötzlich ließen sich an der Oberfläche der Wand des königlichen Saales Finger sehen, gleich einer schreibenden Menschenhand. Und der König sah die Finger — da entstellte sich des Königs Angesicht und seine Gedanken erschreckten ihn, so daß seine Kniee aneinander schlugen. Man berief sogleich alle Weisen und Zeichendeuter; allein sie konnten die Schrift an der Wand nicht lesen, noch ihre Bedeutung dem Könige anzeigen. Endlich ward Daniel gerufen und er las die Schrift und deutete ihren Sinn; indem er sprach: „König! du erhobst dich wider den Herrn des Himmels und ließest seines Hauses Gefäße vor dich bringen; und du, deine Gewaltigen, deine Weiber und deine Kebsweiber tranken Wein daraus; deine silbernen, goldenen und ehernen Götter, die weder sehen, noch hören, noch fühlen, priesest du; aber Gott, der deinen Odem und alle deine Wege in seiner

Hand hat, verherrlichtest du nicht. Darum wurden von ihm die Finger der Hand gesandt, die dieses schrieb, was da verzeichnet steht und also lautet: Mane, Thekel, Phares. Und die Deutung der Worte ist diese: Mane: Gezählt — hat Gott dein Reich und macht ihm ein Ende. Thekel: Gewogen — wardst du auf der Wage und zu leicht erfunden. Phares: Getheilt — wird dein Reich und den Medern und Persern gegeben." — Und richtig traf ein, was Daniel verkündete. In derselben Nacht noch ward Baltassar, der König der Chaldäer, ermordet, und Darius, der Meder, bekam das Königreich. (Dan. 5.)

Der bestrafte Tempelraub.

Seleukus, König von Syrien, hatte von den reichen Tempelschätzen zu Jerusalem Kunde erhalten; die Kriege, in die er fortwährend verwickelt war, erheischten große Summen; deßhalb gab er seinem Schatzmeister Heliodorus den Befehl, nach Jerusalem zu gehen und daselbst die reichen Schätze zu holen. In ganz Jerusalem herrschte auf die Nachricht hiervon die tiefste Bestürzung; man bat um Schonung, man flehte zum Himmel; Alles vergebens. Heliodorus kam mit seinen Trabanten und vollzog seines Königs Befehl. Als er aber an dem Orte des Schatzes angelangt war, da zeigte sich der Geist des allmächtigen Gottes auf eine augenfällige Weise, so daß Alle, die ihm zu gehorchen wagten, durch Gottes Macht zu Boden fielen und vor Schrecken außer sich kamen. Denn es erschien ihnen ein mit dem schönsten Schmucke bedecktes Pferd sammt einem fürchterlichen Reiter; dieses stürzte heftig auf Heliodorus; der Reiter aber schien goldene Waffen zu haben. Noch zwei andere Jünglinge erschienen in herrlicher Kraft, schönstem Glanze, vorzüglichstem Anzuge; diese standen um ihn und geißelten ihn, jeder auf seiner Seite, und schlugen ihn unaufhörlich mit vielen Streichen. Heliodorus aber fiel plötzlich zur Erde; und da ihn dichtes Dunkel umfloß, setzte man ihn eilends in eine Sänfte, und trug ihn schnell fort. Und so trug man den, der mit großem Gefolge und Trabanten zur vorbenannten Schatzkammer gekommen war, fort, ohne daß ihm Jemand Hilfe leistete; und man erkannte offenbar die Macht Gottes. Er lag nun durch göttliche Kraft sprachlos da, aller Hoffnung der Genesung beraubt." (2. Makkab. 3.) — So züchtigt der Herr den Gottesräuber! — Wir haben es auch in unserer Zeit gesehen, welchen geringen oder vielmehr schlechten Segen das eingezogene Kirchengut dem Lande gebracht hat.

Bestrafter Frevel.

Die Sarazenen stürmten einst in eine Kirche auf der Insel Cypern. Einer aus ihnen fragte, indem er auf ein heiliges Bildniß hinsah: „Wozu dient diese Figur?" „Sie nützt dem, der dasjenige verehrt, was das Bild vorstellt, — schadet aber dem, der es verachtet," antwortete ein anwesender Christ. — „Wohlan! ich reiße der Figur ein Auge aus," sagte der Frevelnde, „und will sehen, was sie mir Uebels zufügen kann." Wirklich nahm er eine Lanze und stach ihr in das rechte Auge. Allein plötzlich kam ihm auch sein rechtes Auge zum Kopfe heraus, fiel auf die Erde, und ein heftiges Fieber ergriff den Unglücklichen. (Erzählung aus dem Kirchenrath von Nicäa.)

Der rächende Arm Gottes.

Der heil. Franz von Sales erzählt, daß zur Zeit, wo die französischen Truppen an den Gränzen von Savoyen in einem Dorfe, Namens Cost, waren, einige calvinische Soldaten an einem Freitage in eine Kirche gingen, um da Fleisch zu essen. Ihre katholischen Kameraden stellten ihnen vor, daß sie ein großes Aergerniß gäben, und daß ihr Vorgesetzter solche Ausschweifungen nicht dulden werde. Allein die Calviner spotteten über die Katholiken, und sagten, es sehe sie ja Niemand. Alsdann wandten sie sich zu einem Kruzifix-Bilde und sagten: „Wirst du uns wohl bei unserm Hauptmanne anklagen? Nimm dich in Acht, ihm etwas zu sagen!" Sie warfen dann Steine darnach und stießen gräu-

liche Gotteslästerungen aus. Bald aber fühlten sie augenfällig den rächenden Arm Gottes. Augenblicklich geriethen sie in Raserei, stürzten über einander her, um sich einander zu zerfetzen. Der Eine von ihnen wurde getödtet, und die Andern wurden auf die Rhone eingeschifft und nach Lyon gebracht, um von ihrer Wuth dort geheilt zu werden.

Strafe des Gottesraubes.

Der Kaiser Leo IV. hatte aus der Hauptkirche zu Constantinopel eine goldene, mit Diamanten besetzte Krone, die der Kaiser Heraklius diesem Gotteshause verehrt hatte, wegnehmen lassen. Als er diese geheiligte Krone auf sein Haupt setzte, wurde dasselbe mit ansteckenden Blattern und Pestbeulen bedeckt, die ihn nach drei Tagen wegrafften. (Theophon. Annal. graec. ad ann. 780.)

Erläuterung. 2) Gottesraub wird zweitens auch an Gott geweihten Personen begangen, wenn man z. B. einen Geistlichen schlägt, verspeit, beschimpft, gegen ihn ungerechte Prozesse, Klagen und Verfolgungen erregt. Gott selbst spricht: „Rühret meine Gesalbten nicht an!“ (1. Chron. 16, 22.) Sünden gegen die Reinigkeit mit einer gottgeweihten Person tragen ganz besonders den Charakter eines Sakrilegiums an sich.

Der Tod des Frevlers.

Ein gewisser Balacius, Unterstatthalter des der arianischen Irrlehre ergebenen Kaisers Constantius in Aegypten, ließ katholische Bischöfe in Bande und Eisen schlagen, Gott geweihte Jungfrauen und Einsiedler unmenschlich und schamlos behandeln. Der heil. Antonius, der Patriarch der Wüste, schrieb an ihn, daß die göttliche Rache schon im Begriffe stehe, über sein gottloses Haupt loszubrechen, wenn er nicht aufhören wolle, die Diener Jesu Christi zu verfolgen. Der Gottlose brach in ein helles Gelächter aus, als er diesen Brief las, warf ihn zur Erde und spie darauf, ohne alle Rücksicht auf seinen eigenen Rang und auf seine Würde. Alsdann trug er dem Ueberbringer des Briefes auf, dem Heiligen zu sagen, er würde, weil ihm die Klöster sehr am Herzen lägen, selbst kommen, ihn zu besuchen. Fünf Tage waren noch nicht verflossen, als die göttliche Rache sich schon zeigte. Balacius befand sich zu Pferde, an der Seite des Statthalters von Aegypten. Die zwei Pferde fingen an miteinander zu spielen. Plötzlich sprang das Roß des Statthalters auf den Balacius los, biß ihn in die Schenkel und zerfleischte sie mit außerordentlicher Wuth. Mit Mühe wurde er von dem wüthenden Thiere losgerissen und nach Hause gebracht, wo er den dritten Tag darauf starb. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche. 3. Bd. S. 25.)

Constantinus Copronymus.

Der Kaiser Constantinus Copronymus, ein Feind der Verehrung der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien, verfolgte vorzüglich die Mönche, welche sich für den orthodoxen Glauben standhaft erklärten. Er ließ die Klöster in Kasernen, Magazine, ja sogar in Ställe verwandeln, und die Mönche foltern. Unter andern Martern ließ er ihnen die Bärte mit Oel und zerronnenem Wachs bestreichen und anzünden, wodurch er ihnen ihre Köpfe und Gesichter verbrannte. Er ließ auch die Bücher der heiligen Väter sammt allen Reliquien in's Feuer werfen. So vollendete er das Maß seiner Laster. Er war mit den Bulgaren in einen unglücklichen Krieg verflochten, als er seine Schenkel plötzlich von brandigen Blattern und Pestbeulen durchfressen sah, und dabei ein Fieber mit so eindringenden Schmerzen empfand, daß er darüber den Verstand verlor. Doch blieb ihm dabei soviel übrig, als nöthig war, um sich die Nähe des göttlichen Gerichtes in voller Verzweiflung vorstellen zu können. Er starb im Jahre 775. Vor seinem Tode schien es ihm, als ob er lebendig gebraten würde, und er fühlte schon die Höllenflammen zur Strafe der Beschimpfung, die er sich nicht gescheut hatte, Gott dem Herrn und seinen Heiligen anzuthun. — Der Kaiser Michael III. ließ die Gebeine des Copronymus wieder ausgraben, von der heiligen Stätte hinwegnehmen und auf dem zur Beerdigung hingerichteter Verbrecher bestimmten Platze öffentlich verbrennen. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche. 22. Bd. S. 221.)

Erläuterung. 3) Endlich kann man den Gottesraub auch an einem geheiligten Orte begehen — durch Entweihung einer Kirche, Kapelle, eines Altars, Gottesackers; dieß geschieht durch Einbruch, Beraubung, Anzündung, Unzucht, Aufruhr, Vergießung menschlichen Blutes, — durch Begräbniß eines Ungetauften oder Excommunicirten, durch Handelschaft u. s. f.; denn „Heiligkeit geziemt dem Hause Gottes". (Ps. 92, 5.)

Biblische Beispiele.

Wie sehr Gott der Herr auch diese Art von Sakrilegium verabscheue, läßt sich aus vielen schrecklichen Beispielen entnehmen, die uns in der heiligen Schrift erzählt werden. 50,000 Bethsamiter kamen um, weil sie frevelhafte Blicke auf das Heiligthum warfen. Auf die Söhne Aarons ließ Gott Feuer fallen, weil sie unheiliges Feuer auf den Altar legten. Oza fiel todt nieder, weil er der Arche des Herrn die Ehrfurcht nicht erwies, die das Gesetz vorschrieb. Manasses ward seines Reiches beraubt, als Gefangener nach Babel geschleppt, weil er Gottes Heiligthum durch Götzendienst schändete. Der König Joas ward mit dem Aussatze bestraft, weil er Gottes Heiligthum freventlich betrat. — Wenn nun Gott die Entheiligung im alten Bunde so fürchterlich bestrafte, wird nicht ein um so schrecklicheres Strafgericht die Gottesschänder im neuen Bunde treffen, je heiliger die Gegenstände im neuen vor dem alten Bunde sind? „Wer den Tempel Gottes entheiligt, den wird Gott vertilgen," sagt mit Recht der heilige Paulus. (1. Kor. 3, 17.) — Ward nicht der sonst so sanftmüthige und geduldige Heiland von heiligem Eifer und Zorn ergriffen, als er die Tempelschänder, die Käufer und Verkäufer im Tempel zu Jerusalem erblickte? Er nahm Peitschen und trieb sie hinaus mit dem ernsten, derben Verweise: „Das Haus meines Vaters ist ein Bethaus; ihr aber habet eine Räuberhöhle daraus gemacht!" O! wie vielen Christen, die im Tempel Gottes Muthwillen treiben, gilt eben diese Mahnung des Herrn!

Die Tempelschänder und ihre Strafe.

Im Jahre 912 wurde Deutschland von den wilden, noch heidnischen Ungarn verwüstet. In Bremen tödteten sie unzählige Einwohner, legten einige in Fessel, mordeten die Priester vor den Altären, und ließen besonders ihre heidnische Wuth an den Tempeln Gottes und an den darin befindlichen Bildern, Statuen, Gefäßen und Ornaten aus; sie trieben ihr boshaftes Spiel mit dem heiligen Kreuze und mit Allem, was zum Gottesdienste gehörte; tanzten und sprangen, jubelten und triumphirten an heiliger Stätte mit einer Ausgelassenheit, die ihnen selbst an den gemeinsten Belustigungsplätzen keine Ehre gemacht hätte. Wenn sie dann im Innern des Tempels Alles geraubt und geplündert, und das, was sie nicht mit sich fortschleppen konnten, mit lachendem Herzen zerstört hatten, zündeten sie die Kirchen an und freuten sich an dem Anblicke eines solchen Feuermeeres. Mitten unter ihrem Jubel ereilte sie aber Gottes Strafgericht. Es erhob sich nämlich plötzlich ein furchtbarer Sturmwind, welcher die flammenden Brände aus den angezündeten Kirchen auf das Lager der Ungarn hinüberführte und in kurzer Zeit nicht nur die gemachte Beute, sondern auch gar viele von den Feinden selbst als Opfer forderte. Durch ihr eigenes Verbrechen wurden diese Tempelschänder gestraft. Viele verbrannten, Andere gingen im Flusse zu Grunde, in den sie sich stürzten, um sich vor den Flammen zu retten. — „Heiligkeit geziemt dem Hause des Herrn!"

c) Simonie.

Fr. Was ist die Simonie?

Antw. Simonie ist es, wenn man geistliche Sachen, Aemter u. dgl. um Geld oder Geldeswerth kauft oder verkauft, wie Simon der Zauberer thun wollte. (Apostelgesch. 8.)

Erläuterung. Man kann die Sünde der Simonie auf allerlei Weise begehen, z. B. wenn man heilige Reliquien verkauft oder kauft, wenn man seinem Beichtvater Geschenke bringt, in der Absicht, die Lossprechung leichter zu erhalten, und wenn dieser sie in solcher Absicht

annimmt; wenn man denjenigen, der eine geistliche Stelle zu vergeben, oder der bei deren Vergebung, sei es auch nur durch Empfehlung, irgend einen Einfluß hat, durch Geschenke für sich gewinnt und dieser dieselben in gleicher Absicht annimmt. — Diese Sünde ist unter den schwersten Strafen, sogar unter dem Bannfluche, von der Kirche verboten! Sie führt ihren Namen von Simon dem Zauberer, von dem in der Apostelgeschichte Folgendes erzählt wird:

Simon der Zauberer.

Als dieser gottlose Zauberer sah, daß durch Auflegung der Hände der Apostel der heilige Geist verliehen werde, bot er ihnen Geld an und sprach: „Gebet auch mir diese Gewalt, daß Jeder, dem ich die Hände auflege, den heiligen Geist empfange!" Petrus aber sprach zu ihm: „Dein Geld sei mit dir zum Verderben, weil du meintest, die Gabe Gottes zu bekommen für Geld! Du hast keinen Antheil noch Erbe an dieser Lehre; denn dein Herz ist nicht aufrichtig vor Gott. Darum thue Buße über diese deine Bosheit, und bitte Gott, daß dir etwa dieser Anschlag deines Herzens vergeben werde! Denn ich sehe dich voll bitterer Galle, und von (den Banden) der Ungerechtigkeit umstrickt." (Apostelgesch. 8, 18—24.)

Mit Recht sagt der heil. Petrus Damianus: „Simon verlor den heiligen Geist, während er ihn kaufen wollte." (Opusc. 19, 6.)

Der unglückliche Käufer.

Ein Einwohner von Muri im Kanton Aargau in der Schweiz, mit Namen Strubel, hatte eben bei einer öffentlichen Versteigerung Gegenstände gekauft, welche den aufgehobenen Klöstern angehörten, und fragte lachend seine umstehenden Mitkäufer: „Ich möchte gern wissen, welchen aus uns (Käufern des Klostergutes) der T— wohl zuerst packen wird!" Damit wollte er spotten mit der Lehre der katholischen Religion, wornach die Käufer eines ungerecht erworbenen Gutes an der Ungerechtigkeit Theil nehmen und sich darum gleichfalls der Sünde schuldig machen, welche um so größer ist, wenn das ungerechte Gut der Kirche oder den Armen gehörte. — Dieser elende Witz wurde natürlich für den Augenblick mit Freuden aufgenommen; aber nach 3 Tagen war Strubel eine Leiche, indem er plötzlich vom Schlage gerührt ohne alle heiligen Sakramente gestorben ist. (Aehrenlese.)

Texte zu noch einigen andern Versündigungen gegen das erste Gebot: Versuchung Gottes, Gottesraub, Simonie.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Versuchung Gottes. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!" (5. Mos. 6, 16. Vgl. Matth. 4, 7.) „Jene finden den Herrn, die ihn nicht versuchen, und Jenen offenbart er sich, die an ihn glauben." (Weish. 1, 2.) „Da Jesus die Schalkheit der Pharisäer kannte, sprach er: Ihr Heuchler! was versuchet ihr mich?" (Matth. 22, 18.) „Lasset uns Christum nicht versuchen, gleichwie Einige ihn versuchten, und durch die Schlangen umkamen!" (1. Kor. 10, 9. Vgl. 4. Mos. 21, 4—6.) Die Strafe für solche Versuchungen Gottes finden wir besonders in der Geschichte von Ananias und Saphira. (Apostelgesch. 5, 9. 10.) 2) Gottesraub. „Verderben ist's dem Menschen, die Heiligen zu verschlingen," d. h. sie zu verfolgen, zu berauben. (Sprüche Salom. 20, 25.) „Weil du mein Heiligthum verunreinigt hast, Jerusalem! so will auch ich dich zerbrechen; mein Auge wird nicht schonen, und ich will mich nicht erbarmen. Der dritte Theil von dir soll an der Pest sterben, und durch Hunger aufgerieben werden in deiner Mitte! Der dritte Theil von dir soll durch's Schwert fallen rings um dich her, und den dritten Theil von dir will ich in alle Winde zerstreuen, und das Schwert hinter ihnen herziehen." (Ezech. 5, 11—12.) „Wenn Jemand den Tempel Gottes entheiligt, so wird ihn Gott zu Grunde richten; denn der Tempel Gottes ist heilig." (1. Kor. 3, 17.) 3) Simonie. Beispiele hierzu finden wir in der heiligen Schrift: 1. Makkab. 7, 5. 2. Makkab. 4, 7—10. und 4, 23—25. Apostelgesch. 8, 9—21.

b) Aus den heil. Vätern u. a. — Gottesraub. „Wer diese Sünde begeht, der ist um so leichter zu jeder anderen fähig. Denn wie kann sich derjenige im Menschlichen zähmen, der das Göttliche verletzt hat? und wie kann der den Menschen gut sein, der Gott beleidigt hat?" (S. Ambros. Lib. 2. de Abel et Cain, cap. 7.) „Welches große Uebel der Tempelraub sei, kann nicht einmal gesagt werden." (S. Chrysost. Hom. 2. in Epist. 2.

ad Tim.) „Einem Freunde etwas rauben, ist Diebstahl; die Kirche betrügen, ist Gottesraub; etwas empfangen, das unter die Armen zu vertheilen ist, . . . übersteigt die Grausamkeit aller Räuber.“ (S. Hieron. Epist. 2. [52.] ad Nepotian.) „Gewiß ist, und Niemand, nicht einmal der Unverschämteste, wagt es zu läugnen, daß der Besitz der Kirche ein Geschenk der Gläubigen, ein Gut der Armen, eine Loskaufung der Seelen ist. Wie wagt es nun Jemand, das Geschenk eines Andern Gott zu nehmen, das Erbe der Armen vermessen anzugreifen? Warum überliefern durch das, wodurch Andere ihre Seelen loskauften, Andere die ihrigen dem Verderben?“ (Patres concil. in Verno Palatio, cap. 12.) — — Simonie. „Der heilige Geist (und seine Gnade) kann weder gekauft, noch verkauft werden.“ (S. Hieron. comment. in Luc. ad cap. 4.) „Derjenige verliert den heiligen Geist, der ihn kauft.“ (S. Petr. Damian. opusc. 19, 6.) „Jener Simon wollte deßhalb den heiligen Geist kaufen, um ihn wieder verkaufen zu können.“ (S. August. Tract. 10. in Joan.)

II. Gebot Gottes:

„Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!“

A. Was im zweiten Gebote befohlen wird.

XIII. Christliche Lehre.

Von der Ehrfurcht gegen den heiligen Namen Gottes.

Fr. Was verlangt Gott der Herr im zweiten Gebote von uns?

Antw. Daß wir den heiligen Namen Gottes mit dem Munde, im Werke und im Herzen verehren.

Erläuterung. Unter „Namen Gottes“ verstehen wir das ganze Wesen, alle Eigenschaften Gottes. Wenn also hier von der Verherrlichung und Verehrung des göttlichen Namens die Rede ist, so ist damit ausgedrückt, daß wir von Gott, seinen Eigenschaften, überhaupt von göttlichen Dingen, von den heiligen Sakramenten u. s. f. stets nur mit der tiefsten Ehrfurcht denken und sprechen sollen.

Der heilige Franz von Sales

gibt uns hierüber folgende Belehrung: „Niemals soll man von Gott, oder von solchen Dingen, die auf seine Verehrung sich beziehen, nämlich von der heiligen Religion, gesprächsweise und gleichsam aus Unterhaltung reden; sondern immer soll dieß mit großer Ehrfurcht, mit großer Hochachtung und mit dem innigsten Gefühle geschehen. Sprechet darum immer von Gott, wie man von Gott sprechen soll, mit Ehrerbietung und Andacht, nicht aber mit eitler Selbstthätigkeit und gleichsam im Predigerton, sondern im Geiste der Sanftmuth, der Liebe und der Demuth!“ (Geist des heil. Franz von Sales. 2. Bd. S. 132.)

Die Ehrfurcht der Heiden gegen ihre Gottheiten.

Selbst die Heiden hielten es für eine religiöse Pflicht, von ihren Göttern nicht anders, als nur mit der höchsten Ehrfurcht zu sprechen. Merkwürdig sind folgende Aussprüche. Der Heide Cicero schreibt: „Von der Macht der Götter soll der Mensch nur mit tiefer, heiliger Ehrfurcht, und auch da nur Weniges reden.“ — Seneka aber führt beinahe denselben Ausspruch von Aristoteles an, welchen er in folgenden Worten anpreiset: „Ganz vortrefflich spricht Aristoteles, daß wir nie verschämter sein sollen, als wenn von Göttern die Rede ist. Betreten wir den Tempel, so sind wir sittsam; wohnen wir den Opfern bei, so senken wir die Augen nieder und geberden uns auf alle Weise ehrerbietig. Wie weit mehr sollen wir dieß thun, wenn wir über die Natur der Götter Streitfragen abhandeln, damit wir nicht etwa vermessen, unverschämt oder unwissend etwas behaupten, und auf gelehrte Weise lügen!“

Jehova, der Name Gottes.

Besonders groß war die Verehrung gegen den heil. Namen Gottes bei den Juden. Im alten Gesetze stand der Name „Jehova" oft geschrieben; allein nur der Hohepriester durfte diesen hochheiligen Namen, und zwar nur einmal im Jahre, aussprechen. Eben dieser Hohepriester trug auch den heiligen Namen „Jehova" am goldenen Stirnbande eingegraben, damit das Volk durch diesen Anblick erinnert würde an die große und heilige Pflicht, die uns das zweite Gebot auferlegt, den Namen Gottes zu verehren und zu heiligen. — Ja selbst der große König Alexander von Macedonien fiel beim Anblicke des Hohenpriesters auf die Kniee nieder, um den heiligen Namen Jehova's anzubeten, den dieser in seinem feierlichen Ornate am goldenen Stirnbande trug. Graf Stolberg erzählt uns diesen Vorfall in folgender Weise.

König Alexander betet den Namen Gottes an.

Alexander der Große eroberte eine Stadt nach der andern, ein Land nach dem andern. Nun zog er auch gegen Jerusalem. Der Hohenpriester Jaddua war in großer Sorge, wandte sich mit dem Volke zu Gott unter Gebet und Opfer, und rief den Namen Jehova an. Gott aber offenbarte ihm im Schlafe, daß er guten Muthes sein und dem zürnenden Eroberer im hohenpriesterlichen Schmucke, an der Spitze seiner Priester und des Volkes, entgegengehen sollte. — Folgsam der Offenbarung ging der Hohepriester dem Helden entgegen bis zur Höhe Sapha, von wo aus man Stadt und Tempel überschaute. Chaldäer und Phönizier, so im Gefolge des Königs waren, erwarteten nichts Anderes, als daß er die Stadt zerstören, den Hohenpriester auf schmähliche Weise würde tödten lassen. Alexander aber, sobald er den feierlichen Zug sah, den Hohenpriester im Amtsgewande und den eingegrabenen Namen Gottes auf dem goldenen Stirnbande der hohenpriesterlichen Tiara, trat allein hinzu, legte sich vor dem Namen anbetend nieder, und begrüßte dann den Hohenpriester. Alle Begleiter des Königs staunten; nur Parmenion, sein Feldherr, fragte: warum er, den Alle anbetend verehren, den Hohenpriester der Juden angebetet habe? „Nicht ihn," antwortete Alexander, „habe ich angebetet, sondern den Gott, dessen Priester er ist." Darauf erzählte er, wie er im Traume, da er noch in Macedonien gewesen, eben diesen Hohenpriester in eben diesem Anzuge gesehen, welcher ihn zum Feldzuge ermuntert, und ihm verheißen habe, Gott werde vor ihm hergehen und ihm das Reich der Perser übergeben. Der Hohepriester führte ihn dann in den Tempel, wo der Held opferte, und öffnete ihm das Buch Daniels, des Propheten, wo geweissagt war, daß er das Perserreich stürzen und ein anderes, das macedonisch-griechische, gründen werde. — Der Name Gottes „Jehova" war es, der das Herz des Helden und Fürsten lenkte, der es gegen die Juden besänftigte, der ihn zur Erfüllung der Weissagung Daniels, des heiligen Sehers, gebrauchte. (Stolberg's Gesch. der Rel. Jesu Christi. 4. Thl. S. 208.)

Wenn nun die Juden und Heiden eine solche Ehrfurcht vor dem hochheiligen Namen Gottes hatten, um wieviel größer muß nicht die Ehrfurcht sein, welche wir Christen gegen diesen heiligen Namen in unserm Herzen tragen sollen! Gegen uns hat sich ja Gott noch weit gütiger bezeigt, als gegen sein auserwähltes Volk in Israel; denn uns hat er so sehr geliebt, daß er seines eingebornen Sohnes nicht verschonte, sondern ihn hingab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Der bloße Name Gottes soll uns schon an alle diese unaussprechliche Liebe und Güte erinnern, und uns mit innigem Danke erfüllen.

Die heilige Domnina.

Die heil. Domnina besaß ein von Liebe zu Gott ganz durchglühetes Herz; sie trug eine so tiefe Ehrfurcht gegen den Namen Gottes in ihrem Herzen,

daß sie fast jedesmal in Thränen ausbrach, so oft sie denselben las oder hörte. — Diese fromme Freundin und Dienerin Gottes bediente sich bei ihren frommen Betrachtungen gar häufig der heiligen Schrift. Einmal nun überraschte sie ihr frommer Beichtvater gerade in dem Augenblicke, wo sie in tiefer Andacht versunken und ganz in Thränen zerflossen war. Er betrachtete das Büchlein, das vor ihr lag, und fand, daß der häufig vorkommende Name Gottes jedesmal mit Thränen benetzt und fast gänzlich ausgelöscht war. Voll Verwunderung stellte er an sie die Frage: was denn dieß zu bedeuten hätte? Und die Heilige antwortete im Tone heiliger Begeisterung: „Ehrwürdiger Vater! wie, ihr fraget so? Gibt es denn etwas Süßeres, etwas Höheres, etwas Freundlicheres im Himmel und auf Erden, als den heiligsten Namen Gottes? Sollte ich ihn je hören, sollte ich ihn je lesen — diesen hochheiligen Namen, ohne auch zugleich an die unendliche Güte, an die gränzenlose Liebe meines Gottes erinnert zu werden, an jene Güte und Liebe, mit der er mich erschaffen, erlöset hat, mit der er mich so unendlich hoch begnadigt, mit der er mich täglich auf's Neue stärkt und nährt und kleidet, mit der er mich so väterlich führt und leitet? Wie, sollte der heilige Name es nicht verdienen, daß ich ihn benetze mit den Thränen, mit den heißen Thränen meiner Liebe, meines Dankes, meiner Freude und kindlichen Hingabe?" Tief gerührt vernahm der Priester diese schöne Rede der heil. Domnina und fühlte sich fortan von einer ähnlichen Liebe hingezogen zu Gott, dem Allmächtigen. (In vita. Siehe I. Bd. S. 73.)

Mit dem heiligen Namen Gottes „Jehova" hat auch der hochheilige Name „Jesus" eine ganz besondere Aehnlichkeit; vor diesem heiligen Namen beugt die Kniee Alles, was da ist im Himmel und auf Erden und unter der Erde. Nie soll daher dieser Name ohne besondere Ehrfurcht über unsere Lippen kommen.

Die frommen Verehrer des hochheiligen Namens Jesus.

Der heil. Franziskus sprach den hochheiligen Namen Jesus stets nur mit tiefster Ehrfurcht aus. Nicht selten fühlte er dabei eine außerordentliche Süßigkeit. Fand er auf der Gasse hier und da ein Papierstücklein, auf dem dieser heilige Name geschrieben stand, so hob er es ehrerbietig auf, damit es nicht zertreten und dadurch der Name Gottes entheiligt würde. Er hatte viele solche Zettelchen gesammelt und treulich aufbewahrt. —

Der heilige Bischof und Martyrer Ignatius trug den heiligen Namen Jesus beständig im Herzen; wohl tausendmal in seinem Leben rief er aus: „O Jesu, meine Liebe!" — Als die Verfolger ihn aufforderten, Jesum zu verläugnen, erwiderte er: „Dieser Name kann von meinem Munde nicht weichen!" Als man ihm aber, um dieser Rede zu höhnen, mit der Enthauptung drohte, sprach er neuerdings: „Könnet ihr auch von meinem Munde diesen Namen tilgen, so könnet ihr ihn doch nicht auslöschen aus meinem Herzen!" — Das ist die wahre Verehrung des Namens Gottes, wenn sie nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen geschieht. Gar schön schreibt hierüber

der heilige Augustin.

„Gott verlangt nicht Worte von dir," sagt er, „sondern das Herz. Du könntest in den Fall kommen, wo du deiner Zunge gar nicht mächtig wärest; wenn Jemand an einer Krankheit verstummt, so hat er den Gebrauch der Zunge nicht, aber doch das Vermögen, Gott zu loben. Hätte Gott Ohren von Fleisch, so bedürfte er auch des Schalles deiner Stimme; mithin bliebest du unvermöglich, Gott zu loben, wenn du den Gebrauch der Zunge verloren hättest. Nun aber, weil er das Herz sucht, und das Herz ansieht, weil er inwendig Zeuge, Richter, Beifallgeber, Helfer und Belohner ist, genügt es (im Nothfalle), ihm den Willen zu opfern. Wo du kannst, bekennst du mit dem Munde zum Heile; wenn du aber nicht kannst, glaubst du mit dem Herzen zur Gerechtigkeit, lobest mit dem Herzen, preisest mit dem Herzen, legest mit dem Herzen heilige Opfer auf

den Altar des Gewissens, und erhältst dafür die Antwort: Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!" (S. August. in Psal. 134.)

* Ueber diesen Gegenstand siehe noch weitere Abhandlungen: 1) beim heiligen Namen Jesus, und 2) bei der ersten Bitte im Vaterunser im I. Bande.

Fr. Wodurch wird der Name Gottes besonders geehrt und geheiligt?

Antw. Der Name Gottes wird ganz besonders geehrt und geheiligt durch den rechtmäßigen Gebrauch des Eides, und durch Gelübde, die man Gott macht. Davon handeln nun auch die beiden folgenden Christenlehren.

XIV. Christliche Lehre.

Von dem Eidschwure.

I. Von der Bedeutung und Heiligkeit des Eides.

Fr. Was heißt Schwören?

Antw. Schwören heißt Gott zum Zeugen anrufen, daß man die Wahrheit sagen oder sein Versprechen halten wolle.

Erläuterung. Der Eid ist eine Berufung auf das göttliche Zeugniß, um irgend etwas, das wir entweder thun oder sagen, oder auch versprechen, zu bekräftigen. Man kann entweder bei Gott unmittelbar zur Beglaubigung der Wahrheit schwören, oder auch bloß bei Geschöpfen, z. B. bei den Evangelien Gottes, bei dem Kreuze, bei den Reliquien und Namen der Heiligen u. s. f.; dennoch wird eigentlich nur Gott selbst zum Zeugen angerufen; denn man beruft sich auf die Evangelien, weil sie Gottes Wahrheit enthalten, auf die Namen der Heiligen, weil sie lebendige Tempel Gottes waren u. s. f. — Es gibt zweierlei Eidschwüre: 1) den Bekräftigungseid, wenn man irgend eine Aussage eidlich als wahr bekräftigt; 2) den Zusagungseid, welcher sich auf die Zukunft bezieht, und vermöge dessen man eidlich verspricht, in Zukunft etwas zu erfüllen oder zu leisten. — Durch den Schwur ruft man sonach den Allwissenden, der das Innerste der Herzen durchschaut, die unendliche Wahrheit und Heiligkeit, die jede Lüge verabscheut, den Allmächtigen, der den Falschschwörenden hier zeitlich und dort ewig strafen kann, zur Bestätigung seiner Aussage an. Der Schwörende sagt gleichsam: „Meine Aussage ist so wahr, als es einen allwissenden, heiligen, wahrhaften, gerechten und allmächtigen Gott im Himmel gibt, der mich strafen wolle, wenn meine Aussage nicht wahr ist, wenn ich mein Versprechen nicht halten sollte." Es ist dieß ein fürchterlicher Ausspruch; und wehe dem, der da meineidig und lügenhaft spricht! — Daß daher der Eid etwas außerordentlich Heiliges sei, und unendlich heilig gehalten werden müsse, sahen selbst die Heiden ein; um wieviel mehr sollen es nun nicht die Christen! Nichts auf Erden darf uns zum Eidbruche verleiten.

Der Eid schon den Heiden heilig.

Es hat unter den Heiden Menschen gegeben, welche den Eidschwur für einen so wichtigen religiösen Akt gehalten haben, daß sie sich nicht unterfangen haben, ihn zu üben, damit sie nicht in die Gefahr kamen, den Namen irgend eines Gottes oder der Götter zu entweihen. So erzählt man von Clinias, einem Philosophen aus der Schule des großen Pythagoras, daß er einmal in eine Strafe von drei Talenten (etwa dritthalbtausend Reichsthaler) verfiel. Er hätte dieser Strafe entgehen können, wenn er einen Eid geschworen hätte. Obschon er aber einen wahren Eid hätte schwören können, so wollte er doch lieber die Unbild ertragen und den großen Schaden leiden, als schwören. Wie viele Christen werden von diesem Heiden beschämt! — Der gelehrte Chäroneer in Böotien, der Biograph großer Männer und Verfasser vieler moralischer Schriften, Plutarch, sagt: „Der Eidschwur ist für einen freien, das ist, edlen Mann eine Marter." Um wieviel mehr soll er es für den Christen sein! — Agesilaus pflegte von den Barbaren, den auswärtigen Völkern, welche die Heiligkeit des Eides verletzten, zu sagen, „daß sie sich durch nichts die Götter so feindselig machen, als wenn sie den hochheiligen Eid leichtfertig verletzen." (Dr. Haid.) —

In der römischen Geschichte wird uns folgender schöne Zug von der Heilighaltung des Eides erzählt.

Die Heilighaltung des Eides.

Die Römer kamen im ersten punischen Kriege bis nach Afrika. Ihr Heer, von dem Consul Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Carthaginienser den Entschluß, einen Anführer aus ihren griechischen Colonien kommen zu lassen; und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten Schlacht die Römer völlig auf das Haupt schlug, und selbst den Regulus gefangen bekam, der dann in Carthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte.

In der Folge gewannen die Römer jedoch wieder Vortheile, und der carthaginiensische Asdrubal wurde von Metellus überwunden, wobei 20,000 Mann auf dem Platz blieben, so daß die Carthaginienser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden unter erträglichen Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er aber abreisete, mußte er sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, unfehlbar zurückkehren wolle.

Regulus kommt in Rom an und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senats beizuwohnen. Als nun beim Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte vielmehr die Schwäche der Carthaginienser vor und drang sehr eifrig auf die Fortsetzung des Krieges.

Jedermann bewunderte die Uneigennützigkeit dieses großen Mannes, und suchte ihn zu bereden, in Rom zu bleiben. Selbst der Oberpriester that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene selbst stimmt damit nicht überein, und spricht: „Ich weiß zwar wohl, welche Martern auf mich zu Carthago warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank, als vor dem Schimpfe einer schlechten Handlung, welche mir bis in's Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Carthago zu reisen; für das Uebrige lasse ich die Götter sorgen.“ —

Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den carthaginiensischen Botschaftern heiter zu Schiffe, und reisete nach dem Orte seiner Sklaverei zurück. Als die Carthaginienser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich sogar widersetzt habe, verübten sie die grausamsten Martern an ihm, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreuz. So starb der gewissenhafte Regulus.

Ehrlich sein Wort halten, und der Heiligkeit des Eides alle persönlichen Vortheile aufopfern, ist das Kennzeichen einer wahrhaft erhabenen Seele. (Jugendbibliothek.)

Der heilige Augustin

sagt von der Heiligkeit des Eides: „Ein Knecht Gottes müsse sich lieber dem Tode aussetzen, als etwas zu thun versprechen, was er nicht thun dürfe. Habe er sich aber zu etwas, das zu thun erlaubt sei, eidlich verpflichtet, so müsse er seinen Eid buchstäblich halten.“ (S. Aug. Epist. ad Alypium.) — In der Geschichte und im Leben finden wir viele Beispiele von treuer Beobachtung des geleisteten Eides.

Der Unbestechliche.

Theodorich, König der amalischen Gothen, schloß mit Theodorich, König der triarischen Gothen, ein Bündniß gegen den Kaiser Zeno; und beide beschworen dasselbe. Zeno suchte den Amaler um jeden Preis auf seine Seite zu

ziehen. Zwei gewandte Geschäftsmänner, Philoxenes und Julianus, wurden von Zeno an ihn gesandt. Man erbot sich, ihm augenblicklich tausend Pfund Goldes und zehntausend Pfund Silbers, und überdieß noch einen jährlichen Gehalt von zehntausend Goldstücken, ungefähr 70,000 fl. nach dem jetzigen Geldfuße, zu zahlen; auch neue Ehrenstellen und Ländereien wurden ihm angetragen; und zuletzt versprach man ihm sogar eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause; kurz, die glänzendsten Versprechungen und die schmeichelhaftesten Worte wurden nicht gespart, um den tapferen Amaler für das Interesse des Kaisers zu gewinnen. Aber alle diplomatische Kunst und Weisheit scheiterte an dem geraden, biederen Sinne des jungen Königs. Einen feierlich beschwornen Bund, sagte Theodorich, dürfe er ohne gerechte Ursache nicht brechen, und was immer ihm der Kaiser geben möchte, könnte ihn für die Schmach nicht entschädigen, die eine solche Treulosigkeit über seinen Scheitel zusammenhäufen würde. Unverrichteter Dinge mußten Philoxenes und Julianus wieder zurückkehren. (Stolberg's Religionsgeschichte. 18. Bd. S. 64.)

Der treugehaltene Eid.

Als der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, wegen der Ländertheilung mit seinem Bruder Wilhelm, Herzog von Weimar, in einen unangenehmen Zwist verwickelt worden war, bemächtigte er sich der Stadt Freiberg, die seinem Bruder Wilhelm zugehörte, und ließ alsbald den Stadtmagistrat zu sich auf den Markt entbieten, mit der Aufforderung, daß man ihm, dem Churfürsten, auf der Stelle huldigen und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen den Herzog Wilhelm stellen solle. Die Forderung, welche durch einen dreimaligen Ausruf öffentlich bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung. Die Magistratspersonen zu Freiberg versammelten sich auf dem Rathhause, und faßten, nach gehaltener Berathschlagung, endlich den großmüthigen Entschluß, dem Herzog Wilhelm, als ihrem Herrn, treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auch auf das Herzhafteste ausgeführt. Die sämmtlichen freibergischen Rathsglieder gingen in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und Jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, vom Rathhause auf den Markt, wo die churfürstlichen Truppen unter den Waffen standen. Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der damalige Bürgermeister, Nikolaus Waller von Molsdorf, ein ehrwürdiger Greis, mit eisgrauem Kopfe, dem Churfürsten, welcher im Kreise zu Pferde saß, und sagte in einer rührenden Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft, sie wären alle Stunden bereit, ihr Leben im Dienste Ihrer churfürstlichen Durchlaucht willig und gerne aufzuopfern; sie könnten sich aber unmöglich entschließen, dem Eid der Treue, den sie dem Herzoge Wilhelm einmal geschworen hätten, gerade zuwider, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu ergreifen. Sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des sanftmüthigen Churfürsten Friedrich, er werde von seinen, ihnen zu harten Forderungen abstehen. Sollte aber Ihre churfürstliche Durchlaucht auf diesem Begehren verharren, so würden sie, als rechtschaffene Unterthanen, eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, welche sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären. „Und ich für meine Person," setzte der Bürgermeister hinzu, „will gern der Erste sein und hier auf der Stelle niederknieen, und (hier wies er auf sein Haupt) mir meinen alten, grauen Kopf abschlagen lassen." — Der Churfürst wurde durch diese Rede und durch die wehmüthige Stellung des ehrwürdigen Greises, welcher bei Endigung seiner Rede wirklich niederkniete, bis zu Thränen bewegt. Er ritt hierauf zu Waller hin, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte: „Nicht Kopf ab, Alter! nicht Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten." Der Churfürst Friedrich stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führt die Stadt Freiberg den rühmlichen Beinamen: „die getreue." (Jugendbibliothek.)

Selbst Räuber achten den Eid.

Wenn einmal der Eid nicht mehr heilig ist, wie läßt sich da mehr eine Sicherheit denken, ein friedliches Zusammenleben in der menschlichen Gesellschaft? Selbst die verworfensten Menschen haben deßhalb nicht selten schon die Heiligkeit des Eides anerkannt. Hofrath von Eckartshausen erzählt uns hierzu folgende Geschichte.

Gegen Südwest lebte ein Bauer auf einem Dorfe, der in Kriegszeiten einem benachbarten Wirthe etliche hundert Gulden aufzuheben gab, und ihn ersuchte, diese Summe, wenn er einmal nicht mehr leben sollte, seinen armen Kindern wieder zurückzustellen. Der Wirth versicherte ihm sein Begehren und schwur einen Eid. — Die Kriegsunruhen waren vorüber, und der Bauer ging zum Wirthe und ersuchte ihn um sein Geld; allein der Wirth wollte von der Sache nichts mehr wissen; er läugnete ihm keck den Empfang der Gelder ab. — „Grausamer Mann!" sagte der Bauer, „ich kann mich freilich auf nichts Anderes berufen, als nur auf deine Ehrlichkeit; du hast mir geschworen, hast den Allmächtigen, der Alles sieht, zum Zeugen angerufen; erinnere dich und sei nicht meineidig!" — Der Wirth lachte über des Landmanns Rede und jagte ihn zur Thüre hinaus. Der alte Mann kehrte mit betrübtem Herzen zu seinen Kindern zurück, und Thränen benetzten seine Wangen. —

Es ereignete sich aber bald, daß der Wirth, der ein geldgieriger Mann war, mit einigen Straßenräubern eine Bekanntschaft suchte. Er hatte im Sinne, ein Raubnest aus seiner Wirthshütte zu machen, und warb daher die liederlichsten Menschen an. Schon hatte er mehr als dreißig liederliche Kerls auf seiner Liste, deren Anführer er machen wollte. Der Tag war bestimmt, an welchem die Sache sollte vollkommen entschieden und festgesetzt werden. In einem Walde unweit eines kleinen Dörfleins trafen sie bei dunkler Nacht zusammen. Da hob Einer an und sprach: „Wir sind nun heute beisammen zu einer wichtigen Besprechung. Der Wirth will unser Anführer sein; es ist daher nöthig, daß wir ihn und er uns genau kennen lerne. Es soll sonach heute unser erstes Gesetz sein, daß Jeder seine Bubenstücke, die er verübt hat, erzählen soll." — Der Vorschlag gefiel der Rotte, und Einer nach dem Andern fing an, seine Schandthaten auszukramen. — Die Reihe kam nun an den Wirth. „Du," schrien ihm Einige entgegen, „du wirst doch hoffentlich solche Stücke haben, die dich würdig machen, unser Anführer zu sein." — „Ihr werdet es hören!" antwortete der Wirth und fing an, zu erzählen. Unter mehr denn hundert boshaften Bubenstücken erzählte er, wie er dem armen Bauersmanne durch einen falschen Eid sein hinterlegtes Geld abgeläugnet habe, und nach beendigtem Vortrage fügte er bei: „Nicht wahr, Brüder! das ist so etwas?" — Allein tiefes Stillschweigen herrschte unter der Rotte. Auf einmal trat einer von den fürchterlichsten Kerlen mit schwarzgelbem Gesichte und mit einem schwarzen Knebelbart in die Mitte, nahm den Wirth beim Halse und schrie ihm entgegen: „Elender! du bist nicht einmal werth, unter einer Räuberbande zu sein; denn wisse! bei uns ist es nöthig, daß man sein Wort halte und den Eid für unverbrüchlich heilig erkenne. Du bist eine Memme, aufgelegt, heute mit uns zu stehlen, und morgen uns zu verrathen. Denn wer Einen Eid bricht, bricht zehn nicht minder leicht. Du verdienst unsere tiefste Verachtung und bist es werth, daß man dich im Koth zertrete." So sprach der Räuber und Alle gaben ihm Beifall. Sie gingen hin und plünderten das Haus des Wirthes gänzlich aus und stellten dem armen Landmanne sein Geld zurück; den Meineidigen aber überließen sie seinem Schicksale.

Wir sehen hieraus, daß selbst der größte Bösewicht die Heiligkeit des Eides fühlt, und daß nicht einmal eine Räuberbande ohne Treue und Glauben bestehen kann.

Wie kann sich je die Menschheit schützen,
Wie gar erschrecklich wird die Welt,
Wenn man die stärkste aller Stützen,
Den Eidschwur nimmer heilig hält?!

Und wenn der schwarzen Bosheit Knechte
Voll Frechheit Treu und Glaub' entweih'n:
Wer schützt dann noch der Menschheit Rechte,
Wo wird man dann noch sicher sein?

II. Von der Erlaubtheit und Beschaffenheit des Eides.

Fr. Ist das Schwören erlaubt?

Antw. Das Schwören ist nicht nur erlaubt, sondern sogar löblich, wenn es anders recht geschieht.

Erläuterung. Würden die Menschen im ursprünglichen Zustande der Heiligkeit und Gerechtigkeit geblieben sein, so bedürfte man allerdings des Eides nicht. Weil aber Glaube und Treue mehr und mehr verschwanden, so blieb kein anderes Mittel mehr übrig; man mußte zum Eide seine Zuflucht nehmen, um Ordnung und Sicherheit in der menschlichen Gesellschaft zu erhalten. Vortrefflich lehrt dieß

der heilige Chrysostomus.

Er schreibt: „Nicht am Anfange, nicht im Jugendalter der Welt, sondern als sie schon erwachsen war, nachdem das Böse sich schon weit und breit verpflanzt und den ganzen Erdkreis eingenommen hatte, und nichts mehr an seiner Stelle und Ordnung geblieben, sondern Alles durcheinander verwirrt und vermischt, in großer Zerrüttung nach oben und unten gekehrt war, und (was das größte Uebel ist) nachdem beinahe alle Menschen in den schändlichsten Götzendienst sich gestürzt hatten, nun erst, nach einer langen Zwischenzeit, ist der Eidschwur bei den Menschen in Gewohnheit gekommen; denn da bei einer so großen Treulosigkeit und Verderbtheit der Menschen Niemand mehr leicht trauen und glauben wollte, so riefen sie Gott zum Zeugen an.“ (S. Chrysost. Hom. 26. ad pop. Antioch.) —

Weil sonach der Eid für die menschliche Gesellschaft ein wahres Bedürfniß geworden ist, so muß er nicht nur erlaubt, sondern sogar löblich sein. Es wird uns dieses einleuchten, wenn wir, wie der römische Katechismus (Catech. Rom. 3. art. §. 16 seq.) sagt, die Sache genauer betrachten und auf den Ursprung und Endzweck des Eides sehen. Der Eid entspringt aus dem Glauben, vermöge dessen die Menschen annehmen, daß Gott der Urheber aller Wahrheit sei, der weder jemals betrogen werden, noch Andere betrügen kann; daß vor seinen Augen Alles bloß und aufgedeckt liegt, und daß er für alle Angelegenheiten der Menschen mit wunderbarer Vorsicht sorgt und die ganze Welt regiert. Der Zweck des Eides aber ist, die Gerechtigkeit und Unschuld eines Menschen zu bewahren und den Zwistigkeiten ein Ende zu machen. Hieraus schon muß die Vernunft die Erlaubtheit und Löblichkeit des Eidschwures erkennen. Nicht minder aber billigt dieß auch der Glaube, indem die heilige Schrift gar viele Beispiele aufzählt, aus denen wir die Erlaubtheit und Löblichkeit des Eides ersehen müssen.

Biblische Beispiele.

Gott selbst hat schon für das israelitische Volk Eide angeordnet (vergl. 2. Mos. 22, 10—11.), und ausgesprochen, daß ein Eid die Sache entscheiden soll, wenn andere Beweise fehlen. Ja! Gott der Herr hat öfter bei sich selbst geschworen. „Ich habe bei mir geschworen,“ sprach er durch einen Engel zu Abraham, „weil du das gethan und deines einzigen Sohnes nicht geschonet hast um meinetwillen, so will ich dich segnen und deine Nachkommenschaft mehren wie die Sterne des Himmels und wie den Sand am Ufer des Meeres.“ (1. Mos. 22, 16—18. Vergl. Jerem. 44, 26. und 51, 14. Isai. 45, 23.) — Auch Abraham forderte seinem Knechte Eliezer einen Eid ab, indem er sprach: „Lege deine Hand unter meine Hüfte, damit ich dich beschwöre bei dem Herrn, dem Gott Himmels und der Erde, daß du meinem Sohne kein Weib nehmest von den Töchtern der Chananiter, unter welchen ich wohne, sondern daß du in mein Vaterland zu meiner Verwandtschaft ziehest und von daher ein Weib meinem

Sohne nehmest!" (1. Mos. 24, 2—4.) „Jakob schwur bei dem Gott, den sein Vater Isaak verehrte." (Ebend. 31, 53.) — David versicherte den Semei mit einem Schwure, daß ihm am Leben nichts zu Leide geschehen solle (2. Kön. 19, 23.); und der Bethsabee versprach er es eidlich, daß er den Salomon zum Thronfolger bestimmen werde. „So wahr der Herr lebt," rief er aus, „der meine Seele erlöset aus aller Bedrängniß, wie ich dir geschworen bei dem Herrn, dem Gott Israels, und gesagt: Salomon, dein Sohn, soll nach mir herrschen, und er soll auf meinem Throne sitzen, an meiner Statt, also will ich heute thun!" — Im neuen Testamente finden wir gleichfalls viele Stellen, die uns den Eid als erlaubt beweisen. Der heil. Paulus schwört gar häufig in seinen Sendschreiben. So schreibt er an die Römer (1, 9.): „Gott ist mein Zeuge, daß ich mich eurer immerfort erinnere;" und wiederum: „Ich aber rufe Gott zum Zeugen auf meine Seele an, daß ich aus Schonung für euch noch nicht wieder nach Korinth gekommen bin." (2. Kor. 1, 23. Vgl. Gal. 1, 20. Phil. 1, 8. 1. Theff. 2, 5. 10.) Wenn also selbst heilige Personen geschworen haben, warum sollte der Eidschwur nicht erlaubt sein?

Fr. Christus der Herr sagt aber: „Ihr sollet gar nicht schwören!" ... „Eure Rede soll sein: Ja! Ja! Nein! Nein!" Wird dadurch nicht das Schwören verboten?

Antw. Dadurch wird nicht das Schwören überhaupt und im Allgemeinen verboten, sondern nur das falsche und dann das leichtfertige Schwören.

Erläuterung. Mit den oben angegebenen Worten (Matth. 5, 33—37.) tadelt der göttliche Heiland nur den Mißbrauch der Juden, welche oft falsch und leichtsinnig schwuren und unnütze Betheuerungen aussprachen; sie hatten dabei die sehr irrige Ansicht, daß man beim Eide nichts weiter zu vermeiden habe, als die Lüge, und daß der Eidschwur nur dann verbindend sei, wenn man ausdrücklich bei dem Namen Gottes schwört. Jede andere Betheuerungsart sei kein Eid, z. B. wenn man sagt: „Bei Jerusalem!" „beim Himmel!" „bei meinem Haupte!" Diese irrige Ansicht weiset der göttliche Heiland zurück und sagt: „Ich aber sage euch: Ihr sollet gar nicht schwören, weder bei dem Himmel, weil er der Thron Gottes ist, noch bei der Erde, weil sie der Schemel seiner Füße ist, noch bei Jerusalem, weil sie die Stadt des großen Königs ist! Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören! Denn du kannst nicht ein einziges Härlein schwarz oder weiß machen. Eure Rede soll sein: Nein! Nein! Ja! Ja! Was darüber ist, das ist vom Bösen." Aus diesen letzteren Worten geht klar hervor, daß Christus nur die Gewohnheit verbiete, in vertraulichen Unterredungen und wegen unbedeutender Dinge zu schwören, und daß er sonach hier nur mit andern Worten lehre, was schon im alten Testamente gelehrt worden ist (Sir. 23, 9. 12.): „Gewöhne deinen Mund nicht zum Schwören! Denn Viele sind dadurch schon gefallen. Ein Mann, der viel schwört, häuft die Missethaten, und die Strafe wird von seinem Hause nicht weichen." Dieses leichtsinnige Schwören im gewöhnlichen Leben ist aber auch sehr sündhaft und tadelnswerth. „Ein erleuchteter Christ," schreibt der heilige Clemens von Alexandrien (Strom. 7.), „schwört nicht, weil er nur das »Ja« braucht, wenn er etwas bekräftigt, und das »Nein«, wenn er etwas läugnen will."

Eure Rede sei: Ja! Ja! Nein! Nein!

Ludwig der Heilige, König von Frankreich, war in seinem ersten Kreuzzuge gegen die Sarazenen in Aegypten sehr glücklich. Er schlug sie und eroberte die Stadt Damiette. Allein sein Glück war nicht von Dauer; er verlor im Jahre 1250 mehrere Schlachten und ward selbst gefangen. Nun verlangte der Sultan die Zurückgabe von Damiette und eine Million Goldstücke sowohl zu seiner als der andern Gefangenen Loskaufung. Ludwig gab mit edlem Stolze zur Antwort: „Ein König von Frankreich kauft sich nicht mit Geld los; die Stadt Damiette will ich für meine Person zurückgeben, und die Million Goldstücke für die Befreiung meiner Leute bezahlen." Der Sultan, der über die Großmuth des französischen Monarchen erstaunte, indem er ihm eine so große Summe ohne Schwierigkeit bewilligte, erließ ihm aus Erkenntlichkeit 200,000 Goldstücke. Als aber dieser Sultan einige Tage nachher von den Mameluken ermordet wurde, erfuhr Ludwig neue Schwierigkeiten. Die Emirs (Fürsten) verlangten, daß der König den Vertrag mit einem Eide bestätigen solle, worüber

sich aber dieser, theils der Religionsverschiedenheit wegen, theils weil er erwarten konnte, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glaube, Bedenken machte. Die Emirs, über diese Weigerung aufgebracht, drangen mit dem Säbel in der Hand in sein Zelt, und schrien in einem drohenden Tone: „Du bist unser Gefangener, und gehst mit uns um, als ob wir deine Sklaven wären; wähle, entweder den Tod oder den Schwur, den wir verlangen!“ — Gelassen antwortete hierauf der christliche König: „Der Stifter meiner heiligen Religion hat uns die Vorschrift gegeben: Eure Rede sei: Ja! Ja! Nein! Nein! Was darüber ist, das ist vom Bösen! Bei einem Christen bedarf es sonach des Eides nicht; er bedient sich des kurzen Wörtleins „Ja“, wenn er etwas bekräftigen, und des Wörtleins „Nein“, wenn er etwas versagen will. In meiner Zusage liegt mein Schwur.“ So sprach der fromme König, und durch nichts ließ er sich bestimmen, einen Eid abzulegen. Mit Staunen vernahmen die trotzigen Sarazenen diese kräftige Sprache aus dem Munde eines christlichen Königs, und sie sahen sich gezwungen, nachzugeben. — Wer sein Wort so heilig hält, wie der heil. Ludwig, bei dem bedarf es freilich des Eides nicht. (In vita S. Ludovici.)

Der heilige Augustin

warnt uns gleichfalls vor dem leichtsinnigen Schwören, indem er sagt: „Der Eidschwur ist nur deßwegen eingeführt worden, damit er ein Heilmittel wäre für die menschliche Schwachheit und ein nothwendiges Werkzeug, um unsere Aussagen zu beweisen. Wie es dem Körper nicht nützlich ist, Arzneien zu gebrauchen, wenn diese nicht nothwendig sind, ja! ihr häufiger Gebrauch sogar schädlich ist, so ist es auch nicht heilsam, den Eidschwur zu gebrauchen, wenn nicht eine wichtige und gerechte Ursache vorhanden ist. Wenn er zu oft angewendet wird, so nützt er nicht nur nicht, sondern er bringt dem, der schwört, auch großen Schaden.“ (S. August. in serm. Dom. in monte, lib. 1. cap. 3.) Hierdurch wird also der rechtmäßige Gebrauch des Eides keineswegs aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt. Es entsteht darum die Frage: wie der rechtmäßige Eid beschaffen sein muß?

Fr. Welche Eigenschaften werden zum rechtmäßigen Eide erfordert?

Antw. Folgende drei: 1) daß man schwöre in der Wahrheit, 2) mit Ueberlegung und 3) in Gerechtigkeit. „Du sollst in der Wahrheit, in dem Gerichte und in der Gerechtigkeit schwören: So wahr der Herr lebt!“ (Jerem. 4, 2.)

Erläuterung 1. Man muß schwören in Wahrheit; d. h. die Sache, die man beschwören soll, muß durchaus wahr sein. Nur für die Wahrheit, nie und nimmer aber für die Lüge kann ich Gott zum Zeugen anrufen; denn Letzteres hieße ja Gottes Majestät und Wahrhaftigkeit beschimpfen. Damit man nun in Wahrheit schwöre, so muß der Schwörende 1) genau wissen, was er beschwören soll; 2) ob er es so auch beschwören könne, ob er es z. B. gewiß wisse, oder nur gewiß meine; 3) muß er schwören in dem Sinne, in welchem die Eidesworte gemeint sind, nicht wie er die Eidesworte in seinem Herzen etwa auslegen kann. Gegen die Wahrheit beim Eide versündigt sich sonach ein Jeder, der die Worte, die er beschwören soll, absichtlich zu verdrehen oder falsch aufzufassen sucht, oder auch nach seinem eigenen Gutdünken einen besondern Sinn hineinlegt. Aus nachfolgenden Beispielen soll die Sache klarer werden!

Der Eid des Wolfes.

(Eine Fabel.)

Ein Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Als der Bauer ihn todtschlagen wollte, flehte er auf's Innigste, nur dieß Mal ihn zu begnadigen. „Aber du wirst mir künftighin wieder in die Heerde fallen und Schafe zerreißen.“ — „Ach! lieber Himmel!“ sprach der Wolf, „ich — und Schafe zerreißen? Siehe! ich verspreche es dir feierlich unter einem Eide, daß ich gar kein Fleisch mehr fressen werde. Kräuter will ich suchen, an Wurzeln nagen und höchstens hier und da einen Fisch fressen.“ — Der Bauer ließ sich überreden und begnadigte ihn. — Indem der Wolf weiter ging, sah er im Hofe des Bauern ein Schwein im Moraste sich wälzen, und es gelüstete ihn nach dem fetten Bissen. „Aha,“ rief er, „der Morast ist ein Wasser, das Thier darin ein Wasserthier, — ein

Fisch, ein Fisch! Ei, Fische darf ich ja fressen. Das verbietet mir der Eid nicht." — Damit fiel er über das Schwein her und zerriß es. (Fr. Uß.)

Das vergrabene Geld.

Ein Mann, dem seine Frau gestorben war, sollte vor der Obrigkeit beschwören, wie viel er Vermögen habe, damit seinen zwei Kindern ihr Antheil ausgesetzt werden könnte. Er that hundert Thaler auf die Seite, welche er Abends in einem Beutel hinter dem Dorfe vergrub. Er gab dann nur so viel Vermögen an, als er im Hause hatte, und beschwor dieses. Denn er glaubte thörichter Weise, er könne sicher schwören, daß er nichts mehr habe, weil das Uebrige nicht im Hause sei. Die Sache aber wurde entdeckt, und er wurde als meineidiger Bürger von der Obrigkeit bestraft. Noch dazu waren die hundert Thaler verloren. Als er sie wieder holen wollte, waren sie nicht mehr da. Ein Bettler, welcher in einem Backofen lag, hatte durch die Thüre zugesehen, wie er das Geld vergrub, und war des Nachts mit dem Gelde davongegangen. (Derselbe.)

Kornwall

muß schwören, ob kein der Falschmünzerei verdächtiger Mann zu ihm gekommen sei? Was thut er? Er schwört: „Es kam keiner zu mir!" Dabei beredet er sich, daß er nicht zu Fuß gekommen, sondern hergeritten sei, und glaubt, durch diese andere Auslegung nicht falsch geschworen zu haben.

Das Papiergeld im Stocke.

Ein junger lediger Mann mußte plötzlich auf längere Zeit verreisen, und da er gerade viel Papiergeld im Hause hatte, so glaubte er dieses nicht besser aufbewahren zu können, als wenn er es den Händen eines alten, reichen Kaufmannes übergebe, den er für seinen Freund und einen redlichen Mann hielt. Er reisete ab. Bei seiner Rückkehr, die sich etwas verspätete, ging er sogleich zu seinem vermeinten Freunde, um seine Papiere wieder in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrack er, als der Alte zu ihm sagte: „Was sagen Sie? Ich hätte Papiergeld von Ihnen in Verwahr genommen? Sind Sie toll, oder wollen Sie mich zum Narren haben?" Der junge Mann sah sich genöthigt, den Alten zu verklagen. Dieser sollte nun einen Reinigungseid schwören, daß er kein Papiergeld von jenem habe. Der angesetzte Termin erschien und der Kaufmann schwur — indem er Hut und Stock unterdessen einem Gerichtsdiener einhändigte — einen leiblichen Eid, daß er das Papiergeld, das jener von ihm fordert, nicht habe. Die Feierlichkeit war vorüber, und er wollte die Treppe des Gerichtshauses hinuntergehen, als er über seinen Stock stolperte und die Treppe hinunterstürzte. Durch den Fall war er selbst tödtlich verwundet, und der elfenbeinerne Knopf seines Stockes zersprungen, und alles Papiergeld des jungen Mannes war herausgefallen. Alle standen starr vor Schrecken; denn Jeder glaubte hier Gottes Gericht zu sehen. Der Alte hatte das Papiergeld in den Stockknopf verborgen und gemeint, wenn er den Stock während des Eides einem Andern gebe, so könnte er dreist schwören, daß er dasselbe nicht habe. Er starb an den durch den Fall erlittenen Wunden unter den schrecklichsten Gewissensbissen.

Der gebrochene Waffenstillstand.

Kleomenes schloß einen Waffenstillstand mit den Argivern auf drei Tage, und man bekräftigte den gegenseitigen Vertrag durch einen Eid. In der dritten Nacht aber überfiel plötzlich Kleomenes die Argiver, tödtete eine große Zahl, und suchte sich mit der Ausflucht zu entschuldigen, er habe nur drei Tage, aber nicht drei Nächte für die Waffenruhe zugesagt.

Des Arius Schwur.

Arius beschwor ein rechtgläubiges von ihm geschriebenes Glaubensbekenntniß, hielt aber ein irrgläubiges von seiner Hand unter dem Mantel, und glaubte nun,

da er zu seinen Irrthümern zurückkehrte, mit gutem Gewissen geschworen zu haben, er wolle lehren, wie er geschrieben habe. — So weiß der Gottlose seinen Eid nach seinen eigenen Gelüsten zu deuten; er wird aber hierdurch ein Meineidiger. Diesen Feinden der Wahrheit bei Ablegung heiliger Eide wollen wir aber auch das nachfolgende rührende Beispiel von unerschütterlicher Wahrheitsliebe entgegenstellen.

Thomas Morus.

Der durch seine Wahrheitsliebe und Unbestechlichkeit berühmte englische Kanzler Thomas Morus sollte die Ehescheidung seines abtrünnigen Königs Heinrich VIII. als giltig anerkennen und dessen Lostrennung von der Einheit der Kirche billigen. Er trat jedoch entschieden einem solchen ruchlosen Ansinnen entgegen. Dafür ward er aber in's Gefängniß geworfen. Man drang auch hier wiederholt in ihn und forderte ihn auf, sich den Neuerungen und Aenderungen des gottlosen Königs zu unterwerfen; wo nicht, so stünde ihm nichts Anderes, als das Blutgerüst bevor. Man verlangte von ihm einzig, daß er die wenigen Worte beschwören solle: „Ich will mich den Bestimmungen meines Herrn und Königs fügen." — Treue Freunde, die den edlen Morus so gerne vom Tode retten wollten, besuchten ihn oft in seinem Gefängnisse und redeten ihm zu, diesen Eid zu leisten; er könne ja, meinte einer derselben, diesen Eid gar wohl ablegen, indem er sich unter „seinem Herrn und König" ja nur den höchsten Herrn und König Himmels und der Erde denken dürfe, dessen Bestimmungen er sich gewiß zu fügen bereit stehen würde. Allein Thomas Morus, der unbezwingbare Freund der Wahrheit, warf auf den Freund, der ihm solchen Rath ertheilen und ihn dadurch retten wollte, einen ernsten Blick und sprach: „Nicht das darf ich beschwören, was ich denke, sondern das, was man von mir zu beschwören verlangt. Ich weiß es nur zu gut, daß Gott der Herr befiehlt: Du sollst schwören in Wahrheit! Nie und nimmer werde ich mich selbst betrügen und einen Meineid begehen, um meinen elenden Körper zu retten, während meine unsterbliche Seele zu Grunde ginge." — So sprach Thomas Morus, und seine Freunde hatten einen Auftritt mehr erlebt, aus dem sie die unbesiegbare Rechtschaffenheit und Charakterstärke des großen Kanzlers ersehen und bewundern mußten.

Erläuterung 2. Man muß aber auch schwören mit Ueberlegung, d. h. man muß gar wohl überdenken, ob die Sache, die man beschwören soll, wichtig genug, und ob der Eid nothwendig sei; man muß sich hierbei aller Uebereilung und Unbesonnenheit enthalten; nie darf man sich bei einem Eide von Haß, von Liebe oder von einer andern unordentlichen Neigung des Herzens leiten lassen, sondern einzig von dem Gewichte und der Nothwendigkeit der Sache selbst.

Der Eidschwur des Herodes.

Gegen diese zweite Eigenschaft des Eidschwures versündigte sich besonders jener berüchtigte König Herodes. Er sieht die Tochter der Herodias tanzen; sogleich wird er von der unordentlichen Leidenschaft seines Herzens ergriffen; ohne sich zu besinnen, was er sagt, schwört er der Tänzerin, ihr Alles geben zu wollen, was sie verlange, sollte es auch die Hälfte seines Reiches sein. Wegen einer so unbedeutenden Sache schwört ein König — einen so unbesonnenen Eid, der den Heiligsten unter den Menschenkindern, den heiligen Vorläufer Johannes, zum grausamen Opfer forderte. Hätte er die Sache überlegt, er würde vielleicht diesen Schwur nicht gethan haben. (Mark. 6, 22—29.)

Der unbesonnene Eid.

Durch Unbesonnenheit beim Schwören versündigte sich auch König Saul. Am Tage, wo er den Philistern nachjagte, gab er den Befehl, daß von seinen Leuten keiner etwas essen solle bis zum Abende, und er drohte unter einem Eide Jedem die Todesstrafe an, der sich gegen diesen Befehl verfehlen würde. Jonathas, der Sohn des Königs Saul, welcher von Hunger und Mattigkeit

erschöpft war und von dem Schwure seines Vaters nichts wußte, tauchte die Spitze seines Stabes in einen Honigseim und aß davon. Als Saul dieß erfuhr, wollte er den Jonathas tödten lassen, was auch geschehen wäre, wenn sich das Volk nicht widersetzt hätte. (1. Kön. 14.)

Eben so unbesonnen und unbescheiden war auch der Schwur des Jephta. Im Begriffe, den Ammonitern eine Schlacht zu liefern, schwur er in der Hitze seines Eifers, daß er, wenn er den Sieg davontragen würde, das Erste, was ihm aus seinem Hause entgegenkommen würde, zum Brandopfer schlachten wolle. Und welchen Ausgang nahm es mit diesem Eide? Die Erfüllung desselben verursachte dem Jephta unaussprechlichen Gram; denn es galt das Leben seiner einzigen, zärtlich geliebten Tochter, die ihm zuerst entgegenkam. (Richt. 11.)

Erläuterung 3. Endlich muß man schwören in Gerechtigkeit; d. h. nie darf man sich zu etwas Ungerechtem oder Unehrbarem durch einen Eidschwur verpflichten, nie durch einen Eid eine ungerechte Sache unterstützen. Wer dieß thun würde, der würde nicht nur ungiltig schwören, sondern auch eine schwere Sünde gegen die Gerechtigkeit beim Eide begehen. Auf solche Weise versündigten sich die Juden, welche, wie wir in der Apostelgeschichte (23, 12.) lesen, unter der Bedingung sich verschworen haben, daß sie „nichts verkosten wollen, bis sie Paulum getödtet hätten". Einen solchen ungerechten Eid schwur auch Herodes; er hätte seinen Schwur nicht mehr halten dürfen, als er sah, an welche sündhafte Bedingniß er sich knüpfte, indem die Tochter der Herodias das Haupt des heil. Johannes forderte. — Auch im Leben und in der Geschichte begegnen uns einige derartige Beispiele.

Der ungiltige Schwur.

Sophronius erzählt von zwei Brüdern, die sich gegenseitig ewigen Haß geschworen hatten. Ein christlicher Nachbar, der diese furchtbare Feindschaft mit Wehmuth sah, gab sich alle mögliche Mühe, die beiden Brüder miteinander zu versöhnen. Der Eine von ihnen zeigte sich auch wirklich zur Versöhnung geneigt; der Andere aber verblieb hartnäckig in seiner Feindschaft. Der brave Nachbar machte deßhalb noch einen letzten Versuch und ging zu dem Unversöhnlichen und stellte ihm sein hartes Herz vor. Dieser aber entgegnete: „Ich kann mich unmöglich mit meinem Bruder je mehr aussöhnen; denn ich habe es vor Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, geschworen, daß ich ihm ewig zürnen will, und daß ich nie mehr mit ihm auch nur ein Wörtlein verlieren werde. Könnte ich so böse thun und meinen Eid brechen?" — Freundlich entgegnete hierauf der Nachbar: „Mein Sohn! wie kannst du doch so thöricht sein und glauben, daß es Gott, dem Herrn, gefalle, wenn du ihm auf eine Sünde, auf eine Todsünde hin einen Eid schwörest? Dein Schwur ist ungiltig und du darfst ihn sonach eben so wenig halten, als wenn du Gott, dem Herrn, den Schwur gethan hättest: „O mein Herr Jesus! in Anbetracht deines kostbaren Kreuzes will ich deinen Geboten nicht mehr nachkommen, sondern den Willen des Teufels, deines Feindes, erfüllen." Du hast also einen sündhaften Eid geschworen und würdest Sünde auf Sünde häufen, wenn du deinen gottlosen Schwur halten wolltest!" — Die Worte des braven Mannes verfehlten ihren Eindruck nicht; noch an demselben Tage versöhnten sich die beiden Brüder, und lebten von nun an in Liebe und Eintracht. (Sophr. in prato spirituali, cap. 116.)

Der gelösete Eid.

Zur Zeit Gregors, des Patriarchen von Antiochien, brach unter den Soldaten eine Meuterei aus. Der Patriarch eilte hinaus zu ihnen, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie wollten sich nicht ihrem Feldherrn Philippikus unterwerfen, weil sie durch feierlichen Eid sich gegenseitig verbunden hätten, ihn nie mehr für ihren Feldherrn zu erkennen. „Nun gut!" erwiderte Gregor, „als Bischof habe ich von Gott die Macht erhalten, zu binden und zu lösen, und kraft dieser von Gott erhaltenen Vollmacht spreche ich euch von einem Eide los, dessen Leistung ein Verbrechen gegen Gott und den Kaiser war, und dessen fernere Befolgung ein noch größeres Verbrechen, eine noch größere Sünde sein würde."

— Die Soldaten gingen jetzt dem Philippikus entgegen, warfen sich ihm zu Füßen, und er reichte ihnen die Hand zum Zeichen der Versöhnung. (Stolberg's Religionsgesch. 20. Bd. S. 310.)

Anmerkung. Das Schwören bleibt immer etwas Gefährliches; darum soll man sich wohl bedenken, bevor man schwört. Bei uns ist es gewöhnlich der Fall, daß man einen feierlichen Eid nur vor Gericht ablegt; es wird dadurch erfüllt, was die heil. Schrift mit den Worten ausdrückt: „Du sollst schwören im Gerichte." Bei diesem feierlichen Eide werden folgende bedeutungsvolle Ceremonien beobachtet: 1) Muß der Schwörende vor einem Kruzifixbilde, neben welchem zwei Wachskerzen brennen, mit entblößtem Haupte dastehen, um dadurch erinnert zu werden, daß er vor dem allwissenden göttlichen Richter stehe, dem selbst alle Tiefen des Herzens helles Licht sind; vor ihm entblößt er zugleich sein Haupt aus tiefster Ehrfurcht und sagt gleichsam: „Hier, gerechter Gott! hast du mein Haupt! Deine Blitze, deine göttliche Rache mögen mich treffen, wenn ich nicht die Wahrheit rede!" — 2) Der Schwörende muß die rechte Hand emporheben (Weibspersonen legen sie an ihre Brust) drei Finger ausstrecken und zwei niederdrücken... Die drei ausgestreckten Finger bedeuten die allerheiligste Dreifaltigkeit; die zwei niedergedrückten bedeuten Leib und Seele. Durch diese Ceremonie will also der Schwörende gleichsam sagen: „Gott der Vater soll mich auslöschen aus dem Buche des Lebens, Gott der Sohn soll an mir sein kostbares Blut verloren sein lassen, und der heilige Geist soll mir jegliche Gnade entziehen, ja an Leib und Seele will ich zu Grunde gehen, wenn ich nicht die Wahrheit rede!" — Man bedenke es wohl, welches furchtbare Wehe man über sich herabzieht, wenn man falsch oder meineidig schwört!

Texte: Vom Eide.

a) Aus der heil. Schrift. „Den Herrn, deinen Gott, sollst du fürchten und ihm allein dienen und bei seinem Namen schwören!" (5. Mos. 6, 13. u. 10, 20.) „Gepriesen wird ein Jeglicher von Gott, der bei ihm schwört." (Ps. 62, 12.) „Wer da schwört auf Erden, wird schwören bei dem Gott der Wahrheit." (Isai. 65, 16.) „Du wirst nicht wanken, sondern schwören in der Wahrheit, recht und gerecht: So wahr der Herr lebt!" (Jerem. 4, 2.) „Herr! wer wird wohnen in deinem Zelte? oder wer wird ruhen auf deinem heiligen Berge?.... Derjenige, der seinem Nächsten schwört und ihn nicht betrügt." (Ps. 14, 1. u. 4.) „Weh' euch, ihr blinden Wegweiser, die ihr saget: »Wenn Jemand beim Tempel schwört, das ist nichts; wer aber beim Golde des Tempels (d. h. bei dem geheiligten Golde im Tempelschatze) schwört, der ist an seinen Schwur gebunden!« Ihr Thoren und Blinden! was ist denn mehr, das Gold oder der Tempel, der das Gold heiliget? u. s. w." (Matth. 23, 16—23.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Sage mir, warum denn der Eid eingeführt worden ist? Abraham hat einst schon Verträge geschlossen und Opfer gebracht, und doch bestand damals der Eid noch nicht. Woher kam er alsdann? Als die Bosheit der Menschen zunahm und Verwirrung nach Unten und Oben entstand, als man sich zum Götzendienste hinneigte und Alles ungläubig ward, da fing man an, Gott zum Zeugen anzurufen; denn der Eid muß da unsere Worte bekräftigen, wo die Sittlichkeit keine Glaubwürdigkeit mehr gewährt." (S. Chrysost. Hom. 9. in acta Apost.) — Halte den Eid heilig! „Ein Diener Gottes muß sich lieber dem Tode aussetzen, als etwas zu thun versprechen, was er nicht thun darf. Hat er sich aber zu etwas, das zu thun erlaubt ist, eidlich verpflichtet, so muß er seinen Eid buchstäblich halten." (S. Aug. Epist. ad Alypium.) „Wie derjenige, dem ein amtliches Siegel anvertraut ist, um damit seine Erlasse zu bestätigen, ein Fälscher genannt wird, wenn er dieses Amtssiegel mißbraucht, so verdient auch derjenige diesen Namen, welcher den Eid mißbraucht, den Gott gleichsam als ein Siegel gegeben hat zur Bekräftigung der Wahrheit." (March. Hort. past. tract. 3. lect. 6.) Sei bedachtsam beim Schwören! „Christus der Herr sagt nicht umsonst: »Ich sage euch, ihr sollet gar nicht schwören;« er fordert dieß von uns, damit wir durch das Schwören nicht zu einem Leichtsinne im Schwören, von dem Leichtsinne aber zur Gewohnheit kommen u. s. f. von der Gewohnheit in falsches Schwören fallen. Man findet deßhalb, daß der heil. Paulus nur dann geschworen habe, wenn er schrieb, weil da die Bedachtsamkeit größer ist und die Zunge nicht sogleich herausplatzen kann." (S. Aug. de mendacio, cap. 15.) „Wie man sein festtägliches Kleid fleißig in Obacht nimmt, damit es nicht durch zu oftmaliges Anziehen abgenützt werde, so muß man sich auch hüten, daß man den Namen Gottes, der unsere höchste Verehrung verdient, nicht unbedachtsam mißbrauche." (S. Chrysost. Hom. 4. ad pop. Antioch.) — Man soll von Andern nicht leicht einen Eid verlangen. „Wenn du durchaus nicht schwören willst, so presse doch auch Andern keine Schwüre ab, und dieß darum, weil der Gefragte entweder ein Freund der Wahrheit oder ein Freund der Lüge ist. Pflegt er die Wahrheit zu sagen, so wird er, wenn er auch nicht schwört, doch die Wahrheit sagen. Ist er aber ein Lügner, so wird er lügen trotz seines Schwures. Darum ist der Eidschwur aus beiden Hinsichten nicht zu fordern." (S. Isidor. Pelus. Epist. 1, 155.) „Schreibet euch in die Herzen, was ich sage: Jener, der den

Menschen zum Schwure aufruft, und weiß, daß der Aufgerufene falsch schwören wird, übertrifft den Mörder. Ein Mörder tödtet den Körper, Jener aber die Seele, oder vielmehr zwei Seelen, seine Seele, und die Seele dessen, den er zum Schwure aufgerufen hat. Du weißt, daß das wahr ist, was du sagst, und das falsch, was Jener sagt, und treibst ihn doch zum Schwören an? Siehe! er schwört! er schwört falsch! Er geht verloren! Was hast du nun gefunden? Auch du gehst verloren, da du an seinem Tode dich hast sättigen wollen." (Idem serm. 308. 11. inter additos a Parisiensibus.) — Einen sündhaften Schwur darf man nicht halten. „Es geht auch zuweilen gegen die Pflicht, ein gegebenes Versprechen zu halten, selbst wenn man es beschworen hat; wie es z. B. bei Herodes der Fall war, der geschworen hatte, er wolle der Tochter der Herodias geben, was sie immer verlangen würde. Er versündigte sich schwer, als er, um sein gegebenes Wort nicht zu brechen, den Johannes tödten ließ." (S. Ambros. Offic. lib. 1. cap. 50.)

XV. Christliche Lehre.

Vom Gelübde.

Von der Bedeutung und Heiligkeit des Gelübdes.

Fr. Was ist ein Gelübde?

Antw. Ein Gelübde ist ein mit Ueberlegung und freiem Willen Gott gemachtes Versprechen, wodurch man sich verbindet, etwas Gutes zu thun, das möglich und besser ist, als das Gegentheil.

Erläuterung. Das Gelübde muß folgende Merkmale haben: 1) es muß ein Versprechen sein, nicht ein bloßer Vorsatz. Durch das Versprechen gibt man nämlich dem, welchem man etwas verspricht, das Recht, von uns das Versprochene auch zu verlangen; bei dem Vorsatze hingegen faßt man nur den Entschluß, etwas zu thun, ohne die Meinung und den Willen, sich unter einer Sünde zu Leistung desselben zu verpflichten. 2) Das Gelübde muß ein Gott gemachtes Versprechen sein; denn nur Gott, dem Herrn, kann man etwas geloben, weil dieß ein Akt der Anbetung ist; gleichwohl kann man aber auch — zum Gedächtnisse der Heiligen ein Gelöbniß machen, um durch ihre Fürbitte von Gott eine Gnade zu erlangen. 3) Das Gelübde muß mit Ueberlegung geschehen. Darum wäre eine Gelübde ungiltig, welches man ohne Kenntniß des verlobten Gegenstandes, aus Unwissenheit, Irrthum, in der Trunkenheit, aus Mangel an Vernunft, in heftiger Leidenschaft u. s f. gethan hat; denn „der Herr hat ein Mißfallen an einem thörichten Versprechen". (Ekkle. 5, 3.) 4) Das Versprechen muß aus freiem Willen gemacht werden; wenn also Eltern für ihre Kinder ein Gelübde thun, z. B. daß sie dieses oder jenes Kind dem jungfräulichen Stande widmen wollen, so ist das Kind nicht zur Haltung desselben verpflichtet; ebenso wäre dieß der Fall, wenn man Jemanden durch Drohung oder Zwangsmittel zu einem Gelübde bestimmen würde, z. B. durch Androhung von Enterbung oder Mißhandlungen ꝛc. 5) Das, was man gelobt, muß möglich sein; d. h. es muß in unsern Kräften stehen, es mit der Gnade Gottes zu thun, und unsere Verhältnisse müssen es gestatten. „Keiner," sagt der heilige Thomas von Aquin, „kann sich zu dem verbinden, was nicht in seiner Gewalt steht, oder durch dessen Erfüllung er demjenigen, unter welchem er steht, einen Nachtheil verursacht, ohne daß dieser ausdrücklich oder stillschweigend einwilligt. Man kann Gott nur das versprechen, worüber man selbst, nicht aber das, worüber ein Anderer das Recht hat." Sonach kann von den Eheleuten nicht das Eine ohne Einwilligung des Andern geloben, was den ehelichen Pflichten entgegen ist; der Dienstbote nicht, was mit seinen Dienstesverhältnissen im Widerspruche steht; das noch nicht mannbare Kind kann nichts geloben ohne Zustimmung der Eltern u. s. f. Endlich 6) muß das, was man gelobt, gut und besser sein als das Gegentheil; z. B. Heirathen ist gut und recht; aber besser und gottwohlgefälliger ist das Gegentheil, — der jungfräuliche Stand. Darum kann ich letzteres geloben, nicht aber ersteres. Unmöglich kann daher Gott, dem Herrn, ein Gelübde gefallen, in welchem man etwas Sündhaftes verspricht, oder wo man das Gute doch wenigstens von einer sündhaften Bedingniß abhängig macht; z. B. wenn man geloben wollte, daß man den Armen recht viel schenken werde, im Falle uns Gott aus der Lotterie eine bedeutende Summe gewinnen ließe. Solche thörichte Gelübde mißfallen dem Herrn; wir sehen es in nachfolgendem Beispiele.

Das verworfene Gelübde.

Der römische Kaiser Maximius zog im Jahre 313 mit einem 60,000 Mann starken Heere aus, um seinen Mitregenten Licinius, der in aller Eile

kaum 30,000 Mann hatte zusammenraffen können, zu bekriegen. Sich des Sieges, den Maximius zuversichtlich hoffte, noch mehr zu versichern, versprach er, der noch Heide war, dem höchsten Gott Jupiter durch ein feierliches Gelübde, den christlichen Namen gänzlich auszurotten, wenn er ihm zum Siege verhilflich sein wolle. Er rückte in Schlachtordnung voran, und beide Heere standen einander gegenüber. Da nahmen die Soldaten des Licinius einen Augenblick ihre Helme von ihren Häuptern, wandten ihre Augen zum Himmel und beteten, was ihnen der Kaiser vorsagte, nämlich Folgendes: „Großer Gott! wir rufen dich an; heiliger Gott! wir bitten um deinen mächtigen Beistand. Wir empfehlen dir unsere gerechte Sache, wir empfehlen dir unser Heil, unser Reich. Durch dich leben wir, durch dich siegen wir, durch dich gelangen wir zum Triumphe und zur Glückseligkeit. Großer, heiliger Gott! erhöre unsere Wünsche! Zu dir strecken wir unsere Hände aus. Allmächtiger, höchst heiliger Gott! erhöre uns!" — Nachdem die Soldaten dieses Gebet dreimal wiederholt hatten, fielen sie voll Hoffnung und Eifer über die Feinde her, ohne ihre weit größere Anzahl in Betracht zu ziehen. Die Ungläubigen waren nicht sobald angegriffen, als geschlagen; denn ein geheimer plötzlicher Schrecken hinderte sie, von ihren Pfeilen und Schwertern Gebrauch zu machen, und sie schienen nicht vorzurücken, um zu kämpfen, sondern gleichsam nur, um sich als blinde Schlachtopfer würgen zu lassen. Die Hälfte sank unter den Waffen, der übrige Theil des Heeres ergab sich, oder ergriff die Flucht. Maximius selbst flüchtete sich nach Tarsus, ward da zu Wasser und zu Land eingeschlossen, und sah kein Rettungsmittel mehr. Dieser blinde Heide nahm in seinem schrecklichen Wahne Gift und starb unter entsetzlichen Schmerzen und unter furchtbaren Gewissensbissen erst am vierten Tage. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche.)

„Ein thörichtes Gelübde gefällt Gott, dem Herrn nicht!"

Fr. Ist es Pflicht, die Gelübde zu halten?

Antw. Ja, es ist strenge Pflicht, die Gelübde zu halten, wenn nicht eine Unmöglichkeit eintritt. „Wenn du ein Gelübde gelobest dem Herrn, deinem Gott, so säume nicht, es zu erfüllen! Denn der Herr, dein Gott, fordert es von dir; und wenn du säumest, wird es dir zur Sünde gerechnet." (5. Mos. 23, 21.)

Erläuterung. Wenn man schon strenge verpflichtet ist, ein dem Menschen gemachtes Versprechen zu halten, um wieviel größer muß nicht diese Verpflichtung gegen Gott sein! Versprechen macht halten. Darum ist es eine schwere oder läßliche Sünde, je nachdem wir uns verbunden haben, und je nachdem die Sache beschaffen ist, wenn man das gegebene Gelübde nicht erfüllen wollte. Hat man die Zeit festgesetzt, zu welcher man sein Gelübde erfüllen will, so ist man unter einer Sünde auch zur Beobachtung derselben verpflichtet, es sei denn, daß irgend ein Hinderniß eingetreten wäre, welches die Erfüllung unmöglich macht. Man sei daher sehr vorsichtig, damit man nicht etwa Dinge gelobe, die man nachher nicht erfüllen kann, und man lasse es sich getreulich angelegen sein, Gott, dem Herrn, das Gelobte zu leisten!

Das treu erfüllte Gelübde.

Ludwig IX., König von Frankreich, verfiel in eine gefährliche Krankheit. Schon glaubte man, daß er den Geist aufgeben werde, als er zu sich kam, und verlangte, daß man ihm auf die Brust ein Kreuz hefte, zum Zeichen, daß er, sobald er genesen, einen Kreuzzug unternehmen wolle. Im Jahre 1248 wollte er denselben antreten; da drangen seine Mutter, die Königin Blanka, und die Großen des Reiches auf's Kräftigste in ihn, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Man stellte ihm vor, er habe sein Gelübde in einer schweren Krankheit bei zerrüttetem und fast ganz verfinstertem Verstande gethan. Es wäre sehr leicht, in dieser Gewissenssache, in Rücksicht auf die Reichsangelegenheiten, aus Furcht vor inneren und äußeren Unruhen und in Rücksicht seiner schwankenden Gesundheit die Lossprechung zu erhalten, und man wolle sich deßhalb nach Rom wenden. Der König riß das Kreuz von seinem Kleide und gab es dem Bischofe von Paris, der einer von denen war, die seine Abreise am Eifrigsten zu hintertreiben suchten. Die Königin Blanka und alle Umstehenden bezeugten hierüber

die lebhafteste Freude. Allein der König nahm eine gesetzte und entschlossene Miene an, sah Einen nach dem Andern starr an und sagte: „Ich hoffe, ihr werdet mein Gehirn in diesem Augenblicke nicht beschuldigen können; ich bin nicht mehr krank und habe meine völlige Vernunft. Wohlan! ich fordere das Kreuz wieder, und nehme Gott zum Zeugen, daß kein Bissen Nahrung in meinen Mund kommen solle, man habe mir's denn wieder gegeben." — Da hörte man auf, ihn zu bestürmen, und er reiste mit einem starken Kriegsheere fort, um sein Gelübde zu erfüllen. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche.) — Das heißt Gott, dem Herrn, treu sein Wort, sein Gelöbniß halten!

Halte die Gott gemachten Gelübde.

In dem Feldzuge gegen die Longobarden wollte der Bruder des heiligen **Benedikt von Anian**, der aus einer gräflichen Familie abstammte, mit seinem Pferde über einen Fluß setzen, ward aber von der starken Strömung desselben fortgerissen, und schien ohne Rettung verloren, als zufällig Benedikt, der denselben Weg ritt, jetzt gerade herbeikam. In der Bestürzung des nun plötzlich auf ihn einströmenden Mitgefühls mit der Gefahr seines Bruders stürzte er sich selbst in den Fluß, fand sich nun aber ebensobald in gleicher Todesgefahr, wie jener. In diesem entschiedenen Moment zwischen Leben und Tod that er ein Gelübde, daß, wenn es jetzt Gott gefiele, Rettung zu senden, er seinem Dienste ausschließlich alle übrigen Tage seines Lebens weihen wolle. Benedikts Gebet wurde erhört, er und sein Bruder wurden gerettet. Nach beendigtem Feldzuge eilte Benedikt sogleich, sein Gelübde zu erfüllen, trat in das Kloster, und wurde ein Reformator seines Ordens. (Stolberg's Religionsgesch.)

Sei nicht voreilig im Geloben.

Ein Frauenzimmer hörte, daß der heil. **Franz von Sales** sich durch ein Gelübde verpflichtet habe, jeden Tag den Rosenkranz zu beten. Nun wollte sie ein Gleiches thun, wünschte jedoch zuvor seine Meinung darüber zu vernehmen.

Er sprach zu ihr: „Hüten Sie sich ja, dieß zu thun!" — Sie erwiderte: „Warum denn widerrathen Sie Andern, was doch Sie selbst in Ihrer Jugend gethan haben?"

Der Heilige versetzte: „Das Wort **Jugend** entscheidet die Sache. Denn damals überlegte ich noch nicht genug, was ich that; allein jetzt, bei reifem Alter, sage ich Ihnen: »Thun Sie es nicht!« Ich sage nicht, daß Sie den Rosenkranz nicht beten sollen; im Gegentheile empfehle ich es Ihnen auf das Dringendste, und ermahne Sie, denselben keinen Tag zu unterlassen, da dieses Gebet Gott und der allerseligsten Jungfrau sehr wohlgefällig ist. Ich möchte aber lieber, daß Sie durch einen ernsten und festen Vorsatz, als durch ein eigentliches Gelübde sich dazu verpflichteten. Denn auf solche Weise setzen Sie, wenn es Ihnen widerfahren sollte, denselben zu unterlassen, sich nicht der Gefahr aus, Gott zu beleidigen. Mit dem bloßen Gelübde ist nichts gethan. Man muß das Gelübde auch erfüllen; und zwar ist man unter einer Sünde hierzu verpflichtet, was fürwahr keine Kleinigkeit ist. Ich versichere Sie, daß jenes Gelübde mich nicht selten in Verlegenheit brachte, und daß ich schon nahe daran war, mich davon dispensiren oder dasselbe in eine andere gleich wichtige geistliche Uebung verwandeln zu lassen, die einem solchen Zwange nicht unterworfen ist."

Fr. Wann hört die Verpflichtung, die uns durch ein Gelübde aufgelegt wird, wieder auf?

Antw. 1) Wenn eine Unmöglichkeit eintritt, und 2) wenn das Gelübde mit Wissen und Genehmigung der geistlichen Vorgesetzten aufgehoben oder abgeändert wird.

Erläuterung. Die Verbindlichkeit, ein gethanenes Gelübde zu erfüllen, hört auf, 1) sobald **eine Unmöglichkeit** eintritt, z. B. wenn Einer gelobt hat, Almosen von seinem Vermögen zu geben, plötzlich aber selbst arm wird; oder wenn Einer gelobt hat, zu fasten, nun aber krank wird. Oft kann auch der Fall eintreten, daß durch Zeit und Umstände ein früheres Gelübde unnütz, ja sogar unerlaubt würde; in allen diesen Fällen hört die obengenannte Verbindlichkeit auf. 2) Das Gelübde verpflichtet uns nicht mehr, wenn es auf gesetzliche Weise aufgehoben oder abgeändert wird. So können z. B. Eltern, Groß-

eltern und Vormünder die Gelübde ihrer noch nicht mannbaren Kinder aufheben, weil sie über den Willen derselben zu verfügen haben; bei schon mannbaren könnten sie indeß dieß nicht mehr thun, woferne ihre Gelübde nicht der häuslichen Ordnung zuwider sind. Der Herr kann alle Gelübde seiner Dienstboten aufheben, welche nicht mit ihrem Dienste verträglich sind. Der Papst, der von Christus die Gewalt, zu lösen und zu binden, erhalten hat, kann alle Gelübde erlassen; ebenso können auch die Bischöfe in ihren Diözesen vermöge ihrer von Christus erhaltenen Vollmacht von solchen Gelübden entbinden, die sich der Papst nicht eigens vorbehalten hat. Auch Beichtväter können zur Zeit des Jubiläums kraft der ertheilten päpstlichen Vollmacht die meisten Gelübde, mit Ausnahme der vorbehaltenen, in andere gute Werke verändern, wenn ein gewichtiger Grund hierzu vorhanden ist.

Das veränderte Gelübde.

Eduard III., König von England, den die Vorsehung aus so mancher Gefahr gerettet hatte, gelobte, eine Wallfahrt nach Rom zu verrichten. Allein der englische Adel, welcher mit Recht fürchtete, es möchten in seiner Abwesenheit die kaum gedämpften Unruhen wieder ausbrechen, widerrieth es ihm und schlug ihm vor, seine Andacht lieber im Vaterlande durch Almosen und andere gute Werke auszuüben, die das Land vielmehr erbauen, als ihm Unruhen verursachen würden. Da der König ängstlich in seinem Gewissen war, so mußte man sich an den Papst wenden, um den König durch Verwandlung seines Gelübdes zu beruhigen. Der Papst schrieb ihm mit folgenden Worten zurück: „Weil England durch deine Abwesenheit in Gefahr sein würde, so sprechen wir dich von der Schuldigkeit los, die du dir auferlegt hast; und wir gebieten dir dafür, dasjenige, was du auf deiner Reise ausgegeben hättest, unter die Armen auszutheilen, und ein Kloster zu Ehren des heil. Petrus zu erbauen oder wieder herzustellen. Zweifle nicht, daß Gott Allen, die ihn aufrichtig anrufen, nahe ist, wo sie sich immer befinden mögen!" — Der König stellte die Westminster-Abtei wieder her, und schickte herrliche Geschenke nach Rom, die man dort zu einer Kirche verwendete, welche die englische Schule genannt wurde. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche.)

Fr. Sind die Gelübde Gott, dem Herrn, angenehm?

Antw. Ja; denn sie sind freiwillige Opfer, die wir dem Herrn darbringen.

Erläuterung. Die vielen Votivtafeln fast in allen katholischen Kirchen liefern uns den Beweis, daß Gott, dem Herrn, fromme Gelübde gar wohl gefallen. Meistens liest man auf denselben: ex voto (d. h. einem Gelöbnisse gemäß), und man findet darauf die Gnaden und Wohlthaten angedeutet, mit welchen Gott die frommen Gelübde belohnte.

Biblische Beispiele.

Wie sehr Gott dem Herrn die Gelübde gefallen, können wir auch aus zwei Beispielen in der heiligen Schrift ersehen. Mit Wohlgefallen nahm der Herr das Gelübde des Patriarchen Jakob auf. „Jakob gelobte ein Gelübde und sprach: Wenn Gott mit mir ist, und ich wieder glücklich in meines Vaters Haus komme, so will ich von Allem den Zehnten opfern." (1. Mos. 28, 20—22.) Jakob erfüllte sein Gelübde; denn der Herr hatte seine Bitte wohlgefällig erhört.

Die fromme Anna gelobte gleichfalls ein Gelübde und sprach: „Herr der Heerschaaren! wenn du meiner gedenkest und deiner Magd einen Sohn gibst, so will ich ihn dem Herrn geben alle Tage seines Lebens." (1. Kön. 1, 11.) Der Herr segnete sie, und Anna erfüllte ihr Gelübde.

Ludwig von Bourbon.

Auf ein gemachtes Gelübde hin hat Gott schon Viele aus Gefahren und Drangsalen errettet und dadurch gezeigt, wie sehr ihm solche fromme Gelöbnisse gefallen.

Frankreich kennt bis zum Jahre 1415 kaum einen blutigeren Tag in der Geschichte, als jenen, der in eben diesem Jahre Heinrich V., König von England, durch den berühmten Sieg bei Azincourt, so zu sagen, die Krone von Frankreich auf's Haupt setzte. Frankreich verlor dabei sein edelstes Blut durch einen

unglücklichen Zufall; denn schon war der Sieg für England entschieden, als plötzlich sich das falsche Gerücht verbreitete, es nahe im Rücken ein neues französisches Heer; da gab Heinrich V. den schrecklichen Befehl, alle Gefangenen ohne Unterschied niederzuhauen. Die tapfersten, muthigsten Ritter fielen unter den kalten Streichen des Beiles; kein Haus in Frankreich war, das nicht Einen der Seinigen zu betrauern gehabt hätte. Selbst der König der Franzosen, Karl VI., verlor sieben seiner nächsten Verwandten, und darunter zwei Brüder des Herzogs von Burgund. Von der äußersten Gefahr bedroht, entweder augenblicklich gemordet zu werden, oder ein ewiger Gefangener der Engländer zu sein, nahm Ludwig aus dem Hause Bourbon, Graf von Vendôme, seine Zuflucht zu Maria und gelobte, ihre Kirche zu Chartres zu besuchen, wenn er aus der Gefangenschaft befreit werden sollte. Bald wurde er in Freiheit gesetzt; und um sein Gelübde zu erfüllen, kam er mit 150 Edelleuten nach Chartres. Als er in die Kirche eintrat, warf er sich auf die Erde nieder, um dadurch seinen Dank und seine tiefe Ehrfurcht gegen Maria zu bezeugen, und opferte dann eine Kerze, die er in der Hand hielt; folgenden Tags beschenkte er die Domherren dieser Kirche mit vielen Einkünften unter der Bedingung, daß sie jährlich an jedem Tage nach den Festen Mariens ein feierliches Officium hielten. (Dr. Herbst.)

Lebensrettung durch ein Gelübde.

Auf einem nicht ferne von Prag gelegenen gräflichen Schlosse wurde im Jahre 956 ein Knabe geboren, der am Ende seiner irdischen Laufbahn die Krone eines für den Namen Jesu sterbenden Blutzeugen errang. Adalbert war sein Name. Er hatte das unschätzbare Glück, von frommen Eltern geboren zu sein. Die Geburt eines Sohnes betrachteten diese als ein Geschenk des Himmels; und warmes Dankgefühl für diese empfangene göttliche Wohlthat vermehrte nur noch ihre beiderseitige Liebe zu dem noch nicht einmal lallenden Säugling. Aber dieser ward plötzlich krank, und die Kunst selbst der geschicktesten Aerzte versprach wenig Hoffnung, ihn zu erhalten. Da nahmen diese gottseligen Eltern ihre Zuflucht zu der Mutter des Erlösers, ihr feierlichst gelobend, daß, wenn durch ihre Alles vermögende Fürbitte das Kind wieder gesund werden sollte, sie es für immer Gott und der Kirche weihen wollten. Es geschah, wie sie gebeten hatten; der Kleine ward wieder gesund; und um ihr Gelübde zu erfüllen, übergaben sie ihn, sobald er die Kinderjahre überschritten hatte, zur Erziehung dem ehrwürdigen Erzbischofe Adalbert von Magdeburg. Dieser widmete sich dem hoffnungsvollen Knaben mit oberhirtlicher Gewissenhaftigkeit. Eben so fromm gesinnt als wohl gebildet kehrte der junge Adalbert, als sein großmüthiger Erzieher im Jahre 981 gestorben war, in den Schooß seiner Familie zurück, und empfing zwei Jahre nachher zu Prag die heiligen Weihen. Der Segen, der auf dem Gelübde der frommen Eltern ruhte, fing an zu wirken; es währte nicht lange, so war Adalbert Bischof von Prag. Sein eifrigstes Bemühen war, das wilde, noch heidnischen Sitten huldigende Volk zu frommen Christen zu machen. Da ihm aber das nicht gelang, ging er als Missionär nach Preußen, wo noch die Gräuel des Götzendienstes herrschten. Hier errang er als Verkündiger des Evangeliums die Martyrerkrone. (Dr. Herbst.)

Das Gelöbniß des heiligen Mamertus vor dem Altare.

Um das Jahr 468 ward Frankreich von mancherlei Drangsalen heimgesucht; es herrschten böse Seuchen; es griffen aller Orten Feuersbrünste um sich; es entstand Theuerung und Hungersnoth; allenthalben entwickelten sich Unruhen; es zeigten sich überall abscheuliche Thiere, welche bei Tag und Nacht die Menschen quälten und beschädigten. In dieser Zeit schwerer Prüfung und Heimsuchung hatte nun aber die Stadt Vienne in Frankreich an dem heil. Mamertus einen auserlesenen Bischof und so zu sagen auch zugleich einen Retter aus diesen Drangsalen. Als nämlich Mamertus mit seiner Gemeinde die Osternacht feierte,

entstand in einem königlichen Gebäude abermals eine Feuersbrunst. Das ganze Volk verließ auf einmal die Kirche; der heilige Bischof allein blieb zurück. Er benützte diese Einsamkeit, um die Drangsale seines Volkes Gott, dem Herrn, vorzutragen. Er warf sich nieder vor dem Altare und gelobte dem Herrn drei Bitttage, auf daß die schon überhandgenommenen Drangsale zu Ende gehen möchten. Die Feuersbrunst ward indessen gedämpft, und schaarenweise kehrte das Volk zur Fortsetzung der angefangenen Feierlichkeit in die Kirche zurück. Jetzt offenbarte im Drange seines Herzens der heilige Bischof dem Volke, welches Gelübde er indessen Gott, dem Herrn, gemacht habe. Mit inniger Freude vernahm's das Volk und versprach, Alles zu erfüllen, was immer der heilige Bischof angelobt habe. So kam man alsdann überein, die drei Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi diesem öffentlichen Gebete zu widmen und dadurch das fromme Gelübde zu erfüllen. Bei diesen festlichen Zügen zeigte das Volk solchen Eifer und eine so glühende Andacht, daß es den langen Weg, welchen der heilige Mamertus dazu bestimmt hatte, noch für viel zu kurz erachtete. Mit Wohlgefallen nahm Gott der Herr das treu erfüllte Gelübde hin; denn alsbald hörten in Frankreich die großen Plagen auf. — Diese schöne Andacht der Bittgänge verbreitete sich hierauf von Frankreich aus gar schnell durch die ganze Kirche. (In vita s. Mamerti.)

Texte: Vom Gelübde.

a) Aus der heil. Schrift. „Wenn ein Mann dem Herrn ein Gelübde gelobt, oder sich mit einem Eide verbindet, so soll er sein Wort nicht zunichte machen, sondern Alles halten, was er versprochen hat. Und wenn ein Weib etwas gelobet, und sich verbunden hat mit einem Eide, und sie im Hause ihres Vaters ist, noch im jungfräulichen Alter, und der Vater um das Gelübde weiß, das sie versprochen, und um den Eid, womit sie sich verbunden hat, und er schweigt, so soll sie des Gelübdes schuldig sein, und soll in der That vollbringen, was sie versprochen und geschworen hat. Wenn aber der Vater gleich, da er's hört, widerspricht, so sollen ihre Gelübde und Eide nicht gelten, und sie soll nicht an ihr Versprechen gehalten sein, darum, weil ihr Vater widersprochen hat. Und wenn sie einen Mann hat und etwas gelobt, und einmal ein Wort aus ihrem Munde geht, wozu sie mit einem Eide sich verbindet, so ist sie des Tages, da ihr Mann es hört, und ihr nicht widerspricht, des Gelübdes schuldig, und er soll halten, was sie versprochen hat. Wenn aber der Mann alsbald widerspricht, da er es hört, und ihr Versprechen und die Worte vernichtet, wozu sie sich verbunden, so wird ihr der Herr verzeihen. Was eine Wittwe oder eine Verstoßene geloben, sollen sie halten." (4. Mos. 30, 3 — 10 u. ff. Vgl. 3. Mos. Kap. 27.) „Wenn du nichts geloben willst, hast du keine Sünde; was aber einmal deinen Lippen entgangen ist, das sollst du halten und thun, wie du verheißen hast dem Herrn, deinem Gott, und wie du aus deinem Willen und deinem Munde gesprochen!" (5. Mos. 23, 22 — 23.) „Hast du Gott etwas gelobt, so säume nicht, es zu erfüllen! Denn ein treuloses und thörichtes Versprechen mißfällt ihm; aber Alles, was du gelobt hast, das erfülle! Viel besser ist, nicht geloben, als geloben und das Versprochene nicht halten." (Pred. 5, 3 — 4.) „Gelobet, und haltet's dem Herrn, eurem Gott!" (Ps. 75, 12. Vgl. Ps. 49, 14.) Ein Gelübde that Jakob (1. Mos. 28, 20 — 22.); ebenso die Israeliten (4. Mos. 21, 2. 3.) und Anna, Samuels Mutter. (1. Kön. 1, 11 ff.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Jeder gelobe, was er will; dann aber halte er auch, was er gelobt!" (S. August. enarr. in Psalm. 75.) „Mit Recht muß der Gelobende sein Gelöbniß halten, da er nicht gezwungen war, ein Gelübde zu machen." (S. Bernard. Epist. ad Fulcon.) „Beachte wohl, was der Psalmist sagt! Er sagt nicht: »Machet kein Gelübde!« sondern: »Gelobet und haltet's!« Weil es heißt: »Haltet's!« so willst du nicht geloben? Du wolltest also geloben und es nicht halten? Nein! Beides mußt du thun. Das Eine geschehe durch dein eigenes Gelöbniß! Das Andere wirst du durch Gottes Beistand können." (S. Aug. in Ps. 75.) „Die heiligsten Männer haben sich durch fromme Gelübde Gott, dem Herrn, verbunden; sie haben sich auf solche Weise gleichsam gefesselt mit den Banden der Zucht Gottes, auf daß sie mit ihrem Geiste weniger nach Außen herumschweifen und inniger in Gott leben konnten. Von diesen Fesseln steht geschrieben: »Wirf deine Füße in Fessel und um deinen Hals thue Ketten!« Dann wird dein Glaube mit mannigfachen Tugenden geziert werden, und deine Schritte werden sich abwenden vom Bösen." (S. Greg. in Ps. 101. et S. Ambros. in Ps. 118.) Das beßte Gelübde, das wir Gott machen können, ist dieses, daß wir unsere Seele, unser Herz, ja uns selbst ihm weihen. „Viele bringen Weihgeschenke dar. Der Eine ein Gewand, der Andere Oel, der Andere Wachs, um es in der Nacht zu brennen, der Andere gelobt, einige Jahre keinen Wein zu trinken, der Andere, eine gewisse Zeit zu fasten, der Andere kein Fleisch zu essen, u. s. w. Das ist nicht das Beßte, und kein vollkommenes Gelübde. Ich will noch etwas Besseres. . . . Gott hat nicht Oel

erwählt, sondern deine Seele." (Serm. 7. de tempore, 117. append. nov. S. August.) — „Wie derjenige, welcher Jemanden nicht nur die Früchte, sondern auch den Baum schenkt, ohne Zweifel dem Beschenkten eine größere Gabe gibt, als wenn er ihm nur die Früchte zukommen ließe, so leistet auch derjenige dem Herrn einen angenehmeren Dienst, welcher nicht nur seine guten Werke, sondern auch sich selbst Gott, dem Herrn, durch fromme Gelübde weiht." (S. Anselm. in libr. simil.) — Halte getreulich deine Gelübde! „Wir Sterbliche schließen mit einem Sterblichen ein Bündniß und halten es; wir machen Gott ein Gelöbniß, und fürchten uns nicht, ihm die Treue zu brechen? Ein Mensch ist gehalten, dem andern die versprochene Bürgschaft zu leisten; wer den Schöpfer der Menschen zu täuschen sucht, sollte der für unschuldig gehalten werden? Der trügerische Schuldner wird von dem Eintreiber der Schuld gezwungen; derjenige aber, welcher sich selbst Gott entzieht, sollte der straflos bleiben?" (S. Petr. Dam. opusc. 16. cap. 2.) Es ist erlaubt, bei einem Gelübde für ein kleines Gut ein größeres dem Herrn darzubringen. „Ich glaube nicht," sagt der heil. Bernhard, „daß kleinere Gelübde größere hindern dürfen, noch daß Gott das ihm versprochene Gut verlange, wenn man statt dessen ein besseres dargebracht hat. Es schuldete euch z. B. Jemand zwölf Gulden; werdet ihr mit Recht zürnen, wenn er euch an dem bestimmten Tage statt derselben eine Mark Silbers bezahlen wird?" (S. Bern. Epist. 57.)

B. Was im zweiten Gebote verboten wird.

XVI. Christliche Lehre.

Vom Mißbrauche des göttlichen Namens durch unnütze Betheuerungen und Verwünschungen, durch Fluchen und Gotteslästerung.

Fr. Was wird im zweiten Gebote verboten?

Antw. Der Mißbrauch des göttlichen Namens, welcher geschieht, wenn man den Namen Gottes entweder ohne Noth oder ohne Andacht und Ehrerbietung ausspricht.

Erläuterung. Es ist bei gar vielen Menschen eine sehr sündhafte Gewohnheit, daß sie die heiligsten Namen aus Leichtsinn oder süßelnder Frömmigkeit, d. h. aus Heuchelei, somit also ohne alle Andacht und Ehrerbietung aussprechen. Wie oft hört man nicht die heiligen Namen: „Jesus, Maria, Joseph!" „Sakrament!" u. s. w. über leichtfertige Lippen kommen ohne die mindeste Andacht! Dieselben versündigen sich gegen das zweite Gebot; denn kann es dem höchsten Herrn Himmels und der Erde gleichgiltig sein, wenn man seinen heiligen Namen auf so leichtsinnige Weise mißbraucht, da es schon ein irdischer König für eine Beleidigung seiner Majestät ansehen muß, wenn man ohne Achtung und Ehrerbietung von ihm spricht und seinen königlichen Namen nennt?

Fr. Wodurch wird am Meisten Mißbrauch mit dem göttlichen Namen getrieben?

Antw. 1) Durch unnütze Betheuerungen; 2) durch Verwünschungen und 3) durch Fluchen und Gotteslästerung.

I. Von den unnützen Betheuerungen.

Fr. Was sind unnütze Betheuerungen?

Antw. Unnütze Betheuerungen sind es, wenn man in unbedeutenden Dingen zur Bekräftigung seiner Aussage sich auf Gott beruft, oder seine Seele u. s. w. gleichsam zum Unterpfande einlegt für die ausgesprochene Wahrheit.

Erläuterung. Besonders häufig kommt diese Sünde bei Geschäftsleuten im Handel vor, wo man durch solche Betheuerungen, als: „Gott im Himmel weiß es," „so wahr ich lebe," „bei meiner Ehre" u. s. w., „ich kann diese Waare nicht wohlfeiler geben" — die Käufer zu blenden und zum Kaufe anzureizen sucht.

Der zurückgenommene Kauf.

Ein Metzger wollte von einem gottesfürchtigen Manne einige Schweine kaufen, und fragte nach ihrem Preise. Als er ihn erfuhr, erklärte er hoch und theuer, daß er sie um denselben nicht brauchen könne. „Das hättest du mir nur ganz ruhig ohne Betheuerungen sagen können," antwortete jener Mann; „weißt du

nicht, daß Jesus das Schwören verbietet, wenn er spricht: Eure Rede sei: ja! ja! nein! nein! was darüber ist, das ist vom Uebel?" — Zuletzt aber wollte der Metzger die Schweine doch um den angegebenen Preis kaufen. „Nein!" erwiderte jener gottesfürchtige Mann, „du bekommst sie nicht; denn du hast dich hoch und theuer verschworen, du könntest sie um diesen Preis nicht brauchen; ich will dir nicht behilflich sein, deinen Schwur zu brechen, auf daß du nicht eine zweite Sünde zur ersten hinzufügest!" — Eine ähnliche Antwort sollte man allen denen geben, welche im Leben und im Umgange sich fast bei jeder noch so unbedeutenden Aussage zur Bestätigung derselben ähnlicher Betheuerungen bedienen.

II. Von den Verwünschungen.

Fr. Was versteht man unter Verwünschung?

Antw. Unter Verwünschung versteht man Worte des Hasses oder des Zornes, wodurch man sich selbst oder dem Nächsten den Tod, die Verdammung oder irgend ein Unglück wünscht.

Erläuterung. Diese Sünde ist ein furchtbares Vergehen gegen Gott, weil man ihn gleichsam zum Scharfrichter mißbraucht und von ihm fordert, er solle uns oder einen Andern tödten, er solle uns strafen, er möge Rache nehmen an dieser oder jener Person, der Teufel möge sie holen ꝛc. Zugleich ist sie die gröbste Verletzung der christlichen Selbst- und Nächstenliebe, da man sich oder seinem Nebenmenschen zeitliches und ewiges Verderben auf den Hals flucht. An solchen Menschen wird in Erfüllung gehen, was der königliche Sänger David (Ps. 108, 18.) ausspricht: „Dieser Mensch liebte den Fluch; so komme er über ihn! Am Segen hatte er kein Wohlgefallen; so sei er ferne von ihm! Er zog den Fluch an, wie ein Kleid." — Die Geschichte bestätigt uns diesen Ausspruch durch viele fürchterliche Beispiele; davon nur einige wenige!

Der heilige Narcissus und seine Ankläger.

Der heil. Narcissus, Bischof von Jerusalem, wurde von einigen sittenlosen Christen, denen er ihre Ausschweifungen vorgeworfen hatte, selbst auf eine unverschämte Art eines schändlichen Verbrechens wider die Keuschheit beschuldigt. Drei seiner falschen Ankläger bestätigten ihre Verläumdung sogar durch einen Eidschwur, bei dem sie über sich selbst den Fluch sprachen. „Die Flammen sollen mich verzehren," sprach der Erste, „wenn ich nicht die Wahrheit rede!" Der Zweite überlieferte sich unter der nämlichen Bedingung der ärgsten Krankheit, und der Dritte wollte für seine Aussage das Gesicht verbürgen. Wer sollte nicht unter diesen Umständen den Bischof für schuldig halten? Und doch war er unschuldig, und es waren viele unter seinen Schäflein, die in dem Glauben an seine Unschuld niemals wankten. Der heilige Mann überließ die Vertheidigung seiner Unschuld dem Himmel, und zog sich in eine Einöde zurück, wo er, abgeschieden von der boshaften Welt, die ihm zum Eckel wurde, einige Zeit ein Einsiedlerleben führte. Die Vorsehung Gottes nahm Rache an den Verfolgern des unschuldigen Mannes. Die Verläumder wurden so gezüchtigt, wie sie es selbst gewünscht hatten. Ein Blitz fuhr des Nachts vom Himmel herab und zündete das Haus des ersten Verläumders an; plötzlich stand sein ganzes Eigenthum in Flammen, er konnte nicht einmal das nackte Leben mehr retten, sondern mußte mit Weib und Kindern verbrennen. Der zweite wurde von einem schrecklichen Aussatze von der Fußzehe an bis zum Scheitel des Kopfes befallen. Alles war an ihm voll Geschwüre und jedes einzelne Glied ging beim lebendigen Leibe in Fäulniß über. Der dritte erschrack so sehr vor der Strafe der zwei ersten, daß er in sich ging und sein Verbrechen so reuevoll und langwierig beweinte, bis er sein Gesicht verlor und ganz blind wurde. — Hierauf kehrte Narcissus wieder nach Jerusalem zurück. (Moral in Beisp.)

Erfüllung eines Fluches.

In der Lebensbeschreibung des heil. Franz von Xavier von P. Bouhours wird folgende Thatsache als ein Beispiel strenger Bestrafung erzählt, die einem Götzendiener widerfuhr.

Es war dieser ein Mann von roher, heftiger Gemüthsart, der zu den Vornehmsten in Manabar gehörte, und den Xavier mit der ihm eigenen Sanftmuth und Milde für das Christenthum zu gewinnen suchte. Letzterer bat ihn einst, nur einmal ruhig anzuhören, was er ihm zum ewigen Heile seiner Seele zu sagen habe. Doch der Wilde würdigte ihn keines Blickes, und jagte ihn auf die schmählichste Weise zum Hause hinaus, indem er sagte: „Wenn es mir je einfallen sollte, in die Kirchen der Christen zu gehen, so sollen sich vor mir die Kirchthüren schließen!" — — Wenige Tage nachher wurde er von einem Haufen Bewaffneter überfallen, die ihm nach dem Leben strebten. Unfähig, sich zu vertheidigen, blieb ihm nichts übrig, als sich mit größter Anstrengung aus ihren Händen loszuwinden, und schleunig die Flucht zu ergreifen. Als er von Weitem die Kirche der Christen offen sah, flüchtete er sich dahin, während die Feinde ihn verfolgten; doch die zur gemeinsamen Andacht versammelten Christen schloßen schnell die Kirche, weil das laute Geschrei, das sie hörten, sie glauben machte, die erbitterten Götzendiener kämen, um sie zu überfallen, und die Kirche zu plündern. So ward denn der, welchen die Noth getrieben hatte, an der heiligen Stätte Rettung zu suchen, davon ausgeschlossen, und der Grausamkeit seiner Feinde überliefert, die ihn sogleich tödteten. Dieses schwere Verhängniß schien ein Strafgericht Gottes, durch welches die Schmach, die er dem Heiligen zufügte, gerächt wurde, indem er von eben dem Fluche getroffen werden sollte, den er selbst über sich herabgerufen hatte.

Fr. Welches ist aber die schrecklichste Verwünschung?

Antw. Der Elternfluch, d. h. Verwünschungen, durch welche Väter oder Mütter über ihre eigenen Kinder die Rache des Himmels herabfordern.

Erläuterung. Elternfluch — ein entsetzliches Wort — aber noch entsetzlicher in seiner Wirkung, in seinen Folgen! Löwen spielen mit ihren Jungen, Tiger liebkosen dieselben, und Menschen, Eltern können ihre Kinder verfluchen! Ach! man darf sich freilich nicht wundern, wenn in unsern Tagen so viele ungerathene Kinder herumlaufen, die das Elend der Welt voll zu machen drohen, da ja so oft der Fluch aus dem Munde der erzürnten Eltern über die armen Geschöpfe ergeht. Mit Recht schreibt hierüber schon der heidnische Weise Seneka: „Ich wundere mich gar nicht, wenn uns von den kindlichen Tagen an alle Uebel auf der Ferse nachfolgen, wenn wir von einer Schandthat in die andere fallen, der Ausschweifungen nie ein Ende machen. Wir wachsen unter lauter Flüchen und Verwünschungen auf, sind den Pflanzen gleich, die nie von einem reinen, immer nur mit giftigem Regen übergossen werden. Wundern würde ich mich, wenn noch ein guter Blutstropfen in uns anzutreffen wäre." Wie sehr sollen sich demnach nicht die Kinder hüten, daß sie ihre Eltern durch ihren Lebenswandel oder ihr Betragen zu einem solchen Fluche zwingen! Und wie eifrig sollen nicht Eltern darauf bedacht sein, daß sie sich nie im Zorne vergessen und Gottes Strafgerichte über ihre Kinder herabziehen! Ueberhaupt sollen sich die Eltern nie vom Zorne, sondern stets nur von einem tiefen Ernste und edlen Eifer bei der Kinderzucht leiten lassen; denn furchtbar sind die Folgen des Elternfluches.

Der Fluch des Großvaters.

Einst fluchte ein Großvater seinem Enkel. Noah war's, der zweite Stammvater des menschlichen Geschlechtes. Er legte nach der Sündfluth einen Weingarten an, preßte die Trauben aus, und noch unbekannt mit der Stärke des Weines trank er davon mehr, als er ertragen konnte. Der Schlaf bemächtigte sich seiner. Er mochte die Kleider von sich geworfen haben. So erblickte ihn Cham, einer seiner Söhne, spottete der Blöße seines Vaters, und als hätte er weiß nicht welche Entdeckung gemacht, eilte er zu seinen Brüdern, und erzählte ihnen schadenfroh die beschämende Neuigkeit. Noah erwachte von seiner Trunkenheit und seinem Schlafe, und hörte das schändliche Betragen seines Sohnes. Ein Fluch entfuhr ihm, nicht zwar über Cham, den Gott selbst gesegnet hatte, sondern über das Kind des Cham, seinen Enkel. „Verflucht," sprach er, „sei Chanaan!" (1. Mos. 9, 25.) In seinem Sohne sollte Cham gestraft werden, weil er als Sohn gesündigt hatte. Gott! welcher Fluch! welche Kraft dieses Fluches! Chanaans Haus war wie mit der Wurzel ausgerissen. Der eigentliche

Grund, auf welchem die Häuser, die Familien, ganze Menschengeschlechter fest stehen, ist der Glaube, die Gottesfurcht. Der Großvater fluchte, und der Grund, Glaube, Gottesfurcht, war von Chanaans sämmtlichen Nachkommen hinweg. Ein von Gott abtrünniges Geschlecht ging aus den Lenden des verfluchten Enkels hervor. Anstatt den Gott des Himmels anzubeten, zündeten die Chanaaniter vor den Bildern der Teufel Rauchwerke an, und färbten ihre Altäre mit dem Blute ihrer eigenen Kinder. Die Gesetze der Natur wurden mit Füßen getreten, die Väter verspottet, die Mütter ausgelacht. Ihre Bosheit war so groß, daß man sich ihnen ohne Gefahr nicht nähern konnte. Dieß war die Ursache, warum Gott seinem Volke auch den mindesten Umgang mit den Chanaanitern verboten hat. So hat des Großvaters Fluch seines Enkels Haus aus dem Grunde ausgerissen, und so wurde erfüllt, was bei dem Sohne Sirachs geschrieben steht: „Der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder; aber der Mutter Fluch reißt sie vom Grunde aus.“ (Ekkli. 3, 11.)

Die verfluchten Kinder.

Ein sehr trauriges Beispiel erzählt der heil. Augustin von einer Mutter, welche sieben Söhne und drei Töchter hatte. Diese waren sehr ungehorsam und widerspenstig. Voll Unmuth nahm die Mutter eines Tages diese ihre Kinder mit sich zum Taufbrunnen, wo sie die heilige Taufe erhalten hatten, und gab ihnen da den Fluch Kains. Alsbald erfolgte die Wirkung. Sämmtliche Kinder wurden von heftigen Zuckungen an ihren Gliedern befallen. Wie Irrende zogen sie von einem Lande in's andere. Acht aus ihnen starben bald; die zwei übrigen, ein Sohn und eine Tochter, kamen in die Stadt Hippo, wo der heil. Augustin Bischof war, und wurden durch Anwendung der heiligen Gebeine des Erzmartyrers Stephanus wieder gesund. (S. August.)

Der erfüllte Mutterfluch.

Man führte einst einen Jüngling vor den heil. Franz von Sales, den dieser über seine ausschweifende Lebensweise zurechtweisen wollte. Er aber sprach mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth zu ihm. Als er indessen die Verstockung desselben wahrnahm, brach er darüber in Thränen aus und sagte: dieses harte und unbiegsame Herz werde ein böses Ende nehmen.

Da man dem Heiligen erzählte, daß die eigene Mutter dem unglücklichen Jüngling geflucht habe, rief er bewegt aus: „Ach! das ist das Aergste. Wenn diese Frau sehen wird, wie ihr Fluch in Erfüllung geht, wird sie ihre Verwünschungen umsonst bereuen. O beklagenswerthe Mutter eines noch viel unglücklicheren Sohnes!“

Die Weissagung des Heiligen traf nur allzu richtig ein; denn der junge Mann kam kurze Zeit darauf in einem Zweikampfe um, und sein Leib ward eine Speise der Hunde und Wölfe. Seine Mutter grämte darüber sich zu Tode.

III. Vom Fluchen und Gott lästern.

Fr. Was heißt Gott lästern?

Antw. Gott lästern heißt, bedachtsamer Weise etwas Schimpfliches denken, reden oder thun — wider Gott, wider Christus, wider die Heiligen oder andere Gott geheiligte Sachen.

Erläuterung. Man kann die Sünde der Gotteslästerung durch Gedanken, Worte und Werke begehen, und zwar 1) unmittelbar, wenn man dadurch Gottes Ehre selbst angreift; z. B., wenn man Gott, dem Herrn, eine göttliche Eigenschaft abläugnen und mit dem Gottlosen bei Job (22, 13.) sprechen wollte: „Was weiß denn Gott?“ oder mit den Israeliten in der Wüste: „Sollte denn Gott einen Tisch zurichten können in der Wüste?“ (Ps. 77, 19.) — Ebenso würde man unmittelbar Gott lästern, wenn man wünschen würde, daß er irgend eine Eigenschaft nicht besäße; z. B. wenn Einer wollte, daß Gott die Sünden nicht strafe, d. h. daß er nicht gerecht wäre; oder wenn man Geschöpfen etwas zuschreiben wollte, was nur für Gott gilt, z. B. wenn man einem Könige aus Schmeichelei sagen wollte, daß er allmächtig sei, wie die Diener des Königs Kanut gethan haben. Auf solche unmittelbare Weise hat Gott gelästert:

Rabsakes.

Rabsakes, welchen der König der Assyrer von Lachis gegen Jerusalem wider den König Ezechias mit einem starken Heere sandte, sprach in seinem Uebermuthe zu den Israeliten: „Lasset euch nicht irre machen durch Ezechias, wenn er sagt: Der Herr wird uns erretten! Haben denn die Götter der Völker, ein Jeglicher sein Land gerettet von der Hand des Königs der Assyrer? Wo ist der Gott von Emath und Arphad, wo ist der Gott von Sepharvaim? Haben sie Samaria gerettet aus meiner Hand? Wer ist unter allen Göttern dieser Länder, der sein Land errettet hat aus meiner Hand, daß der Herr retten sollte Jerusalem aus meiner Hand?“ Der Uebermüthige sprach Gott, dem Herrn, die Allmacht ab, und dünkte sich selbst mächtiger, als Gott. (Isai. 36, 18—20.) Auf ähnliche Weise lästerte Gott

der gottlose Kaiser Julian.

Dieser Abtrünnige redete von Christus Jesus nie anders, als nur mit der tiefsten Verachtung und dem gottlosesten Spotte; er pflegte ihn nur den „Galiläer“, den „Zimmermannssohn“ zu nennen. Einst begegnete er einem erleuchteten, frommen Christen, dessen treue Anhänglichkeit an Christus und seine heilige Religion der gottlose Kaiser gar wohl kannte. Er trat ihm entgegen und fragte ihn im Tone ruchlosen Uebermuthes: „Was macht denn der Galiläer, der Zimmermannssohn?“ Und der Christ erwiderte ihm ruhig und ohne Erbitterung: „Kaiser! er zimmert die Bretter zu deinem Sarge!“ — Und so war es auch; in wenigen Tagen war der Kaiser todt. Aber auch im letzten Augenblicke seines Lebens konnte er seine Gotteslästerung nicht lassen; ehe er die Augen schloß, rief er noch einmal aus: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ — Ach Gott! welchen Richter mag wohl dieser Unglückliche an Jesus gefunden haben?!

Erläuterung. Die Gotteslästerung kann aber auch 2) mittelbar geschehen, wenn man sich verächtlich äußert, z. B. wider die Religion, den Gottesdienst, die Heiligen und heilige Dinge. Hierher gehört besonders auch das sogenannte Fluchen und Sakramentiren, selbst auch, wenn man die heiligen Namen verändert und abkürzt, z. B. statt Sakrament: Sakra oder Element sagt; es müßte denn sein, daß man durch diese Abänderung absichtlich die Gotteslästerung vermeiden wollte. Durch dieses Fluchen wird leider am Meisten gesündigt, so daß wahr wird, was Gott bei Isaias (52, 5.) klagt: „Mein Name wird den ganzen Tag ohne Unterlaß gelästert.“

Der gottlose Lotteriespieler.

Auf mittelbare Weise beging die Sünde der Gotteslästerung jener unglückliche Spieler, welcher, während er in die Lotterie einsetzte, das Bildniß des heiligen Bruders Seraphim in der Absicht, um ein glückliches Loos zu ziehen, in seinem Hut verbarg. Als er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, warf er dieses Bildniß hin und trat es mit Füßen, sprechend: „Geh, du einfältiger Kapuziner! du kannst nichts!“ (Krautheimer II. Thl. S. 317.)

Lästere Gott in seinen Heiligen nicht!

Zu den ebenso seltsamen als thörichten Bemühungen des verrufenen Constantinus Copronymus, Beherrschers des orientalischen Kaiserthums, gehörte auch diese: die Verehrung der heiligsten Jungfrau überall aus den Kirchen und dem Gottesdienste auszustoßen, wie die Irrlehrer, denen er anhing, es forderten. Einst, als er eben eine Börse voll Goldmünzen in der Hand hatte, gab ihm sein oder des Satans Scharfsinn einen lichtvollen Gedanken ein, um seine Verachtung gegen Maria gründlich zu erklären. Er hob die Börse empor und fragte seine Höflinge: „Wie viel ist diese werth?“ Sie sagten: „Wie es scheint, sehr viel!“ Er schüttete nun das Gold aus, hob die leere Börse auf und fragte neuerdings: „Wie viel ist diese jetzt werth?“ Sie antworteten: „Wenig oder nichts.“ — „Nun denn,“ sprach er triumphirend, im Dünkel seiner Weisheit, „eben so ist's mit Maria. So lange sie Christum in sich trug, war sie aller Ehre und Hoch-

schätzung würdig; nach seiner Geburt war sie weder mehr noch besser als andere Frauen!" — Wie ging es aber dem wüsten Copronymus in seinem letzten Stündlein? Er starb eines überaus harten Todes, und schrie in den letzten Augenblicken aus aller Macht: „Ehret die Mutter Gottes! Haltet die Mutter Gottes in Ehren!" (Dr. E. Veith.)

Fr. Warum sollen wir die Gotteslästerung über Alles verabscheuen?

Antw. 1) Weil sie eine überaus große Sünde ist, und 2) weil sie von Gott sehr strenge bestraft wird.

Erläuterung. 1) Die Gotteslästerung ist eine sehr schwere Sünde. Es ist nur selten der Fall, daß selbst auch die ganz und gar unüberlegte Gotteslästerung sich von einer schweren Sünde freisprechen kann; die überlegte — kann es nie. Denn was kann es für ein größeres Verbrechen geben, als Gott lästern, den König der Könige, da es schon als ein Majestätsverbrechen gilt, wenn man nur einen irdischen König lästert? Welche Verwegenheit ist's und bleibt es, Den zu schmähen und zu lästern, vor dem die Seraphim mit verhülltem Angesichte niederfallen und anbetend singen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, Gott der Heerschaaren; die ganze Welt ist voll von seiner Herrlichkeit!" (Isai. 6, 2. 3.) Mit Abscheu schauderten deßhalb alle frommen und heiligen Seelen von jeher vor dieser schrecklichen Sünde zurück.

Der heilige Auxentius,

welcher auf dem Berge Oxia ein Einsiedlerleben führte, eiferte mit Muth und Feuer gegen das Laster des Fluchens und der Gotteslästerung. „Nur zum Preise Gottes," sagte er, „und um den Bruder zu segnen, müsse der Mund des Menschen sich öffnen, nicht aber um dem Nächsten zu fluchen, den Namen Gottes zu entweihen, oder gar dessen Majestät und Werke zu lästern." (Stolberg's Religionsgesch. 17. Bd. S. 194.)

Der arme Priester und der Fuhrmann.

Claudius Bernhard, der arme Priester genannt, zitterte vor Schrecken, wenn er irgend eine Gotteslästerung hörte. Einst begegnete er einem rohen Fuhrknechte, der so gottlos fluchte und lästerte, daß sich der fromme Mann nicht länger enthalten konnte, ihm sein sündhaftes Benehmen zu untersagen. Sogleich gab ihm dieser unter den fürchterlichsten Gotteslästerungen eine derbe Ohrfeige. Ganz ruhig entgegnete der heilige Priester: „Mein Freund! gib mir noch eine zweite; aber ich bitte dich um Alles in der Welt, fluche nicht mehr!" (In vita.)

Die zurückgewiesene Gotteslästerung.

Dem heil. Polykarp wurde vom heidnischen Gerichte gedroht, daß er lebendig werde verbrannt werden, wenn er Jesus Christus nicht lästere. Er aber antwortete kühn und muthig: „Es sind 86 Jahre, daß ich Jesu Christo diene, und er hat mich mit Wohlthaten überhäuft. Wie könnte ich wohl meinen König beleidigen, der mich erlöset hat?" (In vita.)

Das Gesetz gegen die Gotteslästerung.

Der heil. Ludwig, König von Frankreich, brannte von heftigem Verlangen, alle Gotteslästerung aus seinem Reiche zu verbannen. Oft hörte man ihn ausrufen: „O daß es mir doch möglich wäre, alle Beleidigungen, die meinem Gott zugefügt werden, zu verhindern, und seinen heiligen Namen in der ganzen Welt bekannt zu machen!" Um alle Gotteslästerungen aus seinem Reiche auszurotten, erließ er eine eigene Verordnung, worin er gebot, daß alle diejenigen, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen würden, mit glühendem Eisen auf die Lippen gebrannt werden sollten. Und wirklich ließ er diese Strafe an einem der vornehmsten Bewohner von Paris vollziehen, den man auf öffentlicher Strasse gegen Gott hatte lästern hören. Er wollte dadurch ein Beispiel statuiren und den Schuldigen stets an das erinnern, was ihm diese Strafe zugezogen hatte. Das Volk murrte zwar über diese Strenge, und gab seinen Unwillen in beleidigenden Worten zu erkennen; allein Ludwig achtete dieß nicht, sondern erklärte:

„Sie mögen wider mich sprechen und lästern so viel sie nur wollen! Darum kümmere ich mich nicht. Gerne wollte ich dieß ertragen, wenn ich dadurch nur die Gotteslästerung aus meinem Königreiche verbannen könnte.“ Es verschwand auch dieses Laster immer mehr aus seinem Lande; und so hatte der heil. Ludwig ein schönes Gesetz gegeben, welches zur Verherrlichung des göttlichen Namens überaus segensreich wirkte. Aber hiermit allein war er nicht zufrieden; er zeigte es auch im Werke, wie sehr ihm die Verherrlichung des göttlichen Namens am Herzen liege. Deßhalb zog er hinüber in das heilige Land, und scheute keine Mühe und keine Beschwerde, um dasselbe den Händen der Sarazenen zu entreißen und unter den Ungläubigen den Namen Gottes bekannt zu machen. (In vita.)

Das brave Kind.

Zu Namur, wo, wie in allen Städten, wo sie eingeführt sind, um der Jugend eine wahre tugendhafte Erziehung zu verschaffen, die christlichen Schulbrüder mit größtem Erfolge wirkten, gab einer ihrer Zöglinge, ein Kind von 10—12 Jahren, einen sehr rührenden Beweis von Christensinn und Abscheu gegen die Gotteslästerung. Es war vielleicht etwas zu spät von der Schule nach Hause gekommen, wo es der Vater heftig ausschalt und dabei den Namen Gottes lästerte. Das arme Kind, ganz außer sich, daß es solche Gotteslästerungen veranlaßt habe, fiel vor ihm auf die Kniee nieder und bat: „Mein Vater! ich bitte dich, schlage mich, aber fluche nicht mehr!“ Der Vater verstummte beim Anblicke des Schreckens, den dieses liebe Kind über seine abscheulichen Verwünschungen bezeugte, merkte sich den Vorfall, und wagte keine Gotteslästerung mehr. (Gaume.)

Der heilige Ludwig von Gonzaga,

welcher aus einem fürstlichen Geschlechte abstammte, that sein ganzes Leben hindurch Buße, weil er unter den Truppen seines Vaters, und zwar noch vor erreichtem siebenten Jahre seines Alters, einige Gotteslästerungen und Fluchworte ausgesprochen hatte. (D' Orleans, Vie de saint Louis Gonz.) So sehr erkannten die Heiligen Gottes die Größe und Abscheulichkeit der Gotteslästerung! Sie ist aber auch in Wahrheit die Sprache der Hölle.

Die Gotteslästerung ist die Sprache der Hölle.

Als ein frommer französischer Missionär durch ein Dorf ging, hörte er Kinder den heiligen Namen Gottes lästern. Ihnen begreiflich zu machen, welche schreckliche Strafe ihnen bevorstehe, sprach er folgendermaßen zu ihnen: „In dieser Pfarrei spricht man französisch; und wenn ihr zufällig Jemanden begegnet, der deutsch spricht, so saget ihr, Deutschland sei sein Vaterland; spricht er spanisch, so saget ihr, er komme aus Spanien; spricht er englisch, so saget ihr, er komme aus England, und ihr sehet ihn als einen Fremdling an, der über kurz oder lang in sein Vaterland zurückkehren muß. Nun, gotteslästerische Kinder! verstehet mich wohl! ihr seid in einem christkatholischen Lande und sprechet dessen Sprache nicht; ich erkenne im Gegentheile aus euren Gotteslästerungen, daß ihr die Sprache der Hölle redet. Ich muß also auch sagen, daß ihr Fremdlinge seid, daß die Hölle euer Vaterland ist, und daß ihr einst wieder zu denjenigen kommen werdet, die reden wie ihr.“ (Guillois.)

Erläuterung. 2) Die Gotteslästerung wird aber auch sehr strenge von Gott bestraft; es trifft da ein, was schon Tobias (13, 16.) ausgerufen hat: „Vermaledeit sollen diejenigen sein, die dich, o Gott! vermaledeien; Verdammung über Alle, die dich lästern!“ — Wir finden diese schreckliche Strafe vollzogen an traurigen Beispielen aus der heiligen Schrift und aus dem Leben.

Die Strafe der Gotteslästerung im alten Testamente.

Der Sohn eines israelitischen Weibes, den sie von einem ägyptischen Manne unter den Kindern Israels geboren hatte, zankte sich im Lager mit einem Israeliten, fluchte und lästerte den Namen des Herrn. Man brachte ihn zu Moses und setzte ihn gefangen, bis man den Willen des Herrn über ihn würde erfahren

haben. Dieser erklärte dem Moses und sprach: „Führe den Gotteslästerer vor's Lager hinaus, laß Alle, die es gehört haben, ihre Hände auf sein Haupt legen, und die ganze Gemeinde ihn steinigen! Sage auch den Kindern Israels: wer seinem Gott flucht, soll seine Sünde büßen! Wer den Namen des Herrn lästert, soll sterben; die ganze Gemeinde soll ihn steinigen, er sei Fremdling oder Eingeborner! Wer den Namen des Herrn lästert, der soll des Todes sterben!" Moses verkündigte dieses den Kindern Israels. Sie führten den Gotteslästerer vor's Lager und steinigten ihn zu Tode. So thaten die Kinder Israels, was Gott dem Moses geboten hatte. (3. Mos. 24, 10—23.) Hierüber bemerkt der heil. Thomas: „Da die Todesstrafe nur auf die Todsünde gesetzt war, so folgt, daß die Gotteslästerung eine Todsünde sei." —

Sennacherib, König von Assyrien, lästerte den wahren Gott Israels, und dünkte sich wegen seines starken Kriegsheeres mächtiger, als er. Zur Strafe dieser Vermessenheit erschlug ein Engel im Lager der Assyrer in Einer Nacht einmalhundert und fünfundachtzigtausend Mann, und Sennacherib ward von seinen Söhnen mit dem Schwerte getödtet. (Isai. 37.)

Nikanor lästerte Gott; und Judas, der Makkabäer, ließ ihm auf Gottes Geheiß Kopf und Hand abschlagen, die Zunge herausschneiden und sie in Stücke zerhackt den Vögeln vorwerfen. (2. Makkab. 15.)

Ende eines Gotteslästerers.

Doktor P., ein englischer Arzt in der Grafschaft Essex, war ein völlig Ungläubiger. Er machte es sich zu einem besondern Geschäfte, die göttliche Würde und himmlische Erhabenheit Jesu Christi herabzuwürdigen. Er ging darin so weit, daß er in Gesellschaft Jesum nie anders, als den „Zimmermannssohn" nannte. Unversehens befiel ihn eine tödtliche Krankheit. Kurz vor seinem Ende fand ihn sein Bedienter äußerst niedergeschlagen und der Verzweiflung nahe. Da der Bediente um die Ursache fragte, antwortete der Kranke: „Ich bin ohne Rettung des Todes; und was mich noch mehr als Alles kränkt, ist dieß, daß ich vor dem Richterstuhle des Zimmermannssohnes erscheinen muß."

Die bestrafte Gotteslästerung.

Im nassen Sommer des Jahres 1805 ging ein reicher englischer Gutsbesitzer auf seinen Feldern herum, um zu sehen, wie weit das Korn zur Aernte reif geworden wäre. Es kam ein kleiner Regen, der ihm für die Zeitigung des Getreides hinderlich schien, und er wagte nun die freventlichen Worte: „Es ist hohe Zeit, daß man Gott die Weltregierung abnimmt, da er sich so wenig darauf versteht. Ich selbst getraue mir besser damit umzugehen!" Kaum hatte sein frecher Mund diese gotteslästerlichen Worte ausgeredet, als den Frevler ein Schlag traf und ihn todt zu Boden streckte. (Moral in Beisp.)

Frevle nicht!

Als vor beiläufig 10 Jahren in Felixdorf, einem neu angelegten Dorfe unweit Wiener-Neustadt in Oesterreich, die Bildsäule des heil. Felix mit großer Feierlichkeit aufgestellt, und Böller dabei gelöset wurden, bespöttelte der Mann, welcher das Geschütz bediente, die religiöse Feierlichkeit, und erlaubte sich mehrere ungebührliche Ausdrücke gegen den heiligen Ordensmann, dessen Standbild zur Verehrung errichtet wurde. Was geschah? Bei dem letzten Schusse, dem wieder ruchlose Schmähworte vorausgegangen waren, zerplatzte das Geschütz und beschädigte den Ruchlosen so sehr, daß er halbtodt hinweggetragen werden mußte, und nach kurzer Zeit an seinen Wunden starb. — Zittere vor der Strafe solch' ruchloser Gotteslästerung! —

Die Choleraspötter.

Am 28. März 1832 war in Paris die Cholerakrankheit bereits unläugbar ausgebrochen. Der Ausbruch war darum amtlich bekannt gemacht worden. Da

dieses der Tag des Demi Carême (Mitfasten) und das Wetter sonnig und lieblich war, so tummelten sich die Pariser (nichts desto weniger) um so lustiger auf den Boulevards, wo man sogar Masken erblickte, welche in karikirter (fratzenhafter) Mißfarbigkeit und Ungestalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verspotteten. Desselben Abends waren die Redouten (Tanzplätze) besuchter, als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die lauteste Musik, man erhitzte sich beim Chahut, einem nicht etwa bloß sehr zweideutigen, sondern offenbar ärgerlichen Tanze, man schluckte dabei allerlei Eis und sonstig kaltes Getränke, — als plötzlich der lustigste der Arlequine (der maskirten Narren) eine allzugroße Kühle in den Beinen verspürte und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Gesicht (das gewöhnliche Symptom der Cholerakrankheit) zum Vorschein kam. Man merkte bald, daß solches kein Spaß sei, und — das Gelächter verstummte, und — (nicht diesen Elenden allein) mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute (dem Tanzplatze) gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralspitale (Hauptspital), wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, sogleich verschieden. — Da man in der ersten Bestürzung an Ansteckung glaubte, und die älteren Gäste des Hôtel-Dieu (des Spitals) ein gräßliches Angstgeschrei erhoben, so wurden jene Todten so schnell beerdigt, daß man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrenkleider auszog; und lustig, wie sie gelebt, liegen sie auch lustig im Grabe. — Eine gräßliche Lust, ähnlich dem gräßlich lustigen Hohngelächter der Verzweifelnden! — O wie weit geräth der Mensch in seinem Uebermuthe! O Verblendung ohne Maß! — Gott und seinen geheimnißvollen Wegen in's Angesicht Hohn sprechen, welches schreckliche, teuflische Werk! Du hast da ihn selbst herausgefordert, o Mensch! zum ungleichen Kampfe; so erfahre denn, o Wurm im Staube! wer du seiest! — „Erhebe dich, o Gott!“ ruft der Psalmist, „und zeige den übermüthigen Menschen, daß sie Menschen — arme Geschöpfe — sind!“ — „O wie ist es so schrecklich,“ ruft der heil. Paulus, „in die Hände des lebendigen Gottes fallen! Er ist wie ein verzehrendes Feuer!“ — (Moral in Beisp.)

Fr. Was soll man thun, um diese Sünde des Fluchens und Lästerns, zumal wenn sie zur üblen Gewohnheit geworden ist, zu vermeiden?

Antw. Man soll die Größe und Abscheulichkeit, sowie die traurigen Folgen dieser Sünde lebhaft betrachten und daraus die Thorheit dessen erkennen, der dieselbe liebt.

Erläuterung. Es gibt in Wahrheit nichts Thörichteres, als die üble Gewohnheit des Fluchens; man flucht oft in das vernunftlose Vieh hinein, und was ist damit geholfen? Hundertmal beleidigt gar Mancher des Tages seinen Gott auf solche Weise; und was ist es darum nicht für eine Bosheit, wenn man sich nicht bemüht, dieser sündhaften Gewohnheit entgegenzuarbeiten?!

Der Pfarrer und der Landmann.

Ein junger Bauer hatte sich das Fluchen angewöhnt. Einst ging der Pfarrer seines Ortes vor dem Acker vorbei, wo er pflügte. Schon von Weitem hörte er, daß jener fürchterliche Flüche ausstieß. Der Pfarrer blieb stehen und stellte ihn zur Rede. Der junge Mensch antwortete: „Ich hab' mir es so angewöhnt; mein Vater machte es auch nicht anders.“ Der Pfarrer sagte: „Böse Gewohnheiten muß man ablegen!“ — „Aber,“ sprach jener, „es fluchen doch auch viele vornehme Leute.“ „Meinst du denn,“ antwortete der Pfarrer, „daß Alles das erlaubt sei, was vornehme Leute thun?“ Der junge Bauer wollte sich besser rechtfertigen und sagte: „Flüche sind ja nur Worte; was kann darin für eine große Sünde sein?“ „Ja!“ sagte der Pfarrer, „Flüche sind Worte; aber sie kommen, wenn sie ernsthaft gemeint sind, aus bösem Herzen. Sind sie aber nicht ernstlich gemeint, so macht sich der Flucher so lächerlich, wie der Hund, der den Mond anbellt. Doch dabei bleibt es nicht: die tollen Worte machen dich selbst toll. Schlimm genug, wenn du dir angewöhnest, zu zürnen, wo du dir mit Verstand helfen und darauf denken solltest, deinen Mitarbeitern und deinem Vieh die Arbeit zu erleichtern! Aber noch schlimmer, daß die Angewöhnung, zu fluchen,

dich verleitet, Alles mit tollem Zorne und durch wilde Ausbrüche zwingen zu wollen, die nichts als Unverstand und Rohheit des Gemüthes beweisen! Je länger Einer flucht, desto zorniger und schäumender wird er; endlich kennt er sich selbst nicht mehr." — Der junge Mensch erkannte, wie wahr dieß sei, erschrack über die alberne Angewohnheit des Fluchens, und faßte den ernstlichen Vorsatz, es sich abzugewöhnen. (Krautheimer, II. Theil.)

Eine gute Lehre für Flucher.

Ein hoher preußischer Offizier klagte einem Geistlichen, es sei für einen commandirenden Offizier so schwer, ein Christ zu sein, schon deßhalb, weil es nicht möglich sei, Soldaten in Zucht und Ordnung zu erhalten, ohne zu fluchen. „Aber doch kenne ich einen Offizier," erwiderte der Pfarrer, „der nicht geflucht hat und dem seine Leute nichtsdestoweniger auf's Wort gehorchten." „O, den Mann nennen Sie mir; ich muß von ihm lernen!" — „Der Mann war der heidnische Hauptmann zu Kapharnaum. Er commandirte seine Compagnie mit kurzen und sanften Worten. Komm! sprach er zu dem Einen, und er kam. Gehe! zu dem Andern, und er ging. Thue das! zum Dritten, und er that's. Ich denke, was in der römischen Armee, bei heidnischen Soldaten, möglich war, das sollte doch in der preußischen Armee, unter christlichen Soldaten, ebenso möglich sein können!"

Texte ad I—III.: Vom Mißbrauch des göttlichen Namens durch unnütze Betheuerungen, Verwünschungen, Gotteslästerung.

a) Aus der heil. Schrift. „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen! Denn der Herr wird den nicht für unschuldig halten, der den Namen seines Gottes vergeblich nennt." (2. Mos. 20, 7.) „Wen hast du gehöhnet, spricht Gott der Herr, und wen hast du gelästert? gegen wen deine Stimme erhoben, und deine Augen aufgerichtet in die Höhe? Gegen den Heiligen Israels." (4. Kön. 19, 22.) „Alle Bitterkeit, und Grimm und Zorn, und Geschrei und Gotteslästerung werde weggeschafft aus euch sammt aller Bosheit!" (Ephes. 4, 31.) Besonders groß sind die Strafen für das Fluchen und die Gotteslästerung. „Vermaledeiet sollen diejenigen sein, die dich vermaledeien; Verdammung über Alle, die dich lästern!" (Tob. 13, 16.) „Wer den Namen des Herrn lästert, soll des Todes sterben; steinigen soll ihn die ganze Gemeine, sei er ein Eingeborner oder ein Fremdling! Wer den Namen des Herrn lästert, soll des Todes sterben!" (3. Mos. 24, 16.) „Wer wider den heiligen Geist lästert, der wird in Ewigkeit keine Vergebung erhalten, sondern eines ewigen Verbrechens schuldig sein." (Mark. 3, 29.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Nichts ist schrecklicher als die Gotteslästerung; denn sie richtet die gottlose Sprache des Mundes gegen den Himmel; jede andere Sünde ist im Vergleiche zur Gotteslästerung gering." (S. Hieron. in cap. 18. Isai.) „Wisset ihr nicht, wer Gott sei und mit welchem Munde man ihn anrufen müsse? Wenn Einer von einem angesehenen Manne schlecht redet, so sagt man zu ihm: Du wasche deinen Mund! Nun aber sprechen wir so oft den verehrungswürdigen Namen Gottes, den selbst die Teufel nur mit Zittern vernehmen, gotteslästerisch aus." (S. Chrysost. Hom. 26. ad pop.) „Fürchtest du denn nicht, es möchte Feuer vom Himmel fallen und dich verzehren, der du den Mund öffnest wider den Allmächtigen? Fürchtest du nicht, es möchte sich unter dir die Erde aufthun und dich verschlingen? Täusche dich nicht, o Mensch! denn es ist unmöglich, der Hand des allmächtigen Schöpfers zu entfliehen; höre den, der da sagt: »Die Gotteslästerer müssen Rechenschaft geben Gott, dem Herrn, der bereit ist, zu richten die Lebendigen und die Todten.«" (S. Ephr. 2. Paraen. num. 43.) „Alle anderen Sünden scheinen theils aus menschlicher Schwachheit, theils aus Unwissenheit hervorzugehen; aber die Sünde der Gotteslästerung entspringt aus eigener Bosheit, und je größer die beleidigte Person dasteht, desto größer ist die Schuld und die Bosheit; darum gibt es keine größere und ungerechtere Sünde als die Gotteslästerung." (S. Bernardin. Tom. 4. serm. 33.) „Es ist offenbar, daß die Gotteslästerer schlechter sind als Hunde und andere Thiere; denn die Hunde beißen ihre Herren nicht, wenn sie auch von ihnen geschlagen werden; wir aber lästern Gott mit eben demselben Munde, mit welchem wir die von ihm gespendeten Gaben, Speise und Trank, genießen." (Mansi Disc. 4. num. 6.) „Die Gotteslästerung ist eine teuflische Sünde, die Sprache der Hölle. Denn wie der heilige Geist durch die Guten spricht, so der Teufel durch die Gotteslästerer." (Idem Disc. 7. num. 2.) „O teuflische Zunge! was kann dich doch bestimmen, deinen Gott zu lästern, der dich gebildet hat, in dem dein höchstes Gut besteht, und der dich mit seinem kostbaren Blut erlöset hat?" (S. Bernardin. Tom. 4. serm. 33.) — Die Strafe der Gotteslästerung. „Wie derjenige, welcher einen Stein gegen Himmel schleudert, keinen Himmelskörper berühren, geschweige denn verletzen kann, hingegen den Fall des Steines auf seinem Haupte schmerzlich fühlt, wenn er auf

ihn selbst zurückfiele, so trifft auch die Gotteslästerung nicht jenen himmlischen Gegenstand, gegen welchen sie geschleudert wird, sondern sie fällt auf das Haupt des Lästerers selbst zurück und verwundet es schmerzlich. Auf solche Weise fertigt und schärft derjenige ein Schwert gegen seine eigene Seele, der sich seinem Gott undankbar und tadelnd gegenüberstellt." (S. Chrysost. Hom. 3. de nat. Dei.) „Wer Vater und Mutter flucht, soll des Todes sterben!" (2. Mos. 21, 17.) Dieses war ein Gesetz des alten Bundes, wo die Vollkommenheit eines tugendhaften Wandels noch nicht so weit getrieben, wo die Verehrung Gottes nur erst eingeführt, das Gesetz für Kinder eingerichtet war. . . „Was sollen wir nun von Jenen sagen, die zur Zeit der Gnade leben, das Wesen und die Wahrheit selbst besitzen, und eine weit vollkommenere Einsicht und Wissenschaft haben, und nicht etwa ihren Vater oder ihre Mutter, sondern Gott, den Herrn, selbst lästern? Welche Strafe wird über sie kommen? Welche Martern werden für eine solche Bosheit groß genug sein, welcher feurige Pfuhl, welcher unsterbliche Wurm, welche äußerste Finsterniß, welches Heulen und Zähneklappern? Alle Martern, die jetzt sind und noch sein werden, reichen nicht aus, eine solche Seele, die ihre Gottlosigkeit so weit treibt, genug zu peinigen." (S. Chrysost. Orat. 2. de fato et providentia.) Man soll die Gotteslästerung verhüten und züchtigen. „Wenn du Jemanden auf der Straße oder auf dem Markte Gott lästern hörest, so gehe hinzu und weise ihn zurecht! Und wenn es Noth thut, so erhebe sogar deine Hand, schlage ihn in's Gesicht, zerschmettere ihm den unheiligen Mund, heilige deine Hand durch diese Schläge; und wenn Einige dich verklagen, wenn sie dich vor Gericht fordern, so folge, und wenn der Richter verlangt, daß du vor dem Gerichte Rechenschaft geben und Strafe leiden sollst, so sage mit aller Freimüthigkeit, daß er den König der Engel gelästert habe! Denn wenn wir diejenigen bestrafen müssen, welche irdische Könige lästern, wie viel mehr nicht die, welche den König aller Könige lästern!" (Idem Hom. 1. ad pop.)

XVII. Christliche Lehre.

Vom Mißbrauche des göttlichen Namens durch Meineid und sündhafte Gelübde.

I. Vom Meineide.

Fr. Wie kann man sich durch Schwören versündigen?

Antw. Wenn man 1) falsch oder im Zweifel schwört; 2) wenn man ohne Noth schwört, und 3) wenn man schwört, Böses zu thun oder Gutes zu unterlassen.

Fr. Wer begeht sonach einen Meineid?

Antw. Ein Jeder, der entweder falsch schwört, oder etwas eidlich verspricht, das er nicht halten will, oder dessen Erfüllung er wenigstens bezweifelt, oder endlich auch, der das eidlich Versprochene in der Folge wissentlich und vorsätzlich nicht einhält.

Erläuterung. Eine Haupteigenschaft des Eides ist Wahrheit; das, was ich beschwöre, muß vollkommen wahr sein. Erkenne ich also etwas für falsch und bekräftige ich es dennoch eidlich als wahr, so begehe ich einen Meineid; ja selbst auch dann, wenn ich nur glaube, die Sache sei falsch, und sie dennoch als wahr angebe; denn wer wider seine innere Ueberzeugung etwas betheuert, der lügt; und wer eine Lüge beeidigt, der begeht einen Meineid. Eine Art Meineid ist es auch, wenn man in bösen Dingen schwört, z. B. eidlich verspricht, daß man etwas Böses thun oder etwas Gutes unterlassen wolle. Besonders endlich machen sich alle diejenigen des Meineides schuldig, die ihr eidlich gegebenes Versprechen in der Folge absichtlich und wissentlich nicht erfüllen.

Fr. Ist der Meineid eine schwere Sünde?

Antw. Ja, der falsche Eid oder der Meineid besonders vor Gericht ist eines der größten Verbrechen, weil man 1) der Allwissenheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes spottet, 2) das letzte Mittel, Treue und Glauben unter den Menschen zu erhalten, vernichtet, und 3) sich gleichsam feierlich von Gott lossagt und dessen Rache auf sich herabruft.

Erläuterung. Schrecklich ist das Wort, welches Gott durch den Propheten Zacharias (5, 3. 4.) spricht, und welches alle diejenigen gar wohl beherzigen sollen, die heut zu Tage mit Eiden spielen, welche sie Gott gelobt und ihren rechtmäßigen Herren und Fürsten! Es lautet: „Gott der Herr sprach zu mir: Diese fliegende Rolle, die du siehst, ist der Fluch, der ausgeht über das ganze Land; denn jeder Meineidige wird darnach gerichtet werden; ich will es ausführen, spricht der Herr der Heerschaaren, und es soll kommen in das Haus des falsch in meinem Namen Schwörenden, und es soll bleiben mitten in

seinem Hause und es verzehren, sein Holz sammt seinen Steinen." — Wenn wir uns im Leben und in der Geschichte etwas umsehen, so finden wir gewiß traurige Beispiele genug, die es uns nachweisen, wie fürchterlich Gott der Herr den Meineid straft. Hiervon nur einige!

Falscher Eid.

Es geschah vor einigen Jahren, daß Jemand drei Personen dazu verführte, mit einem Eide zu bekräftigen, er habe das Pferd, welches er dessen Eigenthümer mit Gewalt zurückhielt, gekauft und baar bezahlt. Die falschen Zeugen starben in Einer Woche alle drei eines schnellen Todes. Der Verführer beging bald darauf eine Mordthat und ward hingerichtet. (Moral in Beisp.)

Der bestrafte Meineid.

Herzog Rudolph in Schwaben brach das Bündniß, das er mit Kaiser Heinrich IV. eidlich geschlossen hatte. Bald darauf kam es bei Merseburg zu einem Treffen, in welchem Rudolph die rechte Hand verlor. Diese zeigte er seinen Soldaten und sagte: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn, dem Kaiser, Treue versprochen hatte. Da kann man nun sehen, ob ich recht gethan habe, daß ich von ihm abgefallen bin!" (Dr. Haid.)

Die schnell erfolgte Strafe.

Unter Justinian II. steuerte Colonymus, der Obersteuermann der römischen Flotte, mit einigen Schiffen nach Carthago. Noch in derselben Nacht trat er mit einer Schaar bewaffneter Matrosen an das Land, plünderte die am Hafen gelegenen Magazine mehrerer Kaufleute, erpreßte von Andern große Summen Geldes, und kehrte dann mit Beute beladen auf sein Schiff zurück. Belisar, Oberherr der römischen Macht, erhielt bald Kunde von der in der Hafenstadt von einer Schaar Matrosen unter Colonymus verübten Plünderung. Der Feldherr ließ den Obersteuermann rufen, gab ihm einen scharfen Verweis und zwang ihn, mit einem Eide zu versprechen, den Beraubten das Ihrige wieder zurückzugeben. Colonymus schwur den Eid, behielt aber demungeachtet das geraubte Gut. Dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Colonymus ging bald darauf nach Constantinopel zurück, verlor gleich nach seiner Ankunft den Verstand, fiel hierauf in wüthenden Wahnsinn, zerfleischte mit den Zähnen sein eigenes Gebein und starb in voller Raserei. (Procop. de bello Vandal. Lib. V. c. 20.)

Strafe des Meineides.

Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich am 13. Juli 1845 in Schwarzstein bei Rastenburg. Ein Losmann war kurze Zeit vor dem erwähnten Tage eines Diebstahls beschuldigt und in Folge dessen vor das Gericht zu Rastenburg gestellt worden. Er erbot sich zum Reinigungseide; weil er aber als ein unmoralischer Mensch und als Dieb berüchtigt war, so wurde er zum Schwur nicht zugelassen. Da schwur er auf eigene Hand und äußerte dabei: „Das erste Gewitter, das heraufkommt, möge mich erschlagen, wenn ich gestohlen haben sollte!" — Am zwölften Juli zog über Schwarzstein ein schweres Gewitter herauf und der erwähnte Losmann befand sich mit mehreren andern Personen, namentlich mit vier Kindern und einem Hunde, in seinem Wohnhause. Auf einmal erfolgte ein Donnerschlag. Der Blitz hatte in das Haus des gedachten Losmannes getroffen, und den Missethäter inmitten der übrigen Miteinwohner erschlagen, die zwar etwas betäubt, dennoch unversehrt geblieben waren. Der Strahl war ihm in die Nase und in den Mund gefahren. Da das Haus in Flammen stand, so mußte der Getödtete herausgetragen werden; aber Niemand von den Einwohnern Schwarzsteins wollte den, wie sie meinten, von Gott Gerichteten berühren, trotz der Ermahnung des Pfarrers, der, nachdem seine Vorstellungen fruchtlos geblieben waren, selbst ihn angreifen mußte. Das Haus brannte nieder; doch verbreitete sich das Feuer nicht weiter. Gewiß ein merkwürdiger Zufall, doch buchstäblich wahr! Daß er unter dem Volke Sensation erregte, versteht sich von selbst, wenn

gleich hundert andere Flüche und Schwüre ohne augenblickliche Strafe geblieben sind. Aber das Eine hat einen tiefen Eindruck auf das Volk gemacht. (Intelligenz-Bl. für Lit. Aachner Zeitung 1845.)

Dem Meineide folgt die Strafe nach.

Godwin, Graf von Kent, ließ den Prinzen Alfred den Aeltern, der nach dem Tode Kanuts II. nach England kam, um die Regierung dieses Landes zu übernehmen, bei seinem Eintritte in das Königreich ermorden, und brachte es dahin, daß die Engländer im Jahre 1044 den sanftmüthigen Prinzen Eduard III., dem er seine Tochter Editha zur Gemahlin gab, als König anerkannten. Eines Tages, als der König eine große Menge Edelleute, worunter sich auch Godwin befand, an seiner Tafel hatte, that der Edelknabe, der dem Fürsten zu trinken gab, einen Fehltritt, und verhinderte das Fallen nur dadurch, daß er gleich den zweiten Fuß vorstreckte, wobei er sagte, daß der Bruder unüberwindlich ist, wenn er von dem Bruder unterstützt wird. „Richtig!" sagte der König; denn wenn ich meinen Bruder hätte, so würden wir einander getreulich unterstützen." Bei diesen Worten warf er einen scharfen Blick auf den Grafen, den er schon längst als den Mörder seines Bruders in Verdacht hatte. Godwin suchte durch einen Schwur dem gottesfürchtigen Fürsten den Verdacht zu benehmen und sagte: „Dieser Bissen (indem er mit dem Brode zum Munde fuhr) soll der letzte sein, wenn ich mir über den Mord des Prinzen Alfred das Geringste vorzuwerfen habe." Das Brod blieb ihm in der Kehle stecken und erwürgte ihn. (Jugendbibliothek, 22. Bd. S. 259.)

Sergius und die leukathischen Mohren.

Sergius, Statthalter von Tripoli, hatte den leukathischen Mohren die jährlichen, vertragsmäßig ihnen gebührenden Geschenke zurückbehalten. Jene klagten darüber; und da man ihren Klagen kein Gehör gab, so griffen sie zu den Waffen und bedrohten die Provinz Tripoli mit einem feindlichen Einfall. Sergius versprach, sie zu befriedigen, und unter dem Vorwande, die gegenseitigen Beschwerden friedlich auszugleichen, begehrte er, daß einige der Vornehmsten von den Leukathen nach Leptis Magna, wo der Statthalter seinen Sitz hatte, kommen möchten; er verhieß ihnen volle Sicherheit für ihr Leben, wie für ihre Freiheit, und bekräftigte diese Verheißung durch einen feierlichen, über dem heiligen Evangelium geschwornen Eid. Vierundachtzig der angesehensten Männer aus der Nation kamen nach Leptis; Sergius empfing sie sehr freundlich und lud sie noch am nämlichen Tage zu einem großen Gastmahle ein. Die Leukathen fanden sich ein; aber kaum hatten sie sich zu Tische gesetzt, als des Sergius Trabanten hereintraten und sie sämmtlich unter den Augen des jungen Tyrannen ermordeten. Diese unerhörte Treulosigkeit empörte die mohrischen Stämme; sie griffen zu den Waffen, und fielen in die Provinz Carthago ein. Der alte Oberstatthalter Salomon, ein Vetter des Sergius, zog gegen den Feind. Bei Thebeste stießen beide Heere auf einander. Die Mohren waren ungleich zahlreicher, als Salomon es vermuthet hatte, und eine Schlacht fürchtend — beschloß er, den Weg der Unterhandlung zu versuchen. Sowohl wegen des begangenen Mordes, ließ er ihnen sagen, als auch in Ansehung aller ihrer übrigen Beschwerden wolle er ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie möchten jetzt nur ruhig nach Hause ziehen, er erbiete sich, sein ihnen jetzt gemachtes Versprechen durch einen über dem Evangeliumbuch zu schwörenden Eid zu bekräftigen. Die Mohren ließen ihm zurücksagen, bevor sie wieder einem über dem Evangeliumbuche geschwornen Eide trauen könnten, müßten sie erst durch eine Schlacht die Probe gemacht haben, ob das nämliche Buch, welches die Christen für heilig hielten, und worauf sie zu schwören pflegten, auch den Meineid zu strafen im Stande sei. Diese Probe ward gleich am andern Tage gemacht, und sie zeugte für die Heiligkeit des Eides; denn die Römer wurden gänzlich

geschlagen. Salomon selbst stürzte vom Pferde, und die Mohren schlugen ihm den Kopf ab. (Stolberg's Religionsgeschichte, 19. Bd. S. 166 und 167.)

Das furchtbare Strafgericht Gottes.

Auf der Insel Korsika, in einem Dorfe nicht weit von der Stadt St. Bonifazio, lebte eine tugendhafte Wittwe, welcher ihr Ehemann bei seinem Tode dreihundert Silberkronen als künftige Aussteuer für ihre einzige noch kleine Tochter hinterließ. Die gute Frau hinterlegte dieses Geld bei einem ihrer Nachbarn, mit Namen Mutius; und weil sie ihn für einen gottesfürchtigen, gerechten Mann hielt, so forderte sie auch weiter keinen Schein. Die Tochter ist nun erwachsen, und gedenkt sich zu verheirathen. Die Mutter geht zu Mutius, und verlangt das hinterlegte Geld; aber Mutius will nichts wissen, daß er von ihr ein Geld empfangen habe.... Denket euch die Bestürzung der armen Wittwe! Sie hat keinen Schein, und auch keinen Zeugen, der bei Hinterlegung des Geldes zugegen gewesen wäre, als nur die Frau des Mutius. Was will sie thun? Gleichwohl nimmt sie ihre Zuflucht zum Richter, und erzählt ihm den ganzen Handel. Der Richter ruft den Mutius sammt dem Weibe, fordert einen Eidschwur, und beide, Mann und Weib, schwören, daß ihnen die Wittwe kein Geld gegeben habe.

Aber sehet! schon folgt auf die Sünde — die Strafe. Diese meineidigen Eheleute hatten drei Söhne, einen in der Wiege mit zwei Monaten, einen andern mit fünf Jahren, und einen dritten — fünfundzwanzig Jahre alt.... Nach abgelegtem Eidschwure kehrt die meineidige Mutter nach Hause zurück. Wie sie in die Stube tritt, findet sie die Wiege umgeworfen, und das Kind todt darunter. Sie glaubt, dieses Unheil habe das andere Söhnlein mit fünf Jahren angerichtet. Sie ergrimmt, ergreift ein Messer, und ermordet das andere Kind. Unter diesem Handel kommt der Mann dazu, und ertappt das Weib auf frischer That. Voll Wuth stößt er ihr rückwärts einen Dolch durch den Leib und tödtet sie mit vielen Wunden. Das ganze Haus ist bedeckt — theils mit unschuldigem, theils mit schuldigem Blute. Mutius selbst schreit überlaut; die ganze Nachbarschaft lauft zusammen; er bekennt die böse That, wird von der Obrigkeit ergriffen, und zum Galgen verurtheilt. Nun ist aber kein Scharfrichter da, das Urtheil zu vollziehen. Sehet! da bietet sich der ältere Sohn, über den Vater ganz erbittert, weil er die Mutter umgebracht, bei der Obrigkeit an, die Stelle des Scharfrichters zu vertreten. Es wird ihm zugestanden; er erscheint zum Staunen des ganzen Volkes, zum Schrecken der Natur — auf öffentlichem Platze als freiwilliger Henker seines Vaters, legt Hand an ihn, thut ihm den Strick um den Hals, stößt ihn von der Leiter und gibt ihm den letzten Todesdruck.... Allein die Gerechtigkeit Gottes ist noch nicht befriedigt. Kurz darauf geht der unmenschliche Sohn in sich, überlegt seine unmenschliche Grausamkeit gegen den eigenen Vater, und voll Scham und Verzweiflung wird er ein Mörder seiner selbst.... Da ist buchstäblich in Erfüllung gegangen, was Gott beim Propheten Zacharias den Meineidigen droht: „Der Fluch wird kommen in das Haus desjenigen, der durch meinen Namen falsch schwört, und er soll mitten in seinem Hause verbleiben, und dasselbe sammt seinem Holze und seinen Steinen verzehren." (5, 4.) Sehet! so ist ein Kind todt unter der Wiege gelegen, die Mutter hat einen Sohn umgebracht, der Mann das Weib, der Sohn den Vater, und weil Niemand mehr aus diesem Hause übrig war, der diesen Sohn getödtet hätte, so hat er sich mit eigener Hand getödtet.... Und dieses so schreckliche Trauerspiel war als Gottes Strafgericht die Frucht eines falschen Eides!... Fürwahr! wen etwas Solches nicht abschreckt, falsch zu schwören, der ist kein Mensch mehr!... (Zwickenpflug's Christenlehren.)

Texte ad I.: Vom Meineide.

a) Aus der heil. Schrift. „Du sollst nicht falsch schwören bei meinem Namen, und den Namen deines Gottes nicht entweihen! Ich bin der Herr." (3. Mos. 19, 12.) „Liebet

nicht, falsch zu schwören! Denn all' Dieses hasse ich, spricht der Herr." (Zachar. 8, 17.) „Ja! ich will zu euch kommen zum Gerichte, und ein schneller Zeuge sein wider die Zauberer, die Ehebrecher und Meineidigen, . . . spricht der Herr der Heerschaaren."

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Kein Dolch verwundet so sehr, wie der Meineid, und kein Schwert tödtet so grausam, wie ein falscher Schwur. Daher schreibe dieß an die Wand deines Hauses und Herzens!" (S. Chrysost. Hom. 11. in acta.) „Ihr müsset mit allem Eifer gegen die böse, ja überaus böse Gewohnheit des Schwörens kämpfen und sie ferne halten von eurem Munde. Hütet euch vor dem falschen und vor dem übereilten Schwure! Beides werdet ihr vermeiden, wenn ihr die Gewohnheit zu schwören von euch beseitiget." (S. Aug. Serm. 11. de decoll. S. Joann. Bapt.) „Wie derjenige nicht lügen kann, der nicht redet, so wird auch derjenige keinen Meineid ablegen, der nicht schwört." (S. Bern. de modo bene viv. Serm. 32.) „Daß wir gar nicht schwören sollen, scheint mir darum gesagt zu sein, nicht als ob das Schwören an sich eine Sünde wäre, sondern weil der Meineid ein äußerst großes Verbrechen ist, von welchem der göttliche Heiland uns ferne halten wollte, da er uns ermahnte, gar nicht zu schwören." (S. August. Epist. 154. ad Publicolam.)

II. Von sündhaften Gelübden.

Fr. Wann ist ein Gelübde sündhaft?

Antw. Wenn man entweder etwas Sündhaftes gelobt, oder sein frommes Gelöbniß nicht hält.

Das gotteslästerliche Gelübde.

Zu einer Zeit, da alle Bande des Rechtes sich gelöset hatten, kam zu Salvian, einem Priester von Marseille, der von der Regierung Gottes und der Gerechtigkeit seiner Gerichte geschrieben hat, jammernd und halb verzweifelnd ein Bauer, und ersuchte ihn flehend um seine Fürsprache bei einem reichen und angesehenen Manne, der so eben im Begriffe stünde, ihm das einzige kleine Grundstück, womit er sich und seine Familie ernährte, gewaltsam zu entreißen, und zwar ohne irgend einen Schein des Rechtes, ohne irgend einen auch nur einigermaßen scheinbaren Vorwand dazu zu haben. Gerührt von dem Unglücke des Armen und empört über die Frechheit des vornehmen Diebes — geht Salvian sogleich zu Letzterem, stellt ihm Alles vor, was nur immer Religion und Moral ihm eingeben konnten. Lange und aufmerksam hörte der vornehme Räuber ihm zu; endlich sagte er ihm, daß er sehr gerne in diese seine Bitte einwilligen würde, wenn nicht ein unauflösliches Gelübde ihn bände. Er habe Gott versprochen, ja! bei dem Namen Jesus geschworen, daß er das Grundstück jenes Mannes sich zueignen wolle. Einen solchen Schwur dürfe er nicht brechen. Außer sich über eine so ganz unerwartete Antwort — wollte Salvian ihm die Gottlosigkeit eines solchen Gelübdes begreiflich machen; aber es half nichts. Dem frommen Manne ging die Heiligkeit seines unheiligen Gelübdes über jede andere Vorstellung. Das Gelübde ward also gewissenhaft gehalten, und der auf himmelschreiende Weise beraubte Bauer konnte mit Frau und Kindern den Bettelstab ergreifen. (Dr. Herbst.)

Oft folgt Unglück auf der Ferse denjenigen nach, die ihr Gelübde brechen.

Der Herzog Hunold von Aquitanien übergab seinem Sohne Gaifar die Regierung, trennte sich von seiner Gemahlin mit deren Bewilligung, begab sich in ein Kloster auf der Insel Rhe, und dort, der Welt auf immer entsagend, weihte er durch feierliche Gelübde sich Gott für die ganze Zeit seines Lebens. Nach 25 Jahren erschien er jedoch plötzlich und ganz unverhofft wieder auf der Weltbühne. In dem Wahne, daß die zu befürchtende Erlöschung seines Stammes, dieses edlen, uralten, merovingischen Zweiges, und das vermeintliche Wohl Aquitaniens ihn seiner Gelübde entbinden könnten, hatte er das Kloster verlassen, das schon 25 Jahre getragene demüthige Mönchsgewand gegen seinen alten Herzogsmantel vertauscht, seine Gemahlin wieder zu sich kommen lassen, und die Aquitanier zum Kampfe für die Freiheit ihres Vaterlandes unter seine Fahne gerufen. Bis jetzt ging Alles nach Wunsch. Kaum hatte er sich seinen Völkern gezeigt, als sogleich theils die Aquitanier Liebe zu ihrem ehemaligen Herrn, theils auch,

und noch mehr, ihr Haß gegen die Franken, deren Sprache sie nicht verstanden, und die sie Barbaren nannten, ihm ein zahlreiches Heer verschafften. Die schwache fränkische Besatzung, ohne irgend einen festen Ort zu ihrem Schutze und Stützungspunkte zu haben (denn Gaifar hatte in seinen letzten Feldzügen gegen Pipin alle Festungswerke in ganz Aquitanien schleifen lassen), ward in kurzer Zeit aus dem Lande gejagt. Karl, König der Franken, rückte plötzlich in drei Colonnen mit seinem zahlreichen Kriegsheer in Aquitanien ein; geschreckt und überrascht lösete sich das aquitanische Heer von selbst auf, und Hunold floh zu seinem Neffen Lupus, Herzog von Gascogne. Dahin kamen Karls Gesandte, unter Drohungen Hunolds Auslieferung fordernd. Von Karl hatte kurz vor dem Ausbruche des aquitanischen Krieges Lupus das Herzogthum Gascogne erhalten. Jetzt, schwankend zwischen Vasallenpflicht und den Forderungen seines Herzens, konnte nur Furcht vor Karls Macht seinen Entschluß bestimmen. Hunold und seine Gemahlin wurden demnach ausgeliefert. Aber nun eilte auch Lupus in Karls Lager, und bat um Gnade für seinen Oheim. Hunold ward nach Frankreich abgeführt, und dort in nicht gar strenger, ziemlich ehrenvoller Haft gehalten. Nach zwei Jahren entfloh er zu dem Longobarden-König, und wurde nachher zu Pavia in einem Volksaufstande von dem Pöbel gesteinigt. So endete Hunold sein Leben, das nach seinem frevelhaften Austritte aus dem Kloster eine ununterbrochene Kette von Schmach und Unfällen war. Eine warnende Lehre, mit wohlüberdachten, unter den Augen Gottes und der Kirche feierlich abgelegten Gelübden kein leichtfertiges Würfelspiel zu treiben! (Stolberg's Religionsgeschichte, 24. Bd. S. 282—285.)

Texte ad II.: Von sündhaften Gelübden.

a) Aus der heil. Schrift. „Ein treuloses und thörichtes Versprechen mißfällt Gott... Viel besser ist nicht geloben, als geloben und das Versprochene nicht halten.“ (Pred. 5, 3—5.) „Verderben ist's dem Menschen, die Heiligen zu berauben und gemachte Gelübde zu widerrufen.“ (Sprüchw. 20, 25.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Bei bösen Versprechungen brich dein Wort, bei einem schändlichen Gelübde ändere deinen Entschluß! Thue nicht, was du unvorsichtig gelobt hast! Gottlos ist ein Versprechen, das nur mit einem Laster erfüllt wird.“ (S. Isidor. Sevill. Synon., titul. de mendacio.) „Ananias und Sapphira wurden deßhalb mit einem jähen Tode gestraft, weil sie Gott, dem Herrn, ihr Eigenthum gelobten, darnach aber einen Theil zurückbehielten und ihr Gelübde brachen.“ (S. Hieron. ad Demetr.)

III. Gebot Gottes:

„Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!“

XVIII. Christliche Lehre.

Sabbat und Sonntag.

I. Der Sabbat der Juden.

Fr. Wer hat den Sabbat eingesetzt?

Antw. Gott selbst; denn so steht geschrieben: „Gott ruhete am siebenten Tage von allem Werke, das er gemacht. Und er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn.“ (1. Mos. 2, 2—3.)

Erläuterung. An diesem Tage also ruhete Gott, d. h. er hörte auf, zu schaffen; er segnete und heiligte ihn, d. h. er sonderte ihn von den übrigen Tagen der Woche und ihren gewöhnlichen, gemeinen Verrichtungen ab und bestimmte ihn zu frommen, heiligen, Gott geweihten Verrichtungen. Gott segnete und heiligte diesen Tag, auf daß er fortan ein heiliger Tag bleiben sollte zur Verherrlichung

Gottes und zur Heiligung des Menschen. Allein je tiefer das Menschengeschlecht in Sünden und Laster verfiel, desto weniger gedachte man auch der Heiligkeit und Heiligung des Sabbats; selbst beim israelitischen Volke kam die Feier desselben mehr und mehr außer Acht, besonders als es durch die ägyptische Knechtschaft mit den Heiden mehr und mehr in Verbindung kam, so zwar, daß sich der Herr veranlaßt sah, die Feier des Sabbats auf's Neue und auf's Nachdrücklichste wieder in Erinnerung zu bringen und zur strengen Beobachtung desselben durch seinen Diener Moses auffordern zu lassen. Zweiundfünfzig Stellen handeln im alten Testamente von der Sabbatfeier, ein Beweis, daß Gott derselben eine besondere Wichtigkeit beilegte und sie deßhalb den Juden nicht oft genug einschärfen konnte. Wir heben indeß nur jene Stellen aus den Büchern Mosis hervor, welche hierher Bezug haben, weil sie uns die Einsetzung des Sabbats bei den Juden ganz besonders beweisen und erklären.

Die Einsetzung des Sabbats bei den Juden.

Als das israelitische Volk in der Wüste großen Mangel an Lebensmitteln litt und vom Hunger geplagt wurde, da fing es an, wider Moses und Aaron zu murren. Endlich erbarmte sich der Herr ihres Elendes und sprach zu Moses (2. Mos. 16.): „Siehe! ich will euch Brod vom Himmel regnen lassen; das Volk gehe aus, und sammle täglich, was es bedarf, damit ich es prüfe, ob es nach meinem Gesetze wandle oder nicht! Und am sechsten Tage sollen sie aufheben, was sie hineintragen, und es soll doppelt so viel sein, als sie sonst zu sammeln pflegten täglich!" — Am sechsten Tage sollten sie das Doppelte sammeln von dem, was sie sonst täglich sammelten, und dann einen Theil davon, d. h. die Hälfte, aufheben! Wofür? Für den folgenden siebenten Tag. Warum? Weil es am siebenten Tage kein Manna regnete, was, wie Philo am angeführten Orte bemerkt, den Juden wieder zum ersten Male mittelbar in Erinnerung brachte, an welchem Tage Gott die Welt vollendet und ausgeruht, und daher den ursprünglichen Sabbat oder den Sabbat ursprünglich eingesetzt habe. Als Gott über Nacht Manna hatte regnen lassen, sammelten sie Morgens und dann alle Morgen, so lange sie in der Wüste waren, Jeglicher, so viel er täglich für sich brauchte, nämlich einen Gomor, das etwa acht Pfund unsers Gewichtes ausmachte. „Und am sechsten Tage sammelten sie doppelte Speise, das ist, zwei Gomor für einen Mann." Und Moses sprach zu ihnen: „Das ist's, was der Herr geredet hat; morgen ist die Ruhe des Sabbats, dem Herrn geheiliget. Alles, was zu thun ist, thuet, und was zu kochen ist, kochet; was aber übrig bleiben wird, hebet auf bis morgen!" „Esset es heute! Denn es ist der Sabbat des Herrn; denn man findet nichts heute auf dem Felde. Sechs Tage sollet ihr sammeln; aber am siebenten ist der Sabbat des Herrn, weßhalb man es nicht findet. Und da der siebente Tag kam, gingen Einige vom Volke hinaus, um zu sammeln und fanden nichts. Da sprach der Herr zu Moses: Wie lange weigert ihr euch, meine Gesetze und Gebote zu halten? Sehet! der Herr hat euch den Sabbat gegeben, und darum gibt er euch am sechsten Tage doppelte Speise; ein Jeder bleibe zu Hause und Keiner gehe von seinem Orte am siebenten Tage!" — Und als bald darnach Gott der Herr dem Moses die zehn Gebote gab, da schärfte er die Sabbatfeier mit besonderm Nachdrucke ein: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest! Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; an selbem sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der in deinen Thoren ist! Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und Alles, was darinnen ist; aber am siebenten ruhete er; darum segnete Gott den Sabbattag, und heiligte ihn." (Ebend. K. 20.)

Ja sogar die Todesstrafe war auf die Verletzung des Sabbatgebotes gesetzt. Gott sprach zu Moses: „Rede zu den Söhnen Israels und sage ihnen: Sehet zu, daß ihr meinen Sabbat haltet! Denn er ist ein Zeichen zwischen mir und zwischen euch in euren Geschlechtern, auf daß ihr wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiliget. So haltet meinen Sabbat! Denn er ist euch heilig; wer ihn

entheiliget, der soll des Todes sein; wer an demselben ein Werk thut, dessen Seele soll ausgetilgt werden aus ihrem Volke. Sechs Tage sollet ihr arbeiten; am siebenten Tage ist der Sabbat, die heilige Ruhe des Herrn; Jeder, der ein Werk thut an dem Tage, der soll sterben! Darum sollen die Söhne Israels den Sabbat halten und ihn feiern in ihren Geschlechtern! Er ist ein ewiger Bund zwischen mir und den Söhnen Israels und ein ewiges Zeichen. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und am siebenten Tage ruhete er von seinem Werke." (2. Mos. 23.)

Auf diese und ähnliche Weise wurde dem auserwählten Volke beständig die Feier des Sabbats vorgehalten und eingeschärft. Es sollte ihnen dieß 1) ein gottgeheiligter Ruhetag, 2) ein Festtag der Weltschöpfung und der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft, und 3), wie der heil. Augustin (Lib. IV. de Genes.) beisetzt, ein Vorbild der einstigen Ruhe Christi im Grabe sein.

II. Der Sonntag der Christen.

Fr. Warum heiligen die Christen nicht mehr den siebenten, sondern den ersten Tag der Woche?

Antw. Weil an diesem ersten Wochentage eine neue geistige Schöpfung, das große Werk der Erlösung vollbracht wurde; denn am Sonntage ist Christus der Herr von den Todten auferstanden, und am Sonntage hat er seiner Kirche den heiligen Geist gesendet.

Erläuterung. Nicht dieß, daß er geboren oder erschaffen worden, ist dem Christen das Wichtigste, sondern daß er erlöset worden ist. Zum Andenken an diese unaussprechliche Wohlthat der geistigen Schöpfung feiert er daher den Sonntag. Wie im alten Testamente alle Ceremonien und Feste nur Vorbilder vom neuen Testamente waren, so verhielt es sich auch mit dem Sabbat. Die Juden feierten ihn, wie schon gesagt, zum Andenken an die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft und zugleich als ein Vorbild an die Ruhe Christi im Grabe, die eben am Sabbat oder Samstag stattfand. Diese Bedeutung kann aber der Sabbat für uns Christen unmöglich mehr haben; darum konnte auch der jüdische Sabbat, sagt der römische Katechismus (Cap. I. de Sabb.), nur bis zum Tode Christi dauern, wo der neue Bund Gottes mit der ganzen Menschheit in seinem Blute geschlossen und besiegelt war, und wo durch die Auferstehung des Herrn für die ganze erlösete Menschheit jener große Sabbat, der Tag des Herrn, angebrochen war, von dem der Psalmist schon in hoher und heiliger Begeisterung sang: „Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat; lasset uns freuen und frohlocken an demselben!" Der Sabbat des Christen steht sonach höher da, als jener des Juden; denn an diesem Tage feiern die Christen die höchsten Geheimnisse ihres Glaubens, nämlich das Andenken an die Schöpfung durch Gott, den Vater, an die Erlösung durch Gott, den Sohn, an die Heiligung durch Gott, den heiligen Geist. Sonach ist der christliche Sabbat ein eigentliches Fest der heiligsten Dreifaltigkeit und ein Ruhetag zur Heiligung des Christen.

Der heilige Papst Leo

läßt sich hierüber also vernehmen: „Der erste Wochentag wurde durch die köstlichsten Gnadengaben geweiht, die wir von der göttlichen Güte empfangen haben. Dieser unserer ganzen Verehrung würdige Tag erhält den höchsten Werth durch die Hauptgeheimnisse, die Gott nach seiner Barmherzigkeit für uns gewirkt hat. Denn an diesem Tage hat die Welt ihren Anfang genommen, an diesem Tage ist durch die Auferstehung Christi der Tod vernichtet und das Leben hergestellt worden. An diesem Tage nehmen die Apostel vom Herrn die Posaune, um allen Völkern das Evangelium zu verkünden, und empfangen das der ganzen Welt mitzutheilende Sakrament der Wiedergeburt. An diesem Tage hat der Herr (nach dem Zeugnisse des heiligen Evangelisten Johannes) die versammelten Apostel, da er bei verschlossenen Thüren zu ihnen eintrat, angehaucht mit den Worten: Nehmet hin den heiligen Geist 2c. An diesem Tage endlich ist der vom Herrn den Aposteln versprochene Geist angekommen, damit wir, durch eine gewisse göttliche Vorschrift angedeutet und überliefert, erkennen, an diesem Tage sollten wir die Geheimnisse der priesterlichen Segnungen feiern, an dem uns die Gnadengaben gespendet worden." (Decr. 81. c. 1. p. 148.) — Und der heilige Johannes von Damaskus sagt von der Sonntagsfeier: „Wir feiern eine

vollkommene Ruhe der menschlichen Natur, nämlich den Tag der Auferstehung, an welchem uns der Herr Jesus, der Anführer des Lebens und Heiland, in das Erbe eingeführt hat, das Jenen, die ihm im Geiste dienen, verheißen ist, und zu dem er selbst, als unser Vorläufer, einging, da er von den Todten auferstanden ist und sich, nachdem ihm die Thüre des Himmels aufgethan worden, leiblicher Weise zur Rechten des Vaters gesetzt hat, wohin denn auch diejenigen eingehen werden, welche das Gesetz des Geistes beobachten." (De Fide orth. lib. IV. c. 24.) — Und der heil. Augustin sagt: „Der Sabbat wurde dem vorigen Volke zur Feier in leiblicher Ruhe anempfohlen, damit er ein Vorbild der Heiligung in der Ruhe des heiligen Geistes sei." Und wiederum: „Der Tag des Herrn ist nicht für die Juden, sondern für die Christen durch die Auferstehung des Herrn bestimmt worden, und hat von da an seine Feier zu erhalten angefangen." (Ep. 119. ad Januar. c. 10 etc.)

Fr. Wurde der Sonntag schon von jeher in der Christenheit statt des Sabbats gefeiert?

Antw. Ja, schon zu den Zeiten der Apostel wurde der Sonntag statt des Sabbats gefeiert.

Erläuterung. Christus hat zwar durch seine Lehre den Sabbat weder abgeschafft, noch dafür den Sonntag eingesetzt; wir wissen vielmehr aus vielen Stellen der heiligen Schrift, daß er mit seinen Jüngern, so lange er auf Erden wandelte, den Sabbat heilig hielt. Allein durch seinen Tod und durch seine Ruhe im Grabe am Sabbat hat er diesen thatsächlich aufgehoben, indem, wenn die Sache erscheint, ihr Vorbild verschwindet; auch hat er durch seine Auferstehung am folgenden Tage thatsächlich den Grund zum Sonntage gelegt. Dieß erkennend haben daher seine Jünger und ihre nächsten Nachfolger, vom heiligen Geiste geleitet, den Sonntag als den neuen Sabbat eingesetzt. Dieß ergibt sich sowohl aus einzelnen Stellen des neuen Testamentes, als auch aus den einstimmigen Zeugnissen der Väter und kirchlichen Verordnungen. Wir stellen dieß in der nachfolgenden geschichtlichen Skizze kurz zusammen.

Die Einsetzung des Sonntags.

Schon in den Briefen der Apostel, in der Apostelgeschichte und in der geheimen Offenbarung finden wir so manche Andeutung von der Feier des Sonntags. — Der heil. Paulus macht es um das Jahr 57 n. Chr. den Galatern (Gal. 4, 10.) zum Vorwurfe, daß sie die Feste und Zeiten der Juden noch beobachteten, und fürchtet deßhalb, sogar umsonst unter ihnen gearbeitet zu haben. Hieraus entnehmen wir, daß die Christen Anfangs den Sabbat noch hielten, ihn aber nicht im jüdischen Sinne halten sollten. In diesem Sinne wurde er hier durch die apostolische Lehrauktorität des heil. Paulus ausdrücklich und förmlich als abgeschafft erklärt. — Bezüglich der Feier des Sonntags erhalten wir aus den angegebenen Quellen nachfolgende Aufschlüsse.

Im ersten Briefe an die Korinthier (57 n. Chr.) fordert Paulus diese auf, am ersten Wochentage bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen eine Liebessteuer für die Armen der Muttergemeinde zu Jerusalem zu sammeln und zusammen zu legen, damit, wenn er zu ihnen komme, er dann die Sammlung mit sich nach Jerusalem nehmen könne. „Am ersten Tage der Woche lege ein Jeder von euch bei sich zurück und thue in den Schatz (Opferkasten, Opferstock), was ihm gut dünkt!" (1. Kor. 16, 2.) Aus dieser Stelle ergibt sich schon eine Gewohnheit der Christen, den ersten Wochentag durch Gottesdienst und Werke der Mildthätigkeit zu feiern. — Nachdem Lukas in der Apostelgeschichte erzählt, wie er und Paulus mit ihren Gefährten auf ihrer Reise (es war die dritte Missionsreise Pauli) nach Macedonien zu Troas angekommen, sagt er: „Als wir aber am ersten Tage der Woche zum Brodbrechen zusammen gekommen waren, redete Paulus zu ihnen." Also kamen die Christen damals (59 n. Chr.) am ersten Wochentage, an unserm Sonntage, zur Feier des heiligen Opfers und Abendmahles zusammen. — Der heilige Johannes nennt in seiner geheimen Offenbarung (68 n. Chr.) diesen Tag den Tag des Herrn. „Ich war im Geiste am Tage des Herrn" ꝛc. (Offenb. 1, 10.) — Was die Apostel und ersten Christen dießfalls thaten und übten, das wurde von ihren nächsten Nachkommen treulich nachgeahmt, und

in der Folge durch Gesetze zu einem allgemeinen Kirchengebote erhoben. Der heil. Ignatius, Bischof von Smyrna in Kleinasien und Schüler des heiligen Apostels Johannes (gestorben 107), schreibt in seinem Briefe an die Christen in Magnesia: „Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbat, sondern heiliget den Tag des Herrn, den Auferstehungstag, die Fürstin und Königin der Tage, an welchem wir durch Christus und seinen Tod das Leben erhalten haben!" — Indem hier Ignatius in seinem Schreiben an Christen den ersten Wochentag, nach dem Vorgange des heiligen Johannes, Tag des Herrn heißt, nennt ihn der heilige Justin in seiner ersten Schutzschrift an den heidnischen Kaiser Antoninus Pius im Jahre 139 mit dem heidnischen, aber im christlichen Sinne verstandenen Namen, Sonntag, und spricht von seiner Heiligung als von einer allgemeinen Uebung und Gewohnheit unter den Christen seiner Zeit. „Am Sonntag," sagt er, „kommen wir Alle gemeinschaftlich zusammen, weil nämlich dieß der erste Tag ist, an welchem Gott die Finsterniß und die Materie umgestaltet und die Welt gemacht hat, und weil an diesem Tage unser Heiland Jesus Christus von den Todten auferstanden ist." Tertullian († 240) nennt ihn Tag des Herrn und Sonntag (cf. de fuga, nr. 14. et Apolog. cap. 15.), und bemerkt, daß diese letzte Benennung nicht im heidnischen Sinne zu verstehen sei. Er sagt: „Wenn wir am Sonntage fröhlich sind, so geschieht dieses aus einer ganz andern Ursache, nicht als beteten wir die Sonne an." (Vergl. Jos. Winkler's Sonntag, S. 47 ff.)

Bischof White

schreibt in seiner Abhandlung über den Sabbat: „Es ist nicht nothwendig, durch die Schrift darzuthun, daß die Apostel die Heiligung des Sonntags befohlen haben; denn unmöglich hätten alle apostolischen Kirchen, die auf der Erde zerstreut sind, sobald und von ihrem Entstehen an einverstanden sein können, denselben Tag in jeder Woche zu einem heiligen Tage zu bestimmen, wenn sie nicht durch ihre eigenen Stifter dazu verpflichtet worden wären, d. h. durch die Apostel." (Ueber den Sabb. S. 192.) — Aus Allem diesem erhellt, daß die Sonntagsfeier in der Kirche Gottes schon uralt sei und von den Aposteln selbst herrühren müsse. Indeß kommt es in den Augen Gottes wohl nicht so fast auf den Tag an, den man Gott, dem Herrn, feiert, als vielmehr auf den Geist, mit welchem man ihn feiert.

Der Sabbat und Sonntag.

Zufällig kam an einem Sonntage ein jüdischer Mann auf einen Meierhof, beladen mit einer schweren Last von Waaren. Da sprachen die Kinder: „Warum feiert dieser Mann den Sonntag nicht, wie andere Menschen?"

Und es antwortete der Vater: „Er hat gestern seinen Ruhetag gehabt, und heute ist wieder Werktag für ihn; denn er feiert jenen nach dem alten Gesetze, welches gebietet, den siebenten Tag zu heiligen. Wir Christen aber feiern den ersten Tag in der Woche."

„Wer hat denn dann recht?" fragten die Kinder.

Der Vater antwortete und sprach: „Es kommt nicht so sehr darauf an, welchen Tag man heilige und feiere; denn ein jeglicher Tag ist des Herrn. Aber die Heiligung und Feier kommt aus dem Herzen des Menschen. — Ich will euch erzählen, wie sich die Sache verhält.

Als Gott die Menschen erschaffen hatte, gab er ihnen die Herrschaft über die Erde und alle Geschöpfe derselben. Die Menschen sollten auf der Erde sein an Gottes Statt — Herr und Beherrscher der Erde. Aber sie sollten dabei bedenken, daß sie nach Gottes Ebenbilde geschaffen sind, und dasselbe darstellen sollen, das heißt: sie sollten Gott ähnlich sein an Güte und Liebe und Wohlthun; göttlich in Werken, und göttlich in Gesinnungen.

Damit sie dieses nicht vergäßen, sollten sie von sieben Tagen Einen heiligen,

und ihn vor andern dadurch auszeichnen, daß sie, ohne ihre Herrschaft thätlich auszuüben, in stiller Ruhe ihres Schöpfers und göttlichen Ursprunges und ihrer höheren Würde und Bestimmung gedächten; deßhalb heißt dieser Tag der Sabbat oder Ruhetag.

Sie können diesen Tag um so würdiger feiern, da sich Gott den Menschen auf besondere Weise geoffenbart hatte; das heißt, er hatte sich ihnen in seiner Größe und Allmacht, in seiner Güte und Liebe zu erkennen gegeben, und zugleich die Menschen gelehrt, wie sie ihn verehren und seiner Güte und Liebe sich würdig machen sollten. Kurz, er hatte die Menschen als seine geliebten Kinder unterwiesen, was sie glauben und thun sollten. Am Sabbattage sollten sie dieses vorzüglich bedenken, und sich ihres göttlichen Ursprunges und ihrer höheren Bestimmung vor allen andern lebhaft erinnern. So wie Gott nach der Schöpfung der Welt ruhete, d. h. aufhörte zu erschaffen, so sollen sie auch ausruhen von ihrer Arbeit und erforschen, ob es auch ihnen gebühre, von ihren sechs Tagwerken zu sagen: „Siehe! es ist Alles gut, was wir gethan haben." Darum verordnete Gott die Feier des Sabbats. Wohl dem, der ihn so feiert! Auf den Tag selbst wird es Gott, dem Herrn, wohl kaum ankommen. (Krummacher.) Ganz passend hierzu sagt der heilige Augustin (Contra Adamant. cap. 16.): „Die Juden beobachteten den Sabbat auf eine knechtische Weise und ohne Einsicht in seine Bedeutung... Wir aber begehen den Tag des Herrn, das Osterfest und andere Festtage auf eine feierliche Weise; und weil wir wissen, worauf sie sich beziehen, so beobachten wir nicht so fast die Zeiten, als vielmehr dasjenige, was durch sie bedeutet wird."

Texte: Vom Sabbat und Sonntag.

a) Aus der heil. Schrift. „Warum hat ein Tag den Vorzug vor dem andern?... Die Weisheit des Herrn hat sie unterschieden... Er hat die Zeiten unterschieden und ihre Festtage angeordnet. Einige Tage hat Gott erhöht und verherrlichet und andere in die Zahl der gemeinen Tage gesetzt." (Sirach 33, 7—10.) Und Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht, und ruhete am siebenten von allem Werke, das er gemacht. „Und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an selbem ruhete von allem seinem Werke, das Gott schuf." (1. Mos. 2, 2—3.) „Das ist's, was der Herr geredet hat: Morgen ist die Ruhe des Sabbats, dem Herrn geheiligt." (2. Mos. 16, 23.) Im neuen Testament ist der Sonntag dieser gottgeweihte Tag. „Als wir aber am ersten Tage der Woche zum Brodbrechen zusammengekommen waren, redete Paulus....." (Apostelgesch. 20, 7.) „Am ersten Tage der Woche lege ein Jeder von euch bei sich zurück und thu in den (Kirchen-) Schatz, was ihm gut dünkt!" (1. Kor. 16, 2.) (Noch mehrere hierher bezügliche Texte siehe in den obigen Erklärungen!)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbat, sondern heiliget den Tag des Herrn, an welchem wir durch ihn und seinen Tod das Leben erhalten haben!" (S. Ignat. in epist. ad Magnes.) „Der Sabbat wurde dem vorigen (dem auserwählten) Volke zur Feier in leiblicher Ruhe anempfohlen, damit er ein Vorbild der Heiligung in der Ruhe des heiligen Geistes sei... Der Tag des Herrn ist nicht für die Juden, sondern für die Christen durch die Auferstehung des Herrn bestimmt worden, und hat von da an seine Feier zu erhalten angefangen." (S. August. Epist. 119. ad Januar. cap. 10 etc.) Die Benennung „Sonntag" erklärt uns gar schön der heil. Ambrosius, indem er schreibt: „Der Tag des Herrn ist uns ehrwürdig und feierlich, weil an ihm der Heiland, gleich der aufgehenden Sonne, nachdem er die Finsternisse der Hölle zerstreut, im Lichte der Auferstehung erglänzte; deßhalb wird dieser Tag von den Weltmenschen Sonntag genannt, weil ihn Christus, die aufgegangene Sonne der Gerechtigkeit, erleuchtet." (S. Ambros. Tom. III. op. serm. 61.)

A. Was im dritten Gebote befohlen wird.

XIX. Christliche Lehre.

Von der Pflicht, den Sonntag zu heiligen, und von dem Segen der Sonntagsfeier.

I. Von der Pflicht, den Sonntag zu heiligen.

Fr. Da die Kirche Gottes schon seit den allerersten Zeiten ihres Bestehens den Sonntag eingesetzt hat, welche Pflicht geht daraus für uns hervor?

Antw. Die strenge und heilige Pflicht, daß wir als Kinder der Kirche den Tag des Herrn heilig halten.

Erläuterung. Zur Heiligung des Sonntages fordern uns überaus viele Gründe auf. Es fordert uns dazu auf 1) Gott der Herr selbst, und zwar durch sein Beispiel und durch sein Wort. Er ruhete ja selber am siebenten Tage von allem Werke, das er gemacht hatte, und segnete und heiligte diesen Tag. Er, der keiner Ruhe bedarf, ruhete — nicht um seinet-, sondern um unsertwillen; warum? um durch sein eignes Beispiel zu zeigen, daß man den Tag des Herrn feiern soll. Zugleich fordert er uns hierzu auch durch sein Wort auf; denn er befiehlt ausdrücklich: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest! ꝛc.“ (2. Mos. 20, 8 — 11.) Zur Heiligung des Sonntags werden wir 2) aufgefordert — durch die heilige Schrift des alten und neuen Testamentes, durch Moses und die Propheten, durch die Apostel und Evangelisten an überaus vielen Stellen (vgl. 3. Mos. 23, 2 — 8. Jerem. 17, 19 — 22. Ezech. 20, 12. Apostelgesch. 13, 14. 18, 1 — 4.); 3) durch geistliche und weltliche Verordnungen, und 4) durch die Aussprüche der heiligen Väter.

Die Kirche über die Sonntagsfeier.

Die Kirche hat von jeher auf strenge Beobachtung des Sonntagsgebotes gedrungen. Schon in den Satzungen der Apostel (Lib. 2. cap. 59.) wird diese Pflicht ausgesprochen. Das zweite Concilium zu Macon in Frankreich, welches im Jahre 585 gehalten wurde, verbietet jede Entheiligung des Sonntags und fordert, daß man die Nacht vom Samstag auf den Sonntag nicht gleich Jenen, welche nur dem Namen nach Christen sind, mit Schlafen, sondern mit Gebet und geziemender Vorbereitung auf die Feier des folgenden, dem Herrn geweihten Tages zubringen soll. (Stolberg's Religionsgeschichte, 22. Band, S. 297.) — Und im 3. Kapitel desselben Conciliums wird allen Gläubigen anbefohlen, jeden Sonntag ihre Opfergabe an Brod und Wein darzubringen. Der Kirchenrath von Elvira beschloß: „Wohnt Jemand in der Stadt, und unterläßt es, drei Sonntage nach einander die Kirche zu besuchen, so soll er zur Strafe eben so lang excommunicirt werden!“ (3. Jahrh. Can. 28.) Aehnliches beschloß auch der Kirchenrath von Trullo: „Es ist strenge verboten, an drei nacheinander folgenden Sonntagen ohne dringende Noth die Kirche nicht zu besuchen, und zwar unter Strafe der Absetzung für Kleriker und der Excommunication für Laien.“ (Can. 80.) Das Concilium von Compiegne, welches 833 unter Gregor IV. gehalten wurde, erklärt, daß alle Sonntage von dem vorhergehenden Abende bis zum Abende eben desselben Tages durchaus gottesfürchtig sollen gehalten werden, und daß diese ganze Zeit hindurch jede knechtliche Arbeit unterbleiben soll. Und so fort durch alle Jahrhunderte.

Weltliche Verordnungen über die Sonntagsfeier.

Aber nicht bloß durch kirchliche, sondern auch selbst durch weltliche Verordnungen ward die Heiligung des Sonntags geboten. Vorzüglich war es Constantin der Große, welcher die von den Aposteln eingeführte und in der

christlichen Kirche stets beobachtete Sonntagsfeier auch zu einem Staatsgesetze für das gesammte römische Reich erhob. Man liest daher in dem Codex (Gesetzbuch) des Kaisers Theodosius, daß am Sonntage, den die Vorfahren mit Recht den Tag des Herrn nannten, alle Vorladungen, gerichtliche Verhandlungen und öffentliche Geschäfte eingestellt bleiben sollen. — Der Kaiser Valentinian I. verbot alle gerichtliche Verhandlung zwischen rechtenden Privatpersonen am Samstage, und verbot allen Beamten, am Sonntage wider Christen zu verfahren. — Theodosius der Große erneuerte ein altes Gesetz, kraft dessen am Sonntage keine Art von Schauspielen stattfinden sollte. — Kaiser Karl der Große legte denjenigen eine Geldstrafe auf, welche an Sonn- und Feiertagen weltliche Zusammenkünfte halten. — Nach dem Bußbuche des heiligen Theodor von Canterbury durfte in England Niemand an Sonntagen, von welchem Range er auch sein mochte, ausfahren oder ausreiten; auch Wasserfahrten waren nicht erlaubt, und sogar Brodbacken war als eine Entheiligung des Sonntags angesehen. — Ina, König von Sussex, ließ ein Gesetz ergehen, welches den Sklaven, der von seinem Herrn am Sonntage zur Arbeit angehalten würde, freisprach, und den Freien zum Sklaven machte. — So strenge weltliche Verordnungen finden wir in der Kirchengeschichte in Betreff der Verpflichtung zur Sonntagsfeier.

Die heiligen Väter über die Sonntagsfeier.

Ebenso wird uns die Pflicht, den Sonntag würdig zu feiern, auch durch die Schriften der heiligen Väter auf's Nachdrücklichste eingeschärft. Schon der heilige Ignatius (Epist. ad Magn. nr. 9.) schreibt: „Wenn ihr zur Erneuerung der Hoffnung gelangt seid, so feiert nicht mehr den Sabbat, sondern heiliget den Tag des Herrn, an welchem Tage auch uns durch ihn und seinen Tod, den Einige läugnen, das Leben aufgegangen ist!“ — Mit diesen Worten fordert Ignatius die Christen von Magnesia auf, den Tag des Herrn, den Sonntag, festlich zu begehen, den Auferstehungstag, den königlichen, über alle erhabenen Tag, welchen schon der Prophet erwartet hat, nämlich den achten Tag, an welchem unser Leben aufgegangen, und durch Christus der Sieg über den Tod errungen worden ist. Das nöthige Licht über diese Worte verbreitet Clemens von Alexandria, wenn er sagt: „Wer das Evangelium beobachtet, begeht in seinem ganzen Leben den Tag des Herrn, indem er, allen lasterhaften Gedanken entsagend, wahrhaft ein Kind des Lichtes wird, d. h. indem er nur reine und heilige Gedanken in seinem Geiste unterhält; denn alsdann gibt er der Auferstehung des Herrn den Preis.“ (Strom. lib. 7. pag. 877.) — Eben dieser Kirchenvater erwähnt öfter des achten Tages, den er den Tag des Herrn nennt, und dessen würdige Feier er für das ganze Leben dringend anempfiehlt. Und der heil. Ambrosius sagt: „Der Tag des Herrn ist uns ehrwürdig und feierlich, weil an ihm der Heiland, gleich der aufgehenden Sonne, nachdem er die Finsternisse der Hölle zerstreut hat, im Lichte der Auferstehung erglänzte.“ — Der heil. Augustin fordert die Gläubigen auf, schon am Samstage zur Vesper und den nächtlichen Vigilien in der Kirche zu erscheinen, oder im Verhinderungsfalle wenigstens zu Hause zu beten. Er verbietet, von dem öffentlichen Gottesdienste auszubleiben, und befiehlt, sich von allen knechtlichen Arbeiten und weltlichen Geschäften zu enthalten und an diesem Tage bloß dem Gottesdienste obzuliegen. (Serm. 244. de tempore.)

Erläuterung. Auch unsere eigene Vernunft fordert uns endlich zur Heiligung des Sonntags auf. — Von Gott, dem Herrn, empfangen wir so unendlich viele Wohlthaten; und im Gedränge der irdischen Geschäfte und Sorgen finden so Viele an den Wochentagen oft kaum einen Augenblick Zeit, um an Gott, diesen ihren größten Wohlthäter, auch nur zu denken und ihm für alle seine Güte und Liebe Dank und Verehrung und Anbetung zu zollen. Wie mancher geldgierige Hausvater würde seinen Dienstboten das ganze Jahr hindurch kaum einen ruhigen Augenblick gönnen, wenn nicht Gott selbst einen Tag der Woche geheiligt und zur Ruhe bestimmt hätte! Schon aus diesem Grunde muß die gesunde Vernunft die Feier des Sonntags als Pflicht erkennen; dann sind ja auch wir

selbst auf Erden, um unsere Seligkeit zu begründen. „Was hilft es dir, o Mensch, wenn du die ganze Welt gewinnst, aber an deiner Seele Schaden leidest?" (Matth. 16, 26.) Ist es darum nicht vernünftig, wenigstens Einen Tag unserm Seelenheile zu widmen, da wir für unsern Leib oder wenigstens ihm zu Liebe die ganze Woche hindurch arbeiten und spekuliren? Wer nur etwas vernünftig, ich brauche nicht zu sagen, christlich denkt, der muß die Nothwendigkeit und sonach auch die Pflicht der Sonntagsfeier anerkennen. Alle frommen Christen, denen die Rettung ihrer Seele am Herzen lag, haben es deßhalb auch von jeher für ihre heiligste Pflicht gehalten, dem dritten Gebote Gottes treulich nachzukommen und den Tag des Herrn gewissenhaft zu heiligen.

Die gewissenhafte Sonntagsfeier.

Während der Verfolgung Diokletians feierte an einem Sonntage Saturnin, Priester der Stadt Abitine in Afrika, heimlich die göttlichen Geheimnisse in dem Hause des Oktavius Felix. Als die Richter dieß erfahren hatten, erschienen sie sogleich mit einer Truppe Soldaten und nahmen 49 Christen beiderlei Geschlechtes gefangen. Man führte sie vor das Gericht, wo sie so heldenmüthig Jesum Christum bekannten, daß die Richter selbst ihrem Muthe Gerechtigkeit widerfahren ließen. Man legte sie in Fessel und schickte sie nach Carthago, wo der Proconsul Anulinus seine Residenz hatte. Sie reiseten voll Freude, für den Namen Jesu Christi sich in Ketten zu sehen, ab, und bewiesen ihm ihren Dank durch Hymnen und Lieder, die sie auf dem ganzen Wege sangen.

Angekommen, führte man sie vor den Proconsul. Dieser fragte den älteren Gefangenen, welchen Standes er sei, und ob er der Versammlung der Christen beigewohnt habe.

Ich bin Christ, antwortete er, und habe ihrer Versammlung beigewohnt. Der Proconsul fragte ihn auch um den Namen des Präsidenten der Versammlung, und auch um den Namen dessen, bei dem sie gehalten worden. Er wartete aber die Antwort nicht ab, sondern ließ ihn auf die Folter spannen und mit eisernen Nägeln zerfleischen. Die meisten Andern wurden auf eben diese Tortur gebracht, die sie mit unüberwindlicher Geduld aushielten. Der Richter fragte sie, warum sie trotz des kaiserlichen Verbotes sich unterständen, Versammlungen zu halten. Sie antworteten mit Muth und Standhaftigkeit: „Die Heiligung des Sonntags ist bei uns eine unumgängliche Verpflichtung. Ihn nicht zu feiern, würde ein Verbrechen sein. Wir erfüllen diese Pflicht so gut, als uns möglich ist; nie fehlten wir bei christlichen Zusammenkünften. Wir halten die Gebote Gottes, wenn uns unsere Treue auch das Leben kosten sollte." — Alle diese heldenmüthigen Streiter Jesu Christi wurden, der Martyrerkrone würdig, verurtheilt, und starben im Gefängnisse an den ausgestandenen Qualen. (Acta martyrum anno 304.)

Die heilige Jungfrau Anysia.

Die heftigsten Verfolgungen hinderten unsere Väter nicht, sich an allen Sonntagen in die religiösen Versammlungen zu begeben. Eine christliche Jungfrau, Namens Anysia, ging dahin, als sie Einer von der Leibwache des Kaisers Diokletian sah, dem ihr Anstand auffiel. Er trat vor sie hin und sprach: „Bleib' da! wo gehst du hin?" Anysia, die bei diesen Worten fürchtete, es möchte ihr Gewalt geschehen, machte auf ihrer Stirne das Zeichen des Kreuzes, um von Gott die Gnade zu erhalten, der Versuchung widerstehen zu können. Der Soldat fand sich beleidigt, daß sie auf seine Frage ein solches Zeichen erwiderte. Er legte seine Hand auf sie und sprach zornig: „Antworte, wer du bist, und wohin du gehst!" Sie antwortete: „Ich bin eine Magd Jesu Christi, und gehöre der Versammlung des Herrn." — „Dahin sollst du nicht gehen, du sollst den Göttern opfern! wir beten heute die Sonne an," versetzte der Soldat. Zugleich riß er ihr den Schleier weg, womit ihr Gesicht bedeckt war. Anysia versuchte es, ihn abzuwehren; sie gab ihm einen Schlag in's Gesicht und sagte: „Geh', Elender! Jesus Christus wird dich strafen." — Der Soldat zog wüthend sein Schwert und stieß es ihr in's Herz. Die jugendliche Jungfrau stürzte zu-

sammen, eine Martyrin wegen Beobachtung des Sonntags; während aber ihr Leib im Blute schwamm, betete ihre Seele, mit Herrlichkeit gekrönt, am Altare im Himmel das Lamm an, welches der Priester auf dem Altare auf Erden opferte; sie ging ein in die Herrlichkeit des Himmels, um daselbst den ewigen Sabbat zu halten und ewig den Tag des Herrn zu feiern. (Gaume.)

Texte ad I.: Von der Pflicht der Sonntagsfeier.

a) Aus der heil. Schrift. „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!" rc. (2. Mos. 20, 8—11.) „Rede zu den Söhnen Israels und sage ihnen: Das sind die Feste des Herrn, die ihr heilig heißen sollet! Sechs Tage sollet ihr arbeiten, der siebente soll heilig heißen, weil er die Ruhe des Sabbats ist; kein Geschäft sollet ihr an demselben thun! Es ist der Sabbat des Herrn in allen euren Wohnungen." (3. Mos. 23, 2—3.) „So spricht der Herr zu mir: Geh' und stelle dich unter das Thor der Kinder des Volkes, durch welches die Könige von Juda aus- und eingehen, und unter alle Thore Jerusalems, und sprich zu ihnen: Höret das Wort des Herrn, ihr Könige von Juda, und ganz Juda, und alle Einwohner Jerusalems, die ihr durch diese Thore gehet! So spricht der Herr: Bewahret eure Seelen, und traget keine Lasten am Sabbattage, und bringet sie nicht durch die Thore Jerusalems! Schaffet keine Last hinaus aus euren Häusern am Sabbattage, und thuet keine Arbeit, sondern heiliget den Tag des Sabbats, wie ich euren Vätern geboten habe!" (Jerem. 17, 19—22.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Siehe oben die kurze Zusammenstellung: „Die heiligen Väter über die Sonntagsfeier."

II. Von dem Segen und Nutzen der Sonntagsfeier.

Fr. Welchen Segen bringt die treue Beobachtung des Sonntagsgebotes?

Antw. Einen unendlichen Segen für Zeit und Ewigkeit.

Erläuterung. Mancher irdisch gesinnte Mensch, der den zeitlichen Gewinn nach Stunden berechnet und nach der Zahl der arbeitenden Hände und Füße, glaubt, wieviel er verliere, wenn diese Hände zum Gebete sich falten anstatt zur Arbeit sich zu bequemen, und wenn die Füße in den Tempel zum öffentlichen Gottesdienste, anstatt in die Werkstätte zum Tagewerk eilen. Und wann ist dieses irdische Sinnen und Treiben selbst an Sonn- und Festtagen wohl größer gewesen, als gerade in unsern Tagen? Sind die Menschen deßhalb wohlhabender geworden? Im Gegentheile, Noth und Elend droht ungeachtet des reichlichen Segens Gottes, den er uns in dieser Zeit gespendet hat, die Menschheit an den Rand des Verderbens zu bringen. Würde man den Sonntag und die Feste des Herrn und seiner Heiligen gewissenhafter feiern, der Segen Gottes würde nicht ausbleiben; wir würden ihn fühlen an Leib und Seele. 1) Am Leibe: Gott würde uns sicherlich das tägliche Brod geben und die Mühen und Arbeiten, die wir in der Woche hindurch verrichten, reichlich segnen; ja nicht selten würde er den frommen Beobachtern der Sonntagsfeier Freude, Ruhm, Macht und Ehre geben vor allen Völkern der Erde. Alles dieses ist in der heiligen Schrift ausgesprochen. (Vgl. 3. Mos. 26, 2—5. Isai. 58, 13—14. und Jerem. 17, 24—25.) 2) An der Seele: die segensreiche Nähe Gottes, Umgang und Freundschaft mit Gott (vgl. 3. Mos. 26, 11—12.); Erhebung zur Vollkommenheit und zur ewigen Glückseligkeit. (Isai. 56, 6—7.) — Auch an Beispielen fehlt es nicht, die uns den Nutzen und Segen der Sonntagsfeier beweisen.

Der gesegnete Handwerksmann.

Es kommt ein christlicher Kaufmann zu einem Handwerksmanne, den er kennt, und macht ihm Vorwürfe, daß er am Sonntag arbeite. Der Mann aber spricht: „Mein lieber Herr! ich bin arm, und muß am Sonntag arbeiten, sonst bring' ich mich nicht durch." Der Kaufmann gibt die Widerrede und sagt: „Kein Wunder, daß du arm bist; gerade darum bist du arm, weil du am Sonntag arbeitest. Wie kann dich Gott segnen, wenn du arbeitest? — Weißt du was, ich will einen Vertrag mit dir machen; hör' auf, am Sonntag zu arbeiten, und heilige diesen Tag, wie es einem Christen geziemlich ist! Längstens in einem halben Jahre komme ich wieder hierher, und dann zahle ich dir allen Schaden, den du erlitten hast, wenn du von nun an nicht mehr an Sonntagen arbeitest, und koste es hundert Thaler." Der Handwerksmann läßt sich darauf ein und probirt's. Nach fünf Monaten kommt der Kaufmann wieder, und da ihm der Schuhmacher sagt, daß er seinen Rath befolgt habe, fragt er: „Nun, wie viel muß ich dir heraus zahlen?" Da spricht der Handwerksmann: „O nichts, gar

nichts; die Feier des Sonntags hat mir vielen Segen, aber keinen Schaden gebracht. Vor fünf Monaten hatte ich keine Kuh; jetzt habe ich eine und für alle Noth ist gut gesorgt." Dieß verbürgt uns als eine wahre Geschichte — der bekannte Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit. (Alban Stolz; 1846.)

Gedenke des Sabbats, daß du ihn heiligest!

In dem Leben des englischen Predigers Adam Clarke findet sich folgende interessante Erzählung von dem Segen der Sonntagsfeier. Wenn Clarke nach Teasborough kam, so wohnte er immer bei einem Müller, Namens Johannes Nichols. Von diesem hörte er einst folgenden Bericht, wie er von der Sünde, den Sabbat zu entweihen, befreit worden sei. „Nachdem ich," erzählte der Müller, „eine Predigt über die Heiligung des Sonntags gehört hatte, und meine Sünden erkennen lernte, so setzte ich noch eine Zeit lang mein Müllerhandwerk auch am Sonntag wie gewöhnlich fort; aber ich hatte keine rechte Ruhe dabei, und immer fielen mir die Worte ein: „Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest!" Endlich entschloß ich mich, es möge daraus folgen was da wolle, die Sonntagsentheiligung aufzugeben. Ich gab darum meinen Leuten den Auftrag, die Mühle am Sonntage einzustellen, indem ich entschlossen sei, an demselben nicht mehr zu mahlen; auch benachrichtigte ich meine Kunden, daß ich ihnen am Sonntage nicht mehr aufwarten könne, und daß ich deßhalb hoffe, sie würden Anstalt treffen, am Samstag zu kommen. Einige stellten sich, als hätten sie Mitleid mit mir, Andere aber erklärten, sie wollten in eine andere Mühle gehen; ich aber nahm mir vor, ich wolle standhaft bei meinem Vorsatze verharren. Am nächsten Sonntag kamen die Kunden wie gewöhnlich, und alle wurden abgewiesen. Sie waren Alle hiermit unzufrieden, und gingen zu andern Müllern, deren mehrere in der Nachbarschaft sich befanden. Am nächsten Samstag indeß kamen mehrere von ihnen, und es wurde ihnen aufgewartet, und in kurzer Zeit kamen Alle zurück, die ich vorher hatte, ja noch mehr, und nun, statt daß ich ärmer geworden wäre durch diese Aufopferung, von der mir Manche das gänzliche Verderben prophezeiten, bin ich um tausend Pfund reicher, als ich ehedem war." So ruht Gottes Segen auf Jenen, die den Sabbat heiligen! (Beisp. des Guten.)

Der christliche Barbier.

Als William Kind, der in der englischen Stadt Bath lebte, und seine zahlreichen Kunden auch am Tage des Herrn zu rasiren pflegte, eben darum aber aller Gelegenheit, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, entbehren mußte, einst seiner gewöhnlichen Sonntagsarbeit nachging, blickte er wie von ungefähr in eine offene Kirche und hörte so eben den Prediger den Text verlesen: „Gedenke des Sabbats, daß du ihn heiligest!" Er hörte eine Weile der Predigt zu und überzeugte sich, daß Gott unmöglich auf seine Sonntagsarbeit den Segen dieses Tages legen könne. Er ging unruhig hinweg, und setzte mit schwerem Herzen seine Arbeit fort. Seine Unruhe nahm aber je mehr und mehr zu; denn die Pflicht, den Tag des Herrn zu heiligen, an demselben dem Herrn und nicht Menschen zu dienen, leuchtete ihm bald völlig ein. Nach vielen in Gebet und Thränen verlebten, schlaflosen Nächten entschloß er sich, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen, Sonntags nicht mehr seine Kunden zu bedienen, sondern das Heil seiner Seele zu suchen. Bald genoß er nun jenes innere Glück, welches jede Pflichttreue begleitet, und jenen Gottesfrieden, den die Welt weder geben noch nehmen kann. Zugleich traten aber auch die Folgen ein, die er von seinem Schritte erwartet hatte. Seine vornehmen Kunden dankten ihn ab, und er kam so zurück, daß er bald seinen ansehnlichen Laden schließen, zuletzt einen Keller unter einem alten Markthause miethen und Männer aus der untersten Volksklasse barbiren mußte. Eines Sonnabends in der Abenddämmerung fragte ein Fremder, der mit der Post ankam, nach einem Barbier; und der Postbeamte weiset ihn in

der Eile nach dem gegenüber liegenden Keller. Der Fremde tritt hinein und verlangt recht schnell, während des Wechselns der Pferde, barbirt zu werden, weil er es nicht liebe, dergleichen am Sonntage vorzunehmen. Dieß bewegte das Herz des schwergeprüften Kind. Er brach in Thränen aus und bat den Fremden, ihm einen Groschen vorzuschießen, damit er ein Licht kaufen könne, da es nicht mehr hell genug war, den Bart ohne Licht abzunehmen. Dieß that der Fremde, über die Ursache nachdenkend, welche den armen Mann wohl in solche Dürftigkeit gebracht haben könnte. Als er rasirt war, sagte er: „Die Geschichte Eures Lebens muß von besonderer Art sein. Ich habe jetzt nicht Zeit, sie zu hören, hier ist aber ein Thaler, komme ich zurück, so spreche ich wieder ein, um Eure Umstände zu vernehmen. Wie heißt Ihr?" „William Kind." — „W. Kind! Nach Eurer Aussprache seid Ihr aus dem Westen von England." „Ja, aus Kingston." — „Wie hieß Euer Vater?" „Thomas." — „Hatte er noch einen Bruder?" „Ja; dieser aber ging nach Indien, und wir wissen nichts mehr von ihm." — „Kommet und folget mir," entgegnete der höchst erstaunte Fremde, „ich gehe eben zu einem Manne, der William Kind aus Kingston zu sein behauptet; kommet, stellet Euch ihm gegenüber! und könnet Ihr beweisen, daß Ihr der seid, für den Ihr Euch ausgebet, so habe ich sehr glückliche Nachrichten für Euch. Euer Oheim ist todt und hat ein großes Vermögen hinterlassen, in dessen Besitz ich den rechten Sohn seines Bruders setzen werde." Sie nahten der Postkutsche, fanden da den vorgeblichen W. Kind, der nun leicht als ein Betrüger erkannt war, und der Noth unsers armen Barbiers war abgeholfen, eben da sie am Allergrößten zu werden begonnen hatte. Gerade die durch strenge Beobachtung des Ruhetages herbeigeführte Armuth hatte dazu beitragen müssen, daß ihm sein rechtmäßiges Erbe nicht entzogen ward. (Beisp. des Guten.)

Der entlassene Matrose.

An einem Sonntage des Februars 1830 verlangte der Kapitän des auf dem Missisippi in Nordamerika fahrenden Dampfbootes Helen M'Gregor von einem seiner Matrosen, daß er ihm Frachtgüter umlade. Der Matrose erklärte, es sei gegen sein Gewissen, am Sonntag unnöthige Arbeit zu thun. Der Kapitän meinte, so weit westlich am Missisippi gelte die Sonntagsverordnung nicht; der Matrose aber erwiderte, er fühle sich allenthalben daran gebunden. — „So geh' an's Land, und schaffe einen Stellvertreter herbei!" sprach der Kapitän. „Auch das streitet wider mein Gewissen," sagte der Matrose. „So bist du auf der Stelle deines Dienstes entlassen," herrschte ihm der Kapitän zu, und gab ihm seinen Lohn. — Was sollte nun der arme Matrose machen? Er ging und dachte: „Das muß doch wohl zu etwas gut sein; denn der Herr läßt dieß so kommen." Und siehe! es war gut für ihn. Der Herr hatte seinen Knecht beim Leben erhalten wollen. Nach einigen Tagen zersprang der Kessel eben jenes Dampfbootes, auf welchem jener Matrose angestellt gewesen war, und der größte Theil derer, die sich auf demselben befanden, büßten das Leben ein. (A. a. O.)

Texte ad II.: Segen der Sonntagsfeier.

a) Aus der heil. Schrift: 1) In Bezug auf den Leib. „Haltet meine Sabbate, und habet Ehrfurcht vor meinem Heiligthume! Ich bin der Herr. Wenn ihr in meinen Satzungen wandelt, und meine Gebote haltet, und sie thut, so will ich euch Regen geben zu seiner Zeit und das Land soll sein Gewächs bringen, und die Bäume sollen voll Früchte sein! Die Dreschzeit soll reichen an die Weinlese und die Weinlese reichen an die Aussaat; an eurem Brode sollet ihr euch satt essen und ohne Furcht in eurem Lande wohnen! Ich will Frieden geben euren Gränzen. Ihr werdet schlafen, und keiner wird sein, der euch aufstört. Ich will ausrotten die wilden Thiere, und das Schwert soll nicht eindringen in eure Gränzen. Ihr sollet nachjagen euren Feinden und sie sollen vor euch stürzen! Fünfe der Eurigen sollen hundert jagen von den Fremden, und hundert von den Eurigen sollen zehntausend jagen: eure Feinde sollen vor euch durch's Schwert fallen! Ich will auf euch sehen, und euch wachsen machen, und ihr sollet euch mehren, und ich will meinen Bund mit euch befestigen." (3. Mos. 26, 2—10.) „Wenn du am Sabbate deinen Fuß zurückhältst, daß du an meinem heiligen Tage

nicht thust, was dir gefällt, wenn du den Sabbat eine Lust nennst, heilig und herrlich dem Herrn, und ihn ehrest, daß du nicht thuest deine Wege (deine Geschäfte) und deinen Willen nicht vollziehest, und Geschwätz nicht führest, dann wirst du dich freuen des Herrn, und ich will dich heben über die Höhen des Landes und dich speisen mit dem Erbe Jakobs, deines Vaters; denn der Mund des Herrn hat's geredet." (Isai. 58, 13—14.) „Wenn ihr auf mich hören werdet, so daß ihr keine Lasten durch die Thore dieser Stadt bringet am Sabbattage und ihr heiliget den Sabbat, so daß ihr keine Arbeit daran thuet, so wird geschehen, daß durch die Thore dieser Stadt Könige und Fürsten eingehen, die auf dem Stuhle Davids sitzen, und reiten und fahren auf Rossen und Wagen, sie und ihre Fürsten, die Männer von Juda und die Einwohner von Jerusalem, und diese Stadt soll ewiglich bewohnt werden!" (Jerem. 17, 24—25.) 2) In Bezug auf die Seele. „Haltet meine Sabbate, und ich will in eurer Mitte meine Wohnung aufrichten, und meine Seele wird euch nicht verwerfen. Ich will unter euch wandeln, und euer Gott sein." (3. Mos. 26, 11—12.) „Die meine Sabbate halten und erwählen, was mir wohlgefällt, und meinen Bund bewahren, denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern einen Ort geben, und einen bessern Namen, als den von Söhnen und Töchtern geben, einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht soll untergehen." (Isai. 56, 4—5.) „Alle, die den Sabbat halten und ihn nicht entweihen, und meinen Bund bewahren, die will ich auf meinen heiligen Berg führen und sie erfreuen in meinem Bethause." (Ebend. V. 6—7.) „Die Feier meiner Sabbate, die ich ihnen vorschreibe, soll sie überzeugen, daß ich, der Herr, mir ihre Heiligung angelegen sein lasse!" (Ezech. 20, 12.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Durch die Feier des Sonntages sammeln wir unserer Seele einen Schatz von solchen Gütern, deren Besitz dauerhaft und beständig ist." (S. Gregor. Naz. Or. 44. in Pentec.) „Der Sonntag ist das Fest der Engel. Was nützt es, den Festen der Menschen beizuwohnen, aber von den Festen der Engel ausgeschlossen zu werden? Ein Schatten des künftigen Festes ist der Festtag des Herrn; darum begehen wir diesen, um zu jenem zu gelangen, das ewig gefeiert wird. Wenn dieses Fest des Herrn zur bestimmten Zeit begangen wird, so wird dadurch unser Gedächtniß zum Verlangen an jenes aufgefrischt. Durch die öftere Theilnahme an dieser zeitlichen Freude wird unser Geist zu den ewigen Freuden erwärmt, damit er in Wahrheit einst im ewigen Vaterlande genieße, was hier nur Schatten der Freude ist." (S. Gregor. Magn. Hom. 26. in Evangelia.)

XX. Christliche Lehre.

Von der Art und Weise, den Sonntag zu feiern.

Fr. Wie sollen wir den Sonntag würdig feiern?

Antw. Wir sollen den Sonntag feiern 1) durch leibliche Ruhe und 2) durch geistige Beschäftigung.

I. Die leibliche Ruhe am Sonntag.

Fr. Worin besteht die leibliche Ruhe am Sonntag?

Antw. Darin, daß, während der Leib ausruht von den weltlichen Geschäften und Arbeiten, der Geist sich mit Gott und dem Seelenheile beschäftigt.

Erläuterung. Wenn der Wanderer nicht hier und da ausruht und sich erholt, so kann er vor Ermüdung nicht mehr weiter kommen; er muß unterliegen und erreicht sonach das Ziel seiner Reise nicht. Unser Leben gleicht einer Pilgerschaft. Wenn wir nicht hin und wieder still halten, uns um den beßten Weg umschauen, unsere Seele erquicken und stärken, so wird diese ersterben und zu Grunde gehen und nicht mehr zu dem zurückgelangen, von dem sie ihren Ausgang genommen hat, und zu dem sie wieder zurückkehren soll. Darum hat Gott der Herr diese gottgeheiligte Ruhe am Sonntag eingesetzt.

Der Ruhetag.

Wozu, sprach Samma, der Jüngling, zu seinem Lehrer, bedürfte der Ewige des Dienstes der Menschen? Wozu die Feier des Sabbattages? Nur den rohen Menschen ward sie zur Zucht geboten. Ist nicht der eine Tag dem andern gleich? Jeden erleuchtet ja das Licht der Sonne.

Der Rabbi aber antwortete und sprach: Als die Söhne Israels zurückgekehrt waren aus der Verbannung in das Land der Verheißung, da lebte an

den Gränzen des Landes Mesopotamia ein Israelit, Namens Boni, ein Levit und weiser Mann, sammt Weib und Kindern.

Und der Engel des Herrn trat zu ihm in Gestalt eines Boten des Königs Arthesosta, und sprach: „Mache dich auf, du und dein Weib und deine Kinder und deine Knechte und Mägde, und ziehet hin in das Land eurer Väter, auf daß du deinem Volke rathest und helfest, die Stadt und das Land weislich einzurichten!"

Da antwortete Boni und sprach: „Der König, mein Herr, wolle meinen Dank gnädig ansehen! Aber wie soll ich mit Weib und Kind die Wüste durchwandern? Ich bin des Weges nicht kundig." Der Bote aber sprach: „Mache dich auf und lerne dem König vertrauen!"

Darauf zog Boni aus, wie ihm der Engel des Herrn geboten hatte, mit Weib und Kindern in der Frühe des Morgens. Aber Boni zweifelte und sprach: „Was wird das werden?" Und sie zogen durch die Wüste gegen Abend. Als sie nun sechs Parasangen (persische Meilen) gewandelt und sehr müde waren, siehe, da stand an dem Wege ein Gezelt, und ein Mann trat heraus und sprach zu Boni und seinem Volke: „Hier rastet!" Da ruheten sie und erquickten ihre Seelen. Und Boni sprach: „Das ist des Herrn Güte, daß wir uns hier erquicken. Aber wer wird uns nun ferner unsers Weges geleiten?"

Da trat der Mann herzu, und zeigte Boni beides, den Weg und die Abwege, und zeichnete sie ihm sechs Parasangen weit auf ein Blatt; darauf sprach er: „Nun ziehet im Frieden!"

Da zog Boni weiter mit seinem Gesinde auf dem Pfade, so ihm bezeichnet war, und es widerfuhr ihnen kein Leid. Und als sie sechs Parasangen zurückgelegt, erhob sich von Neuem ein Gezelt. Hierselbst fanden sie wieder einen Diener des Königs, der ihnen von Neuem den Weg und die Abwege zeichnete, so sie meiden sollten.

Also geschah es immerfort achtzig Tagreisen, und als sie solche vollendet hatten, gelangte Boni und sein Volk in das Land der Verheißung. Und Boni erkannte, daß der Engel des Herrn ihn geführt hatte, und er sorgte mit Esra und Nehemia, daß der Sabbat geheiliget würde; denn das Volk war wüste geworden.

Siehst du, Samma! sagte darauf der Lehrer, des Menschen Leben ist eine Pilgrimschaft; sechs Parasangen sind sechs Tage; aber der siebente ist ein Ruhetag; da steht des Herrn Gezelt ihm offen, daß er seines Wandels gedenke und dem Herrn vertraue. Der Ruchlose achtet des Gezeltes nicht, und sein Weg verliert sich in den Wüsten, aber der Weise findet Erquickung und gelangt in das Land der Verheißung. (Krummacher's Sonntag.)

Der redende Fisch.

Ein Mann in Holland, der vom Fischen lebte, pflegte auch dann und wann am Sonntage diesem Geschäfte nachzugehen. Einst fing er am Sonntage einen großen Fisch, und legte ihn auf die Erde, um noch mehrere zu fangen. Allein der Fisch schnellte oft in die Höhe, und machte, wenn er still lag, seinen Mund wiederholt auf und zu. Ihm fehlte das Element, von dem er lebte, und in dem allein ihm wohl sein konnte. Die lautlose Hastigkeit, mit welcher der Fisch dieses Alles that, zog den Fischer an. Er sah ihm zu und dachte: „Dieser Fisch öffnet seinen Mund, und begehrt seine Speise, die du ihm entrissen hast; du Mensch entweihest aber aus freiem Entschlusse den Ruhetag des Herrn, und es hungert und durstet dich nicht einmal nach seiner Gnade!" Thränen der Scham traten in seine Augen. Schnell warf er den Fisch wieder in's Wasser und eilte fort. Er suchte nun eifriger die Gnade, und fand sie.

Heut ist des Herren Ruhetag,
Vergesset aller Sorg' und Plag',
Treibt eure Wochenarbeit nicht,
Kommt vor des Höchsten Angesicht!

Texte ad I.: Die Sonntagsruhe.

a) Aus der heil. Schrift. „Am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; an selbem sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren ist! Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und Alles, was darin ist; aber am siebenten Tage ruhete er." (2. Mos. 20, 8—11.)

b) Aus den heil. Vätern. „Beobachte den Sabbat, aber nicht auf fleischliche Weise, nicht nach der Lust der Juden, welche die Muße und Ruhe am Sabbat mißbrauchen zur Bosheit (denn es wäre besser, wenn sie den ganzen Tag im Weinberg arbeiteten, als tanzten); denke vielmehr an die Ruhe in deinem Gott, und während du wegen dieser Ruhe Alles thuest, enthalte dich von jeder knechtlichen Arbeit! Denn Jeder, der eine Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde. Ach! möchte er doch der Knecht eines Menschen und nicht der Sünde sein!" (S. August. Conc. 1. in ps. 32.)

II. Die geistliche Beschäftigung am Sonntag.

Fr. Worin soll denn die geistliche Beschäftigung am Sonntag bestehen?

Antw. 1) Im Besuche des vor- und nachmittägigen Gottesdienstes, vorzüglich in andächtiger Anhörung der heiligen Messe, der Predigt und christlichen Lehre; 2) in würdigem Empfange der heiligen Sakramente, in frommer Lesung und Betrachtung; 3) in Werken christlicher Nächstenliebe.

Die Sonntagsfeier der ersten Christen.

Auf diese eben benannte Weise feierten schon die ersten Christen den Tag des Herrn. Justin der Martyrer sagt: „An den nach der Sonne benannten Tagen kommen Alle, die in der Stadt und auf dem Lande wohnen, zu einer Versammlung zusammen; dort werden die Denkwürdigkeiten der Apostel oder die Schriften der Propheten vorgelesen, so lange es die Zeit gestattet; wenn der Vorleser geendigt hat, hält der Vorsteher eine Rede, worin er diese erhabenen Lehren zur Beherzigung vorhält und zur Nachahmung auffordert (also die ersten Christen wohnten einer Predigt bei); dann stehen wir Alle zusammen auf, und ergießen unsere Gebete; darauf wird, wie bereits bemerkt worden, Brod und Wein und Wasser gebracht (Offertorium), und der Vorsteher betet und sagt Dank, so viel in seinem Vermögen liegt; und das Volk stimmt ein, sprechend: Amen. (Präfation.) Jedem Gegenwärtigen wird von dem Gesegneten (Wandlung) mitgetheilt (Communion) und den Abwesenden wird davon gesandt durch die Diakonen. Uebrigens bringen die Wohlhabenden nach ihrem Gutdünken von ihrem Vermögen zusammen, und das Gesammte wird bei dem Vorsteher niedergelegt; dieser unterstützt damit die Wittwen und Waisen, und solche, die durch Krankheit oder durch andere Ursachen in Noth gerathen, in Banden sind, auch die Fremdlinge und Gäste." (Justin. Apolog. I.) Man sieht daraus, daß die ersten Christen der Predigt und der heiligen Messe beiwohnten, die heilige Communion empfingen und an diesem Tage Liebeswerke ausübten.

Erläuterung 1. Am Sonntage sollen wir der heiligen Messe und der Predigt, sowie dem nachmittägigen Gottesdienste beiwohnen. Dieses finden wir schon in den ersten Zeiten der Kirche ausgesprochen.

Die apostolische Constitution,

verfaßt gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, sah sich schon veranlaßt, diese Pflicht nachdrücklich einzuschärfen. Es heißt im 29. Kapitel: „Kommet täglich zur Kirche, ganz besonders aber am Samstage und Sonntage, welcher der Tag der Auferstehung ist; gehet fleißig in den Tempel des Herrn, um da Gott zu loben, welcher Alles gemacht hat durch Christum, den er gesandt, für uns hat sterben lassen und von den Todten auferweckt hat! Denn was wird bei Gott Den entschuldigen können, welcher an diesem Tage nicht zur Versammlung gekommen, um das heilsame Wort Gottes von der Auferstehung anzuhören? an welchem Tage wir auch, eingedenk dessen, der nach drei Tagen auferstanden,

stehend dreimal Gebete verrichten, an welchem ebenfalls aus den Propheten vorgelesen, das Evangelium gepredigt, das Opfer verrichtet und die heilige Speise dargereicht wird." — Und im 10. Canon der apostolischen Satzungen lesen wir: „Alle Gläubigen, welche an den Festtagen zum Gottesdienste zusammenkommen, sollen auch die Briefe der Apostel und das Evangelium anhören, und wer nicht verharret im Gebete bis zum Ende der Messe und nachher die heilige Communion empfängt, der soll als ein Ordnungs- und Ruhestörer der Kirche von der Gemeinschaft ausgeschlossen werden!"

Die Synode von Elvira 305 belegte denjenigen mit dem Kirchenbanne, welcher drei Sonntage nacheinander dem sonntäglichen Gottesdienste, und daher auch der heiligen Messe nicht beigewohnt hatte. In Frankreich war man in der Folge noch strenger. — Die Synode von Rheims 625 erließ (Canon 7.) folgende Bestimmung: „Der Pfarrer sorge für seine Heerde und vernachläßige sie nicht; er schärfe ihr auch ein, an den Sonn- und Festtagen dem Opfer der heiligen Messe beizuwohnen; wenn Jemand dieses zweimal im Jahre versäumt, so soll ihm der Eingang in die Kirche verwehrt und das kirchliche Begräbniß verweigert werden!" — Und als es Solche gab, welche dieser Vorschrift zu genügen glaubten, wenn sie der heiligen Messe nur bis gegen das Ende beiwohnten, und sich dann entfernten, so sahen sich die Concilien Frankreichs und Deutschlands veranlaßt, auch gegen diejenigen geistliche Strafen zu verhängen, welche vor dem Segen des Priesters die Kirche verließen. So das Concilium von Arles 511, das Concilium von Agde 506 und von Tribur 895.

Papst Nikolaus I.

hat im neunten Jahrhunderte den neubekehrten Bulgaren auf die an ihn gestellten Fragen bezüglich dieses Punktes also geantwortet: „Der Sonntag soll von den Christen dazu verwendet werden, daß sie dem Gesange, den Psalmen, den Lobliedern und den öffentlichen Gebeten beiwohnen, daß sie Gott ihre Opfer darbringen, daß sie den heiligen Unterrichten beiwohnen und ihre Almosen austheilen!" (Respons. ad Consult. Bulg. cap. X.)

König Stephan.

In Ungarn wurde unter König Stephan 1016 ein Gesetz erlassen, wornach diejenigen, welche die sonntägliche Messe und den Gottesdienst vernachläßigten, ganz kahl geschoren werden sollten, damit Jedermann sie erkennen könnte. Binterim bemerkt hierzu nicht übel: „Wie viele Kahlköpfe möchte man jetzt haben, wenn dieses Gesetz bei uns noch in Kraft wäre! Ohne Zweifel würde die calvities (Kahlköpfigkeit) zur Mode eitler Herren und Damen." (Vergl. Binterim's Denkwürdigkeiten.)

Auch durch viele Concilien zu Arles 511, zu Agde 506, zu Tribur 895, und endlich zu Trient (23. Sitz. 14. Kap.) ist die Verpflichtung deutlich ausgesprochen, daß wir dem Gottesdienste und zwar dem pfarrlichen Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen fleißig beiwohnen müssen.

Der heilige Karl von Borromä

ermahnt unter den dringendsten Zusprüchen und Beweggründen die Christen, den Besuch der Pfarrkirche nicht zu versäumen. Er sagt: „Durch diese unsere Warnung ermahnen wir Alle und jeden Einzelnen, und beschwören sie durch die Barmherzigkeit Jesu Christi, daß sie, obgleich sie in ihrer Nähe, in Städten und Vorstädten, Bethäuser oder andere Kirchen haben, wo sie dem allerheiligsten Meßopfer beiwohnen können, dennoch fleißig, wenigstens an den Sonntagen und anderen Festen, Jeder in seine Pfarrkirche kommen, wo sie von dem Pfarrer, dem die Obsorge über sie anvertraut ist, mit dem Worte Gottes geweidet, in den Anfangsgründen des christlichen Glaubens und in andern zum Seelenheile nothwendigen Vorschriften unterwiesen und zum gottseligen Empfange der heiligen Sakramente unterrichtet werden." (Synod. Mediol. VI. p. 1.)

Alle frommen Christen sind von jeher diesem Befehle der Kirche treulich nachgekommen.

Eifer im öffentlichen Gottesdienste.

Als die protestantische Königin Elisabeth von England und mehrere ihrer Nachfolger allen katholischen Gottesdienst unter Androhung der fürchterlichsten Strafen verboten hatten, bewiesen die der wahren Kirche Gottes treu gebliebenen Katholiken eine unerschütterliche Anhänglichkeit an den Gottesdienst ihrer Väter. Viele dieser treuen Kinder der Kirche machten während der Nacht, mit Gefahr ihres Lebens und ihres Vermögens, sehr weite und mühevolle Reisen, um vor Tagesanbruch in unterirdischen und dunklen Gewölben oder an andern unbekannten Orten am Sonntage dem heiligen Meßopfer beizuwohnen und die andern Religionsübungen gemeinschaftlich zu verrichten. Nicht wenige dieser eifrigen Christen wurden entdeckt und verhaftet, die Priester aber des Hochverrathes schuldig erklärt, so wie auch Jene, von denen sie gastfreundlich aufgenommen wurden. Einziehung der Güter, Einkerkerung und Tod waren die Folgen dieser treuen Religionsübung. Es ist kaum zu fassen, welche Strafen und grausamen Mißhandlungen Priester und Laien erdulden mußten, wenn sie in geheimen Versammlungen bei der Feier der heiligen Geheimnisse entdeckt wurden. Die zuverläßigen Erzählungen, die hierüber auf uns gelangt sind, kann man, ohne Thränen zu vergießen, nicht lesen. Andere, welche nirgends dem Gottesdienste beiwohnen konnten, mußten sich zwar begnügen, dem Herrn bloß in der Einsamkeit die Huldigungen des Herzens darzubringen; dabei hegten sie aber den sehnlichsten Wunsch, in der Gemeinde der Gläubigen an den heiligen Geheimnissen Theil nehmen zu können. Es lohnt sich der Mühe, hier ein besonderes Beispiel anzuführen. Zur Zeit dieser Katholikenverfolgung wurde dem Marquis von Worchester eine hundertjährige Frau vorgestellt, die sich noch erinnerte, die Ordensmänner des Klosters gesehen zu haben, als das Land noch katholisch war. Sie bedauerte sehr, daß kein öffentlicher Gottesdienst in der Kirche mehr Statt fände, setzte aber bei, daß sie allezeit fortgefahren habe, ihre Religion im Besondern auszuüben, ohne einen Priester zu haben, und sie habe nicht geglaubt, noch einen in England finden zu können. „Ohne Zweifel habet Ihr," bemerkte ihr der Marquis, „als das Königreich die Religion verändert hat, sie auch verändert." „Nein," antwortete sie, „ich habe gewartet bis jetzt, um zu sehen, ob das Volk, welches die neue Religion angenommen hatte, besser würde als vorhin, wo es die alte noch ausübte; und ich habe nun gesehen, daß es immer verderbter wurde, je mehr die Jahre heraufschritten, und daß die Liebe immer mehr erkaltet ist; ich habe darum die katholische Religion bewahrt, und ich danke deßhalb Gott, wie ich mit seiner Gnade darin bis zu meinem letzten Tage zu leben und zu sterben hoffe."

Der Eigenthümer des Hauses, wo sie wohnte, ein Protestant, versicherte, sie hange ihrer Religion so an, daß Alles, was man versucht habe, sie davon abwendig zu machen, nur dahin gewirkt habe, sie mehr zu befestigen, und daß sie oft, besonders am Sonntage, im Geheimen in die Kirche gehe, um ihren Rosenkranz und andere Gebete allein zu verrichten. „Ich will Euch," sagte ihr der Marquis, „mitnehmen auf das Schloß Rayland; Ihr werdet da einen Priester finden, und könnet dann alle Tage die Messe hören." Bei diesen Worten ward sie von solcher Freude entzückt, daß sie noch vor Ende des Tages starb. Als der Marquis am folgenden Tage ihren sehr erbaulichen Tod vernahm, weinte er sehr bitterlich und sagte: „Wenn diese arme Frau gestorben ist vor Freude, endlich Gott dienen zu können, welche Freude wird sie nicht empfinden, ihm nun immer dienen zu können, ohne je das Sterben zu fürchten! Wenn sie so oft im Stillen auf Erden ihren Sabbat gefeiert hat, um wie viel herrlicher wird sie nicht jetzt den ewigen Ruhetag im Chore der seligen Geister feiern!" — O möchte auch uns eine ähnliche Sehnsucht nach dem Dienste Gottes wenigstens an den Sonn- und Feiertagen erfüllen! (Aehrenlese.)

Nicht begnügen dürfen wir uns jedoch mit dem vormittägigen Gottesdienste allein; wir sollen dem Gottesdienste auch beiwohnen Nachmittags.

Die beiden Handwerker oder der gesegnete Kirchenbesuch.

In einer Stadt wohnten zwei Schuhmacher, die hinsichtlich ihres Handwerkes gleich geschickt, aber in Betreff der Frömmigkeit sehr verschieden waren. Der Eine lag Sonn- und Feiertags mit allem Eifer den Werken der Frömmigkeit ob; er sah seine Familie in gutem Stande und seine Geschäfte von Tag zu Tag besser gehen. Der Andere hingegen arbeitete beständig, auch an Sonn- und Feiertagen, auf seinem Handwerke; er war verheirathet, hatte aber keine Kinder. Obgleich er weniger Ausgaben zu bestreiten hatte, sah er sich doch immer im Elende. Eines Tages dachte er über seine und seines Nachbars Lage nach, ging dann zu demselben und fragte ihn, wie er es mache, daß er so gut durchkomme. „Ihr arbeitet nicht mehr, als ich," sagte er ihm; „denn nicht bloß die ganze Woche wende ich auf's Fleißigste an, ich bringe auch einen Theil der Sonn- und Feiertage mit Arbeiten zu." Der Andere versprach ihm hierüber Aufschluß zu geben, und lud ihn ein, am ersten Feiertage zu ihm zu kommen. Dieser kam auch wirklich früh Morgens schon. „Wir wollen zuerst in die heilige Messe gehen," sagte der redliche Schuhmacher, „alsdann werde ich Euch befriedigen." Er führte dann seinen Mitbruder in die Kirche, wo sie durch verschiedene Religionsübungen aufgehalten wurden. Nach dem Mittagessen lud er ihn abermal ein, mit ihm in die Kirche zu gehen, und dem Gottesdienste beizuwohnen. „Ich weiß wohl, wo die Kirche ist," entgegnete der Andere; „ich werde ein andersmal dahin gehen; Ihr wisset, was ich Euch gefragt habe, ich bitte Euch nun, es mir zu sagen." Der tugendhafte Schuhmacher antwortete ihm alsdann: „Durch Heiligung der Sonn- und Feiertage, durch fleißige Anwesenheit beim sonntäglichen vor- und nachmittägigen Gottesdienste ziehe ich den Segen des Himmels über meine Geschäfte und Familie herab." — So erzählt Surius im Leben des heiligen Johannes des Almosenpflegers. —

Von besonderem Nutzen ist am Sonntage die Anhörung der Predigt. Wie ein zweischneidiges Schwert dringt da Gottes Wort zum Herzen des Menschen, und mahnt ihn zum Guten und schreckt ihn zurück vom Wege des Lasters.

Die Macht des göttlichen Wortes.

Ein einziges Körnlein vom göttlichen Samen hat schon oft die härtesten Herzen erweicht und Gott wieder zugeführt. — Der heilige Antonius von Padua predigte einst vor einer Volksmenge, die auf zwölftausend Personen sich belaufen mochte. Unter diesen waren viele hundert bekannte Sünder, Unkeusche, Strassenräuber, Todtschläger und dergleichen Gesindel. Diese nahmen die Predigt so zu Herzen, daß man während derselben nichts hörte und sah, als Weinen, Seufzen und Herzklopfen, so, daß der heil. Antonius oft im Reden stille halten mußte. Einige schrien mitten unter dem Volke auf: „Jesus, du Sohn Davids! erbarme dich meiner!" Andere schlugen auf die Brust und sprachen: „Weh mir! denn ich habe die Hölle verdient." Andere schlugen die Hände zusammen, hoben sie in die Höhe, beseelt von den besten Vorsätzen, und riefen: „Nicht mehr, o Jesu! nicht mehr werde ich sündigen!" — Der heil. Johannes Capistranus predigte einstmal von den bösen Folgen der Spielsucht und von der eiteln Kleidertracht der Weiber. Nach der Predigt brachten viele Spieler ihre Karten, ihre Würfel, — viele Weibspersonen ihren üppigen Schmuck auf den öffentlichen Markt, warfen Alles in's Feuer und verbrannten es zu Asche.

Die Bekehrung des heiligen Augustin durch die Predigten des heiligen Ambrosius.

In Mailand wirkte der heil. Ambrosius wunderbar durch die Macht seiner

Predigten. Auch der heil. Augustin hörte vor seiner Bekehrung diesen großen Prediger rühmen, und Neugierde bewog ihn, an mehreren Sonntagen der Predigt des großen Bischofes beizuwohnen. Anfangs wollte er die Worte des heiligen Ambrosius bekritteln und bespötteln; allein alsbald ergriff ihn die Macht des göttlichen Wortes, er konnte nicht widerstehen; seine Bekehrung war begründet. Nachmals gestand er es oft ein und gedachte mit dankerfülltem Herzen seines Retters. „Mein Herz," sagt er, „ward gerührt von der Beredsamkeit dieses heiligen Mannes; es öffnete sich nach und nach und stufenweise der Wahrheit. Dein göttliches Wort, o mein Gott! ist ein Brod, welches nährt und fett macht; ein Oel, das verschönert und die Freude auf unserm Gesichte malt; ein Wein, welcher berauscht, aber eine Berauschung uns zuzieht, die uns die Freuden des Himmels verkosten läßt, und uns von den Freuden der Erde abzieht. Es war deine unsichtbare Hand, die mich zu diesem heiligen Manne leitete, damit er mir die Augen öffne, und mich zu dir führe. Er lehrte nützliche und wichtige Dinge, und predigte die Lehre des Heiles; aber wie weit ist man davon entfernt, wenn man in Sünden ist, wie ich es damals war! Ich näherte mich doch nach und nach demselben, ohne es zu merken." (S. August. Lib. V. cap. 13. und Lib. VI. cap. 3. Confess.)

Die wirksame Predigt.

Das Predigtamt wird in der evangelischen Parabel sehr treffend mit einem Säemann verglichen, der seinen Samen auf gut Glück ausstreut, ohne daß er weiß, welchen Ertrag die Aernte einbringen wird.

Der heilige Franz von Sales predigte eines Tages von dem jüngsten Gerichte. Gott gab seiner Rede so gewaltige Kraft und solchen Nachdruck, daß mehrere Irrgläubige, die aus Neugier sich eingefunden hatten, ihn zu hören, dergestalt davon ergriffen wurden, daß sie bald darauf zu ihm kamen, um sich mit ihm über einige Punkte des Glaubens zu besprechen. Die Erklärung aber, die er ihnen gab, befriedigte sie vollkommen, so daß eine sehr achtbare Familie der Irrlehre entsagte und zur katholischen Kirche zurückkehrte. Der Heilige selbst erzählt dieses Ereigniß auf folgende Weise: „Als ich zu Paris in der Kapelle der Königin von dem jüngsten Gerichte predigte (es war dieß keine Controverspredigt), befand sich auch Frau von P.... unter den Zuhörern. Die Neugier hatte sie zwar herbeigeführt; indessen blieb sie in dem geistigen Netze hängen und faßte auf diese Predigt den Vorsatz, sich unterrichten zu lassen, worauf sie drei Wochen später mit ihrer ganzen Familie zur Beicht kam; ich aber gab ihnen dann Allen die heilige Firmung. Sehen Sie nun! diese Predigt war nicht gegen die Ketzerei gerichtet; dennoch wirkte sie gegen dieselbe; denn Gott verlieh mir damals den Geist der Stärke zum Heile der Seelen. Seitdem aber sagte ich immer: wer mit Liebe predigt, der predigt hinreichend gegen die Ketzer, ob er auch mit keinem Worte gegen sie streite."

Die heilsame Wirkung einer Predigt.

Einige Jahre vor der französischen Revolution ging eine Dame, die einen Buchladen in Paris hatte, einmal in die Predigt des berühmten Kanzelredners Beauvegard, um doch einmal den großen Redner zu hören. Merkwürdig war's, daß sie gerade heute zu ihm ging; denn gerade heute war seine Rede gegen irreligiöse Schriften gerichtet, und die Buchhändlerin trieb eben mit solchen starken Handel. Sie fand sich auch sogleich von der Predigt getroffen, das Gewissen schlug ihr, und mit Thränen in den Augen ging sie zu dem Prediger und sagte: „Welchen großen Dienst haben Sie mir gethan! Sie lehrten mich die Strafbarkeit meines verderblichen Gewerbes kennen, und ich will ihm entsagen. Sie haben das gute Werk angefangen; kommen Sie und vollenden Sie es auch! Kommen Sie und suchen Sie in meinem Buchladen alle Bücher aus, die der Sittlichkeit und der Religion nachtheilig sind! Lieber will ich Geld, als meine Seele verlieren." — Der gute Pater kam, und fand für nicht weniger als 6000

Livres solche Schriften. Sie nahm dieselben alle, und warf sie in seiner Gegenwart in's Feuer; und kein Bedauern kostete ihr dieses Opfer. — Ihr, die ihr diese That bewundert! möget ihr auch hingehen und — deßgleichen thun? (Jugendbiblioth. 11. Bd.)

Das göttliche Wort — ein zweischneidiges Schwert.

In Mexiko war ein Edelmann auf eine außerordentliche Weise dem Zorn ergeben. Durch ein einziges Wort beleidigt, konnte er rasen; und er war beleidigt, ehe man daran dachte. Er lästerte dann fürchterlich; und ging ihm der Gegenstand seines Zornes nicht aus den Augen, so kam jederzeit ein Unglück heraus.

Man weiß nicht, ob er einmal an seiner Ehre beleidigt, oder einem Andern nachgesetzt wurde; genug! er warf einen tödtlichen Haß auf einen gewissen Collegen. Dieser wich aus, und ließ sich weder sehen noch wissen. Da schwur der Zornige, er wolle so lange keine religiöse Uebung mehr mitmachen und sich Bart und Nägel wachsen lassen, bis er seinen Gegner auf die Haut gelegt und ihm die Seele mit dem kalten Eisen aus dem Leibe gejagt habe.

Ein toller Schwur, und leider wurde er auch gehalten. Nach zwei Jahren bringt dieser Rasende in Erfahrung, daß sein Feind sich in einer Stadt, die zwanzig Meilen von ihm entlegen war, aufhalte.

Da schwört er auf ein Neues, er wolle sich so lange von aller Speise enthalten, bis er seinen Gegner gefunden habe. Er bestieg ein schnelles Pferd, und auch mit Waffen war er wohl versehen.

Ein Vogel ist kaum so schnell in seinem Fluge, als dieser Menschendrache. Auf jeder Post nahm er ein anderes Pferd, um bald an Ort und Stelle zu kommen, und seinen Racheburst zu stillen. Sein mit Bart verwachsenes Gesicht war häßlich, und seine langen Nägel machten Aufsehen.

In der Stadt angekommen — war er unermüdet im Nachforschen, konnte jedoch von seinem Feinde keine Spur finden. Endlich kam er in die Hauptstrasse der Stadt und sah einen Bußprediger, von vielem Volke umgeben. Da schlich er voll Ungeduld unter den Zuhörern umher, in der feurigsten Begierde, den Gegenstand seines Zornes und seiner Mühe unter die Augen zu bekommen. Allein es ließ sich derselbe nirgends sehen. Unterdessen hörte er wieder einige Worte des Predigers; aber können diese sanften Worte ein so verhärtetes Herz durchdringen? Nach geendigter Predigt ging dieser Edelmann fort, nicht in den Gasthof, wo er abgestiegen war, sondern in eine abgelegene Wohnung der Stadt, und hielt sich still. Hat er hier, in diesem verborgenen Hinterhalte, auf seinen Feind gelauert? Auf seinen Knieen lag er, weinte und kämpfte mit sich selbst. Darauf suchte er den Prediger auf, und gab sich ihm in seinem ganzen Zustande zu erkennen. Der Beichtvater bewunderte diese Stärke im Bösen und nun auch im Guten; denn der Büßer erfragte jetzt wirklich den Gegenstand seines bisherigen Hasses; er erfragte, wie er Schulden halber im Kerker liege. Da verkaufte er, was er entbehren konnte, um die Erlössumme voll zu machen, ging zu ihm in den Kerker, bat den Gefangenen und nun Befreiten um Verzeihung und versöhnte sich. Beider Wangen waren naß von Thränen der Liebe. (A. a. O. 20. Bd.)

Nutzen des Predigthörens.

Ein Mensch voll Herzensgüte und einfaltsvoller Demuth, die bei Gott mehr gelten, als eitle Vielwisserei, wobei Hoffart ist, kam einstmals zu einem weisen Manne, den die Tugend ehrwürdig machte. Der Einfältige klagte ihm, er könne nichts behalten von Allem dem, was er in Predigten und Christenlehren höre, sondern vergesse Alles gleich wieder. Der Weise aber wollte ihm begreiflich machen, daß ihm dadurch die fleißige Anhörung der Predigten und Christenlehren nicht unnütz werde, und sprach: „Nimm ein Körbchen, das recht unrein ist; geh damit zum Flusse hin und hole Wasser!" Der gute Mann mußte wohl selbst

über diesen Auftrag lächeln, befolgte ihn aber dennoch. Nach einer Weile kam er zurück und sagte, er habe das Körbchen zwar öfters eingetaucht, aber Wasser habe er nicht mittragen können. Der Weise sprach: „War aber das Körbchen zuvor nicht unrein?" — Und der Mann antwortete: „Ja! das war es; jetzt aber ist es rein und schön." — Nun sagte jener: „Eben auf solche Weise wird das Herz, wenn es mit dem Worte Gottes gleichsam angefüllt wird, in der Tugend immer reiner und schöner, obschon das Gedächtniß nichts davon zu behalten scheint." — Da nun das göttliche Wort solche beseligende Wirkungen hervorzubringen vermag, so ist es unsere heiligste Pflicht, demselben an Sonn- und Feiertagen fleißig und aufmerksam beizuwohnen. (A. a. O. 14. Bd.)

Sollten wir jedoch durch irgend ein dringendes Geschäft gehindert sein, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, so werden wir dennoch zu Hause manchen Augenblick finden, um im Geiste dem Priester am Altare zu folgen und in häuslicher Andacht den sonntäglichen Gottesdienst zu feiern.

Die Sonntagsfeier unter freiem Himmel.

Der Hirtenknabe Paskal diente bei einem harten, unchristlichen Herrn. Da, wo sich an Sonn- und Festtagen sein Herz nach dem Hause und Dienste Gottes sehnte, mußte er nicht selten dem ungestümen Verlangen seines Gebieters nachgeben und die Heerde auf die Weide führen. Mit nassen Augen folgte er oft seinen Schäflein; denn er hätte so gerne dem heiligen Opfer und dem göttlichen Worte beiwohnen mögen. Bald aber machte er ein Mittel ausfindig, um dennoch auch unter freiem Himmel seinem Herrn und Gott dienen zu können. Er hatte sich nämlich an seinem Hirtenstab das Bild der seligsten Jungfrau mit dem lieben Jesukindlein eingeschnitten; und wenn nun die Glocken zum Gottesdienste einluden, so steckte er seinen Stab in die Erde, und ihn als Altar betrachtend — kniete er nieder und wohnte im Geiste dem heiligen Opfer bei und feierte so den Tag des Herrn in kindlicher Frömmigkeit und voll zarter Andacht.

Mancher Dienstbote, manche Hausfrau muß dem Drange der häuslichen Ordnung und Geschäfte nachgeben und vom sonntäglichen Gottesdienste wegbleiben. Wie leicht könnte man aber in diesem Falle unter seinen Arbeiten denn doch manchen stillen Augenblick finden, um, vor dem Bilde des Gekreuzigten hingeworfen — mit dem Priester am Altare sein Gebet und seine Andacht zu vereinigen und sonach, ohne in der Kirche zu sein, dem Allwissenden und Allgegenwärtigen ein angenehmes Opfer und einen erfreulichen Gottesdienst darzubringen!

Die Geschichte von den Alpenhirten.

In dem Schweizerlande gibt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt, dessen Spitze weit über die Wolken hinausragt, und mit ewigem Schnee und Eise bedeckt ist. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen, kräuterreichen Weiden, und rings umher wohnen die Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf und lernen früh sie klüglich regieren. — So war's auch mit zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbarskindern, deren Eltern am Fuße des Gebirges wohnten, und deren jeder eine kleine Heerde hatte. Auch noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der ein wenig ferner wohnte, pflegte mit ihnen auf dem Gebirge zu weiden. Dieselben zogen im Frühlinge und Sommer, Sonntags und Werktags auf die hohe Alp hinauf; denn die Eltern besorgten die häuslichen Geschäfte, oder vermochten nicht die Höhen zu ersteigen, wo die beßten Kräuter wachsen. — Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen nun Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harrten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: „Er wird wohl kommen! er weiß ja jeden Weg, wo er uns findet. Aber es ist Schade, daß er nicht bei uns ist," sagte Lienhard; „denn es ist Sonntag, und wir müssen denselben zusammen feiern, wie sonst. Zudem habe ich noch etwas Besonderes vor." — Wälty fragte: „Was ist denn

das?" Und Lienhard antwortete: „Siehe! wir wollen uns ein Kirchlein bauen!" Wälty sprach: „Wie mögen aber wir Knaben ein Kirchlein bauen? Hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlt uns doch die Kraft und Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten!" „Ein frommes Werk darf man wohl thun!" antwortete Lienhard. „Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eines von Zweigen. Siehe! drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte; diese dienen uns zu Pfeilern." — Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit, und sprachen: „Wie wird Hannely sich wundern, wenn er das Kirchlein sieht!" — Nun arbeiteten sie mit frischem Muth, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thale, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von Oben glänzten die weißen Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne. — Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpengebirges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde, und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. — Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schauten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten. — Endlich hörten sie von Ferne aus dem Dörfchen das Sonntagsglöckchen läuten. — Da sagte Lienhard: „Komm, Wälty! jetzt ist's auch unsere Zeit, in's Kirchlein zu gehen." — Nun trieben sie die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schafen und Ziegen: „Graset nur fein und seid stille! wir müssen in's Kirchlein gehen." — Als sie nun hereintraten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein, und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüftchen spielte in die Blätter des Kirchleins so, daß es leise säuselte; dazu tönte das Glöckchen aus der Ferne. — Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen. — Darauf flüsterte Wälty zu Lienhard: „Wir könnten ja auch ein Liedlein singen!" Und Lienhard sagte: „Wir wollen das Alpenlied singen; das ist gut dazu." Und die Knaben sangen das Alpenlied:

Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott.
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein.
Mag's auch sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp des Gießbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp in Schaaren weiß und schön
Die Schaf' und Zieglein geh'n,
Und finden 's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herz erfreut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herz stets Gott vertraut;
Der Geis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Als sie das Alpenlied ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen der Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Heerden zurück, die am Abhange ruhig weideten. Als sie nun in das Thal hinunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Heerde. Da riefen sie: „Das ist Hannely's Heerde! Wir wollen hinunter und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue." Und als sie nun unten ankamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde weidete, und sie wunderten sich und fragten: „Wo ist Hannely?" Da sprach der Vater: „Er liegt im Bette und ist krank. Darum weide ich die Schafe; aber ich darf nicht

ferne von der Heimath; denn die Mutter ist sehr betrübt." — Da sprachen die Knaben einmüthig: „Wir wollen die Schafe hüten, als ob es unsere eigenen wären, bis Hannely wieder wohl ist." — Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gerne Erdbeeren esse, und nun gingen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, flochten ein Körblein aus Halmen und füllten es bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen und die Heerde heim geleiteten, gingen sie beide zu Hannely, und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber. Da freute sich der kranke Hannely über die Maßen, und er aß von den Erdbeeren und genas in kurzer Zeit. Lienhard aber und Wälty sagten: „Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert!" (Münch's Lesebuch.)

Erläuterung 2. Wir sollen den Sonntag feiern auch durch den würdigen Empfang der heiligen Sakramente, durch fromme Lesung und Betrachtung. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche war es üblich, alle Sonntage zum Tische des Herrn zu gehen. Es gibt auch kein kräftigeres Tugendmittel, als gerade dieses. In diesem hochheiligsten Sakramente finden wir die innigste Vereinigung mit Jesus Christus; wir werden gleichsam Ein Leib mit ihm, indem sein Leib und Blut unsere Nahrung wird und uns ein Unterpfand des ewigen Lebens gewährt. Welche erhabene Feier, da sich der Mensch bemüht, im vollen Sinne des Wortes göttlich zu werden! Und wiederum: Am Tische des Herrn erkennen wir uns Alle in dem erhabensten Sinne als Kinder des Einen Vaters im Himmel und als Brüder in dem Einen Heilande Jesus Christus. Könnten wir also am Sonntag eine würdigere Feier begehen, als diese Feier christlicher Vereinigung durch heilige Bruderliebe in Christo Jesu? Daher sollen wir an Sonn- und Feiertagen nach dem schönen Beispiele der ersten frommen Christen recht oft zum Empfange des heiligen Altarssakraments gehen; — alsdann aber auch unsern Geist mehr mit Gebet, frommer Betrachtung und Lesung guter Bücher beschäftigen! Was ein wohlmeinender Prediger für den Zuhörer ist, das ist ein gutes Buch für den Leser; man findet in ihm manchen Trost, manche heilsame Belehrung, manchen wohlmeinenden Rath, manchen Sporn zum Guten und manches abschreckende Beispiel vom Bösen. Gute Bücher verschaffen der Seele geistige Nahrung; sie bringen Licht in sie und erwärmen das Herz zum Guten. Ganz schön sagt ein geistlicher Lehrer: „Wenn wir beten, so reden wir mit Gott; wenn wir in geistlichen Büchern lesen, so redet Gott mit uns." —

Die beßten Räthe.

Schon der ägyptische König Osymandyas erkannte den Nutzen guter Bücher. Er ließ deßhalb eine Büchersammlung veranstalten, und nachdem er einen großen Vorrath derselben hatte, setzte er die schöne Aufschrift über sie: „Arzneikammer für die Seele." — Und als man einst den König Alphons von Arragonien fragte: welche Räthe er für die beßten halte? antwortete er, ohne sich zu besinnen: „Gute Bücher; denn diese sagen mir ohne Furcht, ohne Schmeichelei, ohne irgend eine Nebenabsicht Alles treulich, was mir frommt." — Die Erfahrung bestätigt es aber auch, daß schon Viele durch das Lesen guter Bücher auf den Weg des Heiles zurückgeführt worden sind und ihren Gott wieder gefunden haben.

Der Nutzen guter Bücher.

Dem heil. Ignaz von Loyola ward bei der Belagerung von Pampelona das Bein ganz zerschmettert. Da sich die Heilung der Wunde in die Länge zog, begehrte er einen Roman, um sich die Langweile zu vertreiben. Ungeachtet nun die Rittergeschichten damals, und besonders in Spanien, sehr gemein waren, so fand sich doch in derselben Stunde in dem Schlosse Loyola, wohin man den Kranken übertragen hatte, kein solches Buch; statt eines Romans brachte man ihm das Leben Jesu und der Heiligen. Er las es halb gezwungen, und ohne Anfangs Geschmack daran zu finden. Als aber die Gnade bald zu wirken anfing, entdeckte er in diesen Beispielen etwas viel Größeres, als in allen jenen fabelhaften Ritterzügen, deren seine Einbildungskraft voll war. Nach einigen Augenblicken, welche die Unschlüssigkeit und der Kampf zwischen dem Geiste und der Begierlichkeit wegnahm, faßte er seinen Entschluß, den Beispielen der Heiligen

nachzufolgen. Nach manchen widrigen Schicksalen und besonderen Führungen wurde er der Stifter des berühmten Jesuitenordens, welchen Gott vor dreihundert Jahren als Hauptwerkzeug gebrauchte, um in unserm Deutschland den katholischen Glauben noch aufrecht zu erhalten. Daher die besondern Anfeindungen, welche dieser Orden stets zu erdulden hatte! — Der heil. Augustin hörte den Zuruf: „Nimm und lies!“ Er folgte, nahm die heil. Schrift und las; und siehe! eine einzige Stelle in diesem heiligen Buche wirkte so mächtig auf sein Herz, daß er sich alsogleich bekehrte.

Die nützliche Lektüre.

Zwei Hofherren des Kaisers Gratian machten miteinander einen weiteren Spaziergang und gelangten zur Zelle eines Einsiedlers. Sie traten ein, und fanden auf dem Tische ein Buch liegen, in welchem die Lebensgeschichte des heiligen Abtes Antonius beschrieben war. Einer von ihnen las neugierig in demselben und wurde gar bald von dem Inhalte so mächtig angezogen, daß er auch seinen Begleiter darauf aufmerksam machte, ihm die Gefahren des Hoflebens, die kurze Dauer des irdischen Daseins und die große Bestimmung für den Himmel und die ewige Seligkeit vor Augen stellte. Durch diese heilsame Lektüre und Betrachtung in der Seele ergriffen, faßten beide den Entschluß, die Welt und mit ihr die Herrlichkeit des königlichen Hofes zu verlassen und in der Einsamkeit ihr Seelenheil zu wirken. — Wirklich setzten sie auch ihren heiligen Entschluß in Vollzug und dienten von nun an in klösterlicher Abgeschiedenheit treu und unausgesetzt ihrem Gott. — War nicht die Lesung eines geistlichen Buches die Ursache zur Bekehrung dieser beiden Hofleute? Wie sehr sollen wir uns deßhalb nicht an Sonn- und Feiertagen die Lektüre guter Bücher angelegen sein lassen, da mit ihr gar oft so vortheilhafte Wirkungen verbunden sind! Allein wir müssen die Bücher auch auf rechte Weise und im rechten Geiste lesen, wenn sie uns nützlich werden sollen. Man soll nie ohne frommen Aufblick zum Himmel zu lesen anfangen, um Gottes Gnade und Erleuchtung herabzuziehen. Dann soll man langsam lesen, das Gelesene genau erwägen und in's Herz aufnehmen, nicht Manches überschlagen, was Einen nicht sogleich anspricht, sondern es mit Geduld durchgehen; stets aber soll man auf einmal nur wenig lesen, wie der heil. Ephrem sagt: „Wenn du liesest, sollst du nicht viele Blätter auf einmal lesen, sondern den nämlichen Satz zweimal, dreimal und noch öfter wiederholen, um in den Sinn und Geist desselben einzudringen.“ Endlich soll man vorsichtig in der Wahl der Bücher sein. Für geistliche Lektüre sind besonders zu empfehlen: Das Büchlein von der Nachfolge Christi, das Leben und Leiden Christi, das Leben der Heiligen, die Auslegung der sonn- und festtäglichen Evangelien, Franz von Sales Anleitung zu einem frommen Leben u. s. w., und besonders Christenlehrbücher, in denen die Grundlehren unsers Glaubens ausgelegt werden, und durch deren Lesung wir im Glauben unterrichtet, in der Hoffnung gestärkt und zur Gottes- und Nächstenliebe angeeifert werden.

Erläuterung 3. Endlich sollen wir den Sonntag heiligen durch Werke der christlichen Nächstenliebe. Es hat wohl kaum eine Zeit gegeben, wo Einem das Elend in einer so gräßlichen Gestalt und so häufig entgegengetreten ist, wie in unsern Tagen. Fast bei jedem Schritte hat man Gelegenheit, Werke christlicher Nächstenliebe zu üben, und am Meisten bietet sich uns dieselbe am Sonntage dar. Wir könnten da Arme unterstützen, Kranke besuchen, Gefangene erlösen und wie alle jene Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit heißen; — dieß erst hieße den Sonntag recht würdig und gottgefällig feiern. Ist uns nicht auch hierin Christus selbst mit dem schönsten Beispiele vorangegangen? Häufig heilte er am Sabbat Kranke; am Sabbat war es, wo er jenen Menschen heilte, dessen rechte Hand verdorrt war (Matth. 12, 9—21.); jenes Weib, das schon Jahre lang von einem bösen Geiste geplagt ward (Luk. 13, 10—17.); jenen Blindgebornen zu Jerusalem (Joh. 3, 1—41.); den Wassersüchtigen im Hause eines Obersten der Pharisäer (Luk. 14, 1—10.) u. s. w. Dasselbe thaten auch seine Jünger. Petrus heilte zu Jerusalem am Sabbat einen Mann, der vom Mutterleibe an lahm war (Apostelg. 3, 1—9.); Paulus heilte am Sabbat einen Lahmen zu Lystra (ebend. 14, 7—10.).

Die heilige Odilia,

Aebtissin zu Hohenburg, hatte ein eigenes Spital für Kranke erbauen lassen, und kannte an Sonn- und Feiertagen insbesondere kein größeres Vergnügen, als dieselben zu besuchen, sie zu trösten, zu erheitern und zu heilen. Nach Anhörung des Gottesdienstes verweilte sie beinahe den ganzen Tag im Spitale und diente da in den armen Kranken Christo, ihrem Herrn und Meister. — Jedem würde es in seiner Weise möglich sein, auf geistige oder leibliche Weise Barmherzigkeit zu üben, sei es, daß er einen Armen speise, einen Betrübten tröste, einen Verirrten zurechtweise u. s. f.

Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß,
Den Text der Pfarrer aus Johannes las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: Kindlein! habt ihr nichts zu essen? —
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth da gesessen.
Drauf betet er: Mein liebster Jesus Christ!
So fragest du? O wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag du mein Gast,
Und halt' an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl verlieb.

Er wandelt heim, und spricht ein herzlich Wort
An jedem Tag, die ganze Woche fort.
Am Samstagmorgen läßt's ihn nimmer ruh'n;
Frau! hebt er an, nimm aus dein beßtes Huhn,
Bereit' es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß!
Denn wisse! daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz' unsre Kinderlein, mach' Alles rein!
Der werthe Gast will wohl empfangen sein.

Da sprangen alle Kinderlein heran:
O Vater! wer? wie heißt der liebe Mann?
Die Mutter fragt: Nun, Vater! sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
Zum lieben Gotteshause zieh'n sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
O liebster Jesu! komm, besuche mich!
Du hast gehungert, ach! so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn.

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf, und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag!

Es schlägt auf Eins, da wird's ihr endlich bang;
Sprich, lieber Mann! wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast.

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
Seid nur getrost! er kommt nun bald herein.
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
Herr Jesu Christe! komm, sei unser Gast,
Und segne uns, was du bescheret hast!

Da klopft es an der Thüre. Seht! ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
Geseg'n euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brod!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt;
Vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird.

Da eilt der Vater: Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, — labe dich! du kommst noch nicht zu spät.
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er Einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ.

(Knopp.)

Gib besonders am Sonntag Almosen!

Den Sonntag sollen wir durch gute Werke, besonders aber durch Almosenspenden feiern. Hierüber spricht sich der heilige Chrysostomus also aus: „Der Sonntag ist besonders zum Almosengeben geeignet. Du sagst vielleicht: Wie, soll denn eine Zeit mehr als die andere zur Wohlthätigkeit auffordern können? Siehe! an diesem Tage wird von aller Arbeit geruht; durch die Ruhe aber wird auch das Gemüth fröhlicher und heiterer, und darum zum Geben geneigter. Was aber weit mehr ist, diesem Tage gerade haben wir selbst unzählig viel Gutes zu danken. An diesem Tage nämlich ist der Tod überwunden, der Fluch aufgehoben, die Sünde getilgt, der Teufel in Fesseln gelegt, der lange Krieg geendigt, Gott mit der Menschheit wieder versöhnt und unser Geschlecht zum früheren, ja! zu einem noch höheren Wohlstand zurückgeführt worden; die Sonne aber hat an diesem Tage das bewunderungswürdige und staunenswerthe Wunder gesehen, daß nämlich der Mensch unsterblich geworden ist. An dieses Alles wollen wir uns erinnern; und dann wird der Sonntag ein Fürsprecher für die Armen sein, indem er uns zuruft: Bedenke, o Mensch! wie viele und große Güter du an diesem Tage empfangen, und von wie großen Uebeln du befreit worden bist! Ja! der Sonntag ist der Geburtstag des ganzen menschlichen Geschlechtes; denn wir waren verloren und wurden an diesem Tage wieder gefunden; wir waren todt und wurden wieder lebendig; wir waren Feinde und wurden wieder versöhnt. Und darum wollen wir diesen Tag auf eine geistige Weise ehren, nicht durch Gastmähler und Weingelage, nicht durch Trunkenheit und Tanz, sondern dadurch, daß wir unsere ärmeren Brüder freigebig unterstützen!"

Die rührende Sonntagsfeier.

„Ich bin arm, habe also keine Verpflichtung, Almosen zu geben." „Und ich bin noch klein, folglich hat das Gebot, wohlzuthun und mitzutheilen, keinen Bezug auf mich."

So sprachen der Landmann Carlantonio und sein Söhnlein Peppo, als sie aus der Kirche kamen, wo der Herr Pfarrer in der Predigt gezeigt hatte, wie wir Alle die Verpflichtung haben, unserm Nächsten beizustehen. Er hatte seiner Betrachtung die Worte des Evangeliums Matth. 5, 35. zu Grunde

gelegt, wo es heißt: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habet mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habet mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habet mich beherbergt. Ich bin nackend gewesen, und ihr habet mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habet mich besucht. Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!" Wohl Denen, die diese Worte auf sich beziehen können, dachten Carlantonio und Peppo, sein Söhnlein; aber es sind dieselben nur für die Reichen gesagt, welche Speise und Trank und Kleidung und Obdach den Bedürftigen geben können. Wir Arme können nur Almosen von Andern empfangen. Mit solchen Gedanken kehrten beide nach Hause zurück. Aber anstatt die Reissuppe, welche ihr Mittagsmahl ausmachen sollte, gekocht zu finden, war das Feuer erloschen, und eben trat die Mutter zur Thüre herein.

„Wo bist du gewesen, Maria?!" fragte Carlantonio sein Weib etwas unwillig.

„Beruhige dich, mein Lieber!" versetzte Maria. „Unser Nachbar Benedetto ist krank, recht krank. Ich bin bis jetzt bei ihm gewesen, um ihm beizustehen; und wenn ich euch das Mittagessen gekocht habe, so will ich wieder hinübergehen, um den Sonntag durch ein gutes Werk am Krankenbette zu heiligen. Der arme Benedetto! Was ihm besonders wehe thut, ist, daß jetzt gerade Bestellzeit ist, und wenn er sein Feld nicht bestellen kann, so hat er kein Brod." „Und wo ist seine Schwester Angelika," fragte Peppo, „daß ich sie nicht in der Kirche sah?" „Sie hat," erwiderte die Mutter, „die Kinder Benedetto's herumgeführt, damit sie nicht mit ihrem Geschrei den Kranken stören, oder durch den Anblick ihres leidenden Vaters sich betrüben."

Da blickten Carlantonio und Peppo sich schweigend an und sahen der guten Maria zu, wie sie ihnen das Mittagsmahl bereitete. Jetzt lernten sie einsehen, jetzt begriffen sie, daß Niemand zu arm oder zu klein sei, um Werke der christlichen Liebe zu üben.

Carlantonio eilte auf den Anger, wo sich an Sonntagen die Landleute zu versammeln pflegten, und erzählte ihnen, wie krank und schwach der arme Benedetto sei, und daß derselbe deßhalb seinen Acker nicht bestellen könne. „Wisset ihr was?" sagte er zu ihnen, „wir wollen ihm sein Feld graben!" „Ja, ja! recht gern," riefen sogleich acht bis zehn der Kräftigsten und eilten sofort zum Herrn Pfarrer, um bei ihm die Erlaubniß, am Sonntag arbeiten zu dürfen, einzuholen. Der Pfarrer gab ihnen dieselbe, als er hörte, worum es sich handle, mit Freuden, und lobte sie noch obendrein wegen ihrer thätigen Nächstenliebe.

Die Bauern wechselten nun in aller Eile ihren Sonntagsanzug mit den Werktagskleidern, nahmen Spaten und die andern nothwendigen Werkzeuge zur Hand, und ehe der Abend herankam, war Benedetto's Feld so weit bestellt, daß es konnte besäet werden. Die Arbeiter aber fühlten sich durch diese Arbeit selbst hinlänglich belohnt, und waren zufriedener und froher, als wenn sie den halben Tag herumgeschwärmt oder gespielt hätten. Auch Peppo legte bei dem Werke mit Hand an, las Steine zusammen und suchte nach Kräften dem armen Benedetto zu helfen. Dieser aber empfahl in seinem Gebete auch seine Wohlthäter der göttlichen Liebe und Gnade. (Cesare Cantù.)

Die Erlösung der Gefangenen.

Ein ganz absonderlich gutes Werk am Sonntag wäre auch die Erledigung jener Gefangenen, die um der Gerechtigkeit, um Gottes willen unschuldiger Weise in Fesseln schmachten, wie es z. B. zur Zeit der Christenverfolgungen und der Kreuzzüge der Fall war, und auch in unserer glaubenslosen Zeit gar leicht wieder möglich werden könnte. Deßhalb befahl Kaiser Honorius den Bischöfen und weltlichen Richtern, jeden Sonntag die Gefangenen zu besuchen, oder sie vor sich kommen zu lassen, um aus ihrem eigenen Munde zu erfahren, ob sie von den Kerkermeistern menschlich behandelt würden. Selbst als alle gerichtlichen Verhandlungen an den Sonntagen verboten wurden, machten die christlichen Kaiser eine besondere Ausnahme mit der Freilassung der Sklaven, weil dieß als ein Liebes-

werk galt. (Cod. Theodos. Lib. 2. tit. 8.) Der selige Johann Baptist von der Empfängniß stiftete sogar einen eigenen Orden zur Loskaufung der Gefangenen, den Orden der unbeschuhten Väter von der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Diese Väter fühlten sich besonders glücklich, an einem Sonn- oder Festtage Gefangenen ihre Erlösung ankündigen, ihre Fessel lösen und sie aus der Nacht des Gefängnisses an den Tag der Freiheit herausführen zu können. — Und sei es auch, daß wir nicht auf diese Weise Gefangene erledigen können, schmachten nicht andererseits Viele in den Banden und in der Knechtschaft der Sünde? Es ist gewiß ein gutes Werk am Sonntag, wenn man für ihre Erlösung betet oder sonst etwas thut. Sitzen nicht Viele gefangen im Kerker des Reinigungsortes, uns zurufend mit Job: „Erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde?!" Welches verdienstliche Werk muß es daher nicht sein, wenn wir am Sonntag für ihre Erlösung unsere Gebete und das heilige Meßopfer Gott, dem Herrn, darbringen!

Texte ad II.: Die geistliche Beschäftigung am Sonntag.

a) Aus der heil. Schrift. „Sechs Tage sollet ihr arbeiten; der siebente Tag soll heilig heißen, weil er die Ruhe des Sabbats ist; kein Geschäft sollet ihr an demselben thun! Es ist der Sabbat des Herrn in allen euren Wohnungen." (3. Mos. 23, 3.) „Haltet meine Sabbate und habet Ehrfurcht vor meinem Heiligthume! Ich bin der Herr." (Ebend. 26, 2.) Besonders soll man Arme unterstützen u. s. w. „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist dieser: Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal zu Hilfe kommen." (Jak. 1, 21.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Sehen wir, daß unsere Ruhe nicht unnütz sei, sondern daß wir vom Samstage Abends bis zum Sonntage Abends, frei von aller Landarbeit und allem Geschäfte, allein dem Dienste Gottes obliegen!" (S. August. Serm. 251. de temp.) „Am Sonntage bleibe Keiner weg von der Feier der heiligen Messe, und Niemand müssig zu Hause, während die Uebrigen zur Kirche gehen!" (Idem l. c.) „Am Tage des Herrn muß man von der irdischen Arbeit ablassen und ganz sich auf das Gebet verlegen, damit, wenn die sechs Tage hindurch etwas Nachläßiges vorkommt, es durch den Tag der Auferstehung des Herrn wieder mit Gebeten gesühnt werde." (S. Greg. Moral. lib. 2. epist. 3.) „Der heilige Tag (d. i. der Tag des Herrn oder Sonntag) soll zu geistigen Werken angewendet werden, nämlich zum Gebete, zur Betrachtung, zum Lesen frommer Bücher und zu andern gottwohlgefälligen Uebungen. Als besondere Pflicht aber liegt den Eltern ob, ihre Kinder zu unterweisen und sie zum sittlichen Wandel, zur Tugend und christlichen Frömmigkeit zu bilden. Ein solches Beispiel hat uns schon der fromme Job hinterlassen, der nach Verlauf gewisser Tage seine Kinder versammelte, und sie reinigte, was nach der Auslegung des heil. Thomas so zu verstehen ist, daß er sie am ersten Wochentage ermahnte, unterrichtete und für sie Gebete und Opfer darbrachte." (S. Antonius, Pars 2. tit. 9. cap. 7.) Besonders sollen wir den Sonntag heiligen durch Werke der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit. „Unsere Güter sollen wir heiligen durch Almosen, welches reichlicher an diesen Tagen gespendet werden soll, weil es Tage der Freude für die ganze Erde sind. Geht! sagte Esdras zu dem auserwählten Volke, esset und trinket festtäglich und theilet auch Jenen mit, die sich's nicht haben bereiten können! Dem Herrn ist dieser Tag heilig; seid nicht ängstlich! Der freudige Gedanke an den Herrn versieht uns mit Stärke." (S. Thomas, Opusc. de decal.) „Wenn uns auch an den Festtagen verboten ist, knechtliche Arbeiten zu verrichten, so ist uns dennoch geboten, Liebeswerke, besonders zum Wohle des Nächsten, an diesen Tagen auszuüben." (S. Irenaeus ad Haeres. c. 8.)

B. Was im dritten Gebote verboten wird.

XXI. Christliche Lehre.

Von der Entheiligung des Sonntags.

Fr. Wie kann man sich gegen das dritte Gebot Gottes versündigen?

Antw. Durch Entheiligung des Sonntags; und dieß kann geschehen: 1) durch gänzliche Verabsäumung oder durch nachläßigen und gleichgiltigen Besuch des Gottesdienstes und durch Unterlassung guter Werke am Sonn-

tag; 2) durch unnöthige knechtliche Arbeiten; 3) durch jedes sündhafte Werk und durch sündhafte Lustbarkeiten und Ausschweifungen.

I. Nachläßigkeit im Gottesdienste und in Verrichtung guter Werke am Sonntage.

Erläuterung. Die Entheiligung des Sonntags ist eines der gangbarsten und verderblichsten Uebel unserer unglückseligen Zeit; es trägt ungemein viel Schuld an der dermaligen herrschenden Noth. Gar viele Christen besuchen kaum mehr ein sogenanntes Jägermeßchen, geschweige denn, daß sie dem göttlichen Worte und einem Hochamte beiwohnten. Es bewahrheitet sich hier

die Klage des ehrwürdigen Eusebius von Emesa.

Dieser ehrwürdige Lehrer beklagt sich schon über die Lauheit und Saumseligkeit, mit welcher die Christen zu seiner Zeit dem Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen beiwohnten. „Die den Herrn verehren," sagt er, „erwarten auch den Tag des Herrn, um Gott ihre Bitten vorzutragen und durch den Leib und das Blut des Herrn gestärkt zu werden. Die Säumigen aber und Trägen erwarten den Tag des Herrn, um dann, wenn sie von Arbeit frei sind, den Lastern fröhnen zu können. Die Sachen selbst beweisen, daß ich nicht lüge. Geh' an einem andern Tage hinaus auf die Straße, und du wirst Niemanden finden! Geh' aber am Sonntage hinaus und du wirst sehen, wie Einige zur Cither singen, Andere Beifall klatschen, Andere tanzen, wieder Andere dasitzen und ihren Nächsten Uebels nachreden, Andere endlich kämpfen und streiten! Es wird zur Kirche gerufen; Alle sind träge und suchen nach Zögerungen. Die Cither oder Trompete ertönt; Alle eilen dahin, wie von Flügeln getragen. — In der Kirche betet der Priester für das Heil der Welt zu Gott; außer derselben werden Spiele gefeiert! So spielten auch die Israeliten, und das Verderben ereilte sie. Moses betete auf dem Berge für sie zu Gott, das Volk erhob sich inzwischen, nachdem es gegessen und getrunken, zum Spiele, — da kam die Rache Gottes, und es fielen an Einem Tage vierundzwanzigtausend Menschen." (Euseb. Emiss. apud S. Joann. Damasc. Parallel. 3. 47.)

Erläuterung. Aber nicht nur durch gänzliche Verabsäumung des Gottesdienstes versündigt man sich gegen das dritte Gebot, sondern auch durch unandächtigen, gleichgiltigen und lauen Besuch desselben, wo es wahr wird, was der Herr schon im alten Bunde ausspricht: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen; sein Herz aber ist ferne von mir." Auf gleiche Weise versündigen sich diejenigen, die vom Worte Gottes nichts wissen wollen, zwar der heiligen Messe oder dem Hochamte beiwohnen, aber sogleich wie besessen davonlaufen, wenn der Prediger die Kanzel besteigt. Bei diesen sollte man wahrlich jene Kur anwenden, wie

der heilige Johannes von Alexandrien.

Der heil. Johannes, Patriarch von Alexandrien, der Almosengeber genannt, sah eines Tages, daß Mehrere nach der Ablesung des Evangeliums aus der Kirche gingen, die nicht Behagen an seinen Reden fanden, weil er nicht ein wohlklingendes Organ besaß. Da ließ er seinen bischöflichen Stuhl hinaustragen und dort, wo der größte Haufen war, hinstellen und setzte sich darauf. Als sie dieses erstaunend befremdete, so sagte er: „Meine Kinder! wo die Schäflein sind, da muß auch der Hirt sein. Das geschieht euretwegen, daß ich mich in die Kirche begebe; denn für mich könnte ich den Gottesdienst im Bischofshofe halten." — Dieß wirkte dergestalt, daß in Zukunft zur Zeit der Predigt Niemand die Kirche verließ.

Zu der eben bezeichneten Art von Sabbatschändern gehören auch diejenigen, welche dem Worte Gottes nur deßhalb beizuwohnen scheinen, um daselbst ihr sogenanntes „Kirchenschläfchen" machen zu können, die sogleich die Augen schließen, wie der Prediger nur den Mund zu seinem Vortrage öffnet. Bei Erzählungen von Neuigkeiten und lustigen Geschichten oder Anekdoten würden sie oft stundenlang zuhören; beim göttlichen Worte werden sie aber bald schläfrig

und müde. Ein trauriges Zeichen! Denn nur diejenigen sind aus Gott, die Gottes Wort hören!

Der Einsiedler Machetes.

Der greise Einsiedler Machetes hatte sich, wie uns der heil. Cassianus erzählt, die Gnade erworben, bei geistlichen Unterredungen niemals schläfrig zu werden, indeß er bei müssigen und scherzhaften Gesprächen unverzüglich in Schlaf versank. — Dieser Machetes redete einst zu seinen Mitbrüdern von Dingen des Heiles. Da er sie aber alsbald von schwerem Schlummer befangen sah, fing er an, ihnen eine Fabel zu erzählen; und sogleich wurden alle munter und hörten emsig zu. Da sprach Machetes: „Sehet wohl zu, meine Brüder! wer an dieser Schläfrigkeit Ursache sei!" Wahrlich! so könnte man zu gar vielen Christen unserer Tage sprechen: „Sehet wohl zu, wer Ursache an dieser Schläfrigkeit ist! Ist es nicht die Lauheit und Sorglosigkeit um das Seelenheil? Wisse, was der Herr spricht: Weil du weder kalt noch warm bist, so will ich dich ausspeien aus meinem Munde!" — In heiliger Liebe, mit Lust und Wärme muß man den Tag des Herrn feiern, nicht aber in Kälte und Schläfrigkeit.

Erläuterung. Eine weitere Versündigung gegen das Sabbatgebot ist es, wenn man die Verrichtung guter Werke am Sonntage unterläßt. Hierüber spricht sich sehr schön und nachdrücklich aus

der heilige Antonius.

Seine Worte passen ganz auf unsere Zeit; sie lauten: „Tobias bereitete ein Fest und schickte seinen Sohn aus, die Armen zur Theilnahme einzuladen. Dieses Beispiel haben uns die Gerechten des alten Bundes hinterlassen; aber ach! die Männer unserer Zeit sind an den heiligen Tagen nur besorgt für die Pflege ihres Leibes, und die Frauen für ihren Schmuck; die untergebenen Diener unterscheiden nur durch eine größere Gier nach guter Mahlzeit den Sonntag von den Werktagen, und die niedere Menge sinnt nur auf Lustbarkeiten und auf Tand. Alle scheinen sich dem Geiste der Verführung zum Verderben der Seele hinzugeben; und was sie in der Woche durch Arbeit und Betriebsamkeit gewonnen haben, wird in Unmäßigkeit oder Spielsucht vergeudet, statt einen Theil den Armen zur Unterstützung zu gewähren. O Verkehrtheit des Menschengeschlechtes, welche die heiligsten Einrichtungen zum Mißbrauche und Frevel wendet! O unersetzlicher Verlurst einer so kostbaren Zeit! O Unordnung, welche die Geister der Finsterniß mit Freude erfüllt!" (S. Antonius, Part. 2. tit. 9. cap. 7.)

II. Die knechtlichen Arbeiten am Sonntage.

Fr. Was für Arbeiten werden unter den am Sonntage verbotenen, knechtlichen Arbeiten verstanden?

Antw. Arbeiten, welche die Leibeskräfte vorzüglich in Anspruch nehmen und gewöhnlich von Dienstboten, Taglöhnern und Handwerkern verrichtet werden.

Erläuterung. Da am Sonntag die Körper ruhen und nur der Geist mit dem Ueberirdischen und Himmlischen beschäftigt sein soll, so müssen natürlicher Weise an diesem Tage alle knechtlichen Beschäftigungen aufhören; denn wenn sich der Geist zu Gott erheben soll, so darf der Leib nicht darniederliegen, nicht darniedergebeugt werden durch mühevolle und zerstreuende Arbeiten; sondern er muß der Ruhe genießen, damit die Seele ungehindert zum Höhern sich aufschwingen könne. Darum wird von uns schon im alten und neuen Testamente die Unterlassung knechtlicher Arbeiten verlangt. (Vergl. 2. Mos. 20, 9—10. Matth. 12, 1—8.) Es ist aber nicht genug, daß nur der Hausvater am Sonntage die knechtlichen Arbeiten unterlasse; er soll dieß auch nicht dulden bei seinem Weib und seinen Kindern, bei seinen Dienstboten und selbst bei Fremden, die bei ihm wohnen; ja nicht einmal das Vieh soll er da zur Arbeit gebrauchen! Denn so steht im 5. Buche Mosis geschrieben: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun; aber der siebente ist der Tag des Sabbats, d. i. die Ruhe des Herrn, deines Gottes. An demselben sollst weder du ein Geschäft thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Ochs oder Esel, noch all' dein Vieh, noch der Fremdling, der innerhalb deiner Thore ist, au, daß dein Knecht ruhe und deine Magd, wie auch du!" (5. Mos.

5, 13—14.) — Es ist aber auch wahrhaft gottlos, wenn man von sieben Wochentagen auch nicht Einen auf sein Seelenheil verwenden will. „Die Woche hat 168 Stunden," ruft der heil. Chrysostomus (Hom. 9. de poenitent.) aus, „und davon hat Gott nur eine einzige für sich bestimmt, und du verwendest sie zu weltlichen Geschäften, zu lächerlichen Possen, zu eitlem Geschwätze?" — Fromme Christen beobachten am Sonntage strenge diese göttliche Vorschrift und enthalten sich jeglicher knechtlichen Arbeit.

Maria Lesczinska.

Eines Tages hörte Maria Lesczinska, Königin von Frankreich, als sie gerade zu Fontainebleau war, daß Arbeiter am Sonntag an einem öffentlichen Gebäude arbeiteten, trotz des ausdrücklichen Verbots des Königs, welches ihnen durch einen Kammerdiener zugekommen war. Die Fürstin ließ hierauf augenblicklich den Unternehmer der Arbeiten holen und fragte ihn, wie er sich unterstehen könne, gegen Gott und seinen König so ungehorsam zu sein. Dieser führte als Entschuldigung an, daß seine Arbeiter seit dem königlichen Verbote mehr heimlich gearbeitet hätten, und daß er überdieß, da es sich um eine öffentliche Arbeit handle, auf die Arbeit an den Sonntagen so gerechnet habe, daß, wenn er dieses nicht thäte, er auch sein Werk nicht am bestimmten Tage liefern könne, und so die bedungene Summe verlöre. „Hier ist," sagte die Königin, „diese Summe; schließet Eure Werkstätte zu und hütet Euch, in Zukunft Verbindlichkeiten einzugehen, die Ihr nur durch Uebertretung des Gesetzes und der königlichen Befehle erfüllen könnet!"

Die gewissenhaften Posthalter.

Die nordamerikanische Zeitung „der Wächter aus Canada" erzählt: „Der General-Direktor der Posten hatte den Postenlauf zwischen Montreal und York so eingerichtet, daß die Wagen wochentlich dreimal gingen, und zwar das letzte Mal am Samstag abfuhren und am Sonntag Abends ankamen. In diese Einrichtung willigten jedoch die Posthalter nicht, um nicht der göttlichen Verordnung über die Sonntagsfeier ungehorsam zu werden. Um indeß jede Unannehmlichkeit zu beseitigen, erboten sie sich, fünfmal wochentlich die Wagen zu stellen, und zwar für denselben Preis, den sie für die dreimalige Fahrt empfangen sollten. Der General-Direktor willigte ein; und dem zu Folge geht nun, damit die Verordnung Gottes nicht übertreten werde, jeden Tag, mit Ausnahme des Samstags und des Sonntags, der Postwagen von Montreal nach York." (Beisp. des Guten.)

Fr. Ist es nun nie erlaubt, am Sonntage knechtliche Arbeiten zu verrichten?

Antw. Es ist allerdings erlaubt, wenn eine höhere dringende Pflicht: die Ehre Gottes oder des Nächsten Seelenheil es erfordert, oder eine wichtige Ursache es entschuldigt; z. B. in Noth- und Unglücksfällen, um Dürftigen beizuspringen, oder von sich selbst einen beträchtlichen Schaden abzuwenden.

Erläuterung. Die Juden legten das Gebot von der Sabbatsruhe in allzu knechtischem Geiste aus; sie glaubten, es sei am Sabbate unter keiner Bedingung erlaubt, irgend eine knechtliche Arbeit vorzunehmen. *) Christus der Herr selbst tadelte dieß; denn als einst

---

*) Es gab noch in der späteren Zeit Juden, welche am Sabbat keinen Finger rühren zu dürfen glaubten, um sich zu helfen oder selbst zu retten, wenn sie in Lebensgefahr gerathen, ja nicht einmal Andern gestatten wollten, sie zu retten. So erzählt uns Cornelius a Lap. folgendes Beispiel: Ein Jude, Namens Terbsbutti, war zur Zeit Königs Heinrich III. († 1272) in England am Sabbat in eine Kloake gefallen. Der christliche Graf des Ortes sah dieß, und wollte ihn sogleich herausziehen. Der Jude wollte es aber wegen der Heiligkeit des Sabbats nicht gestatten und sprach zum Grafen:

Sabbata nostra colo,
De stercore surgere nolo.
Heilig verehr' ich den Sabbattag,
Drum aus der Grub' ich nicht steigen mag.

Tags darauf wollte ihn der Graf nicht herausziehen wegen der Heiligkeit des Sonntags und erwiderte ihm auf gestrige Worte:

Sabbato nostro quidem
Salomon celebrabis ibidem!
Heute hält Sonntag der wahre Christ,
Drum bleib' dort, Salomon! wo du bist!

Und der Jude starb in der Grube. —

der Synagogenvorsteher über die vielen Kranken unwillig ward, die am Sabbate kamen, um bei Jesus Heilung und Hilfe zu suchen, und deßhalb zu ihnen sprach: „Sechs Tage sind, an welchen man arbeiten soll; an diesen kommet und lasset euch heilen, aber nicht am Tage des Sabbats!" da entgegnete der göttliche Heiland: „Ihr Heuchler! bindet nicht Jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe los und führet ihn zur Tränke?" Und wiederum: „Wer ist unter euch, der ein Schaf hat, und wenn es am Sabbat in eine Grube fällt, selbes nicht ergreift und herauszieht? Um wieviel besser ist ein Mensch, als ein Schaf! Ist es also erlaubt, am Sabbat Gutes zu thun oder Böses, ein Leben zu retten oder zu Grunde gehen zu lassen?" So sprach Christus, und Alles schwieg. (Matth. 12, 9—21. Luk. 13, 10—17.) Sonach ist es in gewissen Fällen nicht nur erlaubt, sondern oft sogar Gott wohlgefällig, wenn wir knechtliche Arbeiten zum Segen der Menschheit und zur Ehre Gottes im Nothfalle verrichten. In diesem Sinne spricht Irenäus (Adv. haeres. Lib. 4. cap. 8. nro. 2.): „Wenn uns auch an den Festtagen verboten ist, knechtliche Arbeit zu verrichten, so ist uns doch nicht verboten, Liebeswerke, besonders zum Wohle des Nächsten, an diesen Tagen auszuüben." — Hierbei muß man aber immer dieß bemerken, daß der katholische Christ am Sonntage nur im Falle der Noth und mit (stillschweigender oder ausdrücklicher) Erlaubniß der Kirche knechtliche Arbeiten verrichten darf; würde er dieses ohne Noth und gehörige Erlaubniß und namentlich nur aus Habsucht oder Verachtung der Religion und ihrer Festtage thun, so beginge er eine schwere — eine Todsünde. Ist jedoch die Arbeit gering und nur von kurzer Dauer und der Beweggrund oder die Absicht an sich nicht böse, so entschuldigt die Geringfügigkeit wenigstens von einer schweren Sünde. (Vgl. Liguori's Moral, Nr. 304.)

Der Bischof von Annecy.

Louis Rendu, Bischof von Annecy in Savoyen, hat die Heiligung des Sonntags zum besondern Gegenstande eines Fastenmandates gemacht. Nachdem er dieselbe seinem Klerus und Volke ziemlich ausführlich und eindringlich an's Herz gelegt, bevollmächtigte er die Pfarrer, die Erlaubniß zu ertheilen, am Sonntage nach Beendigung des Pfarrgottesdienstes zu arbeiten, wenn eine wirkliche Noth vorhanden sei, und bezeichnete dann in Ansehung der örtlichen Lage und Verhältnisse seiner Diöcesanen besonders folgende Fälle als Nothfälle für sie:

1) Das Land des Armen zu ackern, zu besäen und dessen Aernte einzusammeln.

2) Wenn Häuser von armen Leuten abgebrannt sind, Baumaterialien herzuschaffen und sie ihnen wieder aufbauen zu helfen.

3) Unentgeltlich zu arbeiten, um den Armen zu kleiden.

4) In den Landpfarreien alle nöthigen Materialien zur Erbauung oder Ausbesserung einer Kirche, eines Kirchhofes, eines Pfarrhauses oder eines öffentlichen Schulgebäudes herbeizuführen.

5) Die Aernte einzusammeln, wenn sie der Gefahr ausgesetzt ist.

6) Das Land in den hohen Thälern, wo dessen Bestellung nicht vor Schmelzung des Schnees begonnen werden kann und mit Ausgang Mai's geendigt sein soll, umzugraben, zuzurüsten und zu besäen.

7) Jene Arbeiten vorzunehmen, welche das Schmelzen des Schnees beschleunigen, um bei günstiger Zeit säen zu können.

8) Zu mahlen an jenen Orten, wo man im Sommer wegen Trockenheit und im Winter wegen Gefrieren des Wassers nicht mahlen kann, während einer gewissen Zeit, oder wenn man sonst für das Bedürfniß nicht ausreicht.

9) Angefangene Arbeiten, die ohne große Verlegenheit oder beträchtlichen Verlurst nicht können unterbrochen werden, wie das Fahren mit den gewöhnlichen Güterfuhren und das Unterhalten des Feuers in den sogenannten Hochöfen (Eisenschmelzöfen, Glas- und Ziegelöfen). —

Es ist unmöglich, daß man die Fälle alle bestimmen kann, in welchen es erlaubt ist, knechtliche Arbeiten am Sonntage zu verrichten; die allgemeine Regel bleibt: „Wenn es die Ehre Gottes oder die eigene oder fremde Noth erfordert." „Sonach ist es erlaubt," sagt Alphons Liguori (Beichtv. S. 63.), „Bilder in Prozessionen herumzutragen, die Altäre der Kirchen zu zieren, die heiligen Oerter auszukehren" u. s. w., im Winter den gefallenen Schnee wegzu-

schaffen und den Weg in die Kirche zu bahnen. Dieß gereicht Alles zur Ehre Gottes. Es ist erlaubt, sein Leben und sein Eigenthum zu schützen, so wie das des Nächsten. Selbstwehr also muß am Sonntage gestattet sein; hierzu gehört auch das Kriegführen. Ferner ist es am Sonntage erlaubt, Alles das zu thun und anzuordnen, was die Heilung und Pflege eines Kranken erfordert, ebenso, was zur Befriedigung unserer gewöhnlichen leiblichen Bedürfnisse gehört; man darf also kochen, Kochgeschirre reinigen, Wohn- und Schlafzimmer auskehren, die Betten zurechtmachen u. s. f. Selbst die entferntere Zubereitung der Lebensbedürfnisse am Sonntage ist im Falle der Noth erlaubt. So dürfen z. B. Metzger, Köche und Köchinnen besonders in größeren Städten und zur Sommerszeit schlachten, wenn es vorher nicht schicklich geschehen kann. — Auch in Hinsicht der äußeren Pflege des Körpers ist unter dem Gesichtspunkte theils der Geringfügigkeit, theils der Nothwendigkeit erlaubt: das Baden (cf. Greg. Magn. Opera, tom. 4. pag. 415.), das Bart- und Haarscheeren (vgl. Liguori, Moral, Nr. 290.), das Kleiderflicken und Kleiderverfertigen gewisser Personen und unter gewissen Umständen. So dürfen z. B. Dienstboten u. dergl. ihre Kleider ausbessern, wenn sie es an andern Tagen nicht thun können (vgl. Liguori, Moral, Nr. 297.). Auch den Schneidern ist erlaubt, am Sonntage Trauer- und Hochzeitkleider zu verfertigen, wenn sie sonst nicht fertig gemacht werden konnten, oder wenn Reisende nothwendig Kleider brauchen, oder auch, wenn Andere die versprochenen Kleider erwarten und anders dem Schneider ein großer Schaden zuginge. (Liguori, Moral, Nr. 303.) Man darf am Sonntage die täglichen Bedürfnisse der Hausthiere befriedigen, sie füttern, auf die Weide, zur Tränke führen, sie melken, Post- und Speditionswagen führen, im Nothfalle Heu- und Feldfrüchte einsammeln u. s. w. Ueberhaupt darf man alle knechtlichen Arbeiten verrichten, wodurch ein Werk der christlichen Nächstenliebe ausgeübt wird.

Das Werk christlicher Nächstenliebe am Sonntage.

Zu Brivude in Auvergne wurde ein Bauer in der Aerntezeit krank. Drei unmündige Kinder waren seine einzigen Hausgenossen. Er glaubte schon ganz sicher, daß seine ganze Aernte verloren gehen würde, als die mitleidige Gemeinde beschloß, einen Feiertag zur Einärntung aller seiner Früchte anzuwenden.

Sie bat den Pfarrer um Erlaubniß, den Sonntag zu diesem Werke der Nächstenliebe verwenden zu dürfen; dieser erlaubte es, und in zwei Sonntagen war das Getreide des Kranken in der Scheune. (Ehrenhalle v. Müller.)

Die Sklaven zu Berbize.

Im Jahre 1839 brach an einem Sonnabende in der Gegend von Berbize in Südamerika ein heftiges Gewitter aus, so daß die Neger wohl einsahen, die Aernte ihrer Herren würde verloren sein, wenn sie dieselbe nicht am Sonntage einbrächten. Sie gingen daher Sonntags früh an die Arbeit, und kehrten dann bald mit vollen Körben zurück. Nach vollbrachtem Werke wurden sie Alle vor des Eigenthümers Haus gerufen; Geld, Rum, Tabak sollten ihnen hier eine Belohnung für die außerordentliche Mühe gewähren, der sie sich von freien Stücken am Sonntage unterzogen hatten; aber sie baten ihren Anführer auf der Stelle, dem Eigenthümer doch zu sagen: weil sie eingesehen hätten, daß es eine Nothsache sei, so wären sie auch am Tage des Herrn hinaus an die Arbeit gegangen, weßwegen sie auch weder Geld, Rum, noch Tabak als Belohnung annehmen könnten. Nach dieser Zeit hat der Eigenthümer diese Neger nie wieder aufgefordert, an einem Sonntage zu arbeiten. Eine so heimliche Ehrerbietung hatte er vor diesen gewissenhaften Christenleuten bekommen! (Beisp. des Guten.)

Fr. Welche Arbeiten sind noch ferner am Sonntage verboten?

Antw. Alle gleichsam knechtlichen, d. h. alle weltlichen, wenn gleich mehr geistigen Geschäfte, z. B. gerichtliche Verhandlungen, Jahrmärkte, Geschäftsreisen u. s. w.

Erläuterung. Hierüber hat die Kirche schon mehrfach ihre Stimme erhoben. Im 2. Concilium zu Macon verordnete sie: „Am Sonntage soll keine gerichtliche Verhandlung unter der Strafe, seinen Prozeß zu verlieren, gepflogen werden!" (585. cap. 1.) Und im 6. Concil zu Arles beschloßen die Väter: „An Sonntagen soll keine Waare zum Verkaufe ausgeboten, keine gerichtliche Verhandlung gepflogen und kein Prozeß angefangen werden!" (813. cap. 16.) — Ungeachtet dieser kirchlichen Verordnungen bestätigte die Gewohnheit dennoch einige Märkte, die an einigen minder feierlichen Festen gehalten werden; nie aber hat die Kirche derlei gleichsam knechtliche Arbeiten gebilligt. Selbst auch bürgerliche Gesetze sprechen sich dagegen aus. Sobald Constantin der Große die christliche Religion angenommen hatte, befahl er allen Unterthanen seines Reiches, den Sonntag als einen Tag der Feier und Ruhe zu beobachten. Außerdem befahl er allen Heiden, am Sonntage ihre Buden zu schließen und ihre Arbeiten, die Künste und Handwerke, die gerichtlichen Verhandlungen zu unterbrechen. (Caes. Lib. III. tit. 12. de Feriis.) Seine Nachfolger Valentinian I., Theodosius und Arkadius, sowie Kaiser Leo u. a. schärften und erweiterten diese Gesetze. Fromme Christen haben diese kirchlichen und weltlichen Vorschriften am Sonntage auch stets genau beobachtet.

Die am Sonntage geschlossenen Kaufläden.

Man bemerkt zu Paris eine Anzahl Läden oder Waarengewölbe, über deren Eingang man die Anzeige liest: „Hier verkauft man des Sonntags nicht; dieser Laden wird am Sonntage nicht geöffnet." Will man wissen, wer die Bewohner dieser Häuser, die Inhaber dieser Läden und Magazine sind? Wohlan! es sind Fremde, Deutsche, Schweizer, wovon mehrere sich zur lutherischen und calvinischen Religion bekennen. Wie sehr beschämen diese Christen durch ihr Beispiel jene Katholiken, die eher Handelsjuden, als Katholiken genannt zu werden verdienen, da sie gerade den Sonntag benützen, um Geschäfte zu machen! (Vergl. Guillois.)

Die verjagten Krämer.

Schon im alten Testamente entheiligte man den Sabbat des Herrn durch Handel, Kauf und Verkauf. Da trat Nehemias auf, ein vornehmer Jude und Oberschenk des Königs Artaxerxes Longimanus, den eben dieser König nach Judäa entließ, damit er den Bau der Mauern Jerusalems noch vollends herstellen möchte. Dieser nun eiferte für Gottes Gesetz, stellte diese Mißbräuche ab und traf gesetzmäßige Einrichtungen. Unter Anderm erzählt er aus seinem Buche in Betreff des Sabbats: „Damals sah ich in Juda die Kelter treten am Sabbat und Garben hereinbringen und Esel beladen mit Wein, Trauben und Feigen und allerlei Last und es nach Jerusalem bringen am Sabbattage. Und ich warnte sie an dem Tage, da sie die Lebensmittel verkauften. Auch Tyrier wohnten darin; diese brachten Fische und andere Waare und verkauften sie am Sabbate an die Kinder Juda's und Jerusalems. Da schalt ich die Häupter von Juda und sprach zu ihnen: Was ist das für Böses, was ihr thuet, daß ihr den Tag des Sabbats entheiliget? Thaten nicht also unsere Väter, und hat nicht darum unser Gott all' dieses Unglück über uns und über diese Stadt gebracht? Und ihr wollet den Zorn über Israel noch vermehren durch Entheiligung des Sabbats? — Als es nun dunkel zu werden anfing in den Thoren zu Jerusalem vor Anfang des Sabbats, befahl ich die Thüren zu schließen und ließ sie nicht eher wieder öffnen als bis nach dem Sabbat. Auch stellte ich einige von meinen Dienern vor die Thore, damit keine Last mehr hereingebracht wurde am Sabbat. Da blieben die Krämer und Verkäufer der Waaren über Nacht draußen vor Jerusalem ein- oder zweimal. Und ich warnte sie und sprach zu ihnen: Warum bleibet ihr über Nacht vor der Mauer? Werdet ihr das noch einmal thun, so werde ich Hand an euch legen. Von der Zeit an kamen sie nicht wieder am Sabbat." (2. Esdr. 13, 15 ff.) Auf solche Weise sollte jeder Beamte, jeder Vorgesetzte gegen die Sabbatschändung eifern.

Die widerlegte Entschuldigung.

In einer Gesellschaft erzählte Einer, er habe einen Mann gekannt, der seine Sonntagsarbeiten damit zu entschuldigen pflegte, daß es doch besser sei, zu

arbeiten, als umherzuschwärmen. „Das lautet ungefähr eben so," versetzte ein anwesender Pfarrer, „als wenn man sagen wollte: Stehlen ist doch noch besser, als morden."

III. Sündhafte Werke und Vergnügungen am Sonntag.

Fr. Wodurch wird der Sonntag am Allermeisten entheiligt?

Antw. Durch Sünden und Laster, sowie durch sündhafte Vergnügungen, durch unmäßiges Trinken, ausgelassene Spiele und Lustbarkeiten, überhaupt durch alle Ausschweifungen, welche den Tag des Herrn zu einem Tage der Schwelgerei und des öffentlichen Aergernisses machen.

Erläuterung. Die so eben angegebene Art der Sabbatschändung ist die in unserer Zeit am Häufigsten vorkommende und verderblichste. Den Tag, den Gott zu seinem Dienste und zu seiner Verherrlichung bestimmt hat, wenden so Viele zur Beleidigung Gottes an; der Tag, den Gott den Menschen gegeben hat, damit er seines Heiles gedenke und für dasselbe arbeite, wird so oft zu einem Tage der Verdammniß herabgewürdigt. Es wäre gewissermaßen besser, wenn es gar keinen Sonntag gäbe; wenigstens wäre es besser, sagt der heil. Augustin, wenn man an diesem Tage sich mit Feld- oder einer andern Handarbeit beschäftigen würde, als daß man ihn entheiligt, wie dieß durch die Laster geschieht, welche an diesem Tage begangen werden. — Wie Viele trinken sich am Sonntage voll, ruiniren durch Tanz ihre Gesundheit, versündigen sich durch lieblose Nachreden und Ehrabschneidungen! Wie viele Seelen tragen am Sonntage ihre Unschuld zu Grabe und holen sich am Tage des Herrn statt des Segens den Fluch! Es wird wahr, was der heilige Chrysostomus (Hom. 1. de Lazaro) ausgesprochen hat: „Du hast den Sabbat empfangen, damit du deine Seele von dem Bösen befreiest, du thust aber noch mehr Böses."

Die Sonntagsschändung.

Die in unsern Tagen herrschende Genußsucht zeigt sich ganz besonders am Sonntag; da sieht man gar oft die Kirchen leer, wenn irgendwo eine weltliche Festivität oder Feierlichkeit veranstaltet wird. Schaarenweise strömen die Weltkinder dem Fest- und Belustigungsplatze zu; das Haus des Herrn bleibt öde und verlassen. Ganz treffend passen hierher die Worte des weisen Salvianus: „Sollte einst eintreten, was ja schon oft eingetreten ist, daß an einem und demselben Tage ein Fest in der Kirche und zugleich öffentliche Spiele gefeiert werden, so frage ich Alle auf ihr Gewissen, an welchem Orte sich eine größere Anzahl Christen einfindet, ob auf dem Platze, wo die öffentlichen Spiele gefeiert werden, oder in der Kirche, ob Alle mehr nach dem Tempel eilen, oder nach dem Theater, — ob sie die Worte des Evangeliums mehr lieben, oder die Worte des Schauspielers, — ob ihnen die Worte des Lebens mehr gelten, als die Worte des Todes, die Worte Christi mehr als die Worte des Mimen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir das mehr lieben, was wir vorziehen." (Salvian. Lib. 6. de gubernat. Dei.)

Der Hirtenbrief des Bischofs von Rhodey.

Ueber diese Sabbatschändung spricht sich voll heiliger Entrüstung der ehrwürdige Bischof von Rhodey in seinem Hirtenbrief für die heilige Fasten 1840 also aus: „Welche schreckliche Verwüstungen richtet nicht der unglückliche Besuch der Wirthshäuser und Belustigungsplätze unter dem christlichen Volke am Sonntage an! Das Zurückbleiben von den Sakramenten, das Unterlassen des Gebetes, die Entfernung vom Gottesdienste, das Vergessen der Heilswahrheiten sind davon die Folgen. Soll man sich darüber wundern? Während der Diener Gottes im heiligen Tempel das Versöhnungsopfer ohne Makel darbringt, gibt es einen andern Altar, worauf eine unsinnige Jugend ihre Wünsche niederlegt, einen andern Gott, dem sie zu opfern hineilt, andere Geheimnisse, die sie zu feiern sich beeifert, Geheimnisse voll Schamlosigkeit und Unlauterkeit, erneuerte Saturnalien des Heidenthums, einen besudelten Altar, den Tisch der Unmäßigkeit und der Schwelgerei, eine unreine Gottheit, die sich nur mit den groben Opfern der Trunkenheit besänftigen läßt. Darf ich es wagen, sie nach dem heil. Paulus zu benennen, der von diesen entarteten Wesen sagt: „Ihr Gott ist der

Bauch?!“ Während ihr Pfarrer von der heiligen Stätte die Lehren der Weisheit verkündigt, gehen sie zu einer andern Kanzel, um dort die Aussprüche anderer Art zu erfragen und einzusammeln, zur Kanzel des Verderbens, der Zügellosigkeit und Gottlosigkeit. Dort vernimmt man Gotteslästerungen statt Gebete, schändliche Lieder statt heiliger Lobgesänge; unzüchtige Worte, schändliche Späße, gotteslästerliche Schmähungen und Verhöhnungen heiliger Dinge begleiten die Unmäßigkeit und sind der Stoff, womit man in diesen Schlupfwinkeln der Zügellosigkeit die Zeit ausfüllt. Da werden unter den Beifallszeichen eines rohen Haufens die ehrwürdigsten Dinge lächerlich gemacht, die Religion und ihre Diener mit Schmutz beworfen, vor dem geistlichen Amte Verachtung gezeigt, und der Glaube und die Furcht Gottes bis auf den letzten Keim erstickt. . . Warum gehen aber auch beinahe jeden Tag so viele Haushaltungen zu Grunde, warum werden die letzten Habseligkeiten durch's Gericht veräußert? Ohne Zweifel — wegen der Genußsucht und Unmäßigkeit, welche im Wirthshause (besonders an Sonn- und Feiertagen) ihren Ursprung genommen haben. Man redet mit Schrecken von den Fortschritten des Pauperismus. Wenn ihr der Quelle des Uebels nachforschet, so könnet ihr erfahren, ob jene Heerde von nackten, um ihre Mutter geschaarten Kindern, die wir mit ausgestreckter Hand auf unsern öffentlichen Straßen herumlaufen sehen, nicht größtentheils die unschuldigen Opfer der Unmäßigkeit im Wirthshause sind? Man klagt von allen Seiten über den Verfall der Sitten, wie man ihn seit den heidnischen Jahrhunderten nicht gesehen hat. Als eine Hauptursache hiervon dürfen wir ohne Anstand den Wirthshausbesuch an Sonn- und Feiertagen und die daselbst stattfindende Unmäßigkeit an diesen Tagen ansehen u. s. f.“ (Guillois II. Bd. S. 119.)

Die reiche Aernte des Satans.

Nicht selten macht der Satan am Sonntage seine reichste Beute. Mit Recht stellt der Katechet Sebastian Schmid (I. Thl.) folgende Vergleichung an: Als Antiochus, der gottlose König, seinen Feldherrn Apollonius mit 22,000 Soldaten gegen Jerusalem geschickt hatte, mit dem Befehle, Alles zu erwürgen und umzubringen, verbarg dieser Feldherr seine wahre Absicht und stellte sich an, als wäre er der beßte Freund der Juden. Aber wie lange? Nicht länger, als bis auf den Sabbat. Sobald dieser angebrochen war, gab Apollonius seinen Soldaten den Befehl, die Waffen zu ergreifen und Alles zu erwürgen. Und sie richteten ein solches Blutbad in Jerusalem an, daß fast Alles zu Grunde ging. Auf dieselbe Weise verfährt auch der böse Feind mit gar vielen schlechten Christen. Mancher Mensch sitzt die ganze Woche hindurch über seiner Arbeit, und ist nicht versucht zu besondern Sünden. Sobald aber der Sonn- oder Feiertag kommt, so ist der böse Feind einer desto größeren Beute gewiß; denn wann werden wohl mehr Sünden begangen, als gerade an diesem Tage? Mit Hoffart und Kleiderpracht? mit besonderen Zusammenkünften? mit besonderen Ergötzungen und Leichtfertigkeiten jeder Art? — Am Tage des Herrn beleidigt man so seinen Gott! Heißt das nicht den Herrn doppelt zum Gerichte herausfordern? Ihn zu beleidigen, ist schon ein Verbrechen, und ihn an seinem heiligen Tage beleidigen, ist ein zweites Verbrechen. Ist die Beleidigung nicht doppelt groß, wenn man sich gegen seine Eltern an ihrem Geburts- oder Namenstage undankbar und roh benimmt? Darum habe Acht, daß du am Tage des Herrn nicht Gottes Strafgerichte vermehrest!

Fr. Darf man nun am Sonntage gar kein Vergnügen genießen?

Antw. Warum nicht? In christlichem Sinne und Geiste darf man allerdings am Sonntage sich ergötzen und freuen, wie der heil. Paulus sagt: „Freuet euch, ich sage es noch einmal, freuet euch, aber nur im Herrn! (Phil. 4, 4.)

Das Billardspiel.

Quadrupani erzählt uns von dem heil. Karl von Borromä folgende Geschichte: „Der heil. Karl von Borromä unterhielt sich an einem Sonntage mit

einigen Geistlichen auf dem Billard. Mitten im Spiele ließ sich Einer plötzlich, an den Tod erinnert, einfallen, zu sagen: „Was würden wir machen, wenn man uns berichtete, daß wir in einer Stunde vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen müßten?“ Der Eine antwortete, daß er eilends gehen würde, sein Brevier zur Hand zu nehmen, das er noch nicht vollends gebetet hatte; ein Zweiter, daß er geschwind seinen Beichtvater aufsuchen würde, und so Anderes. Als die Reihe an den Heiligen kam, so sagte er lachend: „Was mich betrifft, so würde ich diese Partie Billard vollenden; ich habe sie in der Absicht angefangen, Gott zu gefallen, und ich glaube in diesem Augenblicke nichts thun zu können, das ihm angenehmer wäre.“ — Sehet das gute Gewissen und die gute Absicht dieses heiligen Mannes bei allen Verrichtungen! (Instructions pour éclairer les ames pieuses dans leurs doutes par P. Quadrupani, Barnabite. Tournay 1839. pag. 129.)

Wer in solcher Weise, mit solcher Absicht am Sonntage sich erfreuet, der entheiligt den Tag des Herrn wahrlich nicht. Unschuldige Erholungen und Freuden, wie z. B. eine honette Visite, ein Spaziergang in's Freie, ein angemessenes Spiel können daher auch am Sonntage durchaus nicht verboten sein; denn man kann damit sogar Gott sehr dienen, wenn man es zu seiner Ehre thut.

Texte über Entheiligung des Sonntags.

a) Aus der heil. Schrift. Man entheiligt den Sonntag durch knechtliche Arbeiten. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; am selben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren ist!“ (2. Mos. 20, 9—10. Vgl. 5. Mos. 5, 13—14.) „Geh' und stelle dich unter das Thor der Kinder des Volkes, durch welches die Könige von Juda aus- und eingehen, und unter alle Thore Jerusalems und sprich zu ihnen: Höret das Wort des Herrn, ihr Könige von Juda, und ganz Juda und alle Einwohner Jerusalems, die ihr durch diese Thore geht! So spricht der Herr: Bewahret eure Seelen und traget keine Lasten am Sabbattage und bringet sie nicht durch die Thore Jerusalems! Schaffet keine Last hinaus aus euren Häusern am Sabbattage und thuet keine Arbeit, sondern heiliget den Tag des Sabbats, wie ich euern Vätern geboten habe.“ (Jerem. 17, 19—22.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Gewöhnlich gibt dir Gott sechs Tage und behält für sich nur Einen Tag der Woche, nämlich den siebenten. Und du hast nicht so viel Ehrfurcht vor dem Herrn, daß du ihm auch nicht sogar diesen Tag einmal ganz gibst, sondern ihn durch irdische Geschäfte ganz entheiligest? Du scheuest dich nicht, einem Kirchenräuber gleich zu werden, der die heiligen Schätze plündert, indem du Gott selbst diesen geheiligten und der Betrachtung und Anhörung des göttlichen Wortes gewidmeten Tag entwendest und ihn zu den irdischen Sorgen dieses Lebens mißbrauchest?“ (S. Chrysost. Hom. 24. tom. 1.) Besonders aber soll man sich der Sünden und sündhaften Belustigungen enthalten. „Am Sonntage denke an die Ruhe in deinem Gott, und während du wegen dieser Ruhe Alles thust, enthalte dich von jeder knechtlichen Arbeit, besonders von der Sünde! Denn Jeder, der eine Sünde thut, ist ein Knecht (und begeht also dadurch die schändlichste knechtliche Arbeit). Und möchte er doch der Knecht eines Menschen, und nicht der Sünde sein!“ (S. Aug. Conc. 1. in Ps. 32.) „Wenigstens wäre es besser, wenn man an diesem Tage sich mit Feld- oder einer andern Handarbeit beschäftigen würde, als daß man ihn entheiligt, wie dieß durch die Laster geschieht, welche da begangen werden.“ (Idem l. c.) „An den Sonntagen soll man sich allerdings aller zeitlichen Arbeit enthalten und dem Gebete sich ganz widmen, damit das Versäumniß der sechs Zwischentage am Tage der Auferstehung des Herrn durch Gebet wiederum eingebracht werde.“ (S. Greg. Magn. Lib. 13. epist. 1.) — „Wird Gott dem Herrn nicht eine große Unbild zugefügt, wird nicht eine Art Gottesraub begangen, wenn man Tage, die dem Herrn besonders geweiht sind, zu den Thorheiten der Welt, zu eitlen Belustigungen anwendet?“ (S. Cyrillus.)

XXII. Christliche Lehre.

Von den Strafen der Sabbatschändung.

Fr. Was soll uns von der Entheiligung des Sonntags ganz besonders abschrecken?

Antw. 1) Der Gedanke, daß es ein unverantwortlicher Leichtsinn ist, wenn man nach einer sechstägigen Sorge für den Leib nicht einmal Einen Tag der Sorge für die unsterbliche

Seele widmet; 2) daß die Feier des Sonntags ein öffentliches Bekenntniß unsers christlichen Glaubens ist, folglich dessen Schändung der Religion zur Schmach und den Mitchristen zum Aergernisse gereicht; vorzüglich aber sollen uns von der Sabbatschändung abhalten 3) die Strafen, welche Gott der Herr selbst den Sabbatschändern androht.

Fr. Was für Strafen hat Gott den Sabbatschändern angedroht?

Antw. Zeitliche und ewige, für Leib und Seele.

Erläuterung. Fürchterlich sind die Strafen, die Gott der Herr über die Schänder seines Sabbats ausspricht. „Wenn ihr meine Sabbate nicht haltet, so will ich euch plötzlich heimsuchen mit Armuth. . . . Vergeblich sollet ihr säen den Samen! . . Ich will euch von Oben einen Himmel geben wie Eisen und eine Erde wie Erz. Trockne soll eure Kornfelder verbrennen, oder der Hagel sie vertilgen! Krankheiten, Hunger und Pest sollen euch darniederschlagen! Das Feuer soll in eure Häuser eindringen und Alles verzehren, was ihr gesammelt habet!" So spricht der Herr im 3. B. Mos. 26, 16—26. Die Erfahrung lehrt es auch in Wahrheit, daß auf Allen denen kein irdischer und kein himmlischer Segen ruht, die den Tag des Herrn entheiligen. Sie mühen sich oft bei Tag und Nacht, und doch kommen sie nicht ordentlich fort; es trifft sie vielmehr ein Unglück nach dem andern; der Herr nimmt seinen Segen und züchtigt sie.

Der gestrafte Sabbatschänder.

Im alten Testamente wurde die Entheiligung des Sabbats auf's Strengste, ja sogar mit dem Tode bestraft. Im 4. Buche Mosis wird uns ein derartiges Beispiel erzählt. „Es begab sich," so erzählt Moses, „da die Söhne Israels in der Wüste waren, daß sie einen Menschen fanden, der Holz sammelte am Tage des Sabbats, und sie brachten ihn vor Moses und Aaron und die ganze Gemeinde. Und diese verschloßen ihn in's Gefängniß, weil sie nicht wußten, was sie mit ihm thun sollten. Und der Herr sprach zu Moses: »Dieser Mensch soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen außerhalb des Lagers!« — Und sie führten ihn hinaus und steinigten ihn; und er starb, wie der Herr geboten hatte."

Wenn auch in unserer Zeit die Entheiligung des Sonntags nicht so entsetzlich gestraft wird, so begegnen uns doch Beispiele genug, die es uns beweisen, daß Gott der Herr die Schänder des Sabbats hasse und züchtige und ihnen seinen Segen entziehe.

Der Rheinschiffer.

Ein junger Rheinschiffer hatte sein Schiff befrachtet, und war am Samstag fertig geworden mit allen Geschäften, die vor der Abfahrt versehen werden mußten. — „Vetter! wann wird gefahren?" fragte ihn ein Oheim, der in der Stadt wohnte, vor welcher er gelandet hatte. „Morgen früh lichte ich die Anker," sagte der Schiffer. — „Morgen früh?" fragte erstaunt der Oheim. „Morgen ist's ja Sonntag." — „Jawohl!" erwiderte der Schiffer; „aber darnach können wir uns nicht richten; wir haben mehr auf den Wind, als auf den Sonntag zu sehen. Der Wind ist uns günstig, wir können morgen schon eine weite Strecke zurücklegen, die wir übermorgen nicht mehr zu machen nöthig haben." — „Lieber Vetter!" sprach der Oheim, „das höre ich nicht gerne von Euch. So hätte Euer Großvater nicht gesprochen. Dieser legte Sonntags an, wenn er auf der Fahrt war; und lag er irgendwo vor Anker, so machte er des Sonntags kein Tau los." Der Schiffer: „O! das war noch ein Mann aus der alten Welt, lieber Oheim! und dazumal ging Alles ganz anders. Heut zu Tage muß man machen, daß man etwas verdient. Der Eine eilt, vor den Andern zu kommen." Der Oheim: „Und doch hilft zum Laufen nicht schnell sein, und am Ende ist an Gottes Segen doch Alles gelegen. Bleibet liegen, lieber Vetter! und feiert, höret Gottes Wort und wohnet der heiligen Messe bei und fahret übermorgen in Gottes Namen!" — Der Schiffer: „Nein, das geht nicht! Morgen muß und will ich fahren. Messe und Predigt kann ich ein anderes Mal hören, wenn ich liegen bleiben muß." Der Oheim: „Vetter! ich meine es gut; darum nehmt's mir nicht übel, wenn ich Euch noch Eins sage! Ich fuhr wohl manchmal mit dem seligen Großvater den Rhein hinunter in's Holländische. Sobald die

Anker gelichtet waren, rief er vom Steuer: Stille! und das Schiffsvolk entblößte das Haupt, faltete die Hände und betete leise. Man hörte nur das Sausen des Windes in den Segeln, und das Plätschern des Wassers vor dem Bug, wie Stimmen Gottes, des Herrn der Elemente, als Antwort Ja und Amen! War das Gebet gehalten, dann hieß es: in Gottes Namen! Man war froh und vergnügt und der Großvater hat mich oft versichert, er hätte wohl schon einen Unfall auf seinen Reisen gehabt, aber noch nie ein Unglück; und der Mann war doch 92 Jahre alt und hatte lang genug gelebt, um Erfahrung zu machen, wie es am Beßten geht. Ich bin ein Mal mit Euch gefahren, da habe ich den ehrwürdigen Gebrauch vermißt. Das hat mir schon gleich nicht gefallen; und ich muß es Euch gestehen, Euer Großvater stand im Geiste mit einer ernsten Miene vor mir." — „O! lieber Oheim! Ihr meinet das doch wohl so arg nicht," sprach der junge Schiffer. „Ich sage Euch von Herzen Lebewohl, und fahre morgen." Hiermit reichte er dem Oheim lächelnd die Hand und ging. Der Oheim schüttelte den Kopf und blickte ihm mit Bedauern nach. Des andern Morgens sah der Oheim nach dem Rheine; aber das Schiff seines Vetters war nicht mehr zu sehen. Von diesseits und jenseits tönten die Glocken zusammen, zur Sonntagsfeier im Hause des Herrn einzuladen. Es war hierbei dem braven Manne wohl, und in dem Gedanken an seinen Vetter — auch unwohl zu Muthe. „Du wirst," dachte er, „heute an mancher Kirche vorüberschiffen; o! erweckten die Glockenklänge doch eine stille Feier in deinem und der Deinigen Herzen bei eurer Sorge für die Dinge dieser Welt!"

Nach beendetem Gottesdienste staunte aber der Oheim nicht wenig, als er einen Knecht vom Schiffe seines Vetters zu Hause fand. „Was gibt's denn?" fragte er mit banger Ungeduld. „Ach!" sagte der Knecht, „wir sind vier Stunden von hier festgefahren und sitzen sehr schlimm. Sie möchten doch mit noch andern Schiffern hinkommen und helfen."

Der Oheim traf auch Anstalten. Man fuhr mit Frachtschiffen hin, lud die Güter um, und nach vier Tagen erst war das Schiff wieder flott und konnte, auf's Neue beladen, weiter schiffen. Der Oheim hatte dem Vetter keinen Vorwurf gemacht, denn er las beim ersten Tritte auf sein Schiff die Reue und Scham in seinen Augen. Als sich aber Alles wieder in Ordnung befand, und der Vetter eine nicht unbedeutende Summe den Schiffern, die ihm geholfen, gezahlt hatte, und nun der Oheim Abschied von ihm nahm, sprach er: „Lieber Vetter! habet Ihr nun Gottes Wort gehört: Du sollst den Sonntag heiligen?!" „Danke, danke!" sprach der Vetter in tiefem Ernste und geleitete den Oheim händedrückend an's Ufer. (Münch.)

Die Windmühle.

Ein Müller von der Pfarre des heil. Johann von Corcoue in der Vendée, welcher vom Dämon des Geizes besessen war, arbeitete beinahe jeden Sonntag. Oft ließ er während des Amtes und der gottesdienstlichen Verrichtungen seine Mühle gehen. An einem hohen Festtage war er einmal statt in der Kirche noch zu Mittag an der Arbeit. Seine Frau wartete lange auf ihn; endlich gegen Abend ging sie, ihn zu suchen. Sie fand ihn todt auf die Erde hingestreckt, die eine Seite des Körpers ganz von den Flügeln der Mühle zerschlagen. Als er des Morgens aus dem Hause ging, beklagte er sich über den wenigen Wind und fügte hinzu: „Ich will unsere Mühle in den Stand bringen, daß sie immer geht und jedes Lüftchen profitirt." Er wartete da mehrere Stunden; er sah die Bauern in die Kirche gehen und versteckte sich; denn er wußte, daß er schlecht handle. Als sie Alle vorbei waren, ging er wieder herab, unten stellte er sich auf einen Erdhügel und betrachtete die Wolken. Plötzlich erhob sich der Wind, drehte die Mühlflügel nur einmal herum, deren Spitzen den Müller erschlugen, und hörte dann gleich wieder auf, nachdem der Gesetzübertreter todt, zwanzig Schritte weit, weggeschleudert war.

Dieser Tod brachte eine große Wirkung in dem Lande hervor, und

Jedermann betrachtete ihn ganz mit Recht als eine Strafe des Himmels für die Entheiligung des Tages des Herrn.

Willst du im Guten nicht erkalten,
Soll deine Arbeit dir gedeih'n,
Mußt du den Sonntag heilig halten,
Und ihn der Andachtsübung weih'n.

Die verderbliche Wette.

Etliche junge Handwerksgesellen gingen an einem Sonntage in das Haus eines Weinwirthes mit dem sündhaften Entschlusse, eine Wette anzustellen, wer von ihnen am Meisten trinken könnte. Ein junger Mensch, Sohn von wackern, wohlhabenden Eltern, forderte eine Bouteille Branntwein, und erbot sich, dieselbe ganz auszutrinken. Als er solche bis auf ein Glas voll ausgetrunken hatte, mußte er die schlimme Wirkung dieses schädlichen Getränkes schon stark empfunden haben; denn er erklärte, er habe nun genug. Als aber seine schlechten Kameraden ihm sagten, wenn er nicht Alles austrinke, so habe er die Wette verloren und müsse bezahlen, so trank dieser gedankenlose Mensch auch das letzte Glas voll, sank aber darauf ganz betäubt, und wie todt dahin. Er wurde in das Haus seines Meisters getragen, wo er in derselben Nacht als ein Betrunkener diese Welt verließ.

Solche Folgen hat es, wenn die Tage des Herrn leichtsinnig entheiligt werden!

Der Trink- und Spiel-Kamerade.

Ein Richter in England, Namens Holt, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Standes, hatte in seiner Jugend das Unglück, in Gesellschaft schlechter Leute zu gerathen, welche Religion und Tugend verachteten. Hauptsächlich luden sie dadurch eine große Schuld auf ihr Gewissen, daß sie den Tag des Herrn auf die unverantwortlichste Weise entheiligten, und statt den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, sich in Wein- und Bierhäusern umhertrieben, durch Spiel und andere für Geist und Herz Verderben bringende Dinge den Tag verschwendeten, und Abends meistens betrunken nach Hause kamen. Eines Tages geschah es, daß Holt sich genöthigt sah, einen Mann, in welchem er einen alten Trink- und Spiel-Kameraden erkannte, zum Tode zu verurtheilen. Der Anblick dieses unglücklichen Menschen ergriff sein Gemüth; und da er (der Richter) selbst einst in Gefahr gewesen war, ein schlechter Mensch zu werden, so fragte er diesen, der vor ihm stand: „Mein, sage mir, wo sind denn deine übrigen Jugendfreunde geblieben?" — Der Unglückliche antwortete: „Ach! außer Ihnen, mein Herr! und mir ist kein Einziger mehr übrig, der nicht unter dem Schwerte der strafenden Gerechtigkeit gefallen oder sonst eines gewaltsamen Todes gestorben wäre."

Der Richter seufzte tief gerührt und erkannte hierin, wie verderblich böse Gesellschaften — besonders für die Jugend sind, und welche schrecklichen Folgen die Vernachläßigung des Besuches der öffentlichen Gottesdienste und die Entheiligung der Sonn- und Feiertage mit sich bringt, indem daraus Verachtung gegen die Religion und endlich die schändlichsten Laster hervorgehen.

Texte über die Strafen der Sabbatschändung.

a) Aus der heil. Schrift. „So haltet meinen Sabbat! Denn er ist heilig. Wer ihn entheiligt, der soll des Todes sein; wer an demselben ein Werk thut, dessen Seele soll ausgetilgt werden aus dem Volke! Sechs Tage sollet ihr arbeiten! Am siebenten Tage ist der Sabbat, die heilige Ruhe des Herrn. Jeglicher, der ein Werk thut an diesem Tage, der soll sterben!" (2. Mos. 31, 14—15.) „Dieses ist's, was der Herr geboten, zu thun: Sechs Tage sollet ihr arbeiten; der siebente Tag soll euch heilig sein, ein Sabbat und eine Ruhe des Herrn; wer ein Werk an demselben thut, den soll man tödten!" (Ebend. 35, 1—2. Vgl. 3. Mos. 26, 16—26.) „Sie entheiligten meine Sabbate sehr; darum dachte ich, meinen Grimm über sie auszugießen, um sie zu vertilgen." (Ezech. 20, 13.) „Wenn ihr nicht auf mich höret, daß ihr den Sabbattag heiliget und keine Last traget, und sie nicht durch die Thore Jerusalems bringet am Sabbattage, so will ich ein Feuer in ihren Thoren anzünden, das die Häuser Jerusalems fressen und nicht erlöschen soll." (Jerem. 17, 27.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Was soll man von Jenen sagen, die den Tag des Herrn entheiligen, die nicht einmal an den von der Kirche dazu bestimmten Tagen in den Tempel kommen, dem heiligen Opfer beizuwohnen? .. Was muß aber aus dieser Sorglosigkeit nothwendig erfolgen? Was Anderes, als die Strafe Gottes, daß sie Knechte aller Laster werden? Denn was könnten sie je Anderes sein, sie, die durch keine Religionsübung, durch keine Gottesfurcht, durch keine Beiwohnung der göttlichen Geheimnisse, ja auch durch keinen Unterricht von den Finsternissen der Unwissenheit und von roher Knechtschaft zur Würde der Kinder Gottes übergehen?" (S. Ludov. Granat.) „Diejenigen, die den Sonntag entheiligen und an demselben die Reichthümer der Welt suchen, finden vielmehr die Reichthümer der Sünden und verlieren, wenn sie die Schätze der Welt gefunden haben, dafür die Schätze des Himmels." (Das ist die Strafe für die Entheiligung des Sonntags.) (S. Ambros. in serm. ad dominic. 14. post Pentecost.) „In der Kirche betet der Priester für das Heil der Welt zu Gott; außer derselben werden Spiele gefeiert! So spielten auch die Israeliten, und das Verderben ereilte sie. Moses betete auf dem Berge für sie zu Gott; das Volk erhob sich inzwischen, nachdem es gegessen und getrunken hatte, zum Spiele, — da kam die Rache Gottes, und es fielen an Einem Tage 24000 Menschen." (Euseb. Emiss. apud S. Joann. Damasc. Parallel. 3, 47.)

IV. Gebot Gottes:

„Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest, und es dir wohl gehe auf Erden!"

A. Was das vierte Gebot gebietet.

XXIII. Christliche Lehre.

Von der kindlichen Liebe gegen die Eltern.

Fr. Was gebietet Gott im vierten Gebote?

Antw. Gott gebietet, daß die Kinder ihren Eltern Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam erweisen.

Erläuterung. Eines der schönsten Verhältnisse ist dasjenige, in welchem Kinder zu ihren Eltern stehen. Himmel und Erde, Natur und Liebe haben das Band geknüpft, das beide verbindet, und Gott, die ewige Liebe, hat es geheiligt. Darum ist es ein festes und heiliges Band. Die schönsten und edelsten Gefühle vereinigen sich bei der Sorge guter Eltern für das Wohl ihrer Kinder. Was vermögen sie nicht Alles zu tragen, zu dulden, zu entbehren, aufzuopfern aus inniger Liebe für ihre Kinder? Oder wer kann die schlaflosen Nächte zählen, welche die Mutter um des Kindes willen durchwacht, die Sorgen, mit denen sie sich um das Wohl und Wehe des Kindes bekümmert, die Thränen, die sie dafür geweint, und die Schmerzen und Gefahren, die sie um des Kindes willen bei der Geburt schon ausgestanden hat? Es ist ja oft der Fall, daß man den Neugebornen in die Wiege legt, die gebärende Mutter aber in's Grab! Wer kann ferner zählen die Gedanken, die ein Vater um seiner Kinder willen denkt, die Arbeiten, die er um ihretwillen unternimmt, die Lasten, die er aus Liebe zu ihnen trägt, die Schweißtropfen, die er ihretwegen vergießt, die Entbehrungen, die er so gerne um seiner Kinder willen trägt? Solcher Opfer ist nur elterliche Liebe fähig. — Dagegen ist aber auch natürlicher Weise Erwiederung dieser innigen Liebe das Erste, was man von Kindern mit Recht fordern kann. Und in der That! höchst verderbt müßte das Gemüth eines Kindes sein, das sich für so viele Liebe nicht an seine Eltern mit festen Banden gefesselt und zur herzlichsten Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen sie aufgefordert fühlte. Selbst bei den rohesten Nationen wird elterliche Zärtlichkeit mit treuer, kindlicher Zuneigung und Ehrerbietung vergolten. „Nimm mir das Leben, nur schimpfe meine Mutter nicht!" Dieß ist ein gewöhnliches Sprüchwort bei einem wilden Völkerstamme in Afrika. Ja noch mehr! selbst bei den unvernünftigen Thieren finden wir eine ähnliche Liebe.

Sinnbilder der kindlichen Liebe und Zärtlichkeit in der Thierwelt.

Ganz besonders sind die Störche ein schönes Sinnbild von der kindlichen Liebe. Als solches bezeichnet sie sehr schön der heil. Ambrosius (Lib. 5. hexaem. cap. 16.),

indem er in seinen Werken schreibt: „Erwägen wir, wie das zärtliche Benehmen und die Klugheit vernünftiger Wesen von der kindlichen Liebe des Storches übertroffen wird, die keiner von uns auch nach gegebenem Beispiele wird nachahmen können! Sinkt der Vater vor Schwäche hin, und sind seine Glieder wegen des hohen Alters der Federndecke sowohl, als auch der Flügelruder entblößt, so steht die junge Brut um ihn her und erwärmt seine Glieder mit ihren eigenen Federn. Ja, es tragen die Jungen selbst auch Speise zusammen und ernähren ihn; sie ergänzen sogar den Verlurst der Natur, indem sie ihn da- und dorthin heben, und mittelst ihrer Flügel den Greisen zum Fliegen üben und die nun entwöhnten Glieder des guten Vaters zum vorigen Gebrauche bringen. Wem von uns eckelt nicht, den kranken Vater zu heben? wer mag den matten Greisen auf seine Schultern nehmen, was in dieser Geschichte kaum für glaubwürdig gehalten wird? wer, so fromm er auch sei, legt diesen Gehorsam nicht den geringsten Dienern auf? Den Vögeln aber ist nicht schwer, was aus kindlicher Liebe geschieht; ihnen ist nicht lästig, was als Schuld der Natur bezahlt wird. Die Vögel weigern sich nicht, den alten Vater zu ernähren, wessen schon sehr viele Menschen sich geweigert haben, wenn es auch die Noth geboten, und sie Strafen zu fürchten hatten. Die Vögel bindet nicht ein geschriebenes, sondern ein angebornes Gesetz. Die Vögel vereinigen sich zu diesem Dienste nicht durch ein Gebot, sondern durch den Trieb natürlicher Dankbarkeit. Die Vögel erröthen nicht, die Glieder des ehrwürdigen Alten zu tragen. Dieser Zug kindlicher Liebe hat aber auch, wie häufig bezeugt und wohl bekannt ist, den Lohn angemessener Vergeltung gefunden. Nach Gewohnheit der Römer wird nämlich dieser Vogel pia, das ist, der Fromme, der Gute, der Kindlichliebende, zugenannt. Und was kaum einem einzigen Kaiser, wie man sagt, durch einen Senatsbeschluß verliehen worden ist, das haben diese Vögel gemeinsam verdient. Es haben diese Vögel den Beschluß der Väter zur Auszeichnung ihrer Liebe. Denn gute Kinder müssen durch den Ausspruch der Väter gepriesen werden. Sie haben auch die Stimmen Aller. Es wird nämlich die Wiedervergeltung (im Griechischen) „Antipelargesis“ genannt; denn „Pelargos“ heißt ein Storch. Es erhielt die Tugend von den Störchen den Namen, da die Erweisung der Dankbarkeit von dem Worte „Storch“ sich nennt.“ So der heil. Bischof **Ambrosius**!

Plutarch schreibt in seiner Abhandlung von der Klugheit der Thiere, daß die jüngeren Löwen die Beute, die sie machen, mit den alten theilen. Und **Plinius**, der große Naturkundige, sagt gleicherweise von den Haselmäusen, welche den Römern eine sehr angenehme Speise waren, daß sie ihre Eltern, wenn diese vor Alter entkräftet sind, mit ausgezeichneter Liebe ernähren. (Dr. Haid III. S. 156.)

Lessing erzählt, daß, als er einst bis nach Mitternacht schrieb, er plötzlich durch ein Geräusch aufmerksam gemacht — eine große Ratte an dem, auf die Erde gestellten Teller gewahr ward, worauf er ein Stückchen Mandelkuchen übrig gelassen hatte. Nachdem die Ratte das Stück untersucht hatte, kehrte sie wieder unter den Fußboden zurück. Einige Minuten darauf kamen drei Ratten, von welchen zwei die dritte mit einer Art Zärtlichkeit führten. Sobald sie gefressen hatten, stand Lessing auf, sie zu verjagen. Zwei entflohen, die dritte aber fing er. Nach genauer Besichtigung fand er, daß sie blind und die Mutter der andern war. (Krautheimer II. S. 358.)

So müssen wir also schon aus der Thierwelt erkennen, daß **kindliche Liebe** die erste und heiligste Pflicht der Kinder gegen die Eltern sei.

Fr. Worin besteht nun aber die **Liebe**, die wir den Eltern erweisen sollen?

Antw. Darin, daß wir ihnen 1) vom Herzen wohlwollen und alles Gute wünschen; 2) daß wir ihnen für ihre Wohlthaten danken; 3) für sie fleißig beten; 4) ihnen durch gutes Betragen Freude und Ehre machen; 5) sie in der Noth unterstützen; und endlich 6) sie im Alter und in Krankheit pflegen, und nach dem Tode für eine angemessene Beerdigung derselben sorgen, sowie ihrer stets in Liebe gedenken.

Erläuterung. Diese Liebe verdienen unsere Eltern von uns mit vollem Rechte. Die Reli-

gion gebietet uns ja schon, alle Menschen zu lieben, selbst unsere Feinde; um so mehr müssen wir wohl diejenigen lieben, welche uns nach Gott die Nächsten und zugleich unsere größten Wohlthäter sind. Wir sollen deßhalb in treuer Anhänglichkeit

1) unsern Eltern vom Herzen wohlwollen und ihnen alles Gute wünschen.

Eustochium, die edle Jungfrau,

die Tochter der heil. Paula, hing ihrer Mutter mit solcher Liebe und Zärtlichkeit an, und zeigte sich so willig und gehorsam gegen sie, daß sie ohne dieselbe sich nie zu Bette legte, niemals ausging, nie eine Speise zu sich nahm, nicht einmal ein einziges Geldstück für sich hatte, sondern sich erfreute, ihr geringes Vater- und Muttergut von der Mutter an die Armen vertheilt zu sehen; denn sie wünschte nichts sehnlicher, als ihre Mutter und sich selbst mit ihr auf Erden gottesfürchtig und dereinst im Himmel selig zu wissen. Die kindliche Liebe zu den Eltern hielt sie für das reichste Erbtheil. (S. Hieronym. Epist. ad Paul.)

Der jugendliche Compositeur.

Mozart hatte eine so zärtliche Liebe zu seinem Vater, daß er noch in seinen zarten Kinderjahren eine Melodie componirte, in welcher er alle seine kindlichen Wünsche und Gefühle gegen seine lieben Eltern ausdrückte, und die er täglich vor Schlafengehen, wozu ihn sein Vater auf einen Sessel stellen mußte, vorsang. Der Vater mußte allezeit die Sekunde dazu singen, und wenn dann diese Feierlichkeit vorbei war, welche keinen Tag durfte unterlassen werden, so küßte er den Vater mit innigster Zärtlichkeit, und legte sich dann mit vieler Zufriedenheit und Ruhe zu Bette. (Ehrenhalle der Menschheit v. Adalb. Müller.)

2) Wir sollen den Eltern für ihre Wohlthaten danken.

Die Gabe der kindlichen Liebe.

Als die Zeit erfüllt war, und Vater Romuald seinen Geburtstag feierte, sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen aller Art und flochten sie ganz heimlich zu einem schönen Kranze, und warteten sehnsuchtsvoll auf den Anbruch des Tages. Als nun die Sonne sich strahlend am Himmel zeigte, gingen alle drei mit entblößten Füßen in des Vaters Kämmerlein, damit er es nicht höre, und legten den Blumenkranz auf des Vaters Bett. Der Vater bemerkte es wohl, that aber, als ob er schliefe. Als er nun das Bett verließ, kam er mit dem Blumenkranze in der Hand und sprach: „Wo sind die Engel, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief?“ Und die Kinder kamen, küßten den Vater und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, und brachte ein zierlich gebundenes Fäßlein mit köstlichem Wein, das Herz des Vaters zu erfreuen. Der Vater ward hoch erfreut, als er vernahm, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder hüpften um den Vater und das Fäßlein. Hernach trat der Vater an den Tisch, und fand ein feines, großes Blatt, auf dem ein schönes, frommes Lied vom zweiten Sohne geschrieben war, der aus der Fremde sich wieder nach Hause begeben hatte. Als der Vater es las, da lächelte er, und die Thränen fielen auf das Blatt. — Da sahen die drei jüngsten Kinder den Vater an und sagten: „Lieber Vater! sieh', so etwas können wir noch nicht machen, wir sind noch zu klein.“ Da nahm der Vater alle drei, das Mädchen und die beiden Knaben, drückte sie an sein Herz und sprach: „O liebe Kinder! denket nicht, daß eure Gabe in meinen Augen geringer sei! Ihr liebet mich so innig, wie die andern, und mein Vaterherz umfaßt euch Alle in Liebe auf gleiche Weise.“ —

Welches herrliche Fest, wenn Kinder ihre heilige Pflicht erkennen und mit Dank und Gegenliebe der Eltern Liebe lohnen! Wie wohlthuend für ein Vater- und Mutterherz!

Kindesdank.

Ein Fürst traf eines Tages auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an, und ließ sich mit ihm in ein

Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner um neun Groschen arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte in der Geschwindigkeit nicht berechnen, wie es möglich sei, täglich mit neun Groschen auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein. Aber der brave Mann im Kittel erwiderte ihm: „Es wäre mir nicht gut, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen, und mit dem zweiten Drittheil zahle ich meine Schulden ab, und das andere Drittheil lege ich auf Capitalien aus." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile mein Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die erst arbeiten lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem Alter auch nicht verlassen werden." — War das nicht schön gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Redlichkeit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm in seinem Alter von dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung in reichem Maße zu Theil.

Trage einen Theil der Schuld gegen deine Eltern ab.

Der Sohn eines Schulmeisters zu Grenade im Departement der obern Garonne, Namens Despet, hatte sich in der Schlacht von Eylau unter den Augen des Kaisers Napoleon sehr ausgezeichnet. Dieser bewilligte ihm das Ehrenkreuz, die Belohnung der Tapferen. Kaum sah sich der junge Despet damit geziert, so eilte er in der Freude seiner Seele, ergriff eine Feder und schrieb an seinen Vater folgenden Brief: „Mein Vater! ich bin Mitglied der Ehrenlegion. Beziehen Sie die Pension davon, welche 250 Fr. beträgt! — Wahrlich! wenn mich der Kaiser zahlt, weil ich meine Schuldigkeit that, so muß ich wohl denen einen Theil abstatten, welchen ich das Leben verdanke. Mein größtes Verlangen war, Ihnen nützlich zu werden; mein Wunsch fängt an, in Erfüllung zu gehen, und ich wünsche mir Glück dazu. Adieu, mein Vater! zählet immer auf die zärtlichste Freundschaft Eures Sohnes." — Welcher edle kindliche Zug von Liebe und Dankbarkeit!

Vergiß deiner Eltern auch in der Ferne nicht!

Nelson, der berühmte Seeadmiral, kam, kaum zwölf Jahre alt, schon an Bord eines Linienschiffes. Er war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als zwei Entdeckungsschiffe in die Nordsee abgehen sollten, bei welcher Expedition ihm die Führung eines Beischiffes, dessen Befehlshaber Capitän Ludwidge war, anvertraut wurde. Hier erwarb er sich das Zutrauen des commandirenden Offiziers in einem so hohen Grade, daß, wenn die Schiffe in der größten Gefahr waren, und die Mannschaft von den Eisbergen eingeschlossen zu werden fürchtete, ihm trotz seines jugendlichen Alters das Commando über eines der Boote aufgetragen wurde, welche ausgeschickt wurden, eine Durchfahrt in die offene See aufzufinden. Bei diesem Anlaß legte er einen Beweis seiner kindlichen Aufmerksamkeit und Dankbarkeit gegen seinen guten Vater ab. Während die Schiffe von allen Seiten vom Eise eingeschlossen waren, wurde Nelson in einer Nacht vermißt, und seine Kameraden waren über sein Schicksal in der äußersten Verlegenheit, bis man ihn endlich bei Anbruch des Tages von Weitem einen großen Eisbären verfolgen sah. Er war bloß mit einer Flinte bewaffnet, die, da das Schloß derselben durch einen Zufall unbrauchbar geworden war, ihm nur als Knüttel dienen konnte; und doch hatte er in dieser schwachen Rüstung die Entschlossenheit und den Muth, diesem wilden Thiere nachzusetzen, in der Hoffnung, es zu ermüden und dann mit der Kolbe des Gewehres todt zu schlagen. Bei seiner Rückkunft machte ihm der Capitän einige harte Vorwürfe und fragte ihn in einem

entschiedenen Tone, was ihn zu einer so unüberlegten und unbesonnenen That verleitet habe; worauf der junge Held folgende Antwort, die das Herz des gefühllosesten Wütherichs erweicht haben würde, gab: „Ich hoffte, mein Herr! meinem alten Vater einen Pelz zu verschaffen." —

3) Wir sollen für unsere Eltern beten. „Wir ermahnen dich flehentlich," sagt der Apostel (1. Tim. 2, 1.), „daß Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen entrichtet werden, besonders für die Obrigkeiten." Vor allen andern Menschen sind aber die Eltern den Kindern am Nächsten; sie sind ihre erste, natürliche Obrigkeit; darum sollen die Kinder tagtäglich für das zeitliche und ewige Wohl ihrer Eltern beten und zu Gott flehen, daß er ihre Lebenstage verlängere, ihnen alles Gute verleihe und sie einst im Himmel die Belohnung für ihre elterliche Liebe und Sorgfalt finden lasse.

Der kräftigste Neujahrswunsch.

Die Glocken des Thurmes begrüßten mit hellem Klange die Ankunft des neuen Jahres. Da erwachte Vater Joseph, der seit zwölf Wochen krank gewesen und das Bett hüten mußte.

„Ei, wie ist mir doch so wohl!" sagte er zu sich selbst. — „Welche Veränderung! Ich fühle keine Schmerzen mehr; ich fühle mich stark und heiter, wie ein Gesunder!" — Und er streckte die Hände in der Finsterniß aus zu Gott, und dankte für die Genesung.

Und er erinnerte sich an seine zwei Söhne und seine Tochter Maria, die seither so fleißig für ihn gearbeitet, und ihn mit dem, was ihre Hände verdienten, ernährt hatten. Sonst kamen sie am Neujahrsmorgen immer zu seinem Bette, und wünschten ihm fröhliches Neujahr. — Jetzt brach der Tag an, und sie waren nicht gekommen. „Wie?" dachte der Vater, „haben sie mich nicht mehr lieb wie sonst, da sie nun für mich arbeiten müssen, und ich ihnen nichts geben kann?" — Indem er so dachte, hörte er nebenbei in der Kammer bitterlich weinen.

Er stand auf. Er kleidete sich an, und fühlte sich gesund. Er öffnete die Kammerthüre, und suchte seine Kinder.

Ach! da lagen die drei frommen Kinder auf den Knieen, weinten und beteten: „O Gott! mach' unsern lieben Vater gesund! Er ist ja so fromm und gut. Gib ihm seine Gesundheit, daß er munter und heiter in's neue Jahr eingehe!"

Da konnte sich Vater Joseph nicht halten. Er umarmte seine geliebten Kinder, und sprach: „Euern Neujahrswunsch hat Gott im Himmel erhört. Ich bin gesund; aber stehet nicht auf! Ich will mitten unter euch knieen und Gott danken, daß er mir auf dieses euer Gebet so eben meine Gesundheit, und an euch so fromme, gute Kinder gegeben hat!" (Jugendbibliothek, 15. Bd.)

Der betende Negersklave.

Ein Missionär auf den englischen Colonien ging eines Tages an einem Schulzimmer vorüber, in welchem er einen jungen Negersklaven beten hörte. Das Gebet lautete also: „O Herr Jesus! ich danke dir, daß du ein großes Schiff in mein Vaterland geschickt hast, und in diesem Schiffe schlechte Menschen, mich wegzunehmen und hierher zu bringen, damit ich von dir reden hören und dich lieben lernen konnte. Und jetzt, Herr Jesus! habe ich dich noch zu bitten um eine große Gnade; ich bitte dich, schicke andere böse Menschen auf einem andern großen Schiffe, daß sie meinen Vater und meine Mutter auch wegnehmen und in dieses Land bringen, damit sie auch die Missionäre hören, und dich lieben lernen!" — So betete das schwarze Kind. Einige Tage nachher sah der Missionär das Kind am Ufer des Meeres, wie es seine Blicke unverwandt auf die hohe See hinaus richtete und die ankommenden Schiffe mit seinen Augen verfolgte.

„Nach was siehst du, Thomas?" sagte der Missionär zu dem Kinde. Es antwortete: „Ich sehe, ob Jesus mein Gebet nicht erhört hat." Zwei Jahre lang sah man das Kind Tag für Tag, so wie es frei hatte, am Ufer Wache

halten und jedes ankommende Schiff beobachten. Eines Tages endlich sah es der Missionär leuchtend vor Freude zurückkommen und über sein großes Glück jauchzen. „Nun, Thomas! was macht dir so viele Freude?" sagte er. „O! Jesus hat mein Gebet erhört," rief es; „mein Vater und meine Mutter sind mit diesem Schiffe angekommen." (Beispiele des Guten.) — Wie sehr muß Gott, dem Herrn, ein solch kindliches Gebet gefallen!

4) Kinder sollen ihren Eltern durch gutes Betragen Freude und Ehre machen.

Die gottesfürchtige Mutter und ihre beiden Söhne.

Eine arme Wittwe, die des Gebrauches ihrer Glieder beraubt war, empfand seit lange einen lebhaften Schmerz darüber, daß sie dem Gottesdienste nicht beiwohnen konnte, eine Pflicht, welche sie recht pünktlich erfüllt hatte, und die für ihre gottesfürchtige Seele mehr als je ein Bedürfniß war. — Jeden Sonntag wiederholte sie betrübt ihren beiden Söhnen: „Wie glücklich würde ich sein, wenn ich die heilige Messe hören könnte! Aber ich bin zu schwach, um den weiten Weg zum Dorfe machen zu können." Bei diesen Worten brach die arme Mutter in Thränen aus und seufzte tief; dann küßte sie das Kreuz ihres Rosenkranzes, den sie mit größter Sammlung und Ergebung abbetete. — Ihre beiden Söhne, so gottesfürchtig wie sie, fanden ein Mittel, ihren frommen Wunsch zu erfüllen. — Sie richteten zwei starke Stöcke zu einem Sessel für ihre Mutter zu und trugen sie auf demselben in Mitte einer bewegten Menge, die ihnen den Weg mit Blumen bestreute, zur Kirche. — Der ehrwürdige Pfarrer, von diesem schönen Zuge der Ergebung in Kenntniß gesetzt, bestieg die Kanzel und nahm zum Texte die Worte des Deuteronomiums: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, wie der Herr, dein Gott, es dir geboten hat!" Seine Rede war voll Salbung und brachte bei den Zuhörern eine rührende Wirkung hervor, besonders als er die dieser frommen Familie auf den Weg gestreuten Blumen mit den Segnungen verglich, die Gott bald über sie verbreiten würde.

5) Kinder sollen ihre Eltern unterstützen, d. h. ihnen ihre Arbeiten und Mühen erleichtern, ihnen in Gefahren beistehen, ihrer Noth und Armuth nach Kräften abhelfen, ihre Leiden lindern, ihre Thränen trocknen, überhaupt ihnen in geistlicher und leiblicher Noth beistehen. „Die Liebe des ächten Freundes dauert immer; besonders erweiset sie sich in der Zeit der Noth recht brüderlich." (Sprüchw. 17, 17.) Wenn dieß von der Freundesliebe gilt, so muß es gewiß um so mehr von der kindlichen Liebe gelten.

Jesus, der Dienstfertige.

Von der Dienstgefälligkeit Jesu gegen seine Eltern und von dem erhabenen Beispiele seiner Unterwürfigkeit gegen sie macht uns der heilige Vincentius Ferrerius folgende Schilderung: „Die Jungfrau nimmt am frühen Morgen den Eimer, um Wasser zu schöpfen; Joseph naht ihr, um ihr den Eimer abzunehmen; der Knabe Jesus eilt herzu, nimmt den Eimer und sagt: »Ich will gehen.« O Herr! warum thust du dieses gemeine Werk? Warum verrichtet nicht ihr es, Maria und Joseph?! Sie antworten: »Wir sind dazu bereit; aber er will es selber thun.« Ihr heiligen Engel! warum nicht ihr? Sie antworten: »Wir sind dazu bereit; aber er will es selber thun.« Warum du selber, o Herr?! »Damit, wenn junge Christen einst von diesen Diensten hören, die ich meinen Eltern erwiesen habe, auch sie bereit sein mögen, ihren Eltern beizustehen und keines Dienstes sich zu schämen!«"

Die Unterstützung.

Besonders schön ist es, wenn Kinder, die sich selbst ihre saueren Kreuzer hart verdienen müssen, sich so manchen Sparpfennig zurücklegen, um damit die leibliche Noth ihrer Eltern erleichtern zu können. „Warum rauchest du keinen Tabak mehr?" fragte 'einmal ein Hausvater seinen Knecht. Dieser wollte es anfangs nicht sagen; als man aber in ihn drang, sprach er: „Ich denke, es ist

besser, daß ich die zwei Batzen, welche mich der Tabak alle vierzehn Tage kostet, meinem armen Vater gebe." (Jais 1. Bd. 7. Gesch.)

Als der Korporal Trim das vierte Gebot hergesagt hatte, fragte ihn der alte Shandy: „Was heißt das: Vater und Mutter ehren?" Und Trim antwortete: „Ihnen die halbe Löhnung geben, weil sie arm und alt sind."

Die gute Tochter.

In dem hannöverischen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter, geringer Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabei ein kleiner Garten war Alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze, unter schwerer Arbeit und Mangel, hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen, und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte und ihre ganze kleine Habe. — Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äußerste Elend versetzt. Ihre Tochter Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Eltern mit unsäglichem Schmerze, aber nicht mit jener bloß leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet und sie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entschluß, ihren Eltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele; in innigem Gebete vor Gott errang sie höhere Kraft, und mit christlicher Freudigkeit schritt sie zur Ausführung. — Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern verlor, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Eltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahe gelegenes Haus, und versprach, für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste ward sogleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Eltern verwendet. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hilflosen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Eltern stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter Anderem dem Schuh- und Strümpfetragen, entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen. — Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte und machten sie bekannt. Das Mädchen ward unter dem Namen der guten Tochter in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Menschen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen. O! es war ein rührender Anblick, wie die armen Eltern über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott dafür priesen. Auch dem Werkzeuge dieses Glückes, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt. Sie, die einzig und allein nicht sich, sondern ihren Eltern lebte, wollte aber keine Versorgung haben, so lange ihre hilfsbedürftigen Eltern noch

lebten. Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die guten Eltern an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr vergessend — pflegte die Edle ihrer sterbenden Eltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen wie dem andern die Augen zu.

Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet sein; denn am nämlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte und die Leichen ihrer verstorbenen Eltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nämliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

Rette deine Eltern aus Gefahren!

Aeneas, ein Prinz aus der Familie des letzten trojanischen Königs, Priamus, hatte in dem zehnjährigen Kriege, den die Griechen deßwegen mit Troja führten, weil Paris, des Priamus Sohn, dem Könige von Sparta, Menelaus, seine Gemahlin Helena entführt hatte, sich zwar als einen tapferen Mann bewiesen, aber doch immer zur Herausgabe der Helena und zum Frieden mit den Griechen gerathen. Endlich eroberten diese die Stadt, wie die Fabel sagt, durch das hölzerne Pferd und zerstörten sie. Während die Feinde in die Stadt drangen, nahm Aeneas seinen alten Vater Anchises auf seinen Rücken, und seinen Sohn Askanius oder Julus an die Hand, und flüchtete sich so mit ihnen aus dem brennenden Troja. Mit mehreren seiner flüchtigen Landsleute begab er sich zu Schiffe und landete nach einer Fahrt von einigen Jahren in Italien, wo er das Reich der Lateiner stiftete. Sein Sohn Julus, nach welchem die römische Familie des Julius Cäsar genannt sein soll, baute in Latium, westlich in Italien, die Stadt Alba Longa; und einer der letzten albanischen Könige, Numitor, ward durch seine Tochter Rhea Silvia der Großvater des Romulus, welcher die Stadt Rom erbaute.

Die gerettete Mutter.

Von Würtemberg naheten im Jahre 1634 Kaiser Ferdinands Wallonen der badischen Stadt Pforzheim. Schrecken ergriff die Einwohner; sie verließen ihre Häuser und zerstreuten sich in alle Gegenden. — Es lebte damals in dieser Stadt Kaspar Maler, Amtskellereinnehmer, mit seinen Geschwistern und einer hochbetagten Mutter. Auch er beschloß, der Gefahr zu entweichen und jenseits des Rheins eine Freistätte zu suchen; aber es galt schnelle Flucht, und dieser stand ein großes Hinderniß entgegen. Wie sollte man nämlich die schwache Greisin fortbringen — sie, die des Sonntags kaum in die nahe Kirche sich schleppen konnte? Ein Gespann war für keinen Preis aufzutreiben; denn wer eines hatte, brauchte es, um sein eigenes Hab und Gut zu retten. — Noch immer sann der Amtskellereinnehmer über ein Mittel nach, die Mutter zu retten; da fiel zufällig sein Blick auf ein Wägelchen im Hofe, das leicht fortzubringen war. „Hier ist, was wir brauchen," rief er freudig aus, und die Kinder eilten, der alten Mutter einen bequemen Sitz zu bereiten, und spannten sich dann vor den Wagen. Ueber Berg und Thal, oft auf ungebahnten Nebenwegen, die man einschlagen mußte, um dem eindringenden Feinde auszuweichen, ging mühsam der Zug. Doch die kindliche Liebe gab Kraft; glücklich erreichte die Familie das linke Ufer des Rheins und kam in Landau an. Gleichsam im Triumphe zogen sie in dieser Stadt ein. Jedermann betrachtete mit Rührung die treuen Kinder, welche die alte Mutter als ihre kostbarste Habe gerettet hatten.

Noch heute blüht die Familie Maler, und in ihrem auf Pergament geschriebenen Familienbuche findet sich diese Geschichte aufgezeichnet. (Utz's kleiner Katechismus, S. 366.)

Die kostbare Bürde.

Einen schönen Zug kindlicher Liebe und Dienstfertigkeit finden wir auch im Leben eines Heiden, des jüngern Plinius, zum Beweise, daß die Völker, welche kein geschriebenes Gesetz haben, sich selbst ein Gesetz sind. (Röm. 2, 14.) Bei einem Ausbruche des Vesuv war Plinius der Jüngere mit seiner ganzen Familie in Myzenä. Alle Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht; allein Plinius war bereit, Alles zu unternehmen, um einer Mutter das Leben zu retten, das ihm theurer war, als das seinige. Vergeblich beschwor sie ihn, einen Ort zu fliehen, wo sein Untergang gewiß sei; vergeblich stellte sie ihm vor, daß ihr hohes Alter und ihre Gebrechlichkeit ihr nicht erlaubten, ihm zu folgen, und daß das geringste Verweilen ihnen beiden den Tod zuziehe; Plinius wollte lieber mit seiner Mutter sterben, als sie in einer dringenden Gefahr verlassen. Er zog sie wider Willen fort und nöthigte sie, zu fliehen. Sie gab endlich der zärtlichen Liebe ihres Sohnes nach, weil sie es sich zum Vorwurfe machte, seine Flucht zu verzögern. Schon fiel die Asche auf sie; Dünste und Rauch, welche die Luft verdunkelten, hatten den Tag in die schwärzeste Nacht verwandelt. In Finsterniß gehüllt, hatten sie nichts, ihre wankenden Tritte zu leiten, als das Leuchten der Flammen. Man hörte nichts, als Wehklagen und Jammergeschrei, welches die Dunkelheit noch schrecklicher machte. Allein dieses fürchterliche Schauspiel konnte die Standhaftigkeit des Plinius nicht erschüttern, noch ihn bewegen, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein, so lange seine Mutter in Gefahr war. Er unterstützte sie, trug sie auf seinen Armen, seine zärtliche Liebe belebte seinen Muth und machte ihn der größten Anstrengungen fähig. Der Himmel lohnte ein so lobenswürdiges Betragen dadurch, daß er ihm seine Mutter erhielt und beide der Gefahr entkommen ließ. (Krautheimer.)

Die fromme Tochter und die gefangene Mutter.

In den Werken des heil. Ambrosius kommt folgendes Beispiel von kindlicher Liebe vor: „Höchst bewunderungswürdig ist das Mitleid jener Tochter,“ sagt er, „welche ihre gefangene Mutter besuchte und ernährte. Die Geschichte begab sich noch zur Zeit des Heidenthums. Es war von dem Präfekten strenge verboten, Speise in das Gefängniß zu bringen. Sobald nun die Tochter in dasselbe eingelassen war, reichte sie allezeit der Mutter ihre Brüste und nährte sie solcherweise mit ihrer Milch. Endlich ward sie einmal überrascht, während sie die Mutter also nährte. Auf diese That wurde die Mutter der kindlichen Liebe geschenkt und beide lebenslänglich unterhalten — jener Ort aber zum Tempel erbaut und der Göttin der Pietät (der kindlichen Liebe) geweiht, wo jetzt das Theater des Marcellus steht.“ (S. Ambros. Lib. 5. hexaem. cap. 17.)

Wende von deinen Eltern Leiden ab!

Bei einem preußischen Infanterieregimente dienten Vater und Sohn; jener als gemeiner Soldat, dieser als Unteroffizier. Der General ließ das Regiment einmal exerziren, und bemerkte bei der Compagnie, worunter jene beiden, Vater und Sohn, standen, einen sehr groben Fehler beim Abfeuern der Gewehre. Sogleich ritt der General auf den Unteroffizier los, und fragte mit zorniger Stimme: „Wer hat den Fehler gemacht, Unteroffizier?“ — „Ew. Exzellenz! ich weiß es nicht,“ gab dieser zur Antwort. — „Den Augenblick gesagt, oder ich laff' Ihm fünfzig aufzählen.“ — „Ew. Exzellenz! ich weiß es nicht; ich habe es nicht bemerkt.“ — „Nun gut!“ sagte der General zornig, „damit Er künftig aufpassen lernt, so soll Er auf der Stelle fünfzig Hiebe erhalten.“ Die Strafe ward sogleich vollzogen. Nachdem sie der junge Unteroffizier standhaft ausgehalten hatte, sagte der General: „Nun, wird Er's künftig wissen?“ — „O ja, Ew. Exzellenz! ich weiß es auch dießmal, wer den Fehler begangen hat; es war mein alter Vater.“ — Den General rührte dieser Zug der kindlichen Liebe so sehr, daß er stillschweigend wegritt, am folgenden Tage den jungen

Unteroffizier zum Feldwaibel ernannte, und seinem alten Vater den Abschied mit einer anständigen lebenslänglichen Pension ertheilte. (Dewora.)

Sieg der kindlichen Liebe.

In den Tagen der Schreckenszeit wurde unter andern Schlachtopfern der Parteiwuth auch ein angesehener Bürger von Lyon, Delleglace, verhaftet und gefangen nach Paris geschleppt. Seine Tochter verlangte mit ihm hinweggeführt zu werden; man schlug es ihr ab. Nun, ohne ihre schwache Gesundheit zu berücksichtigen, entschloß sie sich, die Reise zu Fuß mitzumachen. Einen Weg von mehr als hundert Stunden lief sie neben dem Wagen her, der ihren Vater trug. Abends eilte sie dem Fuhrwerke voraus und sorgte, in den zum Nachtlager bestimmten Ortschaften Speisen und ein bequemes Bett zu bekommen. So begleitete sie ihren Vater bis vor die Thore des großen Kerkers in Paris. Hier trennte sie sich von ihm, um an seiner Befreiung zu arbeiten. Drei Monate hindurch sah man sie täglich in den Gerichtshöfen, um Menschlichkeit und Recht flehend. Endlich gab man ihr den Gefangenen frei. Stolz auf den Sieg ihrer Kindesliebe führte sie den geliebten Vater zu seiner Familie zurück. Aber auf der Heimreise erkrankte sie; Mühseligkeiten jeder Art hatten ihre Kräfte erschöpft. Sie starb in den Armen ihres Vaters, dessen Leben sie mit Aufopferung des eigenen gerettet hatte. (A. Müller's Ehrenhalle.)

Liebe und Muth eines Kindes.

Ein braver Bürger von San-Domingo, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er reich war, wurde aus diesem Grunde auf die Liste der Geächteten gesetzt. Die Rasenden, die sich noch den Namen Patrioten beizulegen frech genug waren, während sie ihre Hände mit dem Blute der beßten Bürger befleckten, verklagten ihn als einen Feind des Gemeinwohls, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verdammt. Zum Glücke war der edle Colonist Vater, Vater einer kleinen Tochter voll Muth, Zärtlichkeit und Kraft. Als man ihn aus dem Schooße seiner Familie herausriß, da begleitete ihn sein Kind mit dem heldenmüthigen Entschlusse, das Schicksal seines Vaters, sei es auch noch so furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die ersten hinzurichtenden Schlachtopfer gestellt hatte, die Augen verbunden, die Hände zusammengeschnürt, schon richteten die Mordgehilfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der, aller Hoffnung beraubt, sich zum Tode gefaßt gemacht hatte. Siehe — da hatte die weise und gütige Vorsehung für ihn eine liebenswürdige Retterhand ausersehen. In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeuerung des Geschützes gegeben wurde, sprang ein kleines Mädchen hervor mit dem Geschrei: „Mein Vater! ach, mein Vater!" — Umsonst suchte man sie der Todesgefahr zu entreißen, umsonst versucht man Drohungen; nichts vermag sie aufzuhalten, nichts sie zu schrecken. Sie springt ihrem Vater entgegen, umschlingt seinen Körper, drückt ihn fest an sich mit ihren kleinen Armen, und erwartet so den Augenblick, wo sie sterben wird mit dem Urheber ihres Lebens. „O meine Tochter, theures Kind! einzige süße Hoffnung deiner jammernden Mutter, die bald Wittwe sein wird" — ruft ihr der Vater zitternd und unter Thränen zu, — „fliehe, ich beschwöre dich, ich befehle es dir!" — „O mein Vater" — erwiderte sie, — „laß mich! wir sterben zusammen!" — Wie stark ist doch die Gewalt der Tugend selbst über die sonst gefühllosesten Gemüther! Dieses unerwartete Ereigniß entwaffnete den Befehlshaber bei der Mordscene. Vermuthlich war er selbst Vater. — Die Stimme der Verwunderung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern seines Herzens. Unter einem scheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todesstrafe und befiehlt, ihn in Gesellschaft seines Kindes nach dem Gefängnisse zurückzuführen. Ein Augenblick Aufschub ist bisweilen sehr kostbar. Bald gewann die Sache ein anderes Ansehen. Der gute Vater wurde freigelassen, und von diesem glücklichen Tage an

ergriff er jede Gelegenheit, mit der zärtlichsten Rührung die heroische That seiner kleinen, erst zehnjährigen Tochter zu erzählen. (Jugendbibl. 19. Bd.)

6) Endlich sollen die Kinder ihre Eltern im Alter und in Krankheit pflegen und nach dem Tode für eine angemessene Beerdigung derselben sorgen, sowie ihrer stets in Liebe gedenken. (Siehe oben das Beispiel: „Die gute Tochter.")

Der ägyptische Joseph.

Diese kindliche Liebe bis zum Grabe finden wir ganz besonders in der schönen Geschichte des ägyptischen Joseph. Wem ist sie nicht bekannt? Sobald er sich seinen Brüdern zu erkennen gab, war seine erste Frage: „Lebt denn mein Vater noch? Eilet," fährt er fort, „und saget ihm: Dein Joseph läßt dir sagen: Gott hat mich zum Herrn Aegyptens gesetzt; komm herab zu mir; säume nicht! Du sollst nahe bei mir sein mit deinen Kindern und Enkeln. Ich will dich versorgen, damit du keinen Mangel leidest." — Er versieht seine Brüder mit Allem, was des Vaters Reise bequem machen kann, und fährt demselben, als er seine Ankunft vernimmt, entgegen. Als er ihn kommen sah, stieg er aus seinem Wagen, lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, küßte ihn und weinte laut vor Freuden. Er schämte sich desselben, obschon er nur ein armer Hirt war, in seiner beinahe königlichen Würde nicht, sondern bewies ihm öffentlich alle Ehrenbezeugung, so wie er ihn auch in aller Ehrerbietung dem Könige vorstellte, auf dessen Erlaubniß er ihm die fruchtbare Landschaft Gosen zum Aufenthalte anwies. Kurz, er benützte seine ganze Macht, um seinem Vater wohl zu thun; „er versorgte," heißt es in der heiligen Schrift, „seinen Vater, seine Brüder und das ganze Haus seines Vaters." Noch siebzehn Jahre lebte Jakob in Aegypten, als auf einmal Joseph vernimmt, daß sein Vater krank liege. Ohne Verzug reiste er zu ihm, und erfüllte auf's Treueste die Pflichten eines guten Kindes, indem er ihn zärtlich verpflegte, und ihn bis zu seinem letzten Athemzuge nicht verließ. Als Jakob verschieden war, fiel Joseph auf dessen Angesicht und drückte ihm die Augen zu. Nun war des Vaters Leichnam der Gegenstand seiner kindlichen Sorgfalt. Nicht nur vollzog er genau den letzten Willen des Verblichenen, ihn in Kanaan begraben zu lassen; sondern er ließ ihn auch nach seinem Stande auf's Ehrenvollste beerdigen.

Kindesliebe bei den Chinesen.

Es gibt wohl kein Reich auf Erden, in welchem so sehr auf kindliche Liebe gegen die Eltern gedrungen wird, als in dem ältesten aller bestehenden Reiche, im Reiche China. Da ist Liebe und Verehrung gegen die Eltern sogar ein Staatsgrundsatz. Um das Jahr 1689 ließ der große Kaiser Kang-hi ein großes Werk in hundert Büchern über die kindliche Liebe bekannt machen, zu dem er selbst eine schöne Vorrede schrieb. Allein dieser Kaiser, einer der weisesten und größten Herrscher, schrieb nicht nur von der kindlichen Liebe, sondern er handelte auch in dieser Liebe; er übte diese kindliche Pflicht gegen seine Mutter, so lange sie lebte; besonders aber zeigte sich sein kindlicher Sinn im schönsten Lichte, als seine gute Mutter krank war und sich dem Tode näherte. Da schrieb er an einen Großen des Reiches, an den Hing-pu oder Justizminister, wie folgt: „Meine Bekümmernisse verlassen mich weder bei Tag noch bei Nacht; Schlaf und Nahrung gehen mich nichts mehr an; mein ganzer Trost ist der, daß ich meine Gedanken zum erhabensten Gott des Himmels richte. Ich habe mich niedergeworfen mit thränenden Augen. Ich habe mich versenkt in Nachsinnen, wie ich mich seines heiligen Beistandes versichern könnte, und da schien mir, daß die Erhaltung der Menschen, die er leitet, das sicherste Mittel sei, von seiner unendlichen Huld und Güte die Verlängerung eines Lebens zu erhalten, welches wir Alle mit dem unsrigen erkaufen möchten." Er schenkte dem zu Folge allen Uebelthätern das Leben, mit Ausnahme jener, welche das Gesetz des Reiches von der Begnadigung ausschließt. Der Kaiser schließt mit den Worten: „Ich

bitte Gott des Himmels, daß er mein Verlangen segnen wolle." .... Er ging in feierlichem Umgange von allen Großen begleitet und opferte für die kranke Kaiserin. Als ihre Krankheit zunahm, brachte er Tag und Nacht an ihrem Bette zu, wo er auf einer Matte schlief, um sie immer pflegen zu können. Er fand nur Trost, wie er sagte, in der Pflege dieser geliebten Mutter, welche seine Jugend mit so großer Weisheit und zartester Mutterliebe gepflegt hatte.

Als die Fürsten des Hauses und die Großen des Reiches ihn baten, zu erlauben, daß sein sechzigster Geburtstag feierlich begangen würde, antwortete er: „Ich hatte nie Geschmack, oder Gefallen an großen Lustbarkeiten und Hoffesten. Doch mag ich nicht ganz versagen, was die Liebe der Fürsten und der Großen von mir begehrt. Da aber diese Feierlichkeit in die Zeit der Todestage meines ruhmvollen Vorfahrers und erhabenen Vaters, wie auch der erhabenen Kaiserin, meiner Mutter, fallen würde, so ist ihr Andenken meinem Herzen zu gegenwärtig, als daß ich zugeben sollte, daß diese Tage Tage der Ergötzung würden." (Dr. Haid, III. Bd.)

Kind! sei der Eltern Stütz', verpfleg' sie bis in's Grab;
Und denk', du trägst dadurch nur deine Schulden ab!

Die kindliche Trauer.

Ludwig IX., König von Frankreich, war noch in Palästina, als er die Nachricht erhielt, seine Mutter, die Königin Blanka, habe das Zeitliche verlassen. Der König schrie laut auf, kniete dann, mit Thränen benetzt, vor dem Altare nieder, und sprach mit gefalteten Händen: „Herr! ich danke dir, daß du mir auf einige Zeit eine so gute Mutter geschenkt hast; doch es war nur ein geliehenes Gut, das ich aus deiner Hand empfing, und du nahmst es wieder, sobald es dir gefiel. Kein sterbliches Geschöpf liebte ich so, wie sie; sie verdiente es auch. Da dieß aber dein Wille ist, so sei auch dein Name ewig gepriesen!" Er behielt seinen Gewissensrath bei sich und betete die Tagzeiten für die Abgestorbenen mit ihm ganz aus. Nach diesem blieb er zwei Tage in seinem Zimmer, ohne mit Jemand zu reden, ließ ein Seelenamt und unzählige Messen für die Seele der Verblichenen lesen, und schickte überdieß in die Kirchen nach Frankreich sehr viele Edelsteine, damit man in denselben für seine Mutter und für ihn selbst beten möchte. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche, 13. Bd. Seite 79 und 80.)

Die Grabesbestattung des Vaters.

Thomas Morus, Reichskanzler von England, starb als ein heldenmüthiger Martyrer für den katholischen Glauben auf dem Schafote. Aus Furcht vor dem Zorne des Königs Heinrich VIII. getraute sich Niemand, ihn ehrbar zu begraben. Da kam seine Tochter Margaretha, und erfüllte mit Unerschrockenheit diese letzte Pflicht gegen einen so geliebten Vater, ließ ihn auf das Anständigste zur Erde bestatten, und die kindliche Liebe hielt den Tyrannen so in Ehrfurcht, daß er es nicht wagte, ihr etwas in den Weg zu legen. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche, 17. Bd. S. 466.)

Frommes Andenken an Eltern.

Ein Kaufmann mußte seiner Geschäfte wegen über das Meer in ein weit entlegenes Land reisen. Er kaufte zuvor einen Rosenstock, rief seine Söhne und Töchter zusammen, und pflanzte mit ihnen den Rosenstock in seinen Garten. „So oft ihr," sagte er, „diesen Rosenstock ansehet, erinnert euch eures Vaters! Ehe dieser Stock zweimal Rosen trägt, werde ich, wenn es Gottes Wille ist, wieder zu Hause sein." Als er so gesprochen hatte, reiste er fort. Wie oft die Kinder den Rosenstock betrachteten! Schon im ersten Sommer trug er Rosen. Das war eine Freude! Und der Wohlgeruch dieser Rosen — o, er übertraf den Wohlgeruch aller Rosen, die sie bisher gebrochen hatten!

Indessen erhob sich auf dem Meere ein heftiger Sturm, schleuderte das

Schiff an einen Felsen, und der Vater mit allen Leuten, die auf dem Schiffe waren, wurde in das Meer gestürzt, und büßte das Leben ein.

Da die Kinder des Vaters Tod vernahmen, schlugen sie vor Schrecken die Hände zusammen und jammerten sehr.

Als der Stock wieder Rosen trug, versammelten sie sich, gingen in den Garten, standen um den Rosenstock her, dachten der Liebe des seligen Vaters, seiner Lehren und Ermahnungen, und weinten so herzlich, wie sie bei der Nachricht von dem Tode des Vaters geweint hatten.

Der Nachbar hörte diesen Jammer, ging zu den Kindern in den Garten und sagte: „Gute Kinder! der Rosenstock wird euch zum Schmerze; ich will ihn ausgraben, und in meinen Garten pflanzen, daß euch sein Anblick nicht mehr betrübe.“

Da sprachen die Kinder: „Lasset, lieber Nachbar! lasset uns den Rosenstock in unserm Garten! Trägt er uns auch nur Thränenrosen, so sind es ja Thränen der kindlichen Liebe, die Gott einst trocknen wird. Lasset, Nachbar! ach, lasset uns den Rosenstock!“

Darauf gaben sich die Kinder das Wort, gut, fromm und unschuldig zu bleiben, und so das Andenken an den theuren Vater in Ehren zu halten. Dann umarmten sie sich, und gingen voll guter Vorsätze in die stille Wohnung zurück.

Der Waisenknabe.

Die Liebe für die Eltern darf auch nicht einmal mit ihrem Tode enden; sie muß vielmehr über das Grab hinausreichen. Gute Kinder fühlen stets mit wehem Herzen den Verlurst ihrer guten, theuren Eltern und weihen ihnen mit dankerfüllter Seele so manche Thräne kindlicher Liebe auf's kühle Grab; nie erlischt in ihrem Geiste das fromme Andenken an alle jene Mühen und Plagen, Sorgen und Wohlthaten, die ihnen von den guten Eltern gewidmet wurden. — In dieser Beziehung zeichnete sich ganz besonders ein armer Waisenknabe aus, der schon in den frühesten Jahren seines Lebens Vater und Mutter verloren hatte und sonach verlassen in der Welt dastand. Gar oft konnte man aus seinem Munde voll Rührung folgendes Lied singen hören:

Nur noch einmal in meinem ganzen Leben
O möcht' ich meine Eltern wieder seh'n!
Was würde ich dafür nicht Alles geben,
O könnte dieses noch einmal gescheh'n!
Ich würde sie alsdann mit holden Blicken
Und o mit welchem kindlichen Vertrau'n
Allhier an meinen treuen Busen drücken,
Und wonnevoll dann in ihr Antlitz schau'n.

Der liebe Gott, ach! hat sie mir entrissen,
Die meine Freud', mein Glück, mein Alles war'n.
Die Thränen, die für sie jetzt immer fließen,
Die werden fließen noch in spätern Jahr'n.
O Mutter, die du mich mit Schmerz geboren!
Ich weiß, du liebtest mich gewiß recht sehr;
Ich habe dich auf immer nun verloren,
Und auch mein Vater lebt schon längst nicht mehr.

Wenn ich noch denk' an jene frohen Stunden,
Da ich vergnügt bei meinen Eltern saß,
O welche Wonne hab' ich da empfunden,
Als ich mein Stückchen Brod mit ihnen aß!
Ich fühlte nichts von einem Gram, von Sorgen,
Mir war mein Herz vor Freuden immer voll,
Ich war vergnügt am Abend, wie am Morgen;
Denn damals ging es mir ja freilich wohl.

Sie sorgten stets für mich und meine Brüder,
Und zogen uns zu edlen Menschen auf;
Ich seh' euch nun, ihr Eltern! nimmer wieder,
Der liebe Gott nahm euch zu sich hinauf.
Dort werdet ihr nun ewig bei ihm wohnen,
Dort schaut ihr immer Gottes Antlitz an;
Dort wird er euch, ihr Eltern! das belohnen,
Was ihr an euren Kindern Gut's gethan.

O möchte man den hohen Werth erkennen,
Wie gut es ist, wenn Eltern lange leb'n!
Ja, jedes Kind darf wohl sich glücklich nennen,
Wenn es sich sieht von ihnen stets umgeb'n.
Ja! keine Liebe ist auf dieser Erde
So groß und mächtig wie die Elternlieb';
Die Mutter trüg' gern jegliche Beschwerde,
Wenn nur ihr krankes Kind am Leben blieb'!

Ihr Kinder, die ihr noch das Glück genießet,
Daß eure Eltern noch am Leben sind,
Sucht, daß ihr ihre Tage stets versüßet,
Wie sich's gebührt für jedes gute Kind;
Und bittet Gott, daß sie recht lange leben,
Behandelt sie gerecht und liebevoll,
Seid euren Eltern kindlich fromm ergeben!
Dann geht es euch auf Erden immer wohl.

Wenn alsdann der gute Knabe sein schönes Lied geendet hatte, trocknete er sich seine Thränen aus dem Auge; und Alle, die es hörten, wurden tief ergriffen, und gute Kinder konnten sich der Thränen nicht erwehren, und wenn sie dann nach Hause kamen, war ihre kindliche Liebe neu und stärker, denn je zuvor.

Texte über kindliche Liebe gegen die Eltern.

a) Aus der heil. Schrift. Die kindliche Liebe sorgt für die Eltern a) im Leben. „Kinder sollen lernen, den Eltern Gleiches zu vergelten; denn das ist wohlgefällig vor Gott." (1. Tim. 5, 4.) „Mein Kind! nimm dich deines Vaters im Alter an und betrübe ihn nicht, so lange er lebt! Und wenn seine Sinne abnehmen, so halte es ihm zu Gute und verachte ihn nicht, welchen Vorzug du auch über ihn haben magst! Denn die Liebe, die du deinem Vater erzeigt hast, wird nimmermehr vergessen." (Ekkli. 3, 14 ff.) b) Im Tode. „Höre, mein Sohn!" sprach der alte Tobias zu seinem Sohne, „was ich jetzt zu dir rede, und präge es deinem Herzen tief ein! Wenn Gott meine Seele wird hinweggenommen haben, so begrabe meinen Leib, ehre deine Mutter, so lange sie leben wird; gedenke daran, wieviele und große Gefahren sie um deinetwillen ausgestanden hat, da sie dich unter ihrem Herzen trug! Wenn auch sie ihr Leben wird vollendet haben, so begrabe sie neben mir im gleichen Grabe!" (Tob. 4, 1 — 6.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Mutter und Tochter! Eltern und Kinder! Ausdrücke der Liebe, Worte der Pflichten, Bande der Natur, zweites Band nach Gott! Es ist kein Lob, wenn ihr liebet, aber ein Laster, wenn ihr hasset. Unser Herr Jesus Christus war seinen Eltern unterthan; er liebte und verehrte seine Mutter, deren Vater er selbst war; er liebte und ehrte seinen Nährvater, den er selbst genährt hatte, und erinnerte sich, daß er auf dem Schooße seiner Mutter, auf den Armen seines Vaters war getragen worden. Darum empfahl er auch, als er am Kreuze hing, dem Jünger seine Mutter, die er vor dem Kreuze nie verlassen hatte." (S. Hieron. Epist. 117. de vitando suspecto contubernio.) — „Speise deinen Vater und nähre deine Mutter! Und wenn du deine Mutter auch ernährest, so hast du ihr doch die Leiden noch nicht vergolten, die sie für dich getragen; du hast ihr nicht vergolten die Nahrung, die sie dir gereicht, indem sie mit mütterlicher Zärtlichkeit dich säugte; nicht vergolten den Hunger, den sie für dich gelitten, damit du nichts Schädliches an ihrer Brust trinken möchtest. Sie hat für dich gefastet, für dich gegessen; für dich die Speise, welche sie wollte, nicht genossen, für dich die Speise genommen, welche sie nicht wollte; sie hat für dich gewacht, für dich geweint; und du lassest sie nun darben? O Sohn! welches Gericht sammelst du dir, wenn du deine Mutter nicht ernährst! Ihr schuldest du, was du hast, ihr schuldest du, was du bist." (S. Ambros. Lib. 8. in Luc. cap. 18.) „Ich betrachte in der Person meines Vaters den Abraham," sprach der heil. Gregor von Nazianz, „und in der Person meiner Mutter die Sara. Fest habe ich mir's vorgenommen, ein frommer Isaak zu sein, zu ihrer Unterstützung in ihrem Alter alles Mögliche beizutragen; und lieber werde ich meine, mir sonst so angenehmen Studien, oder was mir noch lieber sein mag, verlassen, als meinem Vorsatze nicht getreu bleiben." (S. Greg. Naz.) „Besonders

verpflege man die Eltern im Alter und man vergelte ihnen da, was sie uns gethan haben! Denn das Alter hat eine gewisse Kindheit. Eure Kinder sollen von euch sehen, was ihr thuet, damit sie euch einst Aehnliches erweisen.“ (S. Hieron. Epist. laud. de honorandis parent.) „Ordnet eure Liebe! Die richtige Ordnung aber besteht darin, daß man nach Gott seine Eltern und Freunde liebe.“ (Idem in Cantic.) „Je enger zwei Bande aneinander geschlossen sind, desto schwerer kann man sie trennen; ebenso müssen auch die Kinder um so unzertrennlicher sich an ihre Eltern durch Liebe anschließen, je näher sie schon durch das Band der Natur vereinigt sind.“ — „Und wie derjenige, dem Viel gegeben worden ist, die Verpflichtung hat, wieder Vieles entgegen zu thun, so schuldet auch wohl Niemand mehr Dank und Liebe, als ein Kind seinen Eltern, da ihm Niemand mehr gegeben hat, als eben sie.“ (Lohner in Biblioth. instruct. tom. II. pag. 856.)

XXIV. Christliche Lehre.

Von der Ehrfurcht und dem Gehorsame gegen die Eltern.

I. Von der kindlichen Ehrfurcht.

Fr. Worin besteht die zweite Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern?

Antw. Darin, daß sie ihre Eltern ehren und hochachten.

Fr. Wie sollen sie ihren Eltern Ehre erweisen?

Antw. 1) Sie sollen denselben als Gottes Stellvertretern mit Ehrfurcht begegnen; 2) sich derselben nie schämen, und 3) mit deren Schwächen, Gebrechlichkeiten, üblen Launen und Fehlern Geduld haben.

1) Die Kinder sollen ihren Eltern als Gottes Stellvertretern mit Hochachtung und Ehrfurcht begegnen. Diese Ehrfurcht fürchtet, zu betrüben, und bemüht sich, zu gefallen und zu lieben; sie wird in Worten lautbar und erweiset sich in Handlungen. Besonders sucht sie auf alle mögliche Weise und mit Muth die angegriffene Ehre der Eltern zu vertheidigen, die Schmähung tapfer zurückzuweisen, der Verläumdung Stillschweigen aufzulegen.

König Salomon. Der ägyptische Joseph.

Eine solche Ehrfurcht bewies gegen seine Mutter der weise König Salomon. Als einst diese in den Saal trat, wo Salomon auf dem Throne saß, stand dieser sogleich auf, ging seiner Mutter entgegen und setzte sie zu seiner Rechten auf den Thron. (3. Kön. 11, 19.)

Wie ehrerbietig empfing nicht Joseph, der Statthalter von Aegypten, seinen betagten Vater Jakob! Der Sohn vergaß gleichsam, was er wirklich war, und war nur darauf bedacht, wie er seinen Vater ehren könne.

Der chinesische Kaiser.

Der Kaiser von China gibt allen Chinesen ein öffentliches Beispiel und eine laute Lehre dafür, daß Kinder ihre Eltern, ihre Mutter ehren sollen. Es geschieht dieß auf folgende Weise:

Am Neujahrstage geht der Kaiser, in feierlichem Zuge, von allen Fürsten des Hauses und von den Großen des Reiches begleitet, zum Palaste seiner Mutter. Ein Mandarin des Lizu, das heißt, ein Ceremonienmeister, geht voraus, und bittet sie demüthig, daß sie geruhen wolle, sich auf ihren Thron zu setzen, auf daß der Kaiser sich ihr zu Füßen legen könne. Sie setzt sich auf den Thron. Der Kaiser tritt in den Saal, und bleibt Anfangs stehen mit hängenden Armen und niedergeschlagenen Aermeln, Zeichen der Ehrfurcht unter diesem Volke. Alle Großen stehen unten im Vorhofe. Die vereinten Kapellen des Kaisers und der Kaiserin lassen ein rührendes Tonspiel hören. Dann ruft laut ein Mandarin: „Auf die Kniee!“ Der Kaiser wirft sich auf die Kniee, mit ihm der ganze Hof. „Auf den Boden!“ Der Kaiser wirft sich mit dem Gesichte auf

den Boden, auf den Boden wirft sich der ganze Hof. „Stehet auf!" Alle stehen auf. Nachdem sie drei Mal ihre Ehrerbietung bezeugt haben, tritt der Mandarin wieder vor den Thron der Kaiserin und überreicht ihr eine schriftliche Bitte des Kaisers, sie wolle sich wieder in ihr Gemach begeben. — Während der Ceremonien tönt die Glocke des großen Thurms. Das ganze Volk von Pekin (Hauptstadt von China), hört es, daß der Kaiser von China, „der Herrscher über 10,000 Königreiche," wie sie ihn nennen, der Menschheit huldigt. — Das Geläute hört auf, sobald die Kaiserin wieder in ihrem Zimmer ist. Und erst dann nimmt der Kaiser in seinem Palaste die Glückwünsche des Hofes an. — So erweisen China's Kaiser, die mächtigsten Herrscher der Erde, ihrer Mutter die tiefste Ehrerbietung vor den Augen des ganzen Volkes. — Der Kaiser und seine Chinesen beobachten ohne Gesetz, was des göttlichen Gesetzes ist: „Ehre Vater und Mutter!" (Dr. Haid, III. Bd.)

Die kindliche Ehrfurcht.

Thomas Morus suchte nicht ängstlich ansehnliche Aemter; und dennoch wurde er zum Großkanzler, einem der vornehmsten Staatsämter in England, ernannt. Sein Vater aber war nur einer von den ältesten Räthen in dem Gerichte der königlichen Bank, und somit am Range weit geringer, als der Sohn. Da war es nun sehr rührend anzusehen, wenn das Gericht der königlichen Bank seine Sitzung hielt, und der Großkanzler in die Gerichtsstube kam. Er ging hier zu seinem Vater, beugte sich sehr ehrerbietig vor ihm und bat um seinen Segen. Wenn es sich zutrug, daß sie in andern Gesellschaften zusammen kamen, bot er allezeit seinem Vater den Rang vor ihm an, obgleich derselbe wegen der hohen Würde seines Sohnes diesen anzunehmen sich weigerte. (In vita.)

Achtung und Ehrerbietung gegen die Eltern.

Alphons IX., König von Leon, zeichnete sich besonders durch seine kindliche Liebe und Ehrerbietung aus. Sein Vater, Ferdinand II., erreichte ein sehr hohes Alter, hatte aber auch mit verschiedenen Schwachheiten, die diesem Alter gewöhnlich ankleben, zu kämpfen. Sein ältester Sohn und Thronfolger, Alphons, betrug sich gegen ihn ganz so, wie es einem redlich gesinnten Sohne gebührt. Immer war er um ihn, und verließ ihn nur dann, wenn die Besorgung der Angelegenheiten des Staates, die sein Vater ihm übertragen hatte, es forderte. Um seinen Sohn nicht zu betrüben, verbarg Ferdinand immer einen Theil der Uebel und Schmerzen, die er dulden mußte, vor ihm. Wenn die Heftigkeit derselben ein wenig sich minderte, ließ er sich in die Gärten des Palastes tragen, und sagte dann zu seinem Sohne, seine Kräfte kämen wieder; es stehe mit seiner Gesundheit besser, als es scheine. — Einst erfuhr er, daß Alphons von einem Siege über die Mauren zurückkomme, und sich schon der Hauptstadt nähere. Sogleich befahl der ehrwürdige Greis, man solle ihn in eine Sänfte setzen und ihn seinem Sohne entgegentragen. Er wollte nämlich demselben nicht nur seine Freude über den erfochtenen Sieg bezeugen, sondern ihm auch den frohen Anblick verschaffen, daß sein Vater einer Gesundheit genieße, wie sein Alter es nur immer erlaube.

Sobald Alphons ihn erblickte, stieg er vom Pferde, eilte voll Freude ihm entgegen und folgte der Sänfte zu Fuße. Vergebens suchte der Vater ihn dazu zu bereden, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen solle; vergebens stellte er ihm vor, es sei nicht schicklich, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. „Die sind nicht Ihre Söhne," antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. Als sie vor dem Palaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn auf sein Zimmer. „Mein Vater!" sagte er, „Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen geht, das wissen Sie nicht. Sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleite; ich beneidete sogar Ihre Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie

Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen." — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten.

Nicht lange genoß Alphons noch das Vergnügen, seinen lieben Vater zu besitzen; denn er starb bald nachher, im Jahre Christi 1190. Er ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und folgte selbst der Leiche seines Vaters in Trauerkleidern, mit fliegenden Haaren, mit gebeugtem Haupte und mit betrübtem Herzen.

Der Segen seines Vaters ruhte auf ihm und seinem Lande; und eine lange glückliche Regierung war hier schon der Lohn seiner kindlichen Liebe.

Coriolanus.

Cajus Martius Coriolanus (er lebte ungefähr 485 Jahre vor der Geburt Christi), ein vornehmer Römer, machte sich wegen seines Stolzes und seiner Härte gegen seine ärmeren und geringeren Mitbürger bei denselben so verhaßt, daß er auf immer aus Rom verbannt wurde. Er begab sich darauf zu den Volskern, einem alten Volke im alten Italien, mit dem festen Vorsatze, sich an seinen Landsleuten, die ihn verstoßen hatten, empfindlich zu rächen. Die Volsker nahmen ihn bei seiner Ankunft nicht nur gütig auf, sondern äußerten auch immer mehrere Achtung gegen ihn. Dieß benützte er, um sie zu einem neuen Kriege mit den Römern, gegen welche sie bisher nichts hatten ausrichten können, zu bewegen. Sie ließen sich dazu überreden, und unter seiner Anführung waren sie überall siegreich. Nachdem er bereits mehrere den Römern angehörige Städte erobert hatte, ging er endlich gerade auf die Hauptstadt Rom selbst los und belagerte sie. Das römische Volk wollte nicht fechten, und brachte den Senat dahin, an Coriolan eine Gesandtschaft zu schicken, um des Friedens wegen Unterhandlungen anzufangen. Allein sie wurde sehr schnöde abgefertigt. Selbst die Priester, die sich in ihren feierlichen Kleidern zu ihm begaben, richteten eben so wenig aus. Hierauf machten sich Veturia, die Mutter Coriolans, und seine Gemahlin Volumnia mit ihren zwei noch kleinen Söhnen, begleitet von vielen römischen Frauen auf, und wollten versuchen, was sie über ihn vermöchten. Sobald sie sich dem Lager genähert hatten, ward dem Coriolan angezeigt, daß eine Menge von Frauen vor demselben angekommen wäre. Allein er, auf den weder das Ansehen der im Namen eines ganzen Volkes erschienenen Gesandtschaft, noch die heilige Würde der Priester einigen Eindruck gemacht hatten, war fest entschlossen, auch bei den Bitten der Weiber unerbittlich zu bleiben.

Seine Härte wurde aber besiegt. Kaum hatte er unter den Frauen seine alte Mutter Veturia erblickt, als er vom Sitze aufstand, und auf sie zueilte.

„Sage mir," redete diese ihn an, „bin ich zu einem Feinde, oder zu meinem Sohne gekommen? Mußte ich so lange leben, um das Unglück in meinem hohen Alter zu erfahren, dich erst aus Rom verwiesen, und dann als dessen Feind wieder zu sehen? Wäre ich nicht Mutter geworden, so würde Rom jetzt nicht belagert. Hätte ich nicht einen Sohn, so könnte ich frei unter einem freien Volke sterben. Ich bitte dich nicht zum Schaden eines Volkes, das dich so großmüthig aufgenommen hat, Rom zu retten, sondern die Streitigkeiten zwischen demselben und deinem Vaterlande auf immer beizulegen." — Und hiermit fiel sie vor ihm auf die Kniee nieder. — „Mutter!" sprach Coriolan, „was thust du gegen mich? Du allein hast mich besiegt." — Er hob sie auf, umarmte sie auf das Zärtlichste, und zog mit seinem Heere zurück.

So ward Rom durch die kindliche Liebe und Ehrfurcht gerettet. (Jugendbibl.)

2) Kinder sollen sich nie ihrer Eltern schämen.

Gute Kinder schämen sich ihrer Eltern nicht.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Ziethen befand sich auch ein Rittmeister, mit Namen Kurz-

hagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Als er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen, und aßen allezeit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste eingeladen hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie? sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar ehren?" war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich schon vor vielen Jahren ihr Kind." Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des Letztern wünschten dießmal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber, Kurzhagen! wo sind Ihre Eltern? Ich glaubte, Sie essen mit ihnen an Einem Tische?" Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten.

Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen auf's Freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren! es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister!" — Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' Er, Rittmeister!" fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?" „Euer Majestät," antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, welches ich Eurer Majestät verdanke." „So ist's recht!" sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering achtet, verdient nicht geboren zu sein." — Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, dem eine Verheißung beigefügt wurde! (Münch.)

Der Papst und seine Mutter.

Als Benedikt XI. im Jahre Christi 1303 den Stuhl Petri bestieg, wollte auch seine Mutter, eine Wittwe und arme Wäscherin in Rom, dem Sohne, dem Papste, ihre Aufwartung machen. Man rieth ihr, im kostbaren Kleide einer Dame nach Hofe zu gehen. Sie entlehnt ein solches kostbares Gewand und geht, dem römischen Papste Glück zu wünschen. Dieser aber gab sich den Schein, als kenne er sie nicht, sagend: „Das ist nicht meine Mutter; sie ist keine Dame, sondern eine arme Wäscherin." Sie legte alsbald den entlehnten Schmuck ab, und erschien im ärmlichen Kleide. Und jetzt ging der Papst, ihr Sohn, ihr entgegen, empfing sie ganz kindlich, und erhielt sie lebenslänglich mit aller Liebe eines Sohnes gegen die Mutter. Der große Fürst und höchste Priester schämte sich nicht der Armuth und Niedrigkeit seiner Mutter! (Dr. Haid, III. Bd. Seite 167.)

Der brave General.

Der kaiserliche General, Johannes de Werd, hatte einst seine vornehmsten Offiziere zu einer Mahlzeit eingeladen. Wie nun herrlich aufgetragen und unter dem Schalle der Pauken und Trompeten Gesundheit getrunken wurde, meldete sich ein ganz gemeines Bauernweib und verlangte, mit dem General zu

sprechen. Es war seine Mutter. Gleichwohl aus Bescheidenheit, damit sich ihr Sohn nicht etwa schämen müßte, bat sie, er möchte in das nächst gelegene Zimmer kommen. Der General stand auf, ging hinaus, sah, daß es seine Mutter sei, ergriff sie bei der Hand und führte sie mit allen Ehrenbezeugungen in die Gesellschaft der anwesenden hohen Personen; und auch diese bewillkommten und empfingen sie mit allen Ehren — zur Freude der Mutter und zum ewigen Ruhme ihres ehrerbietigen Sohnes. (Zwickenpflug's Christenlehren, 5. Bd. S. 13.)

Der Töpferssohn als König.

Agathokles war der Sohn eines Töpfers; aber durch seine Tapferkeit und seinen ausgebildeten Geist schwang er sich alsbald so sehr empor, daß man ihn allgemein zum König erwählte. In dieser hohen Stellung schämte er sich aber nie seiner Eltern und seiner niederen Herkunft; er ehrte vielmehr seinen Vater und seinen früheren Stand dadurch, daß er bei seiner Tafel nie goldene oder silberne Geschirre gebrauchen ließ, sondern durchweg nur irdene. „Daraus soll man erkennen," sprach er, „daß mein Vater ein Töpfer, und ich der Sohn eines Töpfers bin!"

3) Kinder sollen mit den Schwächen und Gebrechlichkeiten ihrer Eltern Geduld haben, sowie mit ihren üblen Launen und Fehlern. Ja! selbst dann, wenn die Eltern so unglücklich sein sollten, in Sünden und Laster zu fallen, dürfen dennoch die Kinder ihnen die kindliche Achtung nicht entziehen.

Die harte Mutter.

Auch harte Eltern noch achten und lieben, das ist ein Zeichen ächt kindlichen und christlichen Sinnes. Es geschah einst, daß die heilige Genovefa den Gottesdienst besuchen wollte. Aber die Mutter, die ein Geschäft vorhatte, verweigerte es der Tochter. Genovefa weinte und bat: „Mutter! liebe Mutter! laß mich gehen!" — „Du sollst jetzt nicht!" entgegnete Gerontia mit mütterlicher Strenge. Aber Genovefa ließ nicht nach, zu bitten. Darauf rief die Mutter ernst: „Dem Kinde ziemt nicht solcher Trotz!" — Wehmüthig stand die Tochter, schon festlich gekleidet, in einer Ecke, und weinte bitterlich. Und wie die Glocken aus der Kirche zum Segen tönten, da bat sie zum siebenten Male. Jetzt erhob Gerontia zürnend die Hand und drohte. Aber das Mädchen sagte: „Denkst du nicht mehr daran, was ich dem frommen Bischofe versprochen habe? Mutter! ich will unter Gottes Beistand die Kirche besuchen!" — Da zürnte Gerontia noch heftiger, und schlug die Tochter in's Angesicht. Genovefa sagte kein Wort, blickte leise seufzend zum Himmel, und legte das Festkleid wieder zur Seite. — Aber von diesem Tage fing das Augenlicht der Mutter an, schwach zu werden. Und ehe ein Monat verfloß, war sie von gänzlicher Blindheit heimgesucht.

Die Tochter weinte die kindlichsten Thränen; und es war bald keine Stunde in der Nacht, wo sie nicht auf ihren Knieen lag, und im stillen Kämmerlein um das Augenlicht für ihre Mutter zum Himmel flehte. Am frühen Morgen nahm sie das irdene Krüglein, eilte vor das Dorf zu dem Brunnen, wo sie oft ihre Schafe tränkte, schöpfte Wasser, segnete es mit ihrem kindlichen Gebete, und brachte es der Mutter, daß sie sich damit die dunklen Augen wasche. — Und siehe! nach Verlauf von einundzwanzig Monaten ward Gerontia sehend.

Bis auf den heutigen Tag aber wallfahrten die Kranken und Traurigen aus Nanterre und der Umgegend zu dem Brunnen, den die heil. Genovefa gesegnet hat. Unter dem kühlenden Schatten der Linden, die im Kreise umherwachsen, ruhen sie aus von den Beschwerden des Körpers und der Seele, trinken voll Glauben und Andacht den frischen Quell, und — freuen sich der Genesung. (In vita. Heilige Sage, I. Bd.)

Nicht selten haben Kinder von Stiefeltern Vieles zu leiden. Auch diese werden sie ganz gewiß für sich gewinnen, wenn sie Nachsicht und Geduld mit

ihren üblen Launen haben und ihnen mit Achtung und Liebe begegnen. Wir sehen dieß aus nachfolgenden zwei Beispielen.

Das Stiefkind.

Gregor Willmer verlor seine rechtschaffene Mutter sehr früh. Als er 13 Jahre alt war, verehelichte sich sein Vater wieder, und Gregor bekam, leider! eine sehr schlimme Stiefmutter. Der stille Knabe mochte thun und treiben, was er wollte, — er konnte es ihr nicht recht machen, und Beschimpfungen und Mißhandlungen waren nicht selten sein Empfang bei ihr. Selbst den Vater nahm sie gegen ihn ein, indem sie seine Fehler vergrößerte, und brachte ihn öfters dazu, den Knaben zu strafen, wo er es nicht verdient hatte. Dabei erhielt er eine schlechtere Kleidung und Speise als die jüngeren Geschwister — oft kaum genug. Dennoch klagte er nie, begegnete seinen Geschwistern liebreich und seiner Mutter mit aller Ehrerbietung. Er dachte nämlich: „Sie ist doch meine Mutter, welche zu ehren mir Gott befohlen hat."

Zur Faschingszeit buck die Mutter Kuchen; man setzte sich an den Tisch, aß und war fröhlich; wer aber nichts bekam, das war Gregor. Dieß that weh; doch verschmerzte er's, ging in sein Kämmerlein und lernte indeß seine Schulaufgaben. Allein was geschah? Nach etlichen Tagen wurde die Mutter krank. Gregor wartete und pflegte ihrer so pünktlich, als ob sie immer auf's Liebreichste für ihn gesorgt hätte. Die ganze Zeit war er um ihr Krankenbett.

Dieß rührte das Herz der Mutter. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Gregor! du bist doch ein recht gutes Kind. Ich habe dir oft wehe gethan, und du hast es nicht verdient; was du mir jetzt thust, dieß überzeugt mich am Beßten hiervon. Ich werde es nicht vergessen. Bleibe so brav und gut, und du sollst eine wahre Mutter an mir haben!" Dem Knaben traten die hellen Thränen in's Auge, und er versicherte, daß er sie immer als Mutter geliebt habe, und ihr auf ihrem Krankenlager gerne Alles thun werde, was in seinen Kräften liege.

Wenn hinfort die Mutter je noch einen Unterschied zwischen Gregor und ihren eigenen Kindern machte, so war es nur der: daß sie ihn mit ganz besonderer Mutterliebe ansah und behandelte.

So hatte dieser Knabe feurige Kohlen auf das Haupt seiner Mutter gesammelt; und wenn alle Stiefkinder ihm glichen, und sich nicht durch böswillige Menschen aufreizen ließen, so würden sich wohl auch die meisten, wenn nicht alle Stiefeltern gewinnen lassen. (Münch.)

Der chinesische Knabe.

Das wahrhaft gute Kind sucht die erzürnten Eltern auf eine liebevolle Art zu gewinnen. Dieß that das Kind des Chinesen Mirsum. Mirsum war ein Mann von geringem Stande in China; er verlor durch den Tod sein braves Weib, die ihm einen Sohn geboren hatte. Einige Zeit hernach verheirathete er sich wieder, und bekam von dieser zweiten Frau wiederum zwei Kinder. Das Kind erster Ehe wurde nun von seiner Stiefmutter sehr mißhandelt; aber es ertrug Alles geduldig, ohne sich nur im Geringsten zu beklagen. Einst aber hatte diese dasselbe so sehr mißhandelt, daß es seinem Vater ohnmächtig zu Füßen fiel. Dieser, da er die Sache untersucht und gefunden hatte, daß das Kind unschuldigerweise so sehr mißhandelt worden sei, wollte die grausame Stiefmutter sogleich aus dem Hause jagen. Da bat unter Thränen der gute, mißhandelte Knabe: „Thue dieß nicht, mein Vater! Siehe! wir sind drei Kinder; jetzt leide ich nur allein; verstoßest du aber unsere Mutter, so werden wir alle drei leiden; und wer wird dich dann nachher verpflegen? Verstoße sie nicht, lieber Vater!" Der Vater, bis zu Thränen gerührt, erstaunte über die Großmuth und Einsicht des Kindes, und nahm seinen Entschluß zurück. Aber auch die Stiefmutter wurde durch diese schöne Handlung und Gesinnung so gerührt, daß sie von dieser Stunde an ganz andern Sinnes und die beßte Mutter wurde.

Schon manches Herz wurde durch die Liebe erweicht und auch christlich liebend. (Müller's Sittenspiegel.)

Alexanders kindliche Ehrfurcht gegen seine Mutter.

Kinder sollen sich bemühen, selbst auch wirkliche Fehler und Schwachheiten ihrer Eltern zu entschuldigen und zu bedecken, eingedenk der Worte, die der weise Sirach (3, 12.) spricht: „Treibe kein Gespötte über die Unehre deines Vaters! Seine Schande gereicht dir ja nicht zur Ehre."

Alexander der Große war erst zwanzig Jahre alt, als er nach dem Tode seines Vaters Philipp König von Macedonien ward. Schon als Knabe, so oft er hörte, daß sein Vater eine Stadt eingenommen oder eine Schlacht gewonnen habe, sagte er betrübt zu seinen Gespielen: „Mein Vater wird noch Alles erobern, und uns gar nichts zu thun übrig lassen." Sobald er nun zur Regierung gekommen war, führte er seinen Vorsatz, die Perser zu bekriegen, aus, nachdem er den Antipater zum Statthalter seines väterlichen Reiches ernannt hatte. Von diesem erhielt er nach einiger Zeit einen Brief, der viele Klagen über Alexanders Mutter Olympias, die sich zu sehr in die Regierungsgeschäfte mischte, enthielt. Nachdem er ihn gelesen hatte, sagte er: „Antipater weiß vermuthlich nicht, daß meine Mutter durch eine einzige Thräne alle diese Beschuldigungen tilgen kann." (Dewora's Sittenspiegel.)

Der höchste Grad der kindlichen Ehrfurcht ist es aber, wenn ein Vater so unglücklich ist, ein Missethäter zu werden, und der Sohn dennoch auch im Unglücklichen noch seinen Vater ehrt.

Aber dieser Missethäter ist mein Vater.

Zu Wien ereignete sich im Jahre 1787 folgender rührende Vorfall. Als die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das Pflaster kehrten, eilte ein wohlgekleideter junger Mensch (ein Studirender) herbei (er hieß Kroppenberger), und küßte einem der Züchtlinge ehrfurchtsvoll die Hand. Dieß sah der Staatsrath Baron von Kressel aus seinem Fenster, ließ den jungen Menschen zu sich rufen, und sagte ihm, daß es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. — „Aber," erwiderte der bestürzte Jüngling, — „dieser Missethäter ist mein Vater!" — Gerührt durch diese kindliche Handlung, erzählte er dem Kaiser den Vorgang, und dieser gab Befehl, dem jungen Menschen das erste ledig werdende Stipendium zu ertheilen. (Beisp. des Guten.)

Texte ad I.: Von der kindlichen Ehrfurcht.

a) Aus der heil. Schrift: „Du sollst Vater und Mutter ehren!" (Matth. 15, 4.) „Ehre Vater und Mutter, damit du Segen von ihnen erhaltest! Ihr Segen befestigt dein Haus; ihr Fluch reißt es vom Grunde nieder." (Sir. 3, 11.) „Wer den Herrn fürchtet, der ehrt auch den Vater und dient seinen Eltern und hält sie für seine Herren." (Ebend. V. 8.) „Jeder soll Ehrfurcht haben vor seinem Vater und vor seiner Mutter!" (3. Mos. 19, 8.) „Ehre deinen Vater von deinem ganzen Herzen und vergiß nicht der Schmerzen deiner Mutter! Gedenke, daß du ohne sie nicht geboren wärest, und thu ihnen Gutes, so wie sie auch dir erwiesen haben!" (Sir. 7, 29—30.) „Ehre sie mit Wort und That und mit aller Geduld!" (Ebend. 3, 9.) — Schäme dich deiner Eltern nicht! „Vergiß deinen Vater und deine Mutter nicht, wenn du auch bei Großen sitzest; nicht in der Gesellschaft der Mächtigen, damit nicht Gott deiner vor ihnen vergesse, du in Wahnsinn gerathest, zu Schanden werdest, lieber nicht wolltest geboren sein und den Tag deiner Geburt verfluchest!" (Ekkli. 23, 10. 19.) Kinder sollen Geduld haben mit den Schwachheiten ihrer Eltern und deren Fehler nicht aufdecken. „Treibe kein Gespött über die Unehre deines Vaters! Seine Schande gereicht dir ja nicht zur Ehre. Wenn auch sein Verstand abnimmt, sieh' es ihm nach und verachte ihn nicht, wenn du gleich Vorzüge vor ihm hast! Dieß wird bei Gott nicht in Vergessenheit kommen; und wenn du die Fehler deiner Mutter erduldest, wird es dir wohl vergolten werden. Gott wird dich in der Gerechtigkeit befestigen, deiner am Tage der Trübsal gedenken, und wie das Eis bei schönem Wetter werden schmelzen deine Sünden." (Ekkli. 3, 12 — 18.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Nimm den Strahl von der Sonne, und er wird nicht mehr leuchten; trenne den Bach von der Quelle, und er wird nicht mehr fließen; nimm den Ast vom Baume, und er wird verdorren; nimm das Glied vom Körper, und es wird

ersterben; nimm dem Kinde die elterliche Ehrfurcht, und schon ist es kein Kind, kein Sohn und keine Tochter mehr!" (S. Chrysol. in March. hort. past. pag. 517.) „Ehre deine Eltern, weil auch der Sohn Gottes die seinigen geehrt hat! Denn du hast gewiß von ihm gelesen: »Und er war ihnen unterthan.« Wenn Gott seinen niedrigen Dienern Ehre erwies, was schuldest du nicht deinen Eltern? Hat nun Christus Joseph und Maria geehrt nicht aus natürlicher Schuld, sondern aus Pflicht der kindlichen Liebe, so ehre auch du deine Eltern!" (S. Ambros. Lib. 8. in Luc. cap. 7.) „Die erste Pflicht der Christen ist die, daß man die Eltern ehre und ihnen die Mühen und Opfer bei der Erziehung wieder vergelte." (S. Cyrill. Hieros. catech. 7.) „Wer den rechten Weg gehen will, der wird auf wunderbare Weise vorwärts kommen, wenn er erkennt, daß nichts vorzüglicher sei, als die kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern. Darum hat auch Gott gesprochen: »Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit es dir wohl ergehe!« Denn die Eltern tragen gewissermaßen Gottes Bild an sich." (S. Cyrill. Alex. Lib. 4. in Genes.)

II. Von dem Gehorsame gegen die Eltern.

Fr. Wie sollen die Kinder die dritte Verpflichtung, nämlich die Pflicht des Gehorsams gegen ihre Eltern erfüllen?

Antw. 1) Dadurch, daß sie Alles thun, was die Eltern gebieten, und Alles unterlassen, was sie verbieten, insoferne sie nichts Böses oder Widerrechtliches befehlen; 2) dadurch, daß sie ihren Rath und ihre Ermahnungen, besonders aber ihren letzten Willen willig annehmen und treulich befolgen.

Erläuterung. Wie es in einem Staate Regierende und Gehorchende geben muß, so auch in einer Familie; sonst ist keine häusliche Ordnung und Glückseligkeit denkbar. Den Eltern steht als den natürlichen Obern das Recht zu, den Kindern zu befehlen; folglich liegt den Kindern die Pflicht ob, als Untergebene zu gehorchen; und zwar erstens in Allem, was das Hauswesen und den häuslichen Umgang betrifft, sowie die Sittenzucht. Darum ermahnt der heil. Paulus: „Kinder! gehorsamet euren Eltern im Herrn (d. h. um des Herrn willen!) Denn dieses ist recht und billig." (Ephes. 6, 1 — 3.)

Kindlicher Gehorsam.

Als ein nachahmungswürdiges Beispiel des kindlichen Gehorsams erscheint uns in der heiligen Schrift der junge Tobias. Als ihm sein Vater heilsame Lehren und Ermahnungen gab, nahm er dieselben willig an und sprach: „Mein Vater! Alles, was du mir gesagt hast, will ich thun." (Tob. 5, 1.) Schon erwachsen — thut er nichts von Wichtigkeit ohne seines Vaters Rath und Willen. Er soll eines Geschäftes wegen eine Reise in ein fernes Land machen. Hierbei verläßt er sich nicht auf seine Einsicht; seines Vaters Rath ist seine Richtschnur. — Der Vater räth ihm, sich um einen Begleiter umzusehen. Ohne Widerrede bemüht er sich, einen zu finden. Doch muß sein Vater zuerst den Begleiter sehen und seinen Beifall geben. Erst nach erhaltenem väterlichen Segen tritt er mit ihm die Reise an. Mit welchem Zartgefühle, mit welcher Anhänglichkeit und Sorgsamkeit spricht er im fremden Lande von seinen Eltern! z. B. Kap. 6, 16.: „Ich fürchte, es möchte mir, wenn ich die Sara heirathe, auch ergehen, wie ihren sieben Männern, die todt sind. Meine Eltern würden vor Leid sterben, weil ich ihr einziger Sohn bin." Sein Schwiegervater Raguel redet ihm zu, noch länger bei ihm zu bleiben, und verspricht ihm sogar, einen Boten an seinen Vater zur Beruhigung zu schicken. „Nein" — antwortete der Sohn, der ganz seinem Vater zu Willen lebte, — „ich weiß, daß mein Vater und meine Mutter jetzt alle Tage und alle Stunden zählen, und meinethalben sehr bekümmert sind."

Ein nicht minder schönes Beispiel des Gehorsams gibt allen Kindern der fromme Isaak. Als sein Vater Abraham von Gott den Befehl erhalten hatte, seinen Sohn zu opfern, forderte er Isaak auf, ihm gegen Moria zu folgen. Willig nahm Isaak das Opferholz auf seine Schultern, und obgleich ihm Abraham die Frage, wo denn das zum Schlachten bestimmte Opferthier sei, unbeantwortet ließ, so sträubte er sich doch nicht, das schwere Opferholz bergan zu tragen. Seines Vaters Wille war ihm heiliger Befehl; kindlicher Gehorsam galt ihm als heilige Pflicht. Noch mehr! Nicht nur das Opferholz trug er gegen Moria, sondern er kniete auf des Vaters Befehl sogar willig nieder, um

sich schlachten zu lassen. Man kann von ihm sagen: „Isaak war gehorsam bis zum Tode.“

Gerade durch diese Tugend des Gehorsams zeichnete sich im höchsten Grade der Sohn Gottes aus. Er war nicht nur seiner Mutter Maria und seinem Nährvater Joseph unterthan, sondern wurde auch seinem himmlischen Vater gehorsam bis zum Kreuze, und zwar bis zum Tode am Kreuze, um dadurch ein Muster und Beispiel für alle Kinder zu sein.

Djezzar-Pascha und der junge Christ.

Geramb erzählt uns in seiner Reise nach Jerusalem aus der Lebensgeschichte des sonst lieblosen und grausamen Djezzar-Pascha zu St. Jean d'Acre folgenden Zug, aus welchem undankbare und ungehorsame Kinder Achtung, Liebe und Gehorsam gegen ihre Eltern lernen sollen.

Ein junger Christ, Handelsmann in St. Jean d'Acre, hatte durch die Berührungen, in welchen er mit Djezzar dadurch stand, daß er ihm verschiedene europäische Waaren verkaufte, dessen Gunst gewonnen. Er bewohnte mit seinem Vater, einem alten und schwachen Manne, ein ziemlich schönes Haus. Dieser wohnte im zweiten Stocke und hatte das beßte und bequemste Zimmer inne. Am Abende vor dem Tage, an welchem er sich vermählen wollte, bat der junge Mann seinen Vater, ihm sein Zimmer für einige Wochen abzutreten und betheuerte, daß er es ihm nach dieser Zeit gewiß und mit Dank wieder einräumen werde. Der Greis willigt ein, steigt in den ersten Stock herab, obwohl dieser unbequem und ungesund ist, und richtet sich da ein.

Am bestimmten Ziele fordert er sein Zimmer zurück; das Ehepaar bittet ihn, noch zu warten; er ist dazu bereit und räumt noch eine Frist ein. Diese geht zu Ende, und er wiederholt seine Forderung. Aber nun erklärt ihm der undankbare Sohn, vergessend, was er dem Urheber seiner Tage schuldig ist, ungestüm, daß er darauf rechne, zu bleiben, wo er sei, und daß er ihn deßhalb ferner nicht mehr belästigen möge. Der unglückliche Vater trägt mit Stillschweigen diese Beleidigung. Da jedoch seine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seines Sohnes und die Einschränkungen, die sie ihm auferlegt hatte, bekannt wurden, so verbreitete sich auch sogleich das Gerücht von dem unwürdigen Benehmen des jungen Mannes. Djezzar erfuhr durch seine Zuträger Alles, und auch hiervon unterrichtet, ließ er den Sohn vor sich fordern. Dieser, sich auf ein Wohlwollen verlassend, von dem er bisher häufige Beweise erhalten hatte, eilt ohne Zaudern und ohne Furcht zum Pascha, findet ihn in seinem Divane, umgeben von seinen Beamten und Henkern, und erkennt nun wohl schnell, daß er in Ungnade gefallen sei.

„Von welcher Religion bist du?“ schrie ihn Djezzar an, und warf ihm einen Blick zu, der den jungen Mann vor Schrecken erblassen und unfähig machte, zu antworten. — „Ich frage dich,“ wiederholte jener mit noch stärkerer Stimme, „von welcher Religion du bist?“ — „Aber — ich bin Christ, wie Eure Excellenz wohl weiß.“ — „Christ? du täuschest mich! Wir wollen sehen! Mache das Zeichen der Christen.“ — Der junge Mann machte zitternd das Zeichen des Kreuzes. — „Nicht so,“ sagte der Pascha, indem er nach seinem Dolche griff, „sprich mit lauter Stimme die Worte, welche zu diesem Zeichen gehören.“ — „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ sagte der bestürzte junge Mann. — „Wiederhole es und sprich laut; ich bin alt und harthörig.“ — Der junge Mann brachte die Hand an die Stirne, und sprach so laut als möglich: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ — „Nun gut!“ schrie Djezzar mit einer Stimme, welche den Divan erzittern und den jungen Mann vor Schrecken erstarren machte, „nun, Elender! der Vater ist auf der Stirne, der Sohn auf der Brust, — weißt du, was dieses sagen will? Der Vater ist oben und der Sohn unten. Geh' in dein Haus zurück, Bösewicht! und wenn es in einer Viertelstunde nicht auch bei dir so ist, so rollt dein Kopf in den Staub!“

Es ist wohl nicht nöthig, zu sagen, mit welcher Eile der Schuldige sich hinwegbegab, seinem Vater zu Füßen stürzte, ihn um Verzeihung bat und ihm das Zimmer zurückgab, dessen er ihn so ungerechterweise beraubt hatte. (38. Brief. S. 355 ff.)

Fr. In welchem Falle sind die Kinder nicht schuldig, ihren Eltern zu gehorsamen?

Antw. Wenn die Eltern so pflichtvergessen wären, daß sie ihren Kindern etwas befehlen würden, was einem Gebote Gottes oder der Kirche zuwider wäre; z. B. wenn sie ihnen befehlen würden, zu lügen, zu stehlen, dem Nächsten Schaden zuzufügen, der göttlichen Gnade zu widerstehen u. s. w.

Erläuterung. In solchen Fällen, wo die Eltern den Kindern etwas Ungesetzliches, den Geboten Gottes Zuwiderlaufendes befehlen, ist es sogar eine Tugend, ihnen nicht zu gehorsamen. Hier gilt das Wort der heiligen Schrift (Apostelg. 5, 29.): „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ In dieser Beziehung schreibt der heil. Bernhard: „Die einzige Ursache, vermöge deren man den Eltern nicht gehorchen darf, ist Gott selbst, indem er sagt: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth.“ (S. Bern. Epist. 3.) Und der heil. Ambrosius: „Gleichwie die Schrift sagt: daß man die Eltern verpflegen müsse, so sagt sie auch, man müsse wegen Gott die Eltern verlassen, wenn sie den Eifer des andächtigen Gemüthes hindern wollen.“ (S. Ambros. Lib. 8. in Luc. n. 79.) — Sonach sind die Kinder auch in dem Falle nicht zum Gehorsame gegen die Eltern verpflichtet, wenn diese aus weltlicher Liebe sie hindern wollten, der christlichen Vollkommenheit nachzustreben; z. B. dadurch, daß sie öfter beichten und communiciren, in's Kloster gehen u. s. f.

Gränze der kindlichen Liebe.

Vivia Perpetua war von vornehmer Geburt, hatte eine gute Erziehung genossen, einen Mann ihres Standes geheirathet, ihre Eltern lebten noch, einer ihrer beiden Brüder war Katechumen, sie selbst gegen 22 Jahre alt und hatte ein kleines, noch kein Jahr altes Kind. Bis auf ihren Vater waren alle ihre nächsten Anverwandten Christen. Sie selbst, obwohl noch nicht getauft, war mit andern heiligen Bekennern bereits einige Zeit lang in einem Hause gefangen, ehe sie eigentlich alle zusammen in den Kerker geworfen wurden. Ihr Vater aber drang bald mit Drohungen, bald mit Bitten in sie, abzulassen von ihrem Bekenntnisse. Einstmals, da sie ihm erklärt hatte, daß sie nicht anders könne, als sagen, daß sie eine Christin sei, erregte dieses Wort den Vater zu solcher Wuth, daß er auf sie losfuhr, ihr die Augen auszureißen drohte, sie mißhandelte und davonging, worauf er sie einige Tage unbesucht ließ. Während dieser Zeit wurde sie sowohl, als auch die übrigen Genossen getauft. „Nach wenigen Tagen,“ so erzählte sie selbst, „verbreitete sich das Gerücht, als sollten wir verhört werden. Und aus der Stadt kam mein Vater zu mir, abgezehrt vor Gram, mich zum Abfalle zu bewegen, und sprach: „Erbarme dich, Tochter! meiner grauen Haare! erbarme dich deines Vaters, woferne ich würdig bin, Vater genannt zu werden von dir! Habe ich mit diesen Händen zu solcher Blüthe des Alters dich erzogen, habe ich allen deinen Brüdern dich vorgesetzt, o! so wollest auch du — Tochter von so angesehener Abkunft — dich nicht der Schmach vor den Menschen übergeben! Schau auf deine Brüder, auf deine Mutter, schau auf deinen Sohn, der nach dir nicht wird länger leben können! Laß fahren diesen Eigensinn, auf daß du uns nicht Alle verderbest!“ So sprach mein Vater mit seiner väterlichen Zärtlichkeit, küßte mir die Hand, warf sich vor meine Füße, nannte mit Thränen mich nicht Tochter, sondern Gebieterin. Es schmerzten mich die grauen Haare meines Vaters, weil er allein von meinem ganzen Geschlechte sich nicht freuen würde über meinen Martertod; ich suchte ihn zu trösten und sagte: „Es wird auf der Blutbühne mir widerfahren, was Gott gefällt; wisse, daß wir nicht in unserer Gewalt stehen, sondern in Gottes Gewalt!“ Traurig ging er davon.

Folgenden Tages, als wir eben aßen, wurden wir plötzlich auf den öffentlichen Platz geschleppt, um verhört zu werden. Es verbreitete sich sogleich das Gerücht in den benachbarten Strassen, und des Volkes Zulauf war erstaunlich. Wir bestiegen das Gerüste; die Andern wurden befragt und legten ihr Bekenntniß ab. Als die Reihe an mich kam, da erschien alsbald mein Vater mit meinem

Sohne, zog mich eine Stufe herab und sagte flehend: „Erbarme dich deines Kindes!“ Auch der Richter sagte: „Schone der grauen Haare deines Vaters! schone der Kindheit deines Knaben, opfere für das Wohl des Kaisers!“ Ich antwortete: „Das thue ich nicht.“ Der Richter sagte: „Bist du eine Christin?“ Ich antwortete: „Ich bin eine Christin.“ Als nun mein Vater mich vom Gerüste zu ziehen strebte, befahl der Richter, ihn herunterzureißen, und er wurde mit einem Stocke geschlagen. Es schmerzte mich, als wäre ich selbst geschlagen worden; so jammerte mich sein harmvolles Alter. Darauf wurden wir Alle verurtheilt, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Bis dahin wurden wir im Kerker aufbewahrt.“ Als jener Tag schon nahe war, wurde Perpetua wieder von ihrem Vater besucht, den der Harm verzehrte. Er riß sich die Haare aus dem Barte, verwünschte seine Jahre. Sein unseliges Alter ging ihr tief zu Herzen.

Gott schickte ihr indeß eine Erscheinung, welche geeignet war, sie mit freudigem Vertrauen zum Kampfe bis an den Sieg zu beseelen. Dann schreibt sie: „So erging es mir bis zum Tage vor dem Thierkampfe, den ein Anderer beschreiben mag, wenn er Lust hat!“ — Mit Freuden ging Perpetua am Tage ihres Sieges mit ihren Genossen aus dem Kerker hervor — mit Ruhe im Angesichte, mit züchtigem Anstande, als eine geliebte Braut Christi, ihres Gottes, und entzog der Neugierde den gesenkten Blick ihrer strahlenden Augen. Perpetua fiel nicht durch ein Thier. Erst ein Gladiator tödtete sie mit dem Schwerte. (In vita.)

Der heilige Hermenegild.

Leovigild, König der Westgothen in Spanien, hatte einen Sohn, Namens Hermenegild, der dem arianischen Irrthume, dem sein Vater ergeben war, entsagte und sich zur katholischen Religion bekannte. Ohrenbläser vollendeten den Bruch zwischen Vater und Sohn. Leovigild ergriff den Sohn, sperrte ihn in einen Thurm von Sevilla ein und ließ ihm Vergessen alles Geschehenen, völlige Wiederherstellung in seine vorige Würde und Theilnahme an der Herrschaft versprechen, wenn er nur wieder den angenommenen katholischen Glauben verlassen wollte. Der Prinz sagte zu dem Abgesandten: „Kehre zurück, und sage meinem Vater, daß ich auf Krone und Leben, und selbst auf seine Gnade und Liebe verzichte, sobald Verläugnung meiner heiligen Religion der Preis dieser vergänglichen Güter sein soll!“ Es wurde ihm hierauf von einem Henkersknechte um Mitternacht im Gefängnisse das Haupt abgeschlagen; und die Kirche ehrt ihn als einen Martyrer. (Stolberg's Religionsgeschichte, 20. Bd. S. 324.)

Wenn uns also der Gehorsam gegen den irdischen Vater vom himmlischen Vater trennen würde, so dürfen wir dem väterlichen Befehle niemals folgen, wie der heil. Hieronymus sagt. (S. Hieronym. Epist. 10.)

Erläuterung. Zweitens sollen wir unsern Eltern ganz besonders auch dadurch gehorsamen, daß wir ihre Lehren und Ermahnungen, vorzüglich auf dem Sterbebette, willig annehmen und treulich befolgen, sowie auch ihren letzten Willen gewissenhaft vollziehen.

Der sterbende Vater.

Vater Ottmar wurde krank, und die Krankheit nahm mit jedem Tage zusehends zu, so daß sie ihm sein nahes Ende verkündete. Eines Morgens, als die Sonne kaum aufgegangen war, stellte sich bei ihm plötzlich eine große Schwäche ein; seine Augen verdunkelten sich, und Bläße überzog sein Angesicht. Seine drei Kinder, Albert, Leonhard und Agnes, standen mit Thränen in den Augen um das Sterbebett des geliebten Vaters, indeß die Mutter den kalten Schweiß von seiner Stirne wischte. Jeder Athemzug schien sein letzter zu sein. Doch auf einmal erholte er sich wieder. Nach einer längeren Pause richtete er sich etwas auf und öffnete seinen Mund, um seinen Kindern beim Abschiede von ihnen die letzten Ermahnungen zu geben. Mit schwacher Stimme sprach er zu ihnen: „Meine lieben Kinder! sehet hier eure Mutter, die mir den Schweiß von

der Stirne wischt! Sie hat mir und euch des Guten viel erwiesen. Ehret und liebet sie, und betrübet nie ihr Herz durch Unfolgsamkeit. Vergesset es nicht: Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder! — Ihr seid arm, wie ich es auch war; aber Gott hat mich nicht verlassen; er wird auch euch nicht verlassen, wenn ihr ihn nicht verlasset. Sein Segen und seine Gnade wird mit euch sein. — Weinet nicht so sehr um mich! Denn es gibt ein anderes, besseres und ewiges Leben; dort werden wir einander wiedersehen. — Höret nur noch meine letzten Worte und drücket sie tief in euer Herz ein!" Zu Albert, dem ältesten Sohne, sprach er: „Mein Sohn! du bist zwar gutmüthig und folgsam, aber jähzornig; wisse! der Zorn des Menschen thut nicht, was vor Gott recht ist. Denke an die letzten Worte deines Vaters, so oft dich der Zorn überwältigen will!" Zum jüngeren Sohne, Leonhard, sprach er: „Auch du bist gut, aber leichtsinnig; und im Leichtsinne thut der Mensch oft mehr Böses, als im Jähzorn. Denke an die ernste Stunde, die deinem Vater jetzt schlagen wird, so oft dich künftig der Leichtsinn anwandelt!" — „Und du, liebe Agnes! auch von dir kann ich nicht ohne Ermahnung scheiden. Du theilst zwar die Fehler mit deinen Brüdern nicht; aber du bist unzufrieden mit deinem Schicksale. Das macht dich neidisch gegen deine Mitmenschen, undankbar gegen deinen Gott und unglücklich in dir selbst. Bedenke doch: Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher reich bei seiner Armuth!" —

Als der Vater so redete, weinten die Kinder laut und gelobten ihm, seiner letzten Ermahnungen stets eingedenk zu sein. Stillschweigend reichte er noch einem Jeden die Hand. Er wollte noch immer reden; aber die Junge versagte ihren Dienst. — Seine letzten Worte schwebten seinen Kindern bei jeder Versuchung zu ihren herrschenden Fehlern lebhaft vor Augen. Sie ehrten und verpflegten ihre Mutter bis an's Ende und ehren noch heute das Grab ihrer Eltern durch ihre Tugenden und durch ihr Gebet für sie. —

Texte ad II.: Vom Gehorsame gegen die Eltern.

a) Aus der heil. Schrift. „Mein Sohn! höre auf die Lehre deines Vaters, und verlaß nicht das Gesetz deiner Mutter!" (Sprüchw. 1, 8.) „Kinder, gehorchet im Herrn euren Eltern! Denn das erfordert die Gerechtigkeit." (Ephes. 6, 1.) „Kinder! höret auf den Ausspruch eures Vaters und handelt so, daß es euch wohl gehe! Denn Gott will, daß die Kinder ihren Vater ehren, und beobachtet und bestätigt das Ansehen der Mutter über ihre Kinder." (Ekkli. 3, 2. 3.) „Gehorche dem Vater, der dich gezeugt hat, und verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird!" (Sprüchw. 23, 22.) „Die Kinder der Weisheit machen eine Versammlung der Gerechten aus, und ihr ganzer Wandel besteht aus Gehorsam und Liebe." (Ekkli. 3, 1.) „Ein weiser Sohn hört die Lehre des Vaters; der boshafte Spötter gibt aber kein Gehör, wenn er Verweise bekommt." (Sprüchw. 13, 1.) „Kinder! gehorchet euren Eltern in Allem! Denn dieses ist Gott gefällig." (Kol. 3, 20.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Es ist nicht nöthig, daß diese Pflicht, Vater und Mutter zu gehorchen, ausdrücklich geschrieben stehe. Sie ist unserm Herzen eingegraben, und zwar so tief von dem Finger Gottes unserm Herzen eingegraben, daß keine menschliche Bosheit sie auszulöschen vermag." (S. Aug.) „Gleichwie an den Alten Nüchternheit und Vollkommenheit der Sitten gefordert werden, so an den jungen Leuten Unterthänigkeit, Folgsamkeit und Gehorsam." (S. Bern. in Cant. serm. 8.) „Gleichwie man an dem Baume, woran zuvor keine Blüthe erschienen ist, bestimmt in der Folge keine Frucht finden wird, so wird im Alter keine rechtmäßige Ehre erlangen können derjenige, welcher in der Jugend sich nicht der Zucht unterworfen hat. Zucht ohne Gehorsam läßt sich nicht denken; ein Jüngling ohne Gehorsam ist schon ein zuchtloser Junge." (S. Cyprian. de 12. abus.) „Ehre deinen Vater und deine Mutter! Das ist die erste Stufe der Frömmigkeit; denn Gott wollte, daß du durch Eltern deinen Ursprung hättest. Ehre sie mit Folgsamkeit, und enthalte dich von jeder Unbild, weil man die Güte der Eltern nicht einmal mit einem Blicke beleidigen darf! Aber dieß ist noch viel zu wenig, ihnen keine offenbare Schmach anzuthun; denn dagegen hat schon das Gesetz die Verordnung getroffen: Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll sterben! Ehre du, damit du gut seiest! Ein Anderes ist die Wohlthat des Gesetzes, ein Anderes der Dienst der Gutherzigkeit. Ehre deine Eltern, weil der Sohn Gottes sie geehrt hat! Denn so liesest du: Und er war ihnen unterthan. Wenn Gott seinen Dienern unterthan war, wie, sollst du es nicht deinen Eltern sein? Christus ehrte also Joseph und Maria, nicht wegen einer Schuldigkeit, sondern wegen Gütigkeit. Er ehrte auch Gott, den Vater, wie ihn Niemand ehren konnte, so daß er gehorsam war bis zum Tode. Ehre also auch du die Eltern!"

(S. Ambros. Lib. 8. in Luc. n. 4.) Aber diese Pflicht des Gehorsams hört auf, sobald Eltern etwas Unbilliges oder Sündhaftes verlangen. „Die einzige Ursache," sagt der heil. Bernhard, „vermöge welcher man den Eltern nicht gehorsamen darf, ist Gott selbst, indem er sagt: »Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth.«" (S. Bern. Epist. 3.) „Ehre deinen Vater," sagt der heil. Hieronymus, „aber nur insoferne, als er dich vom wahren Vater nicht trennt! Die rechtmäßige Ordnung befiehlt: nach Gott Vater und Freunde zu lieben. Tritt aber der Fall ein, daß Beides nicht zugleich geschehen kann, so ist der Haß der Seinen Gottesverehrung." (S. Hieron. Epist. 10. ad Furium.) „Den Vater muß man lieben," sagt der heil. Augustin, „den Schöpfer aber vorziehen." (Amandus est Genitor, at praeponendus Creator. S. Aug. Serm. 7. de verb. Dom.)

Anmerkung. Eine christliche Lehre über die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, die füglich hier angereiht werden könnte, findet sich im III. Bande dieses Werkes bei der Abhandlung über das Sakrament der Ehe.

XXV. Christliche Lehre.

Pflichten der Jugend gegen Lehrer und alte Leute.

Fr. Wen sind wir neben den leiblichen Eltern noch zu ehren schuldig?

Antw. Alle diejenigen, welche Elternstelle an uns vertreten, als besonders: Pflegeltern, Erzieher und Lehrer, sowie alle jene Leute, welche durch ihr Alter ehrwürdig sind.

Erläuterung. Da die Kinder gegen Pflegeltern sich gerade so wie gegen die leiblichen Eltern zu verhalten haben, so haben wir hier zunächst nur mehr zu handeln von den Pflichten der Jugend I. gegen Lehrer, unter denen auch die Erzieher begriffen sind, und dann II. gegen alte Leute.

I. Die Pflichten der Schüler gegen ihre Lehrer.

Fr. Wie sollen sich Schüler gegen ihre Lehrer verhalten?

Antw. Sie sollen dieselben als Gehilfen und Stellvertreter ihrer Eltern ansehen, und ihnen deßhalb auch Alles das leisten, was Kinder den Eltern schuldig sind, nämlich: Liebe, Ehrerbietung, Vertrauen, Aufmerksamkeit und Gehorsam.

Erläuterung. Das Amt eines Lehrers ist ein schweres und mühsames. Die jugendlichen, noch schwachen Kräfte auszubilden, die Auswüchse von Rohheit, natürlicher Unbehilflichkeit, Zerstreutheit, Leichtsinnigkeit wegzuschneiden und den jungen Baum gerade zu richten, wie viel Geduld und Anstrengung erfordert dieß nicht! Ist es nun nicht billig, daß der Lehrer von seinen Schülern geliebt und geehrt werde, daß ihm beim Unterrichte Aufmerksamkeit, bei seinen Zurechtweisungen und Ermahnungen Gehorsam und für alle Mühen und Plagen kindliche Dankbarkeit geschenkt werde?

Samuel.

In der heiligen Schrift begegnet uns ein schönes Muster eines vollkommenen Lehrlings, welches wir allen Schülern nachdrücklichst zur Nachahmung empfehlen möchten. Samuel ist es, ein Schüler des hohen Priesters Heli, der zugleich Tempeldienste versah. Einstens (er war zwölf Jahre alt) schlief er, und der Herr rief ihn. Kaum vernahm Samuel den Ruf, so stand er auf, lief zu Heli und sprach: „Hier bin ich; denn du hast mich gerufen." — „Ich habe dich nicht gerufen," antwortete ihm Heli; „geh' wieder hin und schlafe!" — Der Herr rief den Samuel ebenso zum zweiten-, zum drittenmale; und jedesmal lief Samuel zu Heli, um ihn zu fragen, was er wolle. Heli merkte jetzt, daß der Herr den Knaben gerufen habe, und sprach deßhalb zu ihm: „Geh' hin und schlafe; und wenn man dich nochmal rufen wird, so sprich: Rede, Herr! dein Diener hört!" — Der kleine Samuel gehorchte; und der Herr begnadigte ihn wirklich mit einer Offenbarung, woraus sich auf den Glanz der Heiligkeit schließen ließ, zu welcher er einst gelangen sollte. (1. Kön. 3.) — So überhäuft Gott selbst schon in diesem Leben mit den reichlichsten Segnungen Lehrlinge, die treu in Beobachtung der Pflichten gegen ihre Lehrer sind!

Auch aus der Welt- und Menschengeschichte wollen wir einige Beispiele von braven und folgsamen Schülern zur Nachahmung aufstellen.

Die Ehrfurcht gegen Lehrer.

Der junge Perserkönig Hormouz erzeigte seinem bisherigen Hofmeister und jetzigen Rathgeber und Freunde, dem weisen Buzurge, so große Ehrerbietung, daß er sich in Gegenwart desselben nie mit den königlichen Insignien schmücken wollte. Als Einige aus seiner Umgebung ihm bemerkten, daß eine solche Ehrfurcht selbst jene übertreffe, welche ein Monarch seinem leiblichen Vater zu erzeigen pflege, gab Hormouz die merkwürdige Antwort: „Ihr habet Recht, meine Freunde! Ich selbst fühle es, wie ihr; aber dennoch glaube ich, so handeln zu müssen. Von meinem Vater erhielt ich das Leben und ein Königreich. Beides wird nur auf einige Zeit mein sein. Aber die Tugenden, die ich dem Buzurge zu danken habe, bleiben mein unvergängliches Eigenthum und folgen mir selbst in die Ewigkeit nach." (Ehrenhalle.)

Der Lehrer des königlichen Prinzen.

Der Kaiser Theodosius der Große, welcher seinen Sohn Arkadius zu einem christlichen Fürsten erziehen wollte, suchte einen Mann von anerkannter Frömmigkeit zu dessen Hofmeister. Der Papst Damasus, an welchen er sich deßhalb gewendet hatte, warf seinen Blick auf einen Diakon der römischen Kirche, Namens Arsenius, welcher ausgezeichnetes Verdienst und Wissen vereinte. Arsenius kam in Constantinopel an. Theodosius übergab ihm seinen Sohn, damit er ihn eben so in der Frömmigkeit wie in den einem Prinzen nöthigen Wissenschaften unterrichte, indem er der vorausbestimmte Erbe seines Kaiserthums war. Er gab ihm zu verstehen, daß er ihm dazu alle Macht über seinen Sohn zugestehe, welche er selbst besäße, die schönen Worte zu ihm sprechend: „Sie werden ohnedieß mehr sein Vater sein, als ich." Dieser wahrhaft christliche Kaiser gab dadurch zu erkennen, welchen großen Einfluß eine gute Erziehung auf das Leben hat.

Als Theodosius einmal in das Zimmer kam, wo Arsenius dem Arkadius Unterricht ertheilte, und den Lehrer stehen sah, während der Schüler saß, ward er äußerst unwillig, und machte sogar dem Arsenius Vorwürfe, daß er die Würde des Lehrers nicht genug aufrecht erhalte. Er ließ seinen Sohn sogleich die Zierden seiner Würde ablegen und befahl dem jungen Prinzen, stehend mit entblößtem Haupte die Lehren des Lehrers anzuhören. So dachte ein großer Kaiser über die Pflichten und Ehrerbietung, welche den Lehrern gebühren!

Er war einst mein Lehrer.

Der Erzherzog Karl von Oesterreich erfuhr einst, daß sein ehemaliger Lehrer, der kaiserliche General Spanochi, in französische Gefangenschaft gerathen sei. Sogleich schrieb er an den Obergeneral Moreau: „Ich weiß es, es ist nicht Kriegsgebrauch, die Befreiung eines tapfern Generals, der in Kriegsgefangenschaft gerathen ist, zu begehren; allein meine Pflicht fordert mich auf, mich für den General Spanochi zu verwenden. Er war einst mein Lehrer, und als solcher hat er meine ganze Hochachtung!" Gerührt durch diesen Zug der Dankbarkeit antwortete Moreau: „Eurer kaiserlich königlichen Hoheit meine unbegränzte Hochachtung zu bezeugen, gebe ich sogleich Befehl, daß der wackere General Spanochi binnen 48 Stunden in Wien eintreffen muß." (Beisp. des Guten.)

Kaiser Franz und sein Lehrer.

Der Graf Hohenwart, der als Erzbischof von Wien starb, war als Canonicus Lehrer des Erzherzogs Franz und nach dessen Großjährigkeit Bischof von St. Pölten gewesen. Franz, der Kaiser, hängte das Bildniß des Grafen zum dankbaren Andenken in einem seiner Zimmer auf. Als Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, gestorben war, kam Hohenwart nach der Residenz, den

kirchlichen Feierlichkeiten beizuwohnen. — Er besuchte den Kaiser, und war freudig überrascht, bei ihm sein Portrait zu finden. Der Kaiser bemerkte dieß und sagte, auf das Gemälde deutend: „Was glauben Sie wohl, wer das ist?" Mit einem Lächeln erwiderte Hohenwart: „Wenn ich nicht irre, so ist dieß der Bischof von St. Pölten." — Der Kaiser ergriff die Hand des Grafen, schüttelte sie und sagte: „Sie haben sich geirrt; es ist der Erzbischof von Wien." Damit war diesem seine Erhebung angekündigt.

Kaiser Franz hat hierdurch ein schönes Beispiel gegeben, und gezeigt, welche Liebe und Dankbarkeit man seinen Lehrern schulde, auch da noch, wo man bereits der Schule entwachsen ist.

Der Schreiblehrer.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreiblehrer, welcher der verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Fürstin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse die weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, er brauche nichts, sondern habe sein gutes Auskommen, und der einzige Beweggrund seiner Reise sei gewesen, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins besehen und um ein Uhr sich wieder einfinden und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das Letzte anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernste, und sagte ihm noch, sie wären ganz allein, er sollte nur kommen. Der Schreiblehrer fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares, goldenes Taschenbesteck, auf dem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von Ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können!" Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Silbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, es sei dafür gesorgt, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne. (Münch's Lesebuch.)

Der dankbare Schüler.

Der dankbare Kaiser Marcus Aurelius hegte stets die größte Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer; und was sein Herz für sie empfand, davon zeugten auch seine Handlungen. So bat er sich für Fronto und den Rusticus Ehrensäulen von dem Senate aus, und erhob den Julius Proculus zu der Würde eines Consuls. Als die Dürftigkeit des Letztern mit dieser Würde, welche zu den ersten im römischen Staate gehörte, sich nicht zu vertragen schien, gab er die zu dessen standesmäßiger Lebensart erforderlichen Kosten aus seinen eigenen Mitteln her. Diesen seinen Lehrer hielt er auch so werth, daß er ihm, so oft er ihn sah, mit einem Kusse seine Ehrfurcht bezeugte, und ihn vor allen übrigen Vornehmen zuerst zu grüßen pflegte. Einen andern schönen Beweis seiner dankbaren Gesinnungen gegen seine Lehrer legte er dadurch ab, daß er ihre Namen mit großen Lobsprüchen seinem unter dem Titel: „Betrachtungen über sich selbst" geführten Tagebuche vorsetzte und öffentlich bekannte:

wie vortreffliche Männer sie in ihren Gesinnungen gewesen, wie rechtschaffen sie an ihm in seiner Jugend gehandelt, und wie viele Verdienste sie um sein sittliches Wohlsein hätten. Nachdem er sie, so lange sie lebten, mit Ehren und Gütern überhäuft hatte, ließ er nach ihrem Tode ihre Bildnisse aus Gold verfertigen, stellte dieselben unter die Hausgötter seiner Kapelle, besuchte ihre Gräber, beehrte dieselben mit Opfer und bestreute sie mit Blumen.

Sei deinen Lehrern dankbar!

Alexander der Große sagte oft, daß er seinem Lehrer, dem Aristoteles, eben soviel schuldig sei, als seinem Vater Philippus; denn diesem verdanke er, daß er lebe; jenem aber, daß er vernünftig zu leben wisse. — Die Stadt Stagira, die von seinem Vater zerstört worden war, ließ er auf die Bitte des Aristoteles, der darin geboren war, wieder aufbauen, und hatte ihn fast immer um sich, bis er, nach dem Tode seines Vaters, zur Regierung kam, und nach Asien überging. Auch nachher vergaß er, mitten unter den Unruhen des Krieges, den er führte, jenes Lehrers nicht, sondern schrieb oft an ihn.

Pythagoras lehrte zu Croton in Calabrien, und wollte nicht ein Weiser genannt werden, sondern nannte sich zuerst einen Liebhaber der Weisheit, einen Philosophen. Als er hörte, daß sein ehemaliger Lehrer Pherecydes auf der Insel Delos gefährlich krank liege, schiffte er sogleich von Italien aus nach der Insel. Hier nahm er sich eine Zeitlang des Greises auf das Angelegentlichste an, und unterließ nichts, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Doch starb dieser endlich vor Alter und durch die Heftigkeit der Krankheit, worauf er ihn sorgfältig begraben ließ, und erst, nachdem er Alles, was ein Sohn seinem Vater schuldig ist, ihm geleistet hatte, nach Italien wieder zurückkehrte. (Dewora.)

Dankbarkeit gegen Lehrer.

Als sich der Erbgraf Joseph Karl von Ortenburg im Herbste 1798 mit einer Gräfin von Erbach vermählte, und sein bisheriger Lehrer und Erzieher nun zu einer anderweitigen Anstellung abgehen wollte, fand dieser, der seinen Posten dreizehn Jahre lang gewissenhaft, thätig und treu versehen hatte, auf seinem Arbeitspulte folgendes Schreiben von der Mutter seines bisherigen Zöglings, mit der Aufschrift: „Denkmal mütterlicher Dankbarkeit, dem verdienstvollen Freunde meines Sohnes gewidmet mit herzlicher Ergebenheit," — welches Schreiben füglich auch auf die Dankbarkeit des Sohnes schließen läßt.

„Mein lieber Freund!

Wem könnte ich mit mehrerem Rechte diesen Namen geben? Wem bin ich mehr Verbindlichkeit, höheren Dank schuldig, als dem Manne, der meinem einzigen Sohne Freund, Leiter und Versorger war? Wer verdient wohl größere Hochachtung, als derjenige, der dreizehn Jahre lang allen seinen Pflichten so pünktlich Genüge leistete, der sie sogar übertraf an Sorgfalt, Wachsamkeit und liebreicher Behandlung gegen den Zögling? Wer ist wohl dieser Mann? — Mein Lieber! dieser sind Sie! Ich schätze mich für die glücklichste Mutter, nicht nur, weil mich Gott mit wohlgerathenen Kindern segnete, sondern weil mir auch eine gute Schickung an Ihnen, theuerster Freund! den Mann zum Erzieher für meine Kinder schenkte, der ganz dazu gemacht war, meinen einzigen Sohn, der aller meiner Erwartung entsprochen hat, auf den Weg der Tugend, der Rechtschaffenheit und des Edelmuthes zu leiten. Glück wünsche ich Ihnen und mir zur erwünschten Vollendung Ihres wichtigen Amtes. Heil sei Ihnen gesagt für diese Wonne! Der Segen Gottes, der jede schöne That belohnt, vergüte Ihnen alle Wohlthaten, die Sie meinem Sohne erzeigt haben! Die Erziehung ist nun zwar zu Ende; aber das Gefühl meiner Dankbarkeit, meiner wahren Verehrung für Sie wird erst mit meinem Leben endigen. Bleiben Sie der Freund meines Sohnes, bleiben Sie auch der meinige! Gott segne Sie! Mit gerührtem Herzen, mit der ganzen Empfindung der mütterlichen Liebe schreibe ich diese Zeilen; mein

Herz flößte mir jedes Wort ein; es wird ewig für Sie schlagen. Leben Sie wohl, mein Freund!

Geschrieben in Ortenburg, am 25. Oktober 1799.

Ihre verbundenste, dankbarste Dienerin

Christiane d'Ortenburg.

Beiliegendes geringfügiges Andenken (es waren 1000 fl. rheinländisch) bitte ich, gütigst und nachsichtsvoll von der Hand der Dankbarkeit und Freundschaft anzunehmen."

II. Pflichten der Jugend gegen alte Leute.

Fr. Welche Obliegenheiten hat die Jugend gegen das Alter?

Antw. Junge Leute sollen den Greisen mit Achtung begegnen, auf ihren guten Rath hören und ihnen die Beschwerden des Alters, so viel möglich, erleichtern.

Erläuterung. Schon Moses hat es bei seinem Volke zu einem besondern Gesetze erhoben, daß man die Greise ehre und achte. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Person des Greises ehren!" (3. Mos. 19, 32.) Bei allen wichtigeren Verhandlungen wurde der Rath der Aeltesten des Volkes eingeholt. Als Moses nach Aegypten kam, und den Israeliten versprach, daß Gott sie befreien werde, versammelte er die Aeltesten, und that vor ihnen die Zeichen, welche seine Sendung bewiesen. (2. Mos. 4, 29.) ... Als ihm Gott einen Rath zur glücklichen Regierung dieses Volkes geben wollte, sprach er zu ihm: „Versammle mir siebenzig Männer von den Aeltesten Israels, welche du kennest, daß sie Aelteste des Volkes sind, und ihre Vorsteher!" (4. Mos. 11, 16.) Immer stehen in der heiligen Schrift, so oft von öffentlichen Versammlungen und Angelegenheiten die Rede ist, die Aeltesten oben an, und werden oft nur allein genannt. Diese Achtung gegen das Alter finden wir aber auch außer der heiligen Schrift in noch gar vielen Beispielen.

Alexander der Große und der alte Soldat.

Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben demselben Augenblick bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten befand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern" — sagte er — „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!" (Dewora.)

Die Ehrerbietung gegen das Alter bei den Spartanern.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Spartaner, das tapferste Volk des alten Griechenlandes, besonders wegen ihrer Ehrerbietung gegen die Alten berühmt. Darum sagte auch ihr Feldherr Lysander, der sich im peloponnesischen Kriege großen Ruhm erwarb, es wohne an keinem Orte das Alter mit so vieler Ehre, wie in Sparta. Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, einem Volksfeste der Griechen, zu dem sich alle Stämme versammelten, einen Platz. Er ging lange umher bei Alten und Jungen; Niemand zeigte sich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er aber an den Ort kam, wo die Spartaner saßen, standen alle jungen Leute ehrerbietig auf. Darüber erhob sich nun ein allgemeines Beifallrufen, und der erfreute Greis rief aus: „Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie aus!" (Derselbe.)

Das russische Mädchen.

In dem Laboratorium des zu seiner Zeit hochberühmten Wunderdoktors Schuppach war eines Tages eine Gesellschaft vornehmer Leute aus allen

Gegenden der Welt beisammen. Unter Andern befanden sich bei diesem Besuche mehrere französische Herren und Damen und ein russischer Fürst mit seiner Tochter, die durch ihre Schönheit die Bewunderung aller Anwesenden erregte.

Die Unterhaltung war eben im lebhaftesten Gange, als ein alter, schlechtgekleideter Bauer eintrat, um ein Heilmittel für sein krankes Weib bereiten zu lassen. Während er wartend dastand, machte sich ein junger Marquis an ihn und ersah sich vorzüglich an dem langen grauen Barte des Landmanns einen Gegenstand des Spottes. Nach einer Reihe schlechter Späße schlug der Witzbold endlich eine Wette von zwölf Louisd'or vor, daß keine der gegenwärtigen Damen dem alten häßlichen Kerl einen Kuß geben werde.

Die schöne Russin, welche den herzlosen Neckereien nur mit Unwillen zugehört hatte, legte jetzt zwölf Louisd'or auf einen Teller und übersendete diesen durch einen Bedienten dem Marquis, zum Zeichen, daß sie die Wette annehme. Der Franzmann stand verblüfft, mußte aber Ehren halber auch seine zwölf Stücke beilegen. Nun näherte sich die Edelmüthige dem mißhandelten Bauer und sagte: „Erlaubet, ehrwürdiger Vater! daß ich euch nach der Sitte meines Landes begrüße!“ Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und gab ihm einen Kuß. Dann reichte sie ihm das Geld und fuhr fort: „Nehmet das zum Andenken von mir und zum Zeichen, daß die russischen Mädchen es für Pflicht halten, das Alter zu ehren!“ (Müller's Ehrenhalle.)

Ehre das Alter!

Ruprecht hatte zwei Söhne. Oft mußte er von Andern die Klage hören, daß seine Kinder über alte Leute spotteten, und sie verlachten. Er gab ihnen deßwegen oft einen scharfen Verweis, und machte ihnen die nachdrücklichsten Vorstellungen, wie sehr es Gott und allen Menschen mißfalle, wenn man alte Personen verlacht und verspottet. „Man sollte vielmehr,“ sagte er einst, „gegen sie alle Achtung bezeugen; denn Greise sind unsere eigentlichen Lehrer; sie sind die besten und sichersten Rathgeber, die aus Erfahrung wissen, was man thun und was man meiden soll.“ Aber bei diesen leichtsinnigen und bösartigen Kindern war alles Warnen und Ermahnen vergebens; und mit Schlägen, wie der kluge Vater schon voraus sah, wären sie auch nicht gebessert worden. Einst, als sein Namenstag einfiel, und ihm die Kinder Glück und ein langes Leben wünschten, sagte er mit weinenden Augen zu ihnen: „Ach! wünschet mir vielmehr, daß ich bald sterben möge! Denn wenn ich alt werde, so werden mich muthwillige Kinder (hier sah er sie bedeutend an) nur verlachen und verspotten — vielleicht sogar meine eigenen Kinder!“ Die Kinder schlugen beschämt ihre Augen nieder. Sie erkannten endlich ihren großen Fehler, und erwiesen von dieser Zeit an alten Personen mehr Achtung.

Ehre Greise, liebes Kind!
Weil sie deine Lehrer sind.
Greise geben guten Rath;
Folge ihnen in der That!
(Jais.)

Die Höhle des Erbarmens.

Auf einer Reise, welche einige Holländer in das Innere des Küstenlandes von Guinea in Afrika machten, trafen sie in einer Höhle unweit des großen Schlangentempels zwei Neger an, wovon der eine, ein hochbejahrter Greis, dem von den Feinden die Zunge ausgerissen und die Beine abgehauen waren, durch einen jungen Menschen, den sie für einen Sohn dieses Alten hielten, bedient wurde. Er nährte ihn mit Reis und Ananas, breitete die Häute der Thiere, die er getödtet hatte, unter ihm aus, und um ihn zu erfrischen, trug er ihn täglich auf seinen Schultern längs des Ufers hin, wenn die große Hitze durch die Annäherung der Nacht vermindert wurde. Das Mitleiden allein hatte ihn vermocht, seine Verwandten zu verlassen, um sich an diesen Unglücklichen anzuschließen. Sechs in der Einsamkeit verflossene Jahre und der Anblick von tausend Gebrechlichkeiten

hatten seinen Eifer für dieses Opfer der Zeit und der Grausamkeit nicht geschwächt. Diese so schöne Entdeckung rührte sogar die Eingebornen des Landes, die diese Freistätte — „die Höhle des Erbarmens“ nannten. (Beisp. d. Guten.)

Friedrich's II. Ehrfurcht gegen das Alter.

Als der tapfere General Ziethen hochbetagt war, konnte es ihm zuweilen begegnen, daß er an der Tafel Königs Friedrich II. von Preußen einschlief. Allein dieser, weit entfernt, es dem grauen Krieger zu verübeln, sagte vielmehr zu Jenen, die ihn mit spöttischem Lächeln darauf aufmerksam machten: „Kinder! wir wollen leiser reden, damit wir den Alten nicht im Schlafen stören. Er hat genug für uns gewacht!“ Ziethen war schon 86 Jahre alt, als er noch einmal zu Berlin zur Parolezeit auf das Schloß ging, um seinen König nach einer Zwischenzeit von sechs Monaten wieder zu sehen. Schon hatte der König an seine Generäle seine Befehle ertheilt und wandte sich so eben zu den anwesenden Prinzen, als er den betagten Ziethen gewahr ward, der entfernt unter andern Offizieren stand. Sogleich eilt er auf ihn zu mit den Worten: „Da ist ja mein alter Ziethen! O! warum hat Er sich bemüht, die vielen Treppen zu steigen? Ich wäre ja gerne zu Ihm gekommen! Nun, wie geht's denn mit der Gesundheit?“ — „Eure Majestät! meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich spüre eine Abnahme meiner Kräfte.“ — „Das Erste höre ich gerne,“ sagte der König; „aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl!“ Die Adjutanten eilten, einen zu holen. Ziethen weigerte sich, niederzusitzen, und erklärte, daß er nicht müde sei. Er mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz' Er sich, alter Vater! setz' Er sich! Sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Und so stand Friedrich der Große, selbst schon dem Greisenalter nahe, vor dem hochbetagten General mit freudigem Blicke, fragte ihn noch über seine Umstände und sagte endlich: „Leb' Er wohl, Ziethen! nehm' Er sich ja vor Erkältung in Acht und erhalt' Er sein Leben, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn zu sehen!“ (Beisp. des Guten.)

Texte ad I. und II.: Pflichten der Jugend gegen Lehrer und alte Leute.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Pflichten gegen Lehrer. „Mein Sohn! nimm Lehre an von Jugend auf, so wirst du bis in's Alter die Weisheit finden!“ (Ekkli. 6, 18.) „Auf daß du zuletzt nicht seufzen müssest: Warum habe ich die Zucht gehaßt, und hat mein Herz die Warnungen nicht angenommen, — warum habe ich auf die Stimme meiner Lehrer nicht gehört, und habe mein Ohr nicht zu den Meistern geneigt?“ (Sprüchw. 5, 11—14.) — 2) Gegen das Alter. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Person des Greises ehren!“ (3. Mos. 19, 32.) „Schlage die Rede weiser Alten nicht in den Wind und übe dich in ihren Sprüchen! Denn von ihnen wirst du Weisheit und kluge Lehre vernehmen. Von ihnen kannst du Einsicht lernen, und wie man zur Zeit der Noth antworten soll.“ (Ekkli. 8, 9—13.) „Verachte keinen Menschen seines Alters wegen! Denn auch aus uns werden Einige alt werden.“ (Ebend. 5, 7.) „Rede mit einem Greise wie mit einem Vater ehrerbietig, und mit einer alten Frau wie mit einer Mutter!“ (1. Tim. 5, 1—2.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Man soll das Lehramt als etwas Leichtes und Lustiges ansehen! Denn Menschen unterrichten und leiten, ist die allerschwerste Sache. Die Viehhirten haben das Vieh unter ihrer Gewalt; darum gelingt ihr Regiment. Wer aber Menschen führen und leiten soll, der erfährt gar wohl, wie schwer dieses Amt wegen der verschiedenen Charaktere und wegen der mannigfaltigen Geistesgaben sei. Darum achte und ehre man das Lehramt!“ (S. Nilus.)

XXVI. Christliche Lehre.

Von den Pflichten der Dienstboten, und als Zugabe auch von den Pflichten der Dienstherrschaften.

Fr. Wem sollen wir außer unsern Eltern und Lehrern und alten Leuten nach der Forderung des vierten Gebotes noch besondere Ehre erweisen?

Antw. Meistern, Herrschaften und allen geistlichen und weltlichen Vorgesetzten. (Sonach enthält das vierte Gebot auch noch die Pflichten der Dienstboten und Unterthanen.)

I. Von den Pflichten der Dienstboten *) gegen ihre Dienstherrschaften.

Fr. Was sind Dienstboten ihren Herrschaften schuldig?

Antw. Sie sollen ihnen um Gottes willen dienen, ihnen Achtung und Liebe, Treue und Anhänglichkeit und endlich willigen Gehorsam erzeigen.

1) Die Dienstboten sollen ihren Herren vor Allem um Gottes willen dienen, d. h. als solche, die nicht den Menschen, sondern dem Herrn dienen, wie der heilige Paulus sagt. (Eph. 6, 5. 7.) Dienstboten sollen all ihr Thun und Lassen, ihre ganze Arbeit auf Gott beziehen, sie in frommer, christlicher Meinung aus Liebe zu Gott verrichten. Dadurch werden ihnen die Mühen des Tages leichter, und ihr Lohn wird ein doppelter werden: ein zeitlicher von Seite ihres irdischen, und ein ewiger von Seite ihres himmlischen Hausvaters.

Der heilige Ammon und sein Diener.

Johannes von Theben, der Kleinere genannt, ein Jünger des heiligen Altvaters Ammon, diente diesem seinem greisen und kranken Vater mit größter Emsigkeit und Treue zwölf Jahre lang. Und obschon der kranke Greis seinen unermüdlichen Fleiß, seine Arbeit und Verläugnung sah, so gab er ihm doch auch nicht ein einziges Mal ein lobendes gutes Wort. Als es aber mit ihm zum Sterben kam, nahm er in Gegenwart anderer Altväter den guten Johannes bei der Hand und sprach zu ihm: „Du mögest selig werden, du sollst selig werden, du sollst selig werden!" Und nach diesem dreimaligen herzlichen Segensspruch empfahl er ihn der Obhut der andern Väter, also beschließend: „Dieser ist kein Mensch, sondern ein Engel, indem er mir zwölf Jahre in meiner Krankheit beharrlich und freundlich diente, ohne daß er je von mir ein gutes und liebreiches Wort dafür empfangen hätte." — Das heißt „Gott dienen", wenn man nicht auf irdischen Lohn, nicht auf Lob und Tadel sieht, sondern wenn man denkt: „Gott ist mein Herr und Gebieter; ihm zu lieb will ich die Last des Tages tragen, ihm will ich in Allem gefallen, ihm will ich ein treuer Diener sein!"

Zu diesem Dienste im christlichen Sinne soll sich der christliche Dienstbote schon durch seine heilige Religion verpflichtet fühlen; er soll bedenken, daß erst durch das Christenthum dem dienenden Stande ein besseres Loos geworden ist; denn dieses lehrte, die Dienenden als Geschöpfe, Kinder und Ebenbilder Gottes, als Brüder und Schwestern, als Glieder Einer großen Familie, deren Haupt Jesus Christus ist, und als Erben des Himmels zu betrachten und sie eben deßhalb liebreich zu behandeln. Schon das Concilium zu Elvira verordnete im Jahre 305, daß eine Frau, welche ihre Sklavin mißhandelte, dafür fünf bis sieben Jahre lang Buße thun solle. — Wie traurig war nicht das Loos der Dienstboten unter den Heiden! Sie waren elende Sklaven, die man oft weniger als die Hausthiere achtete. Die Herren hatten die Willkühr über Leben und Tod ihrer Knechte und Mägde. Sie konnten dieselben nach Belieben mißhandeln und auf das Gröbste an den Gliedern ihres Leibes verletzen. Wurde

*) Hierher sind auch Lehrlinge und Gesellen zu rechnen; und sie haben daher dieselben Verpflichtungen gegen ihre Meister, wie die Dienstboten gegen ihre Herrschaften.

der Hausherr ermordet oder zum Tode verurtheilt, so mußten alle seine Dienstboten gleiches Loos mit ihm theilen. Sie wurden oft gezwungen, als Gladiatoren zu kämpfen, und sich zur Belustigung der blutdürstigen Zuschauer im Amphitheater wechselseitig zu ermorden. Knechte und Mägde wurden sogar an Leute verkauft, die in ihren Häusern schändliches Gewerbe mit dem Gesinde trieben. (Stolberg's Religionsgesch. 7. Bd. S. 465.)

Arbeite als Dienstbote für Gott!

„Wie du dich doch plagst!" sagte an einem heißen Sommertage ein Taglöhner zu Friedrich, dem Knechte eines Bauern. „Dein Herr ist ja nicht da, und dankt es dir nicht." „Aber — Gott ist da," antwortete Friedrich, „und ich thue meine Arbeit dem Herrn, und nicht den Menschen." Damit trocknete er sich den Schweiß von der Stirne, und fuhr in seiner Arbeit eifrig fort.

Der christliche Dienstbote schämt sich seines Standes nicht.

Weil der christliche Dienstbote um Gottes willen, d. h. nicht einem irdischen Herrn, sondern dem höchsten Herrn Himmels und der Erde dient, so schämt er sich seines Standes nicht; er fühlt es nicht hart und schmerzlich, daß er Dienstbote sei. Der Gedanke: „Ich bin ein Diener des himmlischen Königs" erfüllt ihn vielmehr mit einem heiligen Stolze und mit einer vollkommenen Zufriedenheit. Darum sagt gar schön der heil. Augustin: „Der Gute, der fromme Christ, ist selbst in der Knechtschaft frei und glücklich; der Böse aber ist ein Knecht, selbst wenn er auf dem Throne säße, und zwar ein Knecht nicht nur Eines Herrn, sondern so vieler Herren, als Laster über ihn herrschen." (S. August. de civit. Dei 4, 3.)

2) Die Dienstboten sind ihren Herrschaften Achtung und Liebe schuldig. Da die Herrschaften den schönen Namen: Hausväter und Hausmütter führen, so vertreten sie an den Dienstboten gleichsam die Stelle der Eltern; und darum gilt auch für diese das Gebot Gottes: „Ehre Vater und Mutter!" Die Herrschaften sind ferner für die Familien gleichsam das, was Fürsten dem Volke sind. Wie Letzteren wegen ihres Amtes Achtung und Liebe gebührt, so auch den Herrschaften; denn der Apostel schreibt: „Ehre, wem Ehre gebührt!" (Röm. 13, 7.) Diese Achtung und Liebe soll vom Herzen ausgehen und sich auch äußerlich zeigen durch Treue und Anhänglichkeit, sowie durch willigen Gehorsam. Demnach sollen

3) die Dienstboten ihren Dienstherrschaften Treue und Anhänglichkeit beweisen! Treue, Redlichkeit, Anhänglichkeit — das sind die vorzüglichsten Tugenden eines Dienstboten. Glücklich jedes Haus, jede Familie, die solche Dienstboten hat! — Treu und anhänglich ist aber nur jener Dienstbote, welcher fleißig arbeitet, seine Einsichten und Kräfte dem Dienste seiner Herrschaft widmet, und auf die Sachen derselben ebenso gut sieht, wie auf seine eigenen, es muß ihm das Eigenthum seiner Herrschaft heilig sein; nie darf er die Geheimnisse des Hauses, die Fehler der Herrschaft oder ihrer Kinder auswärts verrathen, d. h. er muß verschwiegen sein. Er muß treu und ehrlich dienen in Leid und Freud, jeden Schaden ferne halten und jeden Vortheil zum Beßten seiner Herrschaft anzuwenden suchen. — Solche treue und redliche Diener begegnen uns in der heiligen Schrift sowohl, als auch in der Geschichte.

Jakob bei Laban.

Als Jakob bei Laban diente, zeichnete er sich durch seine Treue und Redlichkeit so sehr aus, daß er selbst von sich zu Laban sagen konnte: „Ich habe den Tag hindurch Hitze und zur Nachtszeit Frost gelitten, und kein Schlaf ist in meine Augen gekommen; du weißt, wie ich dir gedient habe, wie deine Güter durch mich geworden sind." (1. Mos. 31, 40—41.)

Eliezer.

Das schönste Beispiel eines treuen Dieners liefert uns die heilige Schrift in Eliezer, dem gottesfürchtigen Knechte Abrahams. Diesem vertraute Abraham viele Kostbarkeiten an, und trug ihm das wichtige und schwere Geschäft auf,

seinem Sohne Isaak aus seiner Verwandtschaft im fernen Lande eine Frau zu holen. Eliezer unternahm willig die weite Reise, überbrachte treulich die anvertrauten Kostbarkeiten und vollzog gewissenhaft den Befehl seines Herrn. (1. Mos. 24, 2—67.)

Der christlich gesinnte Dienstbote.

Ein christlich gesinnter Dienstbote ist seiner Herrschaft treu und anhänglich in allen Stücken und dient ihr nicht bloß unter den Augen, um sich bei ihr einzuschmeicheln, sondern in Einfalt des Herzens und aus Liebe zu Gott. Und was er immer thut, das thut er vom Herzen gern, als thäte er es dem Herrn selbst, und nicht den Menschen; denn er weiß, daß Jedem alles Gute, das er thut, vom Herrn vergolten, und ihm zur Vergeltung jenes Erbtheil im Himmel gegeben werden wird. — Ein solcher Dienstbote war Sabina Hollborn. Schon als Schülerin besuchte sie fleißig die Christenlehre, wohnte derselben jedesmal aufmerksam bei, und prägte sich die Pflichten der Gottes- und Nächstenliebe tief in's Herz. Alles, was sie that, verrichtete sie genau und ganz. Das halbe und nachläßige Thun genügte ihr nicht; denn sie arbeitete, weil sie wußte, daß sie dadurch Gott diene und ihn liebe, wenn sie ihren Dienst genau erfülle, und zugleich ihre Herrschaft liebe, falls ihre Arbeit von dieser auch nicht erkannt werden sollte. Sie war überzeugt, daß sie unter den Augen Gottes diene, an dessen Beifall ihr mehr gelegen sein müsse, als an allem menschlichen Lobe. Ihre Liebe und Treue gegen die Herrschaft bewährte sie schon dadurch, daß sie auf alle Weise in der Gegenwart Gottes, wie in der Abwesenheit der Herrschaft dahin strebte, in kluger Benützung der ihr anvertrauten Lebensmittel zu ersparen und damit gut und weislich hauszuhalten. Sie betrachtete die Wohlfahrt ihrer Herrschaft wie ihre eigene, nahm den herzlichsten Antheil an jedem frohen Ereignisse, welches ihrer Herrschaft begegnete, und war traurig und betrübt, wenn dieselbe häusliche Leiden trafen. Als in den Kriegszeiten ihre Herrschaft durch drückende Einquartierungen und Abgaben ganz erschöpft war, und nicht genug Geld aufzubringen wußte, erbot sich die christlich gesinnte Sabina, ihr weniges Erspartes der Herrschaft zu ihrem häuslichen Gebrauche so lange zu überlassen, bis sie erst wieder in bessere Umstände versetzt sein würde. Dieses edelmüthige Anerbieten rührte die Herrschaft bis zu Thränen. — Aber Gott fügte es auf einmal, daß die Herrschaft auf eine andere Weise Geldunterstützung erhielt, und die kleine Baarschaft der guten Dienstmagd dankbar zurückstellen konnte. — Sabina war auch höchst verschwiegen. Die Herrschaft durfte ihr jedes Geheimniß anvertrauen, ohne daß sie zu fürchten hatte, es werde durch die Magd offenbar und bekannt. Schlich sich im Hauswesen hier und da ein Fehler ein, so wurde er von ihr gewiß nicht aufgedeckt, sondern sie suchte, so viel es ihr möglich war, denselben zu verbessern, oder vor Andern zu unterdrücken. Sie pflegte nur von den guten Eigenschaften ihrer Herrschaft zu reden; und wenn es ihr die Wahrheit nicht erlaubte, immer Gutes von ihr zu sagen, so hielt sie die christliche Liebe ab, übel von ihr zu sprechen. Hiermit konnte sich die Herrschaft in jedem Falle auf Sabina verlassen; denn sie war durchaus christlich gesinnt. — Ein Dienstbote, der Gott liebt, ist auch Gott getreu, und wer Gott getreu ist, kann dem Nächsten nicht untreu werden. (Münch's Lesebuch.)

König Remoald und sein treuer Diener Goswald.

König Remoald, vom griechischen Kaiser Constantin II. in Benevent belagert, sandte seinen treuen Diener Goswald zu seinem Vater, dem Könige der Longobarden, um sich Hilfstruppen zum Entsatze zu erbitten. Auf der Rückkehr wurde Goswald gefangen genommen; und da man von ihm erfuhr, daß der Longobardenkönig seinem Sohne zur Hilfe heranziehe, befahl man ihm unter Androhung des Todes, seinem Gebieter ganz das Gegentheil zu melden. Man führte ihn zu diesem Ende hart vor die Wälle der belagerten Stadt; Goswald aber rief aus allen Kräften: „Freue dich, König! und halte dich

wacker, die Longobarden sind schon im Anzuge — dir zu Hilfe!" So rief er ohne Furcht vor dem Todesstreiche, der auch in demselben Augenblicke ihn traf. Welcher Diener, dieser Goswald, treu bis in den Tod! Welches glückselige Haus, das solche Diener besitzt! (J. E. Veith.)

Diene treu deiner Herrschaft, auch wenn sie das Unglück verfolgt!

Auf Befehl Genserichs, Königs der Vandalen in Afrika, ward Eudemon, ein ungemein reicher, vornehmer und im größten Ansehen stehender Mann zu Carthago, als Katholik, aller seiner beweglichen Reichthümer beraubt, er selbst und seine Familie geächtet, und endlich gar noch seine einzige Tochter Marie aus seinen Armen gerissen und als Sklavin an syrische Handelsleute verkauft. Das Glück, oder vielmehr eine die junge, schuldlose Marie schützende Vorsehung wollte, daß mit ihr zugleich auch eine ihrer bisherigen Aufwärterinen verkauft, auf das nämliche Schiff gebracht und in Cyrhus, einer Stadt Syriens, an die nämliche Herrschaft mit Marie verkauft ward. Diese treue, seltene Dienerin konnte sich über das traurige, unwürdige Loos ihrer ehemaligen, von ihr zärtlich geliebten Gebieterin gar nicht trösten. Beide hatte zwar jetzt ein hartes Schicksal auf gleiche Linie gestellt; aber dessen ungeachtet fuhr jene fort, auf dem Schiffe wie bei der neuen Herrschaft Marien noch wie ehemals die nämliche tiefe Ehrerbietung zu erweisen, die nämlichen Dienstleistungen zu erzeigen, und jedes Opfer willig zu bringen, wodurch sie nur immer Mariens Lage jetzt einigermaßen mildern zu können glaubte. Dieses sonderbare und ungewöhnliche Benehmen einer Sklavin gegen eine andere Sklavin entging nicht der Aufmerksamkeit der neuen Herrschaft. Beide wurden demnach darüber befragt, und Mariens Stand und edle Geburt entdeckt. Bald verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht von der so seltenen, selbst im Unglücke noch treuen Anhänglichkeit einer Sklavin gegen ihre vormalige Gebieterin; die Geschichte erregte Bewunderung und allgemeine Theilnahme an dem harten, unverschuldeten Schicksale der edlen, schon in der Blüthe ihrer Jahre so tief gebeugten Marie. Mehrere Soldaten aus der Besatzung vereinten sich, trugen ihre Ersparnisse zusammen und kauften Marien los, die der Bischof Theodoret bei seiner Zurückkunft unter die Diakonissinen seiner Kirche aufnahm, und sie bald mit ihrem im Dienste des Kaisers Valentinian stehenden Vater vereinigte. (Stolberg's Religionsgesch. 16. Bd. S. 348.)

Die treue Dienerin auf dem Scheiterhaufen.

Die Mutter des Don Juan Alfonso de Guzmann gerieth in die Gewalt des Königs Peter von Castilien, dem der Beiname des Grausamen nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward. In wüthendem Hasse gegen die Familie Guzmann entbrannt, verurtheilte er die schuldlose Matrone durch einen Machtspruch zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freien Platze errichtet, und die alte Frau daraufstehend festgebunden. Ihre Dienerinen begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle; alsdann traten sie zurück, und in die Thränen dieser Treuen mischten sich die Thränen Vieler im Volke, denen von der edlen Frau in den Tagen des Glückes Gutes zugekommen war. — Der Holzstoß lodert und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor und droht ihren Körper geilen Augen zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau Isabella Davalos; sie liebt ihre Gebieterin bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstoße, ersteigt ihn, kniet nieder, umfaßt fest das Gewand der Unglücklichen, daß der Sturm daran vergeblich seine Macht versucht, und wird so mit jener zugleich in Asche verwandelt. Welches Opfer! welche Gefühle, die dasselbe forderten! — Die Familie der Guzmann ließ die theure Asche Beider sammeln; eine prächtige Kirche des heil. Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone ist die wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen knieend vor der Verlassenen, sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. — So ehrte

die Familie Guzmann das Andenken dieser Großthat und beurkundete ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Familienbund, der jedes Mitglied der Familie Guzmann feierlichst verpflichtete, keinen von dem Geschlechte der Davalos, der in Noth sei, hilflos zu lassen, es koste, was es wolle. (A. Müller's Ehrenhalle, S. 92.)

Treue bis zum Tode.

Bei dem Erdbeben zu Port au Prince, auf der Insel St. Domingo, im Jahre 1770 befand sich eine Negersklavin allein in dem Hause ihres Herrn mit dem Kinde desselben, das sie an der Brust hatte; Jedermann suchte sich durch die Flucht zu retten. Hätte auch sie es so gemacht, so wäre das Leben des ihr anvertrauten Säuglings in Gefahr gewesen. Sie opferte aber lieber das ihrige auf, bedeckte ihn mit ihrem Körper und fing mit unglaublichem Muthe alle herabfallenden Trümmer des Hauses auf. Das Kind wurde erhalten; aber sie ward wenige Tage darauf ein Opfer ihres edlen Herzens. (A. Müller's Ehrenhalle, S. 92.)

Die treue Dienstmagd.

Bei dem Pelzhändler Maignon in Paris diente in den Jahren 1765 bis 1785 la Blonde, eine Dienstmagd, deren Betragen ein seltenes Beispiel ausdauernder Treue gab. Nachdem sie eine so lange Reihe von Jahren das Glück ihrer Herrschaft getheilt, und sich nach und nach 350 Thaler erspart hatte, kam eine Zeit, wo es sich bewähren konnte, ob sie auch das Unglück derselben zu theilen vermöge. Maignon machte Bankerot, und gerieth in die bitterste Armuth. Ob sie nun gleich keine Hoffnung mehr hatte, einen Lohn zu bekommen, so blieb sie dennoch ihrer Herrschaft treu. Bald darauf starb Maignon und hinterließ eine Wittwe mit zwei kleinen Kindern, welche alle drei außer Stand waren, ihr Brod zu verdienen. Aber la Blonde blieb auch jetzt noch bei der Wittwe, und, statt von ihr ernährt zu werden, ernährte sie mit ihren Ersparnissen die arme Familie. Allein diese waren in kurzer Zeit aufgezehrt, und sie hatte bald nichts mehr, als eine jährliche Einnahme von 50 Thalern aus einem ihr zugefallenen Erbe. Auch diese theilte sie mit der Familie, und als in dem theuern Paris ihre Einnahme nicht zur Bestreitung aller ihrer Bedürfnisse zureichen wollte, verkaufte sie ihre Kleider und andere Sachen von Werth und verdingte sich die Nächte über bei Kranken als Wärterin, während sie den Tag über die kränkelnde Madame Maignon verpflegte. Dieß setzte sie fort bis zum 28. April 1787. Da starb ihre Gebieterin. La Blonde aber, anstatt eine der ihr angebotenen vortheilhaften Stellen anzunehmen, übernahm die Mutterstelle bei den Waisen, obgleich die Obrigkeit dieselben in ein Hospital aufnehmen wollte, und erklärte standhaft: „So lange ich lebe, sollen die beiden Waisen an mir eine Mutter haben.“ Schon machte sie Anstalten, mit denselben nach ihrem Geburtsorte Rieul zu reisen, wo sie wohlfeiler leben zu können hoffte, als der Zuckerbäcker Charpentier die edle Pflegemutter sammt den Kindern aufnahm. (Beisp. des Guten.)

Anton, der getreue Diener in Leid und Freud.

Unter der Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich lebte zu Paris eine Frau von Varonne, die dürftige Wittwe eines Stabsoffiziers. Seit Langem schon hatte sie um eine Pension gebeten, aber immer nur leere Versprechungen erhalten. So wenig es ihr sonst, bei Lebzeiten ihres Mannes, an den Annehmlichkeiten des Lebens gefehlt hatte, so sehr gebrach es ihr jetzt an den nöthigsten Bedürfnissen. Alle entbehrlichen Personen ihrer ehemaligen Dienerschaft mußten abgeschafft werden, und nur der treue Anton blieb, welcher schon durch zwanzig Jahre mit der Familie des Obersten Leid und Freude getheilt hatte. Als aber Silberzeug und das beßte Hausgeräthe um Brod hingegeben ward, die letzte Hilfsquelle vertrocknete, der Mangel auf's Höchste stieg, sah sich Frau

von Baronne genöthigt, auch diesem alten Diener seine Entlassung anzukündigen. Anton ging nicht. „Gnädige Frau!" sagte er, „ich bleibe, bis Sie mich mit Gewalt von sich jagen. Ein Schurke, der seine Wohlthäter in der Noth verläßt! Wenn es Ihnen bei Ihren gegenwärtigen Verhältnissen zu schwer fällt, mich zu ernähren, so bin ich der Mann, der seine Mittagskost selbst zu verdienen weiß. Und was meinen Lohn betrifft — darüber machen Sie sich nicht die geringste Sorge! Zuverläßig wird es Ihnen in der Welt noch wohl ergehen; Sie sind so gut und verdienen das beßte Loos auf Erden. Wenn das Glück wiederkehrt, dann ist es immer noch Zeit, die kleine Schuld zu berichtigen." — Frau von Baronne mußte nachgeben, und noch an demselben Tage verdingte sich Anton bei einem Schmiede in der Nachbarschaft, und nahm bei diesem Kost und Wohnung. Der treue Diener arbeitete nun für sich und zugleich für seine Gebieterin. Der Meister fand nicht Worte genug, die Emsigkeit seines neuen Gesellen zu rühmen, und dieser war nie vergnügter, als wenn er ein paar Franken erübrigt hatte, womit er seiner guten Gebieterin einige Bequemlichkeiten mehr verschaffen konnte. — Regelmäßig jeden Morgen und Abend fand sich Anton bei seiner Herrschaft ein, verrichtete die Geschäfte eines Bedienten und eilte dann wieder in die Schmiede zurück. So ging es mehrere Monate hindurch; aber eines Tages blieb er plötzlich aus. Die Oberstin wurde unruhig; da kam der Schmied und brachte die traurige Nachricht, daß sein fleißiger Geselle schwer krank sei und ihm aufgetragen habe, dieß der gnädigen Frau zu melden, damit sie nicht etwa auf den Verdacht käme, als fange er an, in seinem Dienste nachläßig zu werden. „Der arme Schelm hat sich überarbeitet," fügte der Erzähler bei; „um einige Franken mehr zu verdienen, gönnte er sich keine Nachtruhe und stand täglich bis Morgens zwei Uhr an der Esse. Das ist mehr, als die Kraft des gesündesten Menschen auszuhalten vermag." — Frau von Baronne ließ es ihre erste Sorge sein, zu einem geschickten Arzte zu eilen. Unverholen gestand sie diesem ihre Verbindlichkeit gegen den edlen Anton, und beschwor ihn, sein Möglichstes für den theuren Kranken zu thun. Der Arzt, gerührt von der Treue des Dieners und der Erkenntlichkeit der Gebieterin, unterzog sich der Heilung mit einem Eifer, als gälte es, das Leben eines reichen Finanzpächters zu retten. Er that noch mehr; er erzählte die Geschichte der Frau von Maintenon, welche bei dem Könige sehr viel galt. Sobald diese die traurige Lage der Wittwe erfahren hatte, verwendete sie sich für sie beim Könige und erwirkte, daß ihr die so lange vergeblich nachgesuchte Pension bewilligt wurde. — Mit freudigem Erstaunen empfing Frau von Baronne das königliche Patent. Dankbar theilte sie die Gaben des neuen Glücks mit dem guten Anton. Auf ihre Kosten genoß er im Hause des Schmiedes die beßte Pflege; und als er hergestellt war, wurde er für immer in das wieder reich gesegnete Haus seiner Gebieterin aufgenommen und von dieser mit aller jener Achtung behandelt, welche seine Treue verdiente. (A. Müller's Ehrenhalle der Menschheit.)

Lohn der Treue.

Gottfried Vogel diente viele Jahre nach einander bei einer Wittwe, welche mit ihren vielen Kindern ein mittelmäßiges Bauerngut besaß. Sein Lohn war nicht der ansehnlichste, und die gute Frau war oft nicht im Stande, ihm solchen zur bestimmten Zeit zu geben. Nichts desto weniger nahm er Alles so in Acht, als ob es sein Eigenthum wäre, und die Wittwe kam durch seine Treue und ihren Fleiß wirklich in gute Umstände. Es wurde ihm mehr als einmal ein ansehnlicher Lohn geboten, wenn er zu einem andern Herrn sich verdingen wollte; er aber konnte es nicht über's Herz bringen, eher von der Wittwe wegzuziehen, als bis ihr ältester Sohn die Arbeiten eines Knechts versehen könnte. Als dieser so weit herangewachsen war, und Gottfried anfing, sich nach einem einträglicheren Dienst umzuthun, kam aus einem benachbarten Dorfe ein wohlhabender Mann zu der Wittwe und erkundigte sich sehr genau nach ihrem Knechte. Diese gab ihm das Lob, daß er ein gottesfürchtiger, gewissenhafter und treuer Mensch sei,

dem sie nächst Gott ihren ganzen Wohlstand zu verdanken hätte. Diese Nachricht war ihm sehr angenehm, und er erklärte sich gegen sie also: „Ich habe ein hübsches Gut, und eine einzige Tochter; das arme Mädchen hat aber durch die Pocken ein Auge verloren, und muß daher fürchten, von einem Manne mißhandelt zu werden, der sie bloß um ihres Gütchens willen heirathen würde. Ich wünschte, sie davor zu bewahren, und bin daher bereit, sie an G. Vogel zu verheirathen, da ich aus dem, was ich so eben gehört habe, schließen darf, daß sie an ihm einen rechtschaffenen und verständigen Mann bekommen wird." (A. Müller's Ehrenhalle der Menschheit.)

4) Endlich sollen die Dienstboten ihren Herrschaften willigen Gehorsam leisten. In der heiligen Schrift werden uns in dieser Beziehung als besondere Muster und Beispiele die Knechte des Hauptmanns von Kapharnaum angeführt. Wenn der Herr befahl, zu gehen, so gingen sie, zu kommen, so kamen sie, dieses zu thun, so thaten sie es. Sie gehorchten also willig, d. h. hurtig, freiwillig, uneigennützig und pünktlich, ohne Murren, ohne Zwang, ohne unedle Nebenabsichten. Aber diesen Gehorsam müssen Dienstboten nicht nur guten, sondern auch harten Herrschaften erweisen. Darum schreibt der heil. Petrus: „Ihr Knechte! seid euren Herren mit aller Ehrfurcht unterthan, nicht nur guten und bescheidenen, sondern auch den unholden!" (1. Petr. 2, 18.) Hierzu bemerkt der heilige Augustin (De civit. Dei 4, 3.): „Was immer für Böses den Gerechten von ungerechten Herren angethan wird, ist keine Strafe ihrer Laster, sondern Prüfung ihrer Tugend."

Gehorsam gegen rauhe Obern.

Der heil. Franz von Sales sagte oft zu seinen Untergebenen: „Die Vortrefflichkeit des Gehorsams besteht nicht darin, daß man dem Willen eines milden und freundlichen Obern folge, der mehr durch Bitten als durch sein Ansehen zu regieren gewohnt ist; wohl aber darin, daß man sich unter das Joch eines strengen, rauhen und herrischen Vorgesetzten beuge." — Wiewohl er wünschte, daß Jene, welche Seelen zu leiten haben, solche als Väter, nicht aber als Herren, und mehr durch ihr Beispiel, als durch ihre Gewalt regieren sollten, wie denn er selbst auf diese Weise mit wunderbarer Sanftmuth regierte, so war er doch sehr dafür, daß die Obern einen gewissen Ernst zeigten; und er mißbilligte in den Untergebenen jene Selbstverzärtlung, wodurch sie ungeduldig werden und wenig leiden wollen. — Seine Meinung noch deutlicher auszusprechen, wendete er folgende Gleichnisse an: „Eine scharfe Feile nimmt den Rost besser hinweg und macht das Eisen glänzender, als eine weichere und minder scharfe. Um den Tüchern großen Glanz und größere Feinheit zu geben, bedient man sich sehr scharfer Bürsten. Je länger eine Degenklinge unter dem Hammer bleibt und geschlagen wird, desto mehr gewinnt sie an Güte. — Geht die Nachsicht der Obern allzu weit, so gibt sie nicht selten Veranlassung, daß unter den Untergebenen viele Unordnungen einreißen. Man entzieht den Kindern den Zucker, weil er Würmer bei ihnen erzeugt. — Befiehlt ein Vorgesetzter mit zu großer Sanftmuth, so läuft er Gefahr, seinem Ansehen dadurch Eintrag zu thun, und macht dasselbe verächtlich. Ja, nicht nur dieß, sondern er zieht auch das Wohlwollen seiner Untergebenen dergestalt an sich, daß er, ohne dessen zu gedenken, dasselbe Gott entwendet, indem sie weit mehr dem Menschen gehorchen, den sie lieben und weil sie ihn lieben, als Gott, dem sie in dem Menschen gehorchen und zwar aus Liebe zu ihm gehorchen sollten. Diese Verwechslung also wird allmählig von der allzu großen Sanftmuth herbeigeführt. — Die Strenge eines rauhen Obern hingegen erprobt ungleich besser die Treue eines Herzens, das Gott wahrhaft und ernstlich liebt. Denn da es in den Befehlen des Vorgesetzten nichts Lieblicheres findet, als die Süßigkeit der göttlichen Liebe, um derentwillen es gehorcht, so ist die Vollkommenheit seines Gehorsams um so größer, als seine Absicht reiner, gerader und unmittelbarer auf Gott gerichtet ist." — Unser Heiliger fügt auch noch folgendes Beispiel bei: „Wer einem rauhen, mürrischen, übel gelaunten und mit nichts zufriedenen Obern gehorcht, der schöpft klares Wasser aus einem Born, der durch den Rachen eines metallenen

Löwen rinnt. Dieß heißt nach dem Räthsel Samsons Speise aus dem Munde dessen nehmen, der da verschlingt. So achtet man Gott allein in dem Obern, wenn auch hinsichtlich unser jener Ruf an ihn ergehen sollte, der einst an den heil. Petrus erging: Tödte und iß!" (Apostelg. 10.)

Fr. In welchem Falle dürften die Dienstboten ihren Herrschaften nicht gehorsamen?

Antw. Wenn ihnen dieselben etwas Sündhaftes oder Unerlaubtes befehlen würden. In diesem Falle müßten sie Gott mehr gehorchen, als dem Menschen.

Erläuterung. Die Pflicht des Gehorsams hört für den Dienstboten auf, sobald ihm seine Herrschaft etwas befiehlt, was wider Gottes Gebote, wider die Liebe des Nächsten und wider die Gerechtigkeit ist. Denn wenn der heil. Paulus sagt: „Die Dienstboten sollen gehorsam sein," so setzt er auch ausdrücklich hinzu: „sie sollen dabei Gott fürchten," und so folglich ihren Herrschaften zu lieb nichts thun, was Gott beleidigen könnte. Zum Beispiele: ein Wirth wollte seinem Kellner oder seiner Kellnerin befehlen, den Wein zu verfälschen oder in kleinerm Maaße auszuschenken und doppelte Kreide zum Aufschreiben zu nehmen; — ein Kaufmann seinem Diener, die kürzere Elle zu gebrauchen, alte Waaren für neue zu verhandeln, geringeres Gewicht zu nehmen, und die Waare um doppelten Preis anzuschlagen; — oder ein Handwerksmeister wollte seinen Gesellen befehlen, die Arbeit nur auf's Ansehen, nicht auf die Dauer zu verfertigen und hie und da etwas zurückzubehalten; — ein Müller wollte seinem Jungen schaffen, das Korn und Getreide zu vermischen, um das schlechtere zum Schaden Anderer zu verbessern, das Getreide wohl anzufeuchten, damit es mehr wäge und aufschwelle; — Mann, Weib, Söhne, Töchter wollten die Dienstboten mit Buhlbriefen, Geschenken da- und dorthin senden und zum Kuppeln gebrauchen, oder zum Verkaufe gestohlener und ungerechter Güter bereden; — dieses und Aehnliches darf kein Dienstbote thun, sondern muß lieber Dienst und Lohn verlassen, als sich auf diese Weise wider Gott versündigen, dessen Strafe Jeden trifft, der den Menschen mehr gehorcht, als Gott, dem allerhöchsten Herrn.

Die heilige Dienstmagd Dula.

Die heilige Jungfrau Dula trat mit Einwilligung ihrer Eltern bei einer christlichen Frau in Dienst, und es ging ihr da recht gut, indem der Segen ihrer Eltern und der Segen Gottes mit ihr war. Solchen Kindern und Dienstboten sagt ja Gott selbst: „Ich will ihm Vater sein." Er ließ es aber zu, daß die Treue seiner Dienerin hart geprüft werden sollte. — Die Frau dieser jungfräulichen Magd hatte einen Offizier zum Gemahl. Dieser faßte nun gegen Dula eine unreine Liebe. Der Offizier, welcher ein Heide war, suchte zur Zeit, wo die Frau ihren Geschäften außer dem Hause nachging, seine Magd bald durch Schmeichelei, bald durch Verheißungen, bald durch Geschenke zur Sünde zu verleiten. Aber die Jungfrau achtete auf Alles das nicht. Ihr Schatz und der Gegenstand ihrer Liebe war Jesus — und wie hätte sie diesen unendlichen Reichthum verlassen können? Was sind schöne Kleider gegen die heiligmachende Gnade? Was ist die Gunst der Menschen gegen die Freundschaft Gottes, die uns zu Bräuten Jesu und Erben des Himmels macht? — Dula erklärte ihrem Herrn nun kurz und gut, sie werde sogleich aus dem Dienste treten, wenn er sie noch ein einziges Mal mit einem solchen Antrage beunruhigen sollte. „Ich bin eine Christin," sagte sie, „und das Gesetz Jesu Christi verbietet mir jede unkeusche Handlung." — Allein der Versucher läßt nach dem ersten Mißlingen den Muth nicht sogleich sinken. Eines Tages, als die Frau wieder nicht zu Hause war, drohte der wollüstige Herr seiner heiligen Magd den Tod, wenn sie in seinen schändlichen Antrag nicht einwilligen würde. — Aber, was kann nicht eine heilige Seele besiegen? Sie widerstand desto heftiger im Vertrauen auf jenen Gott, welcher Niemanden verläßt, der in der Noth standhaft auf ihn vertraut. Der Offizier, welcher einen Widerstand zu ertragen nicht gewohnt war, ergrimmte über die standhafte Weigerung der heiligen Jungfrau, ermordete sie augenblicklich in seinem Zorne, und schickte ihre gottesfürchtige Seele in den Himmel, wo Jesus, ihr Bräutigam, sie als Jungfrau und Martyrin krönte, im Jahre 300. — Die heilige Dula zeigt uns durch ihr Beispiel mit ihrer standhaften christlichen Seele, in welchen Fällen ein Dienstbote oder Untergebener seinem Vorgesetzten nicht gehorchen dürfe. Laß dich also niemals von deinem Herrn oder

deiner Frau zu schlechten Werken brauchen! Denn was Gott verboten hat, das ist nicht recht, mag es thun oder befehlen wer da immer will. Und wenn sie dir gleich sagen: Die Verantwortung oder die Schuld nehme schon ich auf mich, so thue es dennoch nicht, weil deine Sünde nur du verantworten wirst. Nie darfst du einem Menschen zum sündhaften Werkzeuge schlechter Handlungen dienen, mögen deine Herrenleute auch noch so schrecklich wider dich fluchen und poltern; denn ihr Zorn ist in diesem Falle nicht deine, sondern ihre Sünde, indem sie nicht aus deiner Schuld, sondern aus ihrer Bosheit entsteht.

Texte ad I.: Von den Pflichten der Dienstboten.

a) Aus der heil. Schrift. „Ihr Knechte! gehorchet euren leiblichen Herren, zwar mit Furcht und Zittern, doch mit aufrichtigen Herzen, nicht anders als Christo! Dienet nicht nur auf den Schein, als wolltet ihr nur den Menschen gefallen, sondern dienet ihnen als Knechte Christi, welche den Willen Gottes vom Herzen vollbringen; dienet gutwillig, als dem Herrn, nicht als den Menschen!" (Ephes. 6, 5—8.) „Alle, die unter dem Joche der Knechtschaft stehen (d. h. Dienstboten sind), sollen ihre Herren aller Ehre werth halten, damit der Name und die Lehre des Herrn nicht verlästert werde! Die aber gläubige Herren haben, sollen sie nicht verachten, darum, weil sie ihre Brüder sind, sondern ihnen sorgfältiger dienen, weil sie gläubig sind und ihnen eben darum lieber sein müssen, weil auch sie an der Gnade Gottes Antheil haben!" (1. Tim. 6, 1—3.) „Ihr Knechte! seid euren Herren mit aller Ehrfurcht unterthan, nicht nur guten und bescheidenen, sondern auch den unholden!" (1. Petr. 2, 18.) „Knechte müssen in Allem Treue beweisen, damit sie die Lehre Gottes, unsers Heilandes, in allen Stücken zieren." (Tit. 2, 9. 10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Knechte und Mägde dürfen zwar von den Herren und Frauen nicht verachtet werden; aber sie selbst dürfen nicht stolz sein, sondern sollen zur Ehre Gottes desto fleißiger dienen, damit sie von Gott eine bessere Freiheit erlangen und Freigelassene Christi werden!" (S. Ignat. Epist. ad Polycarp.) „Die Dienstboten sollen vornehmlich Gottes Knechte sein und sodann nicht aufhören, es mit ihren leiblichen Herren gut zu meinen! Das Leben eines Jeden zeigt an, ob er ein Knecht oder ein Freier ist; denn Christus selbst, der doch Alle frei gemacht hat, hat leiblicher Weise gedient." (S. Greg. Naz. Carm. 27. num. 35.) „Schäme dich als Dienstbote deines Standes nicht! Denn Gott hat seine Kirche so geordnet, daß alle geordnete Macht in der Welt eine Ehre hat. . . Du bist nicht darum Christ geworden, daß du zu dienen dich schämen sollst. Denn wenn du auf Befehl Christi einem Menschen dienest, so dienest du nicht ihm, sondern Jenem, der dieß befohlen hat. Ist ja Christus selbst gekommen, um zu dienen, nicht um sich bedienen zu lassen." (S. August. Enarrat. in Psalm. 124.) „Namen und Stand der Dienstbarkeit hat die Schuld erzeugt, nicht die Natur; und die erste Ursache dieser Unterwerfung ist die Sünde; denn es steht geschrieben: »Jeder, der Sünde thut, ist ein Sklave der Sünde.« Darum ist der Stand eines Solchen besser, der einem Menschen dient, als der seiner Begierde fröhnt." (Idem sentent. a Prospero collect. 164.)

Als Zugabe: Von den Pflichten der Dienstherrschaften gegen ihre Dienstboten. *)

Fr. Was sind die Dienstherrschaften ihren Dienstboten schuldig?

Antw. 1) Aus Gottseligkeit sind sie ihnen Sorge für ihr Seelenheil schuldig; 2) aus Liebe ein liebevolles und sanftmüthiges Benehmen, und 3) aus Gerechtigkeit Sorge für ihr zeitliches Fortkommen.

Erläuterung. Die Dienstherrschaften sind ihren Dienstboten erstens aus Gottseligkeit schuldig: Sorge für ihr Seelenheil. Wenn es die erste Pflicht der Dienstboten ist, christlich-religiös zu sein, so ist es offenbar auch die erste Pflicht der Dienstherrschaften, dafür zu sorgen, daß ihre Dienstboten den Pflichten ihrer Religion nachkommen. Ein Dienstbote ohne Religion ist in keinem Punkte zuverläßig; er ist weder beständig fleißig, noch treu und gewissenhaft; deine Diener werden dir nur dann treu sein, wenn sie Gott treu dienen.

---

*) Zwar faßt das vierte Gebot Gottes die Pflichten der Dienstherrschaften nicht in sich; allein sie finden gerade hier als Zugabe zu den Pflichten der Dienstboten gegen die Dienstherrschaften den geeignetsten Platz. Dasselbe gilt auch späterhin von den Pflichten der Obrigkeiten u. s. w.

Constantius Chlorus und seine Diener.

Constantius Chlorus, welcher gegen das Ende des dritten Jahrhunderts über Frankreich und England herrschte, wollte die Christen, die in seinem Dienste waren, auf die Probe stellen, ob er sich auf ihre Treue verlassen dürfe, und bediente sich dazu folgender List. Er erklärte öffentlich, daß alle Christen seines Palastes den Göttern opfern müßten, wenn sie in ihren Ehrenstellen und Würden bleiben und seine Gnade nicht verscherzen wollten. Es fanden sich unter ihnen Einige, die ein vergängliches Glück ihrem ewigen Seelenheile vorzogen und deßhalb opferten. Aber wie erstaunten sie, als ihnen Constantius Chlorus mit größter Verachtung begegnete, sie aus seinem Palaste verstieß und sagte, er könne nicht hoffen, daß sie ihm getreuer als ihrem Gott sein würden. Jenen aber, die ihrem Gott mit Aufopferung aller zeitlichen Vortheile, mit Verlurst aller ihrer Ehrenstellen und Würden treu bleiben wollten, vertraute Constantius Chlorus die Sicherheit seiner Person und seiner Staaten an, und beehrte sie mehr als jemals mit seinem Wohlwollen. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. 2. Bd. S. 252.)

Die gute Hausfrau.

Da ein Dienstbote ohne Christenthum wenig oder gar keine Zuverläßigkeit gewährt, so ist und bleibt es die erste Pflicht der Dienstherrschaften, ihre Dienstboten zur treuen Erfüllung ihrer Religionspflichten anzuhalten, ihnen hierin selbst durch gutes Beispiel voranzugehen und sie nie in ihrem christlichen Ringen und Streben zu hindern.

In dem Hause der deutschen Gräfin von N., einer Dame, die von Seiten ihres Geistes und Herzens die größte Hochachtung verdient, herrschte die schönste, musterhafteste Ordnung. Unter Anderem hatte sie es sich zum Gesetze gemacht, an Sonn- und Festtagen niemals ein Gastmahl zu geben, damit ihre Bedienten nicht gehindert würden, dem Gottesdienste abzuwarten, und auch aus ihrem Beispiele sähen, wozu diese Tage eigentlich bestimmt seien. Da sie es nicht hindern konnte, daß oft auch leichtsinnige Personen zu ihr kamen, die aus dem Tischgebete einen Scherz machten, so ließ sie sich dadurch nicht beirren. Sie schämte sich so wenig, diesen Theil des Gottesdienstes mit der gehörigen Feierlichkeit zu verrichten, daß sie es endlich durch den unveränderlichen Ernst, womit sie bei ihrer Gewohnheit verharrte, dahin brachte, daß auch die Leichtsinnigsten wenigstens den äußeren Schein der Andacht annahmen, und so den aufwartenden Bedienten ein gutes Beispiel geben mußten. Und dieß hatte die Folge, daß ihr Haus ein Muster der Zucht und Ordnung war, und daß man darin unter dem Gesinde von keiner der gewöhnlichen Ausschweifungen hörte. In der ganzen umliegenden Gegend ward diese Familie hochgeschätzt und geliebt. Liebe, Treue, Begierde, der Herrschaft zu gefallen, und Freude, sobald der Graf oder die Gräfin etwas wünschten, leuchtete überall bei ihren Untergebenen hervor. Man schätzte sich glücklich, in ihren Dienst zu kommen, und sie hatte Gesinde, das ihr ganzes Leben bei ihr blieb. Ihre Weise, sich diese Leute zu gewinnen, bestand darin, daß sie sich gegen dieselben ernsthaft bezeugte, ohne hochmüthig zu sein, freundlich, ohne sich mit ihnen gemein zu machen. Den Lohn gab sie pünktlich; gegen Fehler, die nicht aus Bosheit oder Leichtsinn begangen wurden, war sie nachsichtsvoll; wenn ihren Dienstboten ein Unglück begegnete, nahm sie den lebhaftesten Antheil daran. Sie machte ihnen von Zeit zu Zeit Geschenke, und belehrte sie freundlich, wie sie ihr erworbenes Gut anwenden könnten. Noch mehr aber wirkte das persönliche Beispiel der Eingezogenheit der edlen Herrschaft. (Beisp. des Guten.)

Die edle Sorgfalt.

Der selige Abt Breithaupt in Klosterbergen suchte die Pflicht eines christlichen Herrn in allen Fällen zu beobachten. Einst fand er einen seiner Knechte

am Sonntage, da Alles zur Kirche eilte, im Klosterhofe eben mit der Pflege der Pferde auf's Eifrigste beschäftigt. Diesen nun redete er also an: „Was machst du, mein Freund? Sorgst du denn auch für deine Seele? Ich sehe wohl, daß du deiner Pferde treulich pflegest; aber wie steht es mit deinem Seelenheile? Vergiß ja bei deiner Arbeit nie, daß du dem Herrn dienest, der dir einst für deine Arbeit den Gnadenlohn geben wird! — Der Lohn, den ich dir reiche, hat nur den Namen und bedeutet nichts; denn kein Mensch kann dem andern auch nur die geringste Mühe und Arbeit bezahlen. Der Arbeiter ist viel zu edel, und der, dem er arbeitet, viel zu unvermögend zur Vergeltung. Nur ist das so Ordnung; der Arbeiter ist seines Lohnes werth!" — Dieser Zuspruch wurde den übrigen Dienstboten wieder erzählt und ermunterte alle zum redlichsten Diensteifer. Niemand diente einem so leutseligen Herrn mit knechtischer Furcht oder aus Zwang; vielmehr ehrten und liebten ihn alle wie einen Vater, der für die Vergeltung ihrer Treue und für ihr wahres Wohl mehr als sie selbst besorgt war. (A. a. O.)

Erläuterung. Vom Standpunkte der Liebe aus sollen sich die Dienstherrschaften gütig, liebevoll und sanftmüthig gegen ihre Dienstboten benehmen; sie sollen nicht umsonst den schönen Namen: „Hausväter, Hausmütter" führen, sie sollen es auch in der That sein, d. h. sie sollen ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, ihre Schwachheiten mit Geduld übertragen, mit ihren Fehlern Nachsicht haben und sie allmählig zu bessern suchen. „Ihr, die ihr geistreich, die ihr vernünftig seid!" spricht der heil. Paulus, „ermahnet sie im Geiste der Sanftmuth und betrachtet euch selbst in ihren Schwachheiten, in welche ihr wie sie fallen könnet! Uebertraget mit Geduld und Demuth, was ihr nicht ändern könnet! Denn so erfüllet ihr das Gesetz Christi." (Galat. 6, 2.) Selbst bei ernsten Verweisen, bei wohlverdienten Bestrafungen der Dienstboten darf die Liebe nicht fehlen; denn „im Zorn thut der Mensch nicht, was vor Gott recht ist", sagt die heilige Schrift.

Der brave Dienstherr.

Es war ein frommer Landmann. Seine Dienstboten waren ihm wie seine Kinder, in der genauen Aufsicht sowohl, als in der herzlichen Vaterliebe. Von schlechtem Rufe nahm er schon zuvor kein Gesinde auf, und wenn er erst selbst auf etwas Unrechtes kam, oder wenn Eines nicht gern beten und lesen hören mochte, so machte er damit bald wieder Feierabend. Guten Knechten und keuschen Mägden that es wohl in seinem Hause. Er ließ daher keine Gefahr aufkommen. Er hatte nie Mangel an Leuten, obwohl er im Lohne nicht hoch ging; aber die Ordnung in der Arbeit, im Essen und in Allem zog sie an. Alles hing, oder lag, oder stand an seinem gehörigen Orte, und mußte nach jedem Gebrauche dahin kommen, daß man es sogleich wieder herzunehmen wußte. Und überladen wurden sie eben auch nicht mit Arbeit. Erkrankte Eines, so schickte er alsogleich zum Arzte um mögliche Hilfe, und ließ es auf seine eigenen Kosten in einer abgesonderten Stube gut verpflegen. Er sah selbst öfters nach und tröstete den Patienten mit Gottes Vorsehung, wie noch einmal sein Kind. Wollte ihnen bei schlechtem Wetter der Weg zur Kirche etwas zu weit vorkommen, so war er gleich mit dem alten Spruche da: „Je härter und weiter zur Kirche, desto leichter und näher zum Himmel, meine Kinder!" Zur Hausandacht war eine eigene Kapelle nächst dem Hofe außer dem Garten bestimmt, die er Morgens und Abends zur Beförderung wahrer Frömmigkeit mit den Seinigen fleißig besuchte; sie war kurz und gut, wenn es viel Arbeit gab, wurde aber nie ganz unterlassen. Gab's bei der Nacht ein Donnerwetter, so mußte Alles auf zum Gebete. An Sonn- und gebotenen Feiertagen las er aus dem heiligen Evangelium etwas vor, bis die Kinder geschickt genug wurden, dieses selbst ordentlich vorzulesen. So gediehen seine Kinder und seine Dienstboten in sittlicher Beziehung sehr wohl, und Gottes reicher Segen schwebte über seinem Hause. — Sehet, so sollen Christen ihre Dienstboten halten!

Der heilige Franz von Sales gegen seine Dienstleute.

Niemals bedrohte der heil. Franz von Sales seine Diener, nie sagte er ihnen ein rauhes oder verdrießliches Wort. Hatten sie gefehlt, so würzte er

seine Verweise mit so vieler Sanftmuth, daß sie sich alsbald aus Liebe besserten, ohne die eiserne Ruthe zu fürchten, die, wie sie recht gut wußten, der Hand ihres Herrn fremd blieb. Da wir eines Tages, schreibt der Bischof von Belley, über die Behandlungsweise der Dienstleute gesprochen, und ich ihm sagte, die Vertraulichkeit erzeuge gerne Verachtung, erwiderte er mir: „Die unschickliche, rohe und tadelhafte Vertraulichkeit allerdings, nimmermehr aber die Vertraulichkeit, die in den Gränzen der Schicklichkeit, Herzlichkeit und Ehrbarkeit und in der Tugend sich hält. Denn da sie von der Liebe ausgeht, erzeugt die Liebe ihres Gleichen. Die wahre Liebe aber ist immer von Hochachtung und folglich von Ehrfurcht gegen die geliebte Person begleitet, da die Liebe nur auf Achtung sich gründet, die wir für sie haben.“ „Auf solche Weise aber,“ sprach ich, „müßte man den Dienern freie Hand lassen, so daß sie thun könnten, was ihnen beliebte?“ — „Keineswegs!“ versetzte der Heilige; „denn wenn die Liebe Herrin des Herzens ist, so weiß sie dasselbe so gut zur Bescheidenheit, Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Großmuth, als zur Demuth, Unterwerfung, Geduld, Ausdauer und Sanftmuth zu leiten.“ Alles wohl erwogen, kann ich hinsichtlich der Dienstleute nur so viel sagen, daß sie unsere Nächsten und demüthige Brüder sind, welche, wie uns selbst zu lieben, die Liebe uns verpflichtet. Lieben wir sie also wie uns selbst, diese theuren Nächsten, die uns nahe und so benachbart sind, daß sie mit uns unter Einem Dache und von unserm Vermögen leben, und behandeln wir sie, wie uns selbst, oder vielmehr, wie wir selbst möchten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle wären! Dieß ist die beßte Weise, mit Dienstleuten umzugehen. — Freilich darf man ihre Fehler nicht übersehen, wenn solche erheblich sind, und ihnen auch die Zurechtweisung nicht erlassen; doch müssen wir auch das Gute erkennen, das uns durch sie geschieht. Es ist sogar rathsam, daß man zu ihrer Aufmunterung ihnen je zuweilen seine Zufriedenheit bezeuge, und ihnen Beweise gebe, daß man Vertrauen zu ihnen hat, und sie gleich Brüdern oder Freunden hält, deren Noth man lindern, oder deren Fortkommen man befördern will. — Wie ein Windstoß, der die Segel schwellt, das Schiff schneller auf dem Meere fortbewegt, als hundert Ruderschläge, also regt auch ein freundliches Wort und ein Zeichen des Wohlwollens einen Diener gewiß weit wirksamer an, uns zu dienen, als hundert rauhe, drohende und harte Befehle. (Belley über den heil. Franz von Sales.)

Der sanftmüthige Gebieter.

Eben dieser Heilige hielt sich gegen seine Untergebenen genau an die Grundregel, die er sich selbst gebildet hatte: „Die Wahrheit, die nicht liebreich ist, geht nicht aus wahrer Liebe hervor.“ So oft er Jemanden von seinen Untergebenen oder Dienern eine unangenehme Wahrheit sagen oder sie zurechtweisen mußte, handelte er stets in diesem Sinne. „Wer durch seine Stellung, durch sein Amt verpflichtet ist, die Fehler seiner Untergebenen zu rügen,“ sprach der Heilige, „der muß Wahrheiten, die etwas hart zu verdauen sind, an dem Feuer inniger Liebe zu wärmen und zu verkochen suchen, so daß die Rüge das Herbe verliert; denn sonst gleicht die Zurechtweisung einer unreifen Frucht, die eher Magenweh erzeugt, als zu einer guten, nahrhaften Speise wird. — Ist das Wort der Wahrheit, das über die Zunge geht, nicht von der Liebe begleitet, so sieht man deutlich, daß die Liebe des Herzens nicht probehaltig ist. — Man soll bei Rügen ganz besonders das Beispiel des barmherzigen Samaritans nachahmen, der Oel und Wein in die Wunden des armen Kranken goß.“ — Einer seiner Lieblingssprüche war: „Ein guter Salat fordert mehr Oel, als Essig und Salz;“ — und wiederum: „Wenn die Nuß grün ist, schmeckt sie sehr bitter; in Zucker eingekocht, ist sie dagegen überaus süß und magenstärkend. Die Rüge hat von Natur viel Herbes; man überzuckere sie aber mit Sanftmuth, man koche sie beim Feuer der Liebe, und sie wird ganz herrlich, ganz lieblich und ganz köstlich erscheinen!“ —

Wie liebevoll sich dieser heilige Bischof gegen seine Dienstboten benahm,

können wir aus folgendem Beispiele ersehen. Eines Morgens erwachte der Heilige, dessen Geist mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt war, sehr früh und rief seinen Kammerdiener, damit er ihn ankleide. Dieser aber schlief so fest, daß er den Ruf seines Herrn nicht hörte. Der heilige Prälat erhob sich, indem er glaubte, der Kammerdiener sei nicht in der Garderobe. Als er jedoch einen Blick in dieselbe that, fand er ihn im sanftesten Schlafe. Da er nun, für seine Gesundheit besorgt, ihn nicht wecken wollte, kleidete er sich selbst an, betete, studirte und schrieb. Als nun der junge Mann erwachte und angekleidet in das Zimmer seines Herrn eintrat, fand er diesen am Arbeitstische. Er fragte den Heiligen in auffahrendem Tone: wer ihn denn angekleidet habe? „Ich selbst," antwortete der heilige Prälat. „Bin ich etwa nicht alt genug, mich selbst ankleiden zu können?" Der Diener grollte und erwiderte: „Machte es Ihnen denn zu viele Mühe, mich zu rufen?" „Ich versichere dich, mein Sohn!" antwortete der Heilige, „daß es nicht meine Schuld ist. Ich habe mehrmals gerufen; und da ich glaubte, daß du aus der Garderobe gegangen wärest, stand ich auf, mich nach dir umzusehen. Da ich dich aber im sanftesten Schlafe fand, machte ich mir ein Gewissen daraus, dich zu wecken." „Sie scheinen Vergnügen daran zu finden, meiner zu spotten," erwiderte der Kammerdiener. „O nein, mein Freund!" versetzte der ehrwürdige Prälat; „da verkennest du mich; ich sagte es nicht, um deiner zu spotten. Ich scherze wohl heiter, spotte aber keines Menschen. Sehe! ich verspreche es dir, daß ich künftig so lange rufen werde, bis du erwachest und aufstehest; und da du es also willst, so werde ich mich nie wieder ohne dich ankleiden." (Belley, a. a. O.)

Philipp II. und sein Sekretär.

Einen ähnlichen Zug von Sanftmuth und Liebe gegen Diener und Untergebene finden wir auch in der Lebensgeschichte des spanischen Königs Philipp II. Als dieser einst tief in die Nacht hinein gearbeitet und einen langen Brief an den Papst geschrieben hatte, gab er solchen seinem Sekretär, daß er ihn zusammenfalte und siegle. Dieser aber, welcher schlaftrunken war, ergriff statt der Streusandbüchse das Tintengefäß und übergoß den ganzen Brief mit Tinte. Kaum hatte er den Irrthum wahrgenommen, so entfärbte er sich und zitterte an allen Gliedern. Der König, der dieß wahrnahm, sprach, ohne zu zürnen, mit vieler Güte zu ihm: „Das Uebel ist nicht ohne Abhilfe; da ist noch ein anderer Bogen Papier." Und nun setzte er sich abermal und schrieb den noch übrigen Theil der Nacht hindurch an einem zweiten Briefe, ohne seinem Geheimschreiber ein böses Wort zu geben. (Moral in Beispielen.)

Ermahnung an rauhe Dienstherren.

Wenn der heil. Thomas, Patriarch von Alexandrien, genannt der Almosengeber, von einer Herrschaft hörte, welche ihre Knechte und Mägde unmenschlich behandelte, so ließ er dieselbe zu sich rufen und sprach zu ihr: „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß du hart gegen deine Diener verfahrest. Mäßige deinen Zorn! Gott hat uns die Diener nicht deßwegen gegeben, daß wir ihnen hart begegnen, sondern daß sie uns dienen; ja vielleicht nicht einmal deßhalb, sondern damit wir sie aus unserm Vermögen, welches uns Gott verliehen hat, erhalten. Deine Dienstboten sind wie du nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und müssen daher hochgeachtet werden. Besitzest du, der du ihr Herr bist, etwas mehr an deinem Körper, eine Hand, einen Fuß, oder ein Ohr, oder eine Seele mehr? Sind sie dir nicht in Allem ähnlich? Höre, was der heil. Paulus sagt: „Ihr Alle, die ihr in Christo getauft seid, habet Christum angezogen; da ist weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier; denn ihr Alle seid Eins in Christo Jesu." (Galat. 3, 27. 28.) — Wenn wir also bei Christus gleich sind, so müssen wir auch gegeneinander gleich werden. Christus hat die Gestalt eines Knechtes angenommen und lehrt uns, über unsere Knechte uns nicht hoffärtig

zu erheben. Denn er ist ein Herr Aller, der im Himmel wohnt und auch das Niedere schaut. —

Deiner Diener wegen ist ebenso wohl, als um deinetwegen Himmel und Erde, Sonne, Meer und Alles in demselben erschaffen worden. Die Engel Gottes dienen ihnen, Christus hat ihretwegen die Füße seiner Apostel gewaschen, hat für sie sich kreuzigen lassen, hat wegen ihrer all sein sonstiges Leiden erduldet; du aber entehrest den, der von Gott geehrt wird, du verfährst so schonungslos mit ihm, als seiest du nicht derselben Natur, wie er. — Sage mir! wünschest du, daß dich allezeit sogleich Gott strafe, wenn du einen Fehler begangen hast? Gewiß nicht! So verfahre denn gegen die Deinigen, wie du wünschest, daß Gott gegen dich verfahre!" — (In vita.)

Erläuterung. Endlich sollen Dienstherrschaften vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus treue Dienstboten hoch in Ehren halten und ihre Treue dadurch belohnen, daß sie für ihr zeitliches Fortkommen sorgen, ihnen den gebührenden Lohn und ordentliche Kost gewissenhaft verabreichen, sich ihrer in Noth und Krankheit annehmen, und sie, so viel möglich, auch im Alter versorgen. Welches erhabene Beispiel gibt nicht in dieser Beziehung allen Dienstherrschaften der um seinen kranken Knecht so ängstlich besorgte Hauptmann von Kapharnaum!

Erkenne den Werth eines treuen Dieners!

Um einen treuen Diener ist es etwas Großes; darum sagt schon die heilige Schrift (Ekkli. 33, 31.): „Hast du einen treuen Knecht, so sei er dir so werth, wie du dir selbst! Halte ihn wie deinen Bruder!" — Ein treuer Dienstbote verdient alle Achtung und Liebe.

Der Spanier Franz Pizzaro gab auf einer Reise einen vortrefflichen Beweis seiner Liebe gegen einen treuen Bedienten. Als er zur Abkürzung seines Weges über einen Fluß setzte, führte der überaus schnelle Strom einen von seinen indianischen Dienern mit sich fort, dessen Ergebenheit und Treue er kannte. Er schwamm ihm sogleich nach, ergriff ihn bei den Haaren und rettete ihn glücklich, jedoch mit vieler Gefahr, selbst umzukommen. Was aber den Werth dieser Handlung am Meisten erhöht, war die Antwort, die er seinen Offizieren gab, als sie ihm sehr lebhaft die große Gefahr vorstellten, der er sich bei dieser Unternehmung ausgesetzt habe, und in der er selbst sein Leben hätte verlieren können: „Ihr kennet den Werth eines treuen Dieners nicht." (Beispiele des Guten.)

Der betrauerte Diener.

Der berühmte italienische Maler Michael Angelo (geboren 1474, gestorben 1564) schrieb einem seiner Freunde, der ihn wegen des Verlurstes seines Bedienten zu trösten suchte, folgenden Brief: „Lieber Freund Georgio! Mein Schreiben wird schlecht ausfallen; gleichwohl muß ich Ihnen antworten. Bekannt ist Ihnen meines Urbino, meines Bedienten, Tod, der für mich eine große und göttliche Wohlthat, und zugleich ein großes Unglück ist; Wohlthat, weil dieser rechtschaffene Mensch, der mich in seinem Leben verpflegte, mich durch sein Sterben nicht nur sterben, sondern auch mich nach dem Tode verlangen gelehret hat. Er ist sechsundzwanzig Jahre bei mir gewesen. Er war ein treuer und seltener Diener, und nachdem ich ihn reichlich versorgt hatte, und nun dachte, an ihm eine Stütze und einen Trost in meinem Alter zu haben, verliere ich ihn ohne Hoffnung, ihn wieder zu finden, außer im künftigen Leben. Sein Verhalten bei seinem herannahenden Ende versichert mir seine Seligkeit. Ihm that's nicht leid, daß er zu leiden aufhören, sondern daß er mich mit meinen Schwächlichkeiten unter bösen und betrügerischen Leuten lassen sollte. Der größte Theil von mir ist ihm schon nachgefolgt, und Alles, was ich noch übrig habe, ist Plage und Schmerz."

So sehr liebte und achtete dieser Mann die Treue seines Dieners, daß er über dessen Tod trauerte wie ein Vater oder eine Mutter trauert über den Tod des eigenen Kindes. (Dewora.)

Thomas Morus versorgt seine Diener.

Aber es genügt nicht, daß man seine treuen Diener nur achte und liebe; man muß ihnen auch eine ordentliche Kost und den gebührenden Lohn geben; denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ueberdieß sollen Dienstherrschaften im Unglück, in Krankheit oder im Alter solche treue Dienstboten nicht von sich stoßen, sondern so viel in ihren Kräften steht, für ihr weiteres Fortkommen sorgen.

Die großen Ehrenstellen, welche der englische Kanzler Thomas Morus begleitete, nöthigten ihn, viele Bedienten zu halten. Niemals aber erlaubte er, daß einer von ihnen müssig sein durfte, damit sie nicht einen Hang zur Trägheit bekommen möchten, und damit sie vom Spiele oder von einer ausschweifenden Lebensart, die aus Müssiggang zu entstehen pflegt, abgehalten würden. Als er im Begriffe war, seine Stelle als Großkanzler von England niederzulegen, sorgte er noch dafür, daß alle seine Bedienten Aemter, wozu sie sich schickten, bekamen, damit sie nicht durch seinen Fall leiden möchten. (A. a. O.)

Die versorgte Dienerschaft.

Ein Prälat von hoher Geburt nahm sehr leicht Leute in seine Dienste auf. Er hatte derselben dreimal so viel, als er brauchen konnte. Ungeachtet dieser zahlreichen Dienerschaft aber war er sehr schlecht bedient, indeß er dabei in seinen Vermögensumständen mehr und mehr zurückkam. Es nöthigte ihn nämlich der Unterhalt so gar vieler Diener zu Ausgaben, die seine Einnahmen um ein Bedeutendes überstiegen; und er versank, wiewohl er sehr reich war, so tief in Schulden, daß seine Verwalter nur mit großer Noth die laufenden Ausgaben für das Hauswesen bestreiten konnten. Seine Verwandten, die in großem Ansehen standen und seine mißliche Lage sahen, riethen ihm, wenigstens die Hälfte seiner Dienerschaft zu entlassen. Dieser Rath fiel dem guten Herrn sehr schmerzlich. Da er indessen gefällig und nachgiebig war, so gab er nichts desto weniger ihrer Vorstellung Gehör. Sie setzten ihm nun ein Verzeichniß seiner überflüssigen Diener auf; er aber ließ solche vor sich rufen, und befragte sie: ob sie seiner entbehren könnten? Die meisten aus ihnen, die bereits unter der Hand von ihrer Entlassung gehört hatten, fingen zu weinen an; und Einer, der für Alle das Wort nahm, sagte: „Gnädigster Herr! wir finden in der ganzen Welt keinen besseren Herrn, als Sie; und es ist keiner unter uns, der nicht in Ihrem Dienste zu sterben wünschte. Wir können wohl sagen, daß wir mit Ihnen Alles verlieren!" — „Wie," antwortete der Prälat, „so bin ich euch also nothwendig?" — „Ach! so nothwendig, gnädigster Herr!" antwortete jener, „daß wir, wenn Sie uns verstoßen, Alle unglücklich sind." — „Nun denn! sage ich euch," rief der gute Prälat, „so wird nichts aus dem Rathe werden, den man mir ertheilt hat! Bleibet Alle bei mir, meine Kinder! die einen, weil ich sie brauche; die andern aber, weil sie mich brauchen, und meiner nicht entbehren können. So lange ich Brod habe, wollen wir miteinander theilen; habe ich keines mehr, so wollen wir Alle mitsammen Hungers sterben." Und bei diesen Worten weinte er zugleich mit seinen armen Dienern. Demungeachtet entließ er sie nach und nach; aber er sorgte für sie, indem er sie bei seinen Freunden unterbrachte. Manche auch fanden durch seine Empfehlung und sein Ansehen anderwärts ein anständiges Unterkommen. — Diese Geschichte erzählt uns der heilige Franz von Sales in seinen Werken.

Texte ad II.: Pflichten der Dienstherrschaften.

a) Aus der heil. Schrift. „Ihr Herren! lasset ab von Drohungen gegen eure Diener! Denn ihr wisset, daß ihr Herr auch der eurige ist im Himmel, und daß bei ihm kein Ansehen der Person gilt. . Wenn Jemand für die Seinigen und besonders für seine Diener nicht sorgt, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger, als ein Ungläubiger." (Ephes. 6, 9. 1. Tim. 5, 8.) „Die Dienstherrschaften haben von der sorgfältigen Wache über die Seelen ihrer Dienstboten Rechenschaft zu geben." (Hebr. 13, 17.) „Ihr, die ihr geistreich, die ihr vernünftig

seid! ermahnet eure Dienstboten im Geiste der Sanftmuth und betrachtet euch selbst in ihren Schwachheiten, in welche ihr wie sie fallen könnet! Uebertraget mit Geduld und Demuth, was ihr nicht ändern könnet! Denn so erfüllet ihr das Gesetz Christi." (Gal. 6, 2.) Sie sollen treue Dienstboten ehren. „Hast du einen treuen Knecht, so sei er dir so werth, als du dir selbst; halte ihn wie deinen Bruder!" (Ekkli. 33, 31.) — Und ihnen Liedlohn und Kost gewissenhaft verabreichen. „Sehet da! der Lohn, den ihr den Arbeitsleuten, die eure Ländereien abgeärntet haben, betrügerisch entziehet, er schreit, und dieses Geschrei dringt hinauf bis zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren." (Jak. 5, 4.) „Die Schrift sagt: Du sollst dem Ochsen, der die Körner austritt, das Maul nicht verkörben!" und wieder: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth." (1. Tim. 5, 18.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wenn ein Herr oder eine Frau ihr Gesinde so regiert, daß dieses dieselben mehr als Vater und Mutter, denn als Gebieter ansehen kann, so werden sie bei ihren Dienstboten die gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten mehr durch Liebe, als durch Zwang erwirken. Denn der Gehorsam, welcher von der Liebe herrührt, ist allezeit besser, als der, welcher durch Furcht erzwungen wird." (S. Hieronym. Epist. 14.) „Euren Kindern möget ihr wohl besseres Brod geben, als euren Dienstboten; allein beiden müsset ihr dasselbe Brod der Seele geben, welches die Unterweisung ist." (S. August.) „Die Hausväter und Hausmütter sollen sich gleichsam als Bischöfe in ihren Häusern betrachten und als solche über das Betragen ihrer Diener wachen und für ihre geistigen Bedürfnisse sorgen!" (Idem Serm. 94. de Sanctis.) — Besonders sollen die Dienstherrschaften ihren Dienstboten ein gutes Beispiel geben. „Denn wie werdet ihr euren Dienern befehlen, wenn ihr selbst wie Sklaven den thörichten und verderblichen Begierden dienet?" (S. Basil. Magn. Hom. 14. in ebriosos.) „Und wenn das Haupt der Familie krank (moralisch krank) ist, so ist nichts gesund im ganzen Körper der Familie; und kein Glied besorgt seinen Dienst, wenn das Oberhaupt fehlt." (Salvian. lib. 7. de gubernat. Dei.) „Ach! wie viele Dienstherrschaften sorgen mehr für ihre Hunde, als für ihr Gesinde!" (S. August. Serm. 13. ex Vignerianis.)

XXVII. Christliche Lehre.

Die Pflichten der Untergebenen gegen ihre geistliche und weltliche Obrigkeit.

Fr. Wen ist man dem vierten Gebote Gottes gemäß noch wie die leiblichen Eltern zu ehren schuldig?

Antw. Geistliche und weltliche Vorgesetzte, d. i. Obrigkeiten.

Fr. Wie hat sich denn das Verhältniß zwischen Untergebenen und Obrigkeiten gebildet?

Antw. Wir haben dieses Verhältniß der Anordnung der göttlichen Weisheit zu verdanken, auf daß die Völker der Erde nicht wie die Wogen des Meeres hin- und hergetrieben werden, und damit in der menschlichen Gesellschaft gesetzliche Ordnung und Sicherheit aufrecht erhalten werde.

Erläuterung. Dieser Gegenstand ist für unsere Zeit, wo so viel von „Volkssouveränität" geschrieben und gesprochen wird, wo Alles herrschen, Niemand gehorchen will, von außerordentlicher Wichtigkeit. — Es ist Gottes weise Anordnung, daß die Menschen zu leichterer Erreichung ihrer Bestimmung in dieser und in jener Welt gemeinschaftlich leben und so gegenseitig zum allgemeinen Beßten beitragen sollen; denn dieß kann nur da erzielt werden, wo mehrere Menschen mit vereinten Kräften zusammenwirken. Wie unbehilflich wäre Jeder für sich allein, um sich Alles, was ihm für Leib und Seele nöthig ist, zu verschaffen! Von sündhafter Neigung und Selbstsucht getrieben — lassen sich aber gar viele Adamskinder verleiten, nach Unerlaubtem zu greifen und dadurch nicht zum allgemeinen Beßten, sondern vielmehr zum Verderben der Gesellschaft zu wirken. Damit nun Ordnung und Sicherheit für Leib und Seele bestehen könne, so hat Gott geistliche und weltliche Obrigkeiten aufgestellt; „denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet." (Röm. 13, 1.)

Der heilige Einsiedler Isidor.

Merkwürdig sind die Worte, die über diesen Punkt schon der heil. Isidor ausspricht. Dieser heilige Diener Gottes, welcher bei Pelusium in Aegypten als Einsiedler lebte und in einem so großen Rufe stand, daß man ihn einen Engel

in Menschengestalt nannte, bestritt schon im fünften Jahrhunderte eine Volkssouveränität, indem er sagte: „Wenn wir Alle an Würde gleich wären, so würden wir selten mit einander in Frieden leben, sondern uns fast immerwährend bekriegen. Es kann daher die Souveränität beim Volke nicht bestehen; auch ist eine Volksherrschaft dem Willen Gottes zuwider, der Könige eingesetzt hat, damit sie über das Volk herrschen... Daß also unter den Menschen Königreiche und Obrigkeiten bestehen, daß die Einen herrschen, und die Andern gehorchen, auf daß die Völker nicht wie die Wogen des Meeres hin- und hergetrieben werden, haben wir der Anordnung der göttlichen Weisheit zu verdanken... Selbst bei den Thieren bemerken wir, daß die Einen den Andern untergeordnet sind. Dieß sehen wir an den Bienen, die unter der Herrschaft einer Königin stehen. Auch die Störche und ganze Heerden wilder Thiere, die in den Urwäldern wohnen, haben ihre Anführer. Blick' in's Meer! Auch hier wirst du eine gewisse Zucht und Ordnung entdecken; denn viele Gattungen der Fische stehen unter der Herrschaft eines Einzigen, gleichsam unter seinem militärischen Commando, und ziehen weit in den Gewässern herum... Auch an unserm eigenen Körper bemerken wir, daß einige aus unsern Gliedern herrschen, die andern aber unterthan sind. Wir müssen darum gestehen, daß ein jedes Reich von Gott gebildet und eingerichtet ist." (S. Isidori Pelusiotae opera. Lib. 2. Epist. 216.)

Alle Obrigkeit ist von Gott.

Der heil. Remigius, Bischof von Rheims, sagt: „Jede Obrigkeit, sie mag noch so groß, oder noch so klein sein, ist eingesetzt worden, entweder durch den Willen oder durch die Zulassung Gottes, welcher durch den Mund des weisen Salomon sagt: Durch mich herrschen die Könige, und die Mächtigen richten nach Gerechtigkeit. Wenn wir aber die Frage aufwerfen, warum Obrigkeiten über uns gesetzt seien, so muß man uns antworten: dieß sei wegen der Bösartigkeit und Verdorbenheit der Menschen geschehen, die wie wilde Thiere gegen einander zu wüthen anfingen, so zwar, daß schon der Sohn unsers gemeinschaftlichen Stammvaters sich gegen seinen Bruder erhob und ihn erschlug. Gott der Allmächtige setzte nun über die den wilden Thieren ähnlich gewordenen Menschen die nöthigen Regenten ein, um ihrer Wuth, mit der sie einander anfielen, Schranken zu setzen. Selbst Christus der Herr sagte zum Pilatus: Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von Oben gegeben worden wäre. Aus diesen Worten erhellt, daß jede Obrigkeit, sie mag gut sein, wie David, oder böse, wie Nero, durch den Rathschluß oder die Zulassung Gottes über uns gesetzt ist. Der Apostel Paulus lehrt, daß die Christen den Obrigkeiten unterthänig sein sollen. Dieß sagte er, weil Einige, die den Glauben annahmen, sich für frei hielten, und ihren alten Vorgesetzten und Fürsten nicht mehr, wie es früher geschah, dienen und gehorchen wollten, da doch Christus der Herr nicht gekommen war, die bestandenen Verhältnisse aufzuheben, sondern die zum ewigen Leben bestimmten Menschen selig zu machen." (S. Remig. in explanatione in epist. ad Ros. c. 13.)

Wir sehen hieraus, daß es Unterthanen und Obrigkeiten, welche letztere entweder geistliche oder weltliche sind, geben muß. Es liegt dieß schon in der Natur der menschlichen Gesellschaft. Von den Pflichten der Untergebenen gegen ihre geistlichen und weltlichen Obrigkeiten hier nun etwas Näheres!

I. Von den Pflichten der Gläubigen gegen ihre geistlichen Vorgesetzten.

Fr. Was sind die Gläubigen ihren geistlichen Vorgesetzten schuldig?

Antw. Sie sind ihnen, als Stellvertretern Gottes und als ihren geistlichen Vätern, 1) Ehrfurcht, Liebe und treue Anhänglichkeit schuldig; 2) sie sollen sich mit heiligem Gehorsam und in aller Demuth ihren Entscheidungen und Anordnungen unterwerfen; 3) für sie beten und, 4) ihnen den schuldigen Beitrag zu ihrem Unterhalte und zur Besorgung des Gottesdienstes leisten, sowie in der Noth ihnen beistehen.

Erläuterung. Unsere geistlichen Vorgesetzten sind der Papst, die mit ihm vereinigten Bischöfe und Seelsorger. Diesen nun sind wir

1) wegen ihrer Würde, Ehrfurcht, und wegen ihres Amtes gleichsam als unsern geistlichen Vätern Liebe und treue Anhänglichkeit schuldig. Schon im alten Testamente war es ein Gebot, die Priester zu ehren und zu lieben. „Fürchte den Herrn von deiner ganzen Seele und halte seine Priester in Ehren!" (Sir. 7, 31.) Und im neuen Testamente heißt es: „Wer die Diener Gottes, die Ausspender seiner Geheimnisse, verachtet, der verachtet den Sohn Gottes und den, der ihn gesandt hat." (Luk. 10, 16.)

Ehrfurcht vor dem Priesterstande.

Selbst fromme und heilige Männer haben die tiefste Ehrfurcht vor der hohen Würde des geistlichen Standes an den Tag gelegt. — Der heil. Antonius stand in einem solchen Rufe der Heiligkeit und in einem so großen Ansehen, daß Kaiser und Fürsten sich seinem Gebete empfahlen und bei ihm sich Rathes erholten. Obwohl er aber von den Großen der Welt geehrt wurde, so ehrte er doch selbst das Priesterthum dergestalt, daß er sich vor jedem Priester, dem er begegnete, auf die Kniee niederwarf, und sich nicht eher, als nach empfangenem Segen von der Erde erhob.

Der heil. Franz von Assisi, dieser göttliche Mann, trug eine solche Ehrerbietigkeit gegen diesen Stand, daß er den Muth nicht hatte, sich zum Priester weihen zu lassen. Er pflegte zu sagen, daß, wenn ihm ein Priester oder ein Engel begegnen sollte, er den Priester vor dem Engel grüßen würde, weil jener größere Gewalt habe, als dieser.

Der große Kaiser Constantin ließ sich oft verlauten, daß, so oft er einen Priester oder eine andere gottgeweihte Person in einen Fehler fallen sehen sollte, er nichts davon reden, ihn nicht verbreiten, sondern denselben, um ihn den Blicken der Menschen zu entziehen, mit seinem kaiserlichen Purpur verdecken würde. Er hatte große Ursache, so zu denken, weil sich Leute von ausgelassenen Sitten der Fehler von Priestern bedienen, um ihre eigenen Laster zu beschönigen, und weil die Irrlehrer, indem sie selbe mit vielen Zusätzen kund machen, sie als ein Mittel gebrauchen, die Religion und Kirche Jesu Christi, welche daran keine Schuld hat, zu verschreien. Durch diesen Kunstgriff, die Priester und Hirten zu verläumden, hat die Ketzerei so große Fortschritte gemacht. Wenn der Hirt geschlagen wird, sagt das Evangelium, werden die Schafe der Heerde zerstreut werden.

Papst Leo X. und König Franz.

Papst Leo X. reisete einst Franz I., König von Frankreich, zu Gefallen nach Bononien. Die Reise des Kirchen-Oberhauptes glich einem Triumphzuge. Auch Franz I. zog dem heiligen Vater mit seinem ganzen Hofe entgegen und empfing ihn auf das Feierlichste. Als Leo X. am Palaste des Königs angekommen war, erwies ihm dieser alle möglichen Ehrenbezeugungen und sprach: „Heiliger Vater! es freut mich vom Herzen, den Statthalter Jesu Christi persönlich zu sehen. Ich bin Sohn und Diener Eurer Heiligkeit, zu allen Ihren Befehlen bereit." — Leo begegnete ihm nicht weniger mit jener Ehrfurcht, welche die katholische Kirche von jeher Fürsten der Völker erwies. Wie schön ist es, wenn sich Ehrfurcht gegen die Kirche, und Ehrfurcht gegen Regenten der Staaten begegnen! Wo keine Ehrfurcht gegen die Regenten ist, da ist auch keine mehr gegen die Kirche. Bei dem feierlichen Gottesdienste, welchen die Päpste, wenn sie von Monarchen besucht wurden, meistens selbst hielten, begnügte sich der französische Monarch nicht, dem Papste die gewöhnlichen Ehren zu erweisen; sondern, da sich der Papst zu seinem Thronhimmel begab, um dort die priesterliche Kleidung anzulegen, wollte ihm der König durchaus als Schleppträger dienen, wie sich Leo dagegen immer sträuben wollte. Franz antwortete, er halte sich's für eine Ehre, dem Statthalter Christi den mindesten Dienst zu erweisen. Man hatte ihm einen Armstuhl bereitet; allein er wollte sich desselben nicht bedienen. Er stand wie

ein Diener am Altare aufrecht bis zur Wandlung, wornach er bis zur Communion des Priesters, mit vor seinem Gesichte gefalteten Händen, knieen blieb. So huldigte ein Monarch in der Blüthe seines Alters und im Taumel des Sieges der Religion Jesu Christi! (Dewora S. 138.)

Der heilige Chrysostomus

schreibt über die Ehrfurcht und Liebe, die wir den geistlichen Vorgesetzten und Priestern schuldig sind, folgende sehr beachtenswerthe Worte: „Das Amt des Priesters ist ein großes, wichtiges und schweres; denn er muß, wie der heilige Paulus (Hebr. 13, 17. 18.) schreibt, wachen über die anvertrauten Seelen, weil er für sie wird Rechenschaft zu geben haben. Du hast nur deine eigene Angelegenheit zu besorgen," fährt er weiter fort; „und hast du diese gut geordnet, so hast du dich um weiter nichts zu kümmern. Dagegen, wenn der Priester sein Leben gut in Ordnung gebracht hat, aber nicht fleißig für das deinige besorgt ist, so wird er mit den Ungerechten in die Hölle hinabgestoßen; und zuweilen wird er nicht wegen eigener Handlungen, sondern wegen der Handlungen seiner Untergebenen verdammt, wenn er nicht in Allem seine Pflicht erfüllt. Da ihr nun die Größe der Gefahr sehet, so sollet ihr den Priestern großes Wohlgefallen erweisen, wie Paulus darauf hingewiesen hat, indem er sagte: „Sie wachen für euch als Solche, die Rechenschaft werden geben müssen für eure Seelen;" und hauptsächlich darum soll man sie ehren. Wenn ihr ihnen grob begegnet, werdet ihr euer eigenes Wohlsein nicht in Acht nehmen. Denn wo der Steuermann guten Muthes und fröhlich ist, da sind auch sicher die, welche auf dem Schiffe mitfahren; fängt er aber an, bei diesen verhaßt und von ihnen geplagt zu werden, so wird er dafür weder gehörig wachen, noch seine Kunst ausüben können, und gegen seinen Willen ihnen viel Uebels zufügen. Und so wird auch der Priester, wenn er sieht, daß man ihm die gebührende Ehre gibt, euch gehörig leiten können. Machet ihr ihm aber Kummer, so schwächet ihr seine Hände, so werdet ihr euch und ihn, wenn er auch noch so viel Muth hat, den Wellen preisgeben." (S. Chrysost. in I. epist. ad Cor. hom. 85.)

Die treue Anhänglichkeit an die Diener der Kirche.

Während der blutigen Verfolgung, die der grausame Hunerich, ein arianischer Fürst, gegen die Katholiken erregte, machten sich Personen jeden Alters und Standes durch ihren Muth und ihre Festigkeit im Glauben, sowie durch ihre Liebe und treue Anhänglichkeit an ihre geistlichen Vorsteher bemerkbar. Nichts aber war erbauender und rührender, als die zwölf Chorknaben, die sich vor den übrigen durch die Schönheit ihrer Stimme auszeichneten und die den Bekennern folgten, welche Hunerich aus Afrika verbannt hatte. Ihr Talent machte, daß die Feinde der Religion es bereuten, sie fortziehen gelassen zu haben, und daß sie ihnen auf dem Fuße nacheilten, um sie wieder zurückzuführen. Allein die edlen Kinder wollten ihre heiligen Lehrer nicht verlassen; sie hingen sich an ihre Kleider; sie ließen sich gewaltige Stockschläge geben; sie trotzten dem bloßen Schwerte, womit man ihnen drohte. Endlich wurden sie doch mit Gewalt losgerissen und nach Carthago zurückgeführt; keinen einzigen aber von ihnen vermochte man durch Schmeicheleien oder schlechte Behandlung, die man abwechselnd versuchte, zu verführen. Lange nach der Verfolgung waren sie noch der Trost und der Ruhm der afrikanischen Kirche, indem sie zusammen in Carthago blieben, zusammen aßen, zusammen den Lobpreis Gottes sangen. Die ganze Provinz verehrte diese zwölf Kinder wie zwölf Apostel, die durch das Gedächtniß an ihre unerschütterliche Standhaftigkeit allen Gläubigen zeigten, daß der wahre Christ lieber Alles aufopfern, Alles leiden muß, eh' er seinen Glauben verräth, eh' er sich von seinem wahren Hirten trennt.

Diese edelmüthigen Kinder waren nicht die einzigen, welche leuchtende Beweise ihrer Anhänglichkeit an den Glauben und die Diener desselben gaben.

„Das Volk," sagt ein Geschichtschreiber, „folgte den verbannten Bischöfen und Priestern mit Wachskerzen in der Hand. Die Mütter trugen ihre Kinder in den Armen, legten sie dann den Bekennern zu Füßen und sprachen zu ihnen mit Thränen in den Augen: Wem überlasset ihr uns, wenn ihr dem Martyrertode zueilet? wer soll unsere Kinder taufen? wer soll uns Beichte hören? wer uns von unsern Sünden befreien, wenn wir die Wohlthat der Versöhnung erlangt haben? wer uns nach dem Tode begraben? wer wird das heilige Opfer für uns darbringen? Ach! dürften wir doch mit euch gehen!" Welche rührende Treue, welche unerschütterliche Anhänglichkeit an die Väter und Diener der Kirche! O! wie selten ist sie in unsern Tagen geworden! (Gaume.)

2) Die Gläubigen sollen ihrer geistlichen Obrigkeit willigen Gehorsam leisten in Allem, was die Glaubenslehre, die Sittenzucht, das Seelenheil und die kirchliche Ordnung betrifft; sie sollen sich ihren Entscheidungen und Anordnungen kindlich unterwerfen. „Gehorchet euren Vorgesetzten, die für euch wachen, weil sie für eure Seelen werden Rechenschaft zu geben haben, und unterwerfet euch ihnen, damit sie ihr Amt mit Freuden thun, und dabei nicht seufzen müssen! Denn dieses wäre euch nicht gut." (Hebr. 13, 17. 18.)

Kaiser Constantin und die arianischen Bischöfe.

Als Kaiser Constantin die christliche Religion annahm, machte er's sich trotz seines hohen Ranges zur Pflicht, die Bischöfe und Diener der Kirche zu ehren, und sich ihren Entscheidungen in Sachen des Glaubens und der Moral, deren Richter sie sind, zu unterwerfen.

Als er sich ungefähr einen Monat vor der öffentlichen allgemeinen und feierlichen Zusammenkunft des Conciliums, welches berufen war, um den Fortschritten der arianischen Irrlehre Einhalt zu thun, nach Nizäa begeben hatte, überreichten ihm mehrere arianische Bischöfe Denkschriften gegen ihre Mitbrüder und Vertheidigungsbriefe ihrer neuen Lehre. Der Kaiser empfing sie mit ernster und kalter Miene, ließ ihre Schriften zusammenbinden und wohl versiegeln, und bestimmte ihnen für den nächsten Tag eine neue Audienz, wo sie alsdann Bescheid erhalten sollten. Die arianischen Bischöfe erschienen nun zur festgesetzten Stunde mit den beßten Hoffnungen. Allein der Kaiser empfing sie noch ernster und kälter, als Tags zuvor, und sprach mit kräftiger Stimme: „Ihr täuschet euch sehr, wenn ihr glaubet, daß ich in Sachen der Kirche eine Entscheidung treffen werde. Ich bin ein Mensch ohne Rang und Einsicht in der Ordnung der heiligen Dinge, und nie werde ich mir beikommen lassen, über das zu richten und zu entscheiden, was nur Gott und seinen Stellvertretern auf Erden zukommt. Ich selbst unterwerfe mich ihrem Urtheile, ihren Aussprüchen und Entscheidungen mit kindlichem Gehorsame; dasselbe ist auch eure Pflicht!" Mit diesen Worten nahm er ihre Klag- und Vertheidigungsschriften, verbrannte sie vor den Augen der Bischöfe und ermahnte diese in kräftigem und rührendem Tone zum Gehorsame gegen die Kirche und zur Aussöhnung mit ihr.

3) Die Gläubigen sollen für ihre geistlichen Obern beten, besonders wenn Noth und Bedrängniß über sie hereinbricht.

Petrus im Gefängnisse.

Wir lesen in der heiligen Schrift (Apostelgesch. 12.), daß schon die ersten Christen diese Pflicht gewissenhaft erfüllten. Denn als der heilige Petrus im Gefängnisse schmachtete und um der Lehre Jesu willen Verfolgung litt, da beteten die Gläubigen ohne Unterlaß um Befreiung ihres Oberhauptes.

4) Die Gläubigen sollen ihren geistlichen Vorgesetzten den schuldigen Beitrag zu ihrem Unterhalte leisten; denn „der Herr hat für die, welche das Evangelium verkünden, die Verordnung gemacht, daß sie von dem Evangelium auch leben sollen". (1. Kor. 9, 14.) Besonders sollen sie ihnen in der Noth beistehen.

Pius VII. und der arme Schneider.

Der Kaiser Napoleon kannte keine andere Freundschaft, als Unterwerfung. Dieß erfuhr unter vielen andern Regenten auch das Oberhaupt der Kirche, Pius VII. Unaufhörlich gesteigerte Forderungen ergingen an denselben, bis endlich der Kirchenstaat im März 1809 dem französischen Kaiserstaate einverleibt wurde. Jetzt sprach Pius den Bannfluch aus gegen Alle, die solche Gewalt verübt hätten, und hierauf gegen Napoleon selbst, und endlich gegen Alle, die sich der Bekanntmachung dieses Fluches widersetzen würden. — Napoleon, von seinen siegreichen Heerschaaren umgeben, achtete der Verwünschungen des Papstes wenig, ließ ihn aber doch seine Rache fühlen. Grausam ließ er den Greis aus seinem Quirinalpalaste entführen, durch Italien und über die Alpen schleppen. Von hier aus führten Gensdarmen den heiligen Vater mit seinem kleinen Gefolge nach Valence, dann über Aix nach Nizza und Savona, an welchem letztern Orte er drei Jahre schmachten mußte. Man bot ihm eine fürstliche Hofhaltung an; er schlug sie aus. Napoleons Beschluß setzte ihm zwei Millionen Franks jährlicher Einkünfte fest; er nahm sie nicht an, weil er den Geber mit den Vollziehern seines Willens in den Bann gethan hatte. Mit Heldenmuth ertrug der unglückliche Greis sein schweres Geschick, mit frommer Entsagung begab er sich in allen Druck und jede ungewohnte Entbehrung. — Aber das Osterfest 1810 nahte, die Theilnahme an dessen Feier forderten das fromme Herz des geprüften Greises und der Glaube des trauernden Volkes. Gerne wollte Pius sie gewähren; aber abgetragen und beschädigt, unpassend einer solchen Feier und seiner Würde, war sein Festgewand. Er ließ darum einen Schneider rufen, der dem Uebel abhelfen und allen Anstoß entfernen sollte. Dieser kam, hörte des ehrwürdigen Greises Willen mit Ehrfurcht, um zu thun, was möglich war. Als der Schneider heim kam, das Herz voll Rührung über den Anblick des tiefgebeugten frommen Greises und seine harte Beschränkung, brach er in Wehklagen aus gegen seine Freunde. Mit Wehmuth zeigte er ihnen das unansehnliche Gewand des heiligen Vaters. Sie theilten mit ihm den Schmerz, beklagten des ehrwürdigen Gefangenen hartes Schicksal, und von Mund zu Mund pflanzte sich die traurige Erzählung seines schweren Looses fort. Bald wußte sie alles Volk, und man pilgerte zu dem Hause des frommen Schneiders, wie die Menge nach Loretto pilgert. Jeder wollte das heilige Gewand sehen, wie dort die Jungfrau mit dem Kindlein. Wer kam, wollte auch ein Stücklein von dem Gewande des heiligen Vaters haben, und brachte zugleich ein reichliches Opfer zur Anschaffung eines neuen Festkleides. Es währte nicht lange, so war das Gewand des Papstes gänzlich zerschnitten, und kein Stücklein mehr davon übrig. Dagegen lag der ganze Tisch des Schneiders voll Gold und Silber. Flugs verfertigte dieser ein neues Gewand, sammelte der Gläubigen freiwillige Gaben und brachte jenes, wie diese, einen ganzen Beutel voll Geld, dem heiligen Vater. „Was ist das, mein Sohn?!“ fragte Pius staunend und betroffen. „Das sendet Ihnen die Liebe der Gläubigen mit herzlicher Theilnahme!“ antwortete der Befragte und erzählte, was in seinem Hause sich begeben hatte. Da nahm der fromme Greis mit dankbarer Rührung das Kleid an; aber den Beutel mit Gold gab er ihm zurück und sprach mit verklärtem Angesichte: „Mein Sohn! der Allmächtige wacht über seine Getreuen und bedient sich der Frömmigkeit des Einen, um die Leiden des Andern zu mildern. Er überschüttet sie Alle mit seinem Segen. Das Kleid, welches Ihr mir bringet, wird vielleicht so lange dauern, als mein Aufenthalt in dieser Welt voll Prüfungen; aber das erste Bedürfniß meines Herzens, so wie meines Standes ist, den Unterdrückten beizustehen. Ich bin nur ein armer Gefangener; Ihr seid frei, und die Vorsehung hat, indem sie mir die Summe durch Eure Verwendung zukommen läßt, mir die treue Hand zeigen wollen, die sie für würdig hält, ihre Wohlthaten auszutheilen. Gehet und endet die Leiden der von Armuth am Meisten bedrückten Einwohner von Savona!“ — Seit dieser Zeit empfing der gute Schneider im Namen des heiligen Vaters mancherlei Gaben,

und theilte im Namen desselben aus, was die Thränen stillte und die Sorgen erleichterte. So wurde der Aufenthalt des Gerechten in Savona eine Quelle der Barmherzigkeit. (Moral in Beisp. II. Bd.)

5) Endlich sollen die Gläubigen auch zur Besorgung des Gottesdienstes nach Kräften beitragen, auf daß derselbe in würdiger und erhebender Weise gefeiert werden könne. Dieses sind wir Alle Gott, unserm höchsten Wohlthäter, und seiner göttlichen Ehre schuldig.

Der gut verwendete Reichthum.

Cosmus von Medicis hatte durch Handel ein unermeßliches Vermögen erworben. Er war der berühmteste Bürger von Florenz, und durch seinen Wohlthätigkeits- und Kunstsinn weithin bekannt. Cosmus übersah es nicht, daß seine unermeßlichen Reichthümer nur Gottes Segen seien und daß er seinem Gott dafür große Schulden abzutragen habe. Er säumte deßhalb nicht, Gott, seinem höchsten Wohlthäter, den Tribut seines Dankes zu entrichten. Es ist unglaublich, welche Summen Cosmus zur Ehre Gottes verwendete. Er errichtete die Klöster und Kirchen von St. Markus und St. Lorenz, das Kloster von Santa Verdiana, auf dem Berge von Fiesole St. Hieronymus und La Badia, in Mugello eine Kirche für die Minoriten, dazu eine beträchtliche Anzahl von Kapellen. Ueberdieß machte er an verschiedene Kirchen reiche Geschenke von herrlichen Ornamenten u. s. w. Auf gleiche Weise that er überaus Vieles für die leidende Menschheit und für Arme und Nothleidende. „Alles zur Ehre Gottes, dem ich mein Leben und mein Vermögen schulde!" rief er oft aus, wenn man ihn an seine großen Bauten und mildthätigen Anstalten erinnerte. Und als ihm einst einer seiner Freunde vorstellte, wie er denn solche ungeheure Summen auf Klöster, Kirchen und Kapellen verwenden möge, antwortete er ganz im Sinne eines wahren Dieners Gottes: „Nie kann ich zur Ehre Gottes so viel verwenden, als ich finde, wenn ich mein Rechnungsbuch lese, daß ich ihm schuldig bin!" — Würden wir so viele ärmliche Gotteshäuser, so viele armselige Ornamente in unsern Kirchen finden, wenn alle reichen, von Gott gesegneten Christen so dankbar gegen ihren himmlischen Wohlthäter wären, wie Cosmus von Medicis?!

Texte ad I.: Die Pflichten der Gläubigen gegen ihre geistlichen Vorgesetzten.

a) Aus der heil. Schrift. „Fürchte den Herrn von deiner ganzen Seele, und halte seine Priester in Ehren!" (Sir. 7, 31.) „Gehorchet euren Vorstehern, und seid ihnen unterthänig! Denn sie wachen für eure Seelen, als Solche, die Rechenschaft geben werden, damit sie dieß mit Freude thun, und nicht mit Seufzen; denn das würde euch keinen Nutzen bringen." (Hebr. 13, 17.) — „Brüder! betet für uns, damit Gottes Rede einen Fortgang gewinne und verklärt werde!" (2. Theſſ. 3, 1.) Die Gläubigen sollen ihren geistlichen Vorgesetzten das Nothwendige verabreichen; denn „der Herr hat für die, welche das Evangelium verkünden, die Verordnung gemacht, daß sie von dem Evangelium auch leben sollen". (1. Kor. 9, 14.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Das Priesterthum ist das höchste aller Güter, welche die Menschen besitzen; wer gegen die Priester wüthet, der schmäht nicht einen Menschen, sondern Gott." (S. Ignatius Martyr. Epist. 5. ad Smyrnenses.) „Das Priesterthum ist ehrwürdiger und größer, als selbst das Königthum. Sprich mir nichts von Purpur, von Krone, von goldenen Gewändern! Dieß Alles sind Schatten, noch leichter als Frühlingsblümchen. Alle Herrlichkeit ist wie des Grases Blume (1. Petr. 1, 24.), und wenn du auch die königliche Herrlichkeit anführest. Sprich mir also nicht davon; sondern wenn du den Unterschied zwischen einem König und einem Priester sehen willst, so betrachte das Maß der Gewalt, wie sie Beiden gegeben ward! Da wirst du sehen, daß der Priester höher sitzt, als der König. Denn obgleich der königliche Thron ehrwürdig erscheint wegen der Edelsteine und des Goldes, womit er geziert ist, so hat doch der König die Verwaltung irdischer Dinge erhalten, und er hat über diese Gewalt hinaus weiter kein Ansehen. Aber der Thron des Priesterthums ist im Himmel aufgeschlagen, und der Priester hat die Machtvollkommenheit, Himmlisches zu verwalten. Wer sagt dieses? Der König der Himmel selbst. »Was du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein!« (Matth. 16, 19.) Was kann mit dieser Ehre verglichen werden? Von der Erde nimmt der Himmel die Hauptauktorität des Richters; denn

der Richter sitzt auf Erden, der Herr folgt seinem Diener, und was dieser hier unten gerichtet hat, bestätigt jener oben. Der Priester steht also in der Mitte zwischen Gott und der menschlichen Natur; er bringt die von dort kommenden Wohlthaten zu uns, trägt unsere Bitten dorthin, besänftigt den erzürnten Herrn, und entreißt uns, die wir ihn beleidigt haben, seinen strafenden Händen. Darum hat Gott selbst das königliche Haupt den Händen des Priesters unterworfen und uns gelehrt, daß dieser Fürst größer sei, als jener, da ja das Kleinere von dem Vorzüglicheren den Segen empfängt." (S. Chrysostomus Serm. 5. de verbis Isaiae: Vidi Dominum.) — „Sehet ihr nicht, daß Jedermann den weltlichen Vorgesetzten unterthänig ist? . . . Wenn ein von Menschen Angestellter Ehrfurcht einflößt, dürfen wir den, welchen Gott aufgestellt hat, verachten, lästern und ihm unzählige Unbilden zufügen? Es ist uns verboten, unsere Brüder zu richten; und wir schärfen die Zunge gegen Priester? Wie ist es zu entschuldigen, wenn wir den Balken in unserm Auge nicht sehen und über den Splitter im Auge des Nächsten absprechen? Weißt du nicht, daß du dir ein schweres Gericht zuziehest, wenn du einen Andern richtest?" (Idem in 1. epist. ad Cor. hom. 85.) „Seid ihr nicht durch die Hände der Priester zu Christen, nämlich in der heiligen Taufe, umgeschaffen worden? Empfanget ihr nicht durch ihr Amt Nachlassung der Sünden, die Wiederaussöhnung mit Gott? Bringen nicht die Priester für euch das Opfer dar, nämlich das heilige Meßopfer, das Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Abgestorbenen, das Dank- und Bittopfer? Theilen sie euch nicht den Leib und das Blut Jesu Christi aus? Wer unterrichtet euch? Wer bricht euren Kindern das Brod des göttlichen Wortes? Wer verkündigt euch das Reich Gottes? Wer betet für euch? Wer öffnet euch den Himmel? Sind es nicht die Priester, die euch alle diese Wohlthaten austheilen? Verdienen sie also nicht eure Hochachtung, eure Liebe, euren Gehorsam, eure Unterstützung?" (S. Chrysost.)

II. Von den Pflichten der Unterthanen gegen die weltliche Obrigkeit.

Fr. Welche Pflichten haben die Unterthanen gegen die weltliche Obrigkeit?

Antw. Sie sollen 1) der rechtmäßigen Obrigkeit Achtung, Treue und gewissenhaften Gehorsam leisten und eher Alles ertragen, als Aufruhr erregen; 2) sollen sie für dieselbe beten, und 3) ihr die gebotenen Abgaben entrichten, in Noth und Gefahr beistehen und sie gegen die Feinde des Vaterlandes mit Gut und Blut vertheidigen.

Erläuterung. Unter rechtmäßiger Obrigkeit verstehen wir den Landesfürsten und die von ihm aufgestellten Beamten, die in seinem Namen und mit dem ihnen verliehenen Ansehen über die Befolgung der Gesetze mit Strenge wachen, die Gerechtigkeit verwalten, die Uebelthäter aber bestrafen. Diesem unserm Landesfürsten und den von ihm aufgestellten Vorstehern sind wir

1) schuldig: a) Achtung, Liebe und Verehrung.

Davids edles Benehmen gegen Saul.

Die heilige Schrift liefert uns ein schönes Beispiel von Liebe und Ehrfurcht eines Untergebenen gegen seinen König in dem edlen Benehmen Davids gegen König Saul. (1. Kön. 24.) — David hielt sich in der Wüste Engaddi auf. Als Saul dieß erfuhr, eilte er mit dreitausend Mann, den David aufzusuchen. An dem Wege fand Saul eine Höhle, in welche er hineinging. David, der mit seinen Kriegsleuten hinten in der Höhle war, trat hinzu und schnitt leise einen Zipfel von Sauls Mantel. Aber sogleich schlug ihm sein Herz darüber, und er sprach zu seinen Männern: „Der Herr sei mir gnädig, daß ich meine Hand nicht an den Gesalbten des Herrn lege!" Saul verließ die Höhle und ging weiter. David ging ihm nach und rief: „Herr, mein König!" Saul sah sich um; David neigte sich vor ihm bis zur Erde und sprach: „Warum gibst du den Leuten Gehör, welche sagen: David sucht dir Böses zu thun? Siehe! heute sehen deine Augen, daß dich der Herr in meine Hände gegeben hat und ich habe dich verschont. Mein Vater! sieh hier den Zipfel von deinem Mantel! Siehe, daß meine Hand dir nichts thun will! Dennoch trachtest du mir nach dem Leben. Der Herr sei Richter zwischen mir und dir: er errette mich aus deiner Hand!" Da fing Saul laut zu weinen an, und sprach: „Ist das nicht deine Stimme, mein David?! Du bist gerechter als ich; denn du erweisest mir Gutes für Böses. Wer ist, der seinen Feind findet, und ihn gehen läßt? Der Herr vergelte es dir, was du heute an mir gethan hast! Da ich nun weiß, daß du gewiß das Reich Israel erhalten wirst, so schwöre mir bei dem Herrn, daß du

meine Nachkommen nicht vertilgen wollest!" David schwur ihm. Also zog Saul nach Hause. David aber und seine Männer begaben sich an noch sicherere Oerter.

Die ersten Christen in ihrem Verhalten gegen die Obrigkeit.

Schon die ersten Christen liebten und ehrten ihre gesetzmäßigen, obwohl noch heidnischen Obrigkeiten, von denen sie noch dazu nicht selten die grausamste und schonungsloseste Behandlung erfahren mußten. So schreibt Tertullian (Ad Scapul. cap. 2.): „Ein Christ ist keines Menschen Feind, am Wenigsten der Regenten; denn weil er weiß, daß der Gebieter von seinem Gott eingesetzt ist, so muß er ihn lieben, ihn ehren und wünschen, daß es ihm und seinem ganzen Reiche wohl ergehe. — Darum lasset uns den Regenten so ehren, wie es uns erlaubt und ihm selbst nützlich ist, nämlich als einen Menschen, der nach Gott der Oberste unter Allen ist; — der Alles, was er ist, von Gott empfangen hat und allein unter Gott steht!" — Selbst vor heidnischen Richtern bezeugte der heilige Polykarp (Apud Euseb. Hist. eccl. Lib. 4. cap. 15.): „Wir sind so gelehrt worden, daß wir den Obrigkeiten und Herrschaften, welche von Gott geordnet sind, die Ehre geben, welche ihnen gebührt." — Theophilus, Patriarch von Antiochien, schreibt: „Ich bete den wahren Gott an, der über uns den Kaiser gesetzt hat, damit wir ihn geziemend ehren. Ich rufe darum jedem Menschen zu: Ehre den Kaiser oder den König mit herzlicher Zuneigung! .. und wenn du dieses thust, so erfüllst du den Willen Gottes." (Biblioth. maxima vet. P. P. Tom. II. pag. 177.) — Martinianus, ein heidnischer Richter, sagte zu dem heiligen Bischof Achatius von Antiochien: „Du mußt unsere Fürsten lieben, da du unter dem Schutze der römischen Gesetze lebst." — Achatius erwiderte: „Wem liegt das Wohl des Kaisers mehr am Herzen, und von wem wird er wohl mehr geliebt, als von den Christen?" (Ruinart. Act. sinc. et select. Martyr.) — Diese Liebe und Verehrung gegen die weltliche Obrigkeit finden wir überhaupt durch alle Jahrhunderte bei allen wahren Christen.

Der blinde Landmann.

Ein rührendes Beispiel von Verehrung und Liebe gegen den Landesherrn gab ein Landmann im Badischen. Er war seit seinem vierten Jahre blind, und kam, etwa 40 Jahre alt, nach Karlsruhe zu dem Markgrafen, dem im Jahre 1810 als Großherzog verstorbenen Karl Friedrich, zur Audienz und sagte zu ihm: „Ich habe Eure Durchlaucht nie gesehen, und werde Sie auch nie sehen; doch möchte ich die Gnade haben, Sie sprechen zu hören." — Der Ton, in dem er es sagte, verrieth, daß sein Herz weit mehr empfand, als sein Mund ausdrückte; und der edle Fürst war innig gerührt, als dieser gute Landmann ihm so herzlich seine Liebe bezeugte. — Gott gebe allen Fürsten Unterthanen, wie dieser Landmann war! (Dewora S. 133.)

Die Liebe der Unterthanen.

Am 15. Oktober 1808 starb in Moskau der Fürst Paul Michaelowitsch Wolchonski in einem Alter von sechsundvierzig Jahren. Als die Nachricht davon auf sein Gut nahe bei Moskau gelangte, kamen an 200 Bauern, ihren Aeltesten an der Spitze, und baten um die Erlaubniß, die Leiche ihres Herrn zu Grabe tragen zu dürfen. Die Verwandten des Fürsten waren zwar sehr gerührt von diesem Beweise treuer Ergebenheit, sagten aber den guten Leuten, daß der Verstorbene nicht in Moskau, sondern in dem etwa 90 Werste entfernten Kloster Barofsk, wo seine Voreltern ruhten, beigesetzt werden würde. Weit entfernt, sich dadurch abschrecken zu lassen, wurde der Eifer der Bauern nur noch mehr entflammt und ihre Zahl wuchs bald zu 300 an. Sie theilten sich in kleine Haufen, welche einander alle zwei Werste ablösten, und ließen sich so, trotz der strengen Kälte eines russischen Winters, das Vorrecht, ihren Vater zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten, durch Niemand entreißen. (Müller's Ehrenhalle.)

b) Sind die Untergebenen ihren weltlichen Vorgesetzten Treue schuldig; sie sollen dieselben gegen die Feinde des Vaterlandes mit Gut und Blut vertheidigen. (Siehe oben S. 126 das schöne Beispiel von Unterthanentreue: „Der treugehaltene Eid.")

Die Unterthanentreue.

Arnobius, der aus einem heidnischen Philosophen und Lehrer der Beredsamkeit in Afrika ein christlicher Priester wurde, forderte die Christen zur unerschütterlichen Treue gegen die weltliche Obrigkeit auf. Oft sagte er: „Unser Körper gehört dem Kaiser, über den er die Gewalt hat." Mit diesen Worten wollte er sagen: „Unser Monarch kann von uns verlangen, daß wir uns für ihn zur Rettung unsers Vaterlandes den Gefahren des Krieges unterziehen und, wenn es Noth thut, selbst das Liebste, das wir haben, nämlich unser Leben opfern." (Arnob. annot. in Evangel. cap. 23.)

Der treue Kapitän.

Der Kapitän Macdonald, ein geborner Irländer, bekam bei dem Ueberfalle von Cremona den französischen Marschall Villeroi gefangen. „Hören Sie!" sagte dieser, „ich bin Villeroi; fünfzigtausend Thaler und ein Regiment sind Ihre, wenn Sie mich frei lassen." — Der brave Soldat antwortete: „Ich diene dem Kaiser, meinem Herrn, schon zu lange Jahre, als daß ich heute an ihm zum Verräther werden möchte." Diesem Gefühle der Pflicht huldigte selbst der Feind; Villeroi rühmte in einem Briefe an den Kardinal d'Etrée die Treue Macdonalds, und die ganze damalige Welt pries den wackern Krieger. Doch den schönsten Lohn fand der biedere Macdonald in dem Lobe seines Vaters, den Frohsinn und Heiterkeit auch in einem hundertjährigen Alter nicht verlassen hatten. Oft, wenn dieser gefragt wurde, wie er sich so frisch und munter erhalte, gab er zur Antwort: „Durch die Erinnerung an die edlen Thaten meines Sohnes." (Ehrenhalle.)

c) Sie sollen ferner ihrer weltlichen Obrigkeit willigen Gehorsam leisten. — Die zwei heiligsten Personen, die je auf Erden lebten, Maria und Joseph, gehorchten willig dem beschwerlichen Befehle des heidnischen Kaisers Augustus und machten die weite, für ihre Armuth und die Umstände der seligsten Jungfrau doppelt lästige Reise von Nazareth nach Bethlehem, um sich dort in das anbefohlene Verzeichniß der kaiserlichen Unterthanen einschreiben zu lassen.

Der heilige Ephrem.

Der heil. Ephrem, Diakon zu Edessa, schrieb ein ganzes Werk von dem der Obrigkeit schuldigen Gehorsam. „Selig ist derjenige," sagt er, „der Beweise eines ächten und ungeheuchelten Gehorsams gibt; denn er ahmt unsern göttlichen Lehrmeister nach, der bis zum Tode gehorsam blieb. Selig, sage ich, ist er; denn wenn er den Herrn in seinem Gehorsam nachahmt, so wird er auch Miterbe seines Himmelreiches werden. — — — Der Gehorsame widersetzt sich nicht Jenen, die ihm befehlen; er brauset nicht auf, wenn er gescholten wird; er ist zu jeder guten Handlung stets bereit." (Ephrem de virtutibus et vitiis. Tom. I. P. 3.)

Der heilige Franz von Sales, ein gehorsamer Unterthan.

Der heil. Franz von Sales gibt uns Allen ein schönes Beispiel von Gehorsam und Unterwürfigkeit unter die Anordnungen und Befehle der weltlichen Obrigkeit. — Der Herzog von Savoyen war in einen Krieg verwickelt, der seine Finanzen tief erschüttert hatte. Gedrängt von der öffentlichen Noth — erlangte er von dem Papste ein Breve, kraft dessen auch die geistlichen Güter in Anspruch genommen und einer Steuer unterworfen werden durften. Dieses Breve wurde den Bischöfen zugesandt, damit sie die Vertheilung dieser Steuer je nach dem Verhältnisse der Einkünfte der einzelnen Pfründen ordneten. Unser

Heilige berief die Pfründenbesitzer seines Bisthums zusammen. Diese jedoch zeigten sich nicht sonderlich geneigt, den Anordnungen des heiligen Stuhles sich zu fügen, und führten deßhalb mancherlei Entschuldigungen an. Da aber diese Gründe dem Heiligen viel zu leicht bedünkten, den dringenden Bedürfnissen des Herzogs die Waage zu halten, ereiferte er sich sowohl für das Haus Gottes, als für das Haus seines Fürsten, und sprach im Feuer seines Eifers also zu ihnen: „Wie, meine Herren! steht es etwa uns zu, Gründe und Entschuldigungen anzuführen, da doch schon die beiden Herrscher einen einstimmigen Befehl erlassen? Geziemt es uns, ihre Beschlüsse zu erforschen und sie zu fragen: warum thuet ihr dieses also? — Wir fügen uns ja doch nicht nur den Urtheilssprüchen der höchsten Gerichtshöfe, sondern sogar den Entscheidungen der geringsten Richter, die von Gott bestellt sind, die Streithändel zu schlichten, die sich unter uns ergeben, ohne sie um die Gründe ihrer Aussprüche zu befragen, und lassen uns an ihnen von Rechtswegen genügen; und hier, wo zwei so mächtige Orakel sprechen, die für ihre Anordnungen Gott allein verantwortlich sind, wollen wir ihre Verfügungen untersuchen, gleich als wären wir zu Inquisitoren über sie aufgestellt? Ich erkläre Ihnen frei und offen, daß ich Ihre Meinungen weder theilen, noch billigen kann. Wahrlich! sehr weit sind wir von der Vollkommenheit jener Christen entfernt, die doch nur Laien waren, und zu welchen der heil. Paulus spricht: „Ihr habet den Raub eurer Güter mit Freuden ertragen, weil ihr wisset, daß ihr ein besseres und bleibenderes Gut im Himmel habet.“ (Hebr. 10.) Sie sehen, daß der Apostel von der ungerechten Beraubung aller ihrer Güter spricht; Sie aber wollen nicht einmal einen geringen Theil von dem Ihrigen beitragen, um den Vater des Vaterlandes, unsern guten Fürsten, zu unterstützen, dem wir die Wiederherstellung der katholischen Religion in den drei Landvogteien von Chablois verdanken, und dessen heftigste Feinde gerade die Widersacher unsers heiligen Glaubens sind? Ist unser Stand nicht der erste unter den dreien, aus welchen die christlichen Staaten bestehen? Ist es nicht mehr als billig, daß wir mit unsern Gütern, so wie mit unsern Gebeten zur Vertheidigung der Altäre, zur Beschirmung unsers Lebens und unserer Ruhe beisteuern, da das Volk sein ganzes Vermögen, der Adel aber sein Blut für dieses heilige Ziel aufopfert? Gedenken Sie der früheren Kriege und fürchten Sie, daß nicht Ihr Undank und Ungehorsam abermals ähnliches Unheil über Sie bringe!“ — Diese kräftigen Worte besiegelte er durch sein Beispiel; denn er schrieb sich selbst eine Steuer vor, die für sein geringes Einkommen so übermäßig war, daß keiner aus der Versammlung es mehr wagte, zu klagen; ja! alle schämten sich sogar, daß sie ihm widersprochen hatten. Also gehorchte er selbst und lehrte Andere gehorchen. Mächtig an Worten und Werken glich er dem Gideon, der zu seinen Kriegern sprach: „Und was ihr mich thun sehet, das thut mir nach!“ Richt. 7, 17. (Moral in Beisp.)

Fr. In welchem Falle sind die Unterthanen nicht zum Gehorsame gegen die weltliche Obrigkeit verpflichtet?

Antw. Die Unterthanen sind nicht zum Gehorsame gegen ihre weltliche Obrigkeit verpflichtet, wenn diese entweder etwas befiehlt, das Gott verbietet, oder etwas verbietet, das Gott befiehlt; in diesem Falle müssen sie der untergeordneten Majestät den Gehorsam versagen, um der höchsten, unumschränkten Majestät nicht ungehorsam zu sein.

Das Beispiel der ersten Christen.

Der heil. Augustin sagt von den ersten Christen: „Julian war ein ungläubiger Kaiser, ein Abtrünniger, ein lasterhafter Abgötterer, und doch empörten sich die Christen nicht gegen ihn; sie dienten ihm mit der größten Treue. Befahl er ihnen, die Götter anzubeten, ihnen Weihrauch zu streuen, so achteten sie den Befehl Gottes mehr, als den seinigen. Wenn er aber zu ihnen sprach: „Liefert ein Treffen, greifet den Feind an! so gehorchten sie auf der Stelle.“ (S. August. in expos. Ps. 124. Nro. 7.)

Die Soldaten der thebaischen Legion.

Unter Kaiser Maximinian gaben die Soldaten der sogenannten thebaischen Legion, an deren Spitze sich der heil. Mauritius befand, ein rührendes Beispiel, welches alle Christen nachahmen sollen, so oft ihnen die weltliche Obrigkeit irgend etwas befiehlt, das gegen Gottes Gebote ginge. — Der heidnische Kaiser Maximinian wollte wiederholt und mit erneuerten Kräften, nachdem er sich zur Erholung seines Kriegsheeres über die Alpen zurückgezogen hatte, wider die Gallier zu Felde ziehen. Um einen glücklichen Ausgang des Krieges zu erlangen, befahl er, daß man den Göttern Opfer bringen, und daß die ganze Armee an denselben Theil nehmen sollte. Die thebaische Legion, eine beiläufig aus sechstausend morgenländischen Christen bestehende und von Diokletian ihm zugesandte Hilfstruppe, weigerte sich, dieses zu thun. Sehr zornig darüber ließ der Kaiser diese Legion zehnten, d. h. jeden zehnten Mann, wie ihn das Loos traf, hinrichten. Die Uebriggebliebenen ließen sich aber durch dieses grausame Verfahren nicht schrecken, sondern fuhren fort, die Theilnahme an den heidnischen Opfern zu verweigern, einander ermunternd zur treuen Beharrlichkeit in ihrer Religion. Der Kaiser ließ zum zweiten Male je den zehnten Mann ausheben und tödten. Jedoch weit entfernt, durch diese fortgesetzte Grausamkeit wankend zu werden, ermunterten sich die christlichen Soldaten nur noch mehr wechselseitig zur Standhaftigkeit im heiligen Bekenntnisse, mächtig bekräftigt durch das Beispiel ihres Befehlshabers Mauritius. — Maximinian forderte die Uebriggebliebenen neuerdings auf, den Göttern zu opfern, wollten sie nicht alle sammt und sonders getödtet werden. Mit unerschrockener Freimüthigkeit aber sprachen sie zu ihm: „Kaiser! wir sind deine Soldaten; wir sind aber auch, was wir ohne Scheu öffentlich bekennen, Diener des wahren Gottes. Dir sind wir den Kriegsdienst, unserm Gott aber unbefleckte Unschuld schuldig. Von dir erhalten wir den Sold für unsern Dienst, von Gott haben wir das Leben empfangen. Wir dürfen deinem Befehle nicht gehorchen, und nicht Gott verläugnen, der, gleichwie er unser, so auch dein Herr und Schöpfer ist, du magst es erkennen oder nicht. Verlangst du von uns nicht, was gegen unser Gewissen ist, so werden wir dir, wie bisher, pünktlichen Gehorsam leisten; außerdem aber müssen wir eher Gott, als dir gehorsamen. Wir sind bereit, gegen Feinde zu kämpfen; nie aber werden wir unsere Hände mit dem Blute der Unschuldigen, der Christen, beflecken. Wir wissen, daß wir die Waffen für, aber nicht gegen unsere Mitbürger tragen dürfen. Wir haben bisher für unser Vaterland, für Recht und Gerechtigkeit mit Muth gekämpft. Wir haben dir mit unverbrüchlicher Treue gedient; wie kannst du aber auf diese noch länger zählen, wenn wir sie Gott brechen? Wir haben zuerst Gott, und dann erst dem Kaiser Treue geschworen. Werden wir dem ersten Schwure untreu, so kannst du dich auf den zweiten auch nicht mehr verlassen. Du willst, daß wir auch gegen Christen ihres Bekenntnisses wegen kämpfen? Ist es dir um das Blut der Christen zu thun, so darfst du keine andern aufsuchen. Du hast uns hier, die wir Alle unsern Glauben an den einzig wahren Gott, den Schöpfer aller Dinge, und seinen Sohn Jesus Christus öffentlich bekennen! Wir haben unsere Gefährten hinrichten gesehen; wir sind von ihrem Blute bespritzt worden; und doch haben wir ihren Tod nicht beweint, sondern uns vielmehr des Glückes erfreut, daß sie gewürdigt worden sind, um des Herrn, unsers Gottes, willen zu leiden. Die Umstände, in welche du uns versetzest, werden uns zu keiner Empörung bringen; sie werden uns nicht zur Verzweiflung, welche Alles wagt, reizen. Wir haben zwar die Waffen in den Händen; wir werden uns aber nicht vertheidigen, weil wir lieber selbst sterben, als Andere tödten, — lieber unschuldig das Leben verlieren, als schuldig leben wollen. Verfüge gegen uns, was dir beliebt! Wir sind bereit, Qualen, Feuer und Schwert zu erdulden. Wir sind und bleiben Christen.“ — Da der Kaiser sah, daß er ihre Standhaftigkeit nicht besiegen könne, gerieth er in solche Wuth, daß er nicht mehr fähig war, zu bedenken, wie wichtig es für ihn sei, das Leben so tapferer Krieger für seinen bevorstehenden

gefährlichen Feldzug zu erhalten. Er faßte den grausamen Entschluß, die ganze christliche Legion bis auf den letzten Mann, so viele nämlich von derselben noch übrig waren, zu tödten, und ließ gegen dieselbe sein ganzes Kriegsheer anrücken. Die Schaar der tapfern Kämpfer Jesu Christi ward von den Götzendienern umrungen. Sie stellte sich nicht zur Gegenwehr, sondern legte ihre Waffen nieder. Einer ermunterte den Andern zur Standhaftigkeit, und Alle sahen mit Freuden der nahen Marterkrone entgegen. Sie wurden zusammengehauen, ohne daß auch nur ein einziger übrig blieb. Von allen Seiten floß das christliche Heldenblut, und das ganze Feld war mit Leichen bedeckt. — Sehet, so, nur so verweigert der Christ seiner Obrigkeit den Gehorsam, wenn sie von ihm fordert, was wider Gottes Gesetz, wider seinen heiligen Glauben, wider sein Gewissen ist! (Zwickenpflug's Christenlehren. 5. Bd.)

d) Dieses schuldigen Gehorsams wegen ist es nie erlaubt, sich gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu empören.

Atto, Bischof von Vercelli,

warnt die Christen vor jedem Aufruhr. Seine denkwürdigen und in unsern Tagen ganz besonders beachtenswerthen Worte hierüber lauten also: „Es ist kein geringes Verbrechen, die königliche Majestät, wenn sie auch in manchen Stücken unrecht handeln sollte, freventlich anzutasten; denn der König regiert durch Gottes Anordnung, und es ist ein großer Frevel, sich an dem zu vergreifen, was Gott angeordnet hat. Dieses höchste Wesen sagt selbst: „Du sollst dem Fürsten deines Volkes nicht fluchen! Du sollst an meinen Gesalbten nicht Hand anlegen!“" — Atto führt hier das Beispiel Davids an, der sich standhaft weigert, den in der Höhle einsam schlafenden König Saul, obgleich er sein Verfolger und bereits von Gott verworfen war, zu ermorden, und sagte: „Wenn Jemand vom Volke schlecht handelt, so versündigt er sich gegen Gott und den König; wenn aber der König etwas Unrechtes begeht, so ist er, da er keinen Menschen über sich hat, der seine Handlungen richten dürfte, nur vor Gott strafbar. Nur derjenige, der nicht zur wahren Heerde Gottes gehört, der nicht seine Stimme hört, der nicht seinen guten Hirten Jesum Christum kennt, oder der ihn mißversteht, nur der verachtet die hohe Obrigkeit, nur der handelt wie ein Dieb und Mörder. Wenn der Allmächtige dem Volke einen gütigen Regenten gibt, der sich das Beßte desselben recht angelegen sein läßt, so will Gott das Volk für seine Frömmigkeit und Gottesfurcht belohnen, und das Volk soll ihm für diese Gnade gehörig danken; wenn aber Gott dem Volke einen bösen Regenten gibt, so will er es für seine Sünden und Laster strafen; darum soll das Volk von seinen Vergehungen abstehen, sich bessern und nicht aufhören, zu Gott zu beten, daß er sich nach der Größe seiner Barmherzigkeit ihm gnädig erweise. Das Volk soll in keinem Falle den Regenten absetzen, oder mit den Waffen in der Hand ihn bekämpfen und vertreiben, weil ihn Gott eingesetzt hat. Jedermann hüte sich, einem Könige, wenn er auch schon abgesetzt wäre, irgend eine Unbild zuzufügen! Wer die Geschichte erforscht, der erkennt, daß wegen dieses Vergehens ganze Völker ihren Untergang fanden; denn sobald sie sich ihren Königen widersetzten, wurden sie von den Heiden unterdrückt, und von den benachbarten Völkern mit Füßen getreten. — Es ist schändlich, wenn die Vorgesetzten von ihren Unterthanen gewaltthätig behandelt werden; denn der Herr sagt: Der Schüler ist nicht über seinen Meister, und der Diener nicht über seinen Herrn. Das Volk hat nicht das Recht, den einmal auf den Thron gesetzten König wieder zu vertreiben. Und wer wollte auch so unsinnig handeln und sich mit eigener Hand den Kopf abschlagen? Und doch tödten sich, uneingedenk des eigenen Wohles, mit eigener Hand diejenigen, die gegen ihre eigenen Könige wüthen. Es ist ein Sakrilegium, eine Verletzung des Heiligen, wenn die Völker die ihrem Könige angelobte Treue verletzen, weil sie sich nicht bloß gegen diese, sondern auch gegen Gott versündigen, in dessen Namen sie ihren Königen Treue gelobt hatten." (Atto Epist. 12. ad Valdonem, pag. 315—321. edit. Vercell.)

Nie darf man sich empören.

Die arianische Partei, wüthend über all' das Gute, das Eusebius, Bischof von Samosate in Syrien, wirkte, schickte denselben in die Donauländer in Verbannung. Der Ueberbringer dieses Urtheils kam am Abende zu Samosate an. Der liebenswürdige Hirte, der wohl wußte, wie lieb und theuer er seiner ihm anvertrauten Heerde war, sagte zu diesem Abgeordneten: „Ich werde, wie ich's schuldig bin, dem Befehle, den Sie mir gebracht haben, Folge leisten; aber hüten Sie sich, den Grund unserer Abreise bekannt zu machen! Denn wenn es das Volk erfährt, so wird es Sie in den Euphrat werfen." Er selbst reiste ganz heimlich in seine Verbannung mit einem einzigen Diener, nichts mit sich nehmend, als ein Kopfkissen und ein Buch. Anfangs kam er nach Zeugma, 24 Stunden entfernt. Die Einwohner erfuhren indessen vom Ueberbringer selbst den Befehl des Kaisers. Der Fluß war augenblicklich von Balken bedeckt, und bald hatten sie ihren Vater eingeholt, und beschworen ihn jammernd und mit Thränen, er möge sie doch der Wuth der Wölfe nicht überlassen, die seine Heerde vernichten würden. Zur Antwort las ihnen der Bischof nur die Stelle des heiligen Paulus vor, welche gebietet, den Mächten zu gehorchen; und nachdem er sie ermahnt hatte, seinem Gehorsam nachzufolgen, und sich fest und standhaft nach den Lehren der Apostel und der Concilien zu verhalten, reiste er ruhig weiter nach dem Orte seines Exils. — So soll sich jeder vom wahren Geiste des Evangeliums beseelte Christ benehmen; er soll die Verfolgung erdulden, um seinen Glauben zu erhalten und zu vertheidigen; nie soll er aber sich dadurch zu befreien suchen, daß er das Feuer der Empörung anschürt, weil die Religion, welche gebietet, lieber Alles zu leiden, als sie zu verrathen, verbietet, sich zu empören und den Mächten ungehorsam zu sein, welche Gott aufgestellt hat, uns zu regieren! (In vita.)

Hüte dich vor Empörern!

Absolon schaffte sich Wagen und Reiter an, und fünfzig Mann mußten vor ihm hergehen. Des Morgens stellte er sich schon frühzeitig an das Thor, und Jeden, der eines Rechtshandels wegen zum Gerichte des Königs kam, rief er zu sich, redete freundlich mit ihm, fragte, was er bei Gericht vorzubringen hätte, und sprach: „Deine Sache scheint billig und recht zu sein; aber es ist Keiner vom Könige dazu verordnet, dich anzuhören." Dann setzte er hinzu: „O wäre ich doch Richter im Lande, damit ich Jedem Recht verschaffen könnte!" Wenn ihn Jemand grüßte, so gab er ihm die Hand, umarmte und küßte ihn; und so stahl er die Herzen der Männer in Israel an sich. Nachher sprach er zum Könige: „Erlaube mir nach Hebron zu gehen! Denn ich habe in Gessur das Gelübde gethan: Wenn mich der Herr nach Jerusalem zurückführt, so will ich ihm das Opfer bringen." David sprach: „Gehe hin im Frieden!" Er ging also nach Hebron und schickte von seinen Leuten zu allen Zünften Israels und ließ ihnen sagen: „Wenn ihr den Schall der Posaunen höret, so sprechet: Absolon regiert in Hebron!" Zweihundert Mann, die er dazu einlud, begleiteten ihn von Jerusalem nach Hebron; sie wußten aber nichts von seinem Vorhaben. Als er zu Hebron die Schlachtopfer brachte, nahm die Verschwörung zu, und das zusammenlaufende Volk vermehrte den Anhang des Absolon. —

„Aber es ist Keiner vom Könige dazu verordnet, dich anzuhören." Hier hast du an Absolon ein lebhaftes Bild und Beispiel aller Volksverführer vor Augen. Sie stellen sich, wie du hier an Absolon siehst, als die größten Menschen- und Gerechtigkeitsfreunde, schreien überlaut über die Laster der Fürsten und Könige, es mögen diese Laster da sein oder nicht; zeigen sich innigst gerührt über die Unterdrückung des Volkes, wenn's auch keine leidet; liebkosen und schmeicheln jedem Unterthan, der sich ihnen nähert, verheißen ihm goldene Zeiten, wenn er einmal seines Fürsten oder Königs los sein wird; heucheln Gottesfurcht und Andacht, um leichter betrügen zu können. So stehlen

sie die Gemüther an sich und erwecken in ihnen den Geist des Aufruhrs. Hüte dich vor solchen Menschen!

2) Die Unterthanen sollen für ihre weltliche Obrigkeit, insbesondere aber für ihren Landesfürsten beten; denn da er eine so schwere Bürde trägt, so bedarf er auch eines besondern Beistandes von Oben und der Gabe der Weisheit, um gute Gesetze zu geben und nützliche Anstalten zu treffen. Wie sehr hat dieß nicht Salomon gefühlt! Deßhalb betete er auch um Weisheit. Ein Gleiches sollen alle Unterthanen für ihre Regenten thun! Es liegt überaus viel daran, daß die Regenten von Gott geleitet und ihre Regierung durch Gott gesegnet sei.

Athenagoras.

Es ist schon eine uralte, heilige Sitte bei den Christen, für ihre weltlichen Regenten und Obrigkeiten zu beten. — Athenagoras, ein christlicher Philosoph zu Athen, sagte zu dem heidnischen Kaiser Marcus Aurelius Antoninus und zu seinem Sohne Commodus: „Wir schütten unsere Gebete vor Gott aus für Euer Reich, damit Eure Regierung mehr und mehr gestärkt und gesegnet sei; wir bitten Gott, daß er deinen Sohn, o Kaiser! wie sich's gebührt, in der Regierung dir nachfolgen, Euch Beiden Alles glücklich und nach Wunsch von Statten gehen lasse und die Gränzen Eures Reiches erweitere. Wir bitten ihn, daß wir, was auch zu unserm Beßten gereicht, unter seinem Beistande ein ruhiges und stilles Leben führen und jeden Eurer Befehle vollziehen." (Athenag. Apolog.)

Tertullian.

In demselben Sinne schreibt auch Tertullian: „Wir rufen den wahrhaften, ewigen und lebendigen Gott um die Wohlfahrt der Kaiser an, von welchem auch sie verlangen, daß er ihnen vor allen Andern gnädig sei. Wir beten für sie, daß sie haben mögen ein langes Leben, eine unbeschädigte Regierung, eine sichere Hofhaltung, ein tapferes Heer, einen getreuen Rath, ein frommes Volk und ein Land im Frieden, — kurz, was ein Mensch und Kaiser sich wünschen mag." (Tertull. Apolog. cap. 30.)

3) Die Unterthanen sollen a) bereitwillig die gebotenen Abgaben entrichten. In einem Staate sind Abgaben unvermeidlich, theils um das Ansehen des Regenten, theils um das allgemeine Beßte der Unterthanen zu erhalten und zu befördern. Es sind Männer nothwendig zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Verwaltung der Gerechtigkeit, zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit; es müssen viele gemeinnützige Anstalten unterhalten werden. Das Alles kostet Geld. Weil nun alle Bürger die Vortheile davon genießen, so müssen natürlich Alle dazu — Jeder nach Kräften und Vermögen — die Lasten tragen, die Reichen mehr, die Armen weniger.

Steuer, dem Steuer, Zoll, dem Zoll, Ehre, dem Ehre gebührt!

Schon in der heiligen Schrift finden wir diese Verpflichtung, Steuern zu entrichten, mehrfach ausgesprochen. — Als die Juden in der Schalkhaftigkeit ihres Herzens an den göttlichen Heiland die boshafte und verfängliche Frage stellten, ob es denn erlaubt sei, dem (heidnischen) Kaiser Abgaben zu entrichten, da antwortete der göttliche Lehrmeister kurz und bestimmt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" (Matth. 22, 21.) — Diese nämlichen Juden, welche ihm die genannte Frage vorgelegt hatten, klagten in der Folge Jesum bei Pilatus fälschlich an und machten ihm lügenhafter Weise zum Verbrechen, daß er dem Volke verboten habe, dem Kaiser Steuern zu geben; woraus man deutlich genug erkannte, daß auch die Juden es für Pflicht gehalten haben, Abgaben zum allgemeinen Beßten zu entrichten. (Luk. 23, 2.) — Jesus, welcher freiwillig arm war, wirkte einmal sogar ein Wunder, um die Abgaben für sich und den Petrus zu bezahlen. (Matth. 17, 23—26.) Und der heil. Paulus (Röm. 13, 7.) schreibt ausdrücklich: „Gebet also Jedermann, was ihr schuldig seid; Steuer, dem Steuer, Zoll, dem Zoll, Ehre, dem Ehre gebührt!"

Die Nothwendigkeit und Vernünftigkeit der Abgaben.

Johann von Salisbury, Bischof von Chartres, erzählte gewöhnlich folgende Parabel, um dadurch zu erklären und zu zeigen, daß die Entrichtung von Steuern nothwendig und vernünftig sei. Die Parabel lautet also: „Die sämmtlichen Glieder des Körpers hatten sich gegen den Magen verschworen, den sie in Verdacht hatten, daß er die Früchte ihrer täglichen und mühevollen Arbeit in träger Ruhe verzehre, und dabei Niemanden nütze. Sie wollten, gleich ihm, der Ruhe pflegen, und für ihn nicht mehr arbeiten. Sie fingen an, ihren Vorsatz auszuführen. Am ersten Tage befanden sie sich leidentlich; schlimmer ging es am zweiten und dritten Tage, und am vierten glaubten sie gar alle zu Grunde gehen zu müssen. Die rebellischen Glieder wollten sich nun über das, was sie anfangen sollten, gemeinschaftlich miteinander berathschlagen. Doch welche Veränderungen nahm man an ihnen wahr! Das Auge ward matt, und konnte kaum die Gegenstände um sich her unterscheiden. Die Füße konnten kaum noch die Last des Körpers schleppen, und drohten, zusammenzubrechen. Die Hände konnten sich kaum in die Höhe heben; sie zitterten, und konnten nichts mehr fest halten. Die Zunge war ganz vertrocknet an dem Gaumen kleben geblieben, und nicht einmal fähig, den Zweck der allgemeinen Berathschlagung auseinanderzusetzen. Da sagte die Vernunft zu diesen Rebellen: Weil ihr euch weigert, dem Magen, den ihr fälschlich für den gemeinschaftlichen Feind hieltet, den Tribut zu entrichten, so hat dieser auch euch allen die nöthige Nahrung entzogen; denn da er den schuldigen Tribut nicht erhielt und sich bereits ausgeleert hatte, so konnte er, da er selbst nichts besaß, auch Andern nichts mittheilen. Alle pflichteten jetzt der Vernunft bei, sprachen den Magen frei, kehrten zum Gehorsam zurück, füllten denselben von Neuem mit Speise an, und man sah sie bald alle erquickt." — Nun macht der Bischof die Anwendung: „So verhält es sich auch mit dem Staate, wo die Obrigkeit oft große Abgaben verlangt, sie aber nicht so sehr für sich, als für Andere, nämlich zum allgemeinen Beßten sammelt. Was der Magen im Körper, das ist der Regent in einem Staate. Freue dich darum über die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit desselben, und beklage dich nicht über die Härte, mit der die Abgaben eingesammelt werden!" (Joann. Salisbury, Lib. Polycrat. c. 24.)

* Siehe auch oben das Beispiel: „Der heil. Franz von Sales, ein gehorsamer Unterthan." S. 253.

b) Die Unterthanen sollen endlich ihren weltlichen Regenten, ihrer gesetzlichen Obrigkeit in Noth beistehen.

Der unbekannte Name.

In dem schweren Kriege, welchen Oesterreich von 1792 an gegen Frankreich führte, wurden dem Kaiser Franz häufig Geschenke von seinen Unterthanen dargebracht, damit sie zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet würden. So verlangte im Jahre 1793 ein schlichter Bauer den Kaiser zu sprechen, und wurde bald und freundlich vorgelassen. „Ich bringe Euch etwas!" sagte er, und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch. Staunend über dieses ansehnliche Geschenk aus der Hand eines so geringen Mannes, fragte der Kaiser: „Wie heißest du und wo bist du her?" — „Das soll Niemand wissen!" antwortete kurz der Bauer, und ging darauf fort. Eilig schickte der Kaiser ihm Leute nach, die ihn um Namen und Wohnort fragen sollten. Aber lachend antwortete der Bauer: „Meinet ihr, daß ich es euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?"

Zur Rettung des Vaterlandes ist kein Opfer zu groß.

Zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges fanden sich in den preußischen Provinzen manche Landleute, die nichts mehr hatten, als ihre Kinder, und dessen-

ungeachtet miteinander wetteiferten, ihre Söhne so bald als möglich zur Armee des Königs zu schicken. — Um die königlichen Stutereien in Preußen zu retten, vertheilten die Bauern die Pferde derselben unter sich und fütterten sie unentgeltlich. — Da die Armee nach der Schlacht bei Collin vorzüglich an Pferden Mangel hatte, so gaben die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, der Adel, die Domherren, die Bürger und Bauern freiwillig ihre Pferde zum Dienste der Cavallerie her. Man spannte die schönsten Pferde von Kutschen und Wagen ab, und überschickte sie dem König. Ihre Zahl belief sich auf 4000. Diese freiwillige Aufopferung hatte auf die Ermuthigung des Kriegsheeres den wohlthätigsten Einfluß.

Texte ad II.: Pflichten der Untergebenen gegen die gesetzmäßige, weltliche Obrigkeit.

a) Aus der heil. Schrift. Sie sind schuldig: 1) Achtung, Liebe, Treue und Gehorsam. „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt! Denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer demnach sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu. Darum ist es eure Pflicht, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.“ (Röm. 13, 1—6.) „Seid denn allen menschlichen Obrigkeiten unterthänig, sowohl dem Könige, weil er das Oberhaupt ist, als auch den Vorstehern, welche von ihm geschickt sind, die Bösen zu bestrafen, die Guten aber zu loben! Denn das ist der Wille Gottes. — Achtet Alle hoch, liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König!“ (1. Petr. 2, 13—17.) „Die Gutes thun, haben die hohen Obrigkeiten nicht zu fürchten, sondern die Böses thun. Willst du die Vorgesetzten nicht fürchten — nun, so lebe gerecht! So wirst du Lob von ihnen erwerben, weil sie Diener Gottes sind, dir zum Guten. Wenn du aber unrecht handelst, so fürchte sie! Denn sie tragen das Schwert nicht umsonst.“ (Röm. 13, 3. 4.) 2) Sie sollen für ihre Obrigkeiten beten. „Vor Allem bitte und ermahne ich euch, ihr wollet Gott euer Gebet, eure guten Begierden, Fürbitte und Danksagung statt aller Menschen vortragen für die Könige und alle Standespersonen, auf daß wir in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit ein friedliches und ruhiges Leben führen; denn das ist gut vor Gott, unserm Heilande.“ (1. Tim. 2, 1—3.) 3) Sie sollen Steuern und Abgaben gewissenhaft entrichten. „Gebet also einem Jeden, was ihr ihm schuldig seid; — wem Steuer und Zoll gehört, dem bezahlet Steuer und Zoll; dem Furcht und Ehre gebührt, den fürchtet und ehret!“ (Röm. 13, 7.) „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ (Christus bei Matth. 22, 21.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Achtung, Liebe und Treue gegen weltliche Obrigkeit. „Ihr seid verpflichtet, den Kaiser zu ehren; Niemand soll sich über ihn erheben, Niemand soll sich ihm gleichstellen!“ (S. Ignat. Epist. ad Smyrn.) „Ein Christ ist keines Menschen Feind, am Wenigsten des Regenten; denn weil er weiß, daß der Gebieter von seinem Gott eingesetzt ist, so muß er ihn lieben, ihn ehren und wünschen, daß es ihm und seinem Reiche wohl ergehe.“ (Tertull. apud Scapul. cap. 2.) „Wir sind so gelehrt worden, daß wir den Obrigkeiten und Herrschaften, welche von Gott geordnet sind, die Ehre geben, welche ihnen gebührt.“ (S. Polycarp. apud Euseb. Hist. eccl. Lib. 4. cap. 15.) „Julian war ein ungläubiger Kaiser, ein Apostat, lasterhafter Abgötterer, und doch empörten sich die Christen nicht gegen ihn, sondern dienten ihm mit der größten Treue.“ (S. August. in expos. ps. 124. Nro. 7.) 2) Gehorsam gegen die Obrigkeit. „Ich bitte euch Alle, daß ihr euren Vorgesetzten gehorchet und euch in aller Geduld übet.“ (S. Polyc. Epist. ad Philipp.) „Du widersetzest dich Gott, wenn du nicht unterthan sein willst, und ziehest dir die Strafe Gottes und der Menschen zu. . . Auch wenn du wüßtest, daß dein Ungehorsam ungeahndet bliebe, so solltest du doch gehorchen, auf daß du nicht gewissenlos und undankbar erscheinest gegen die Wohlthaten, die du von der Obrigkeit genießest! Den Gehorsam gegen die weltlichen Obrigkeiten befiehlt der Apostel allen Menschen, nicht nur Laien, sondern auch den Geistlichen und Mönchen. Du magst also ein Apostel oder Evangelist, oder ein Prophet oder wer immer sein, so sollst du der Obrigkeit Unterthänigkeit und Gehorsam erweisen!“ (S. Chrysost. Hom. 23. ad cap. 13. Epist. ad Rom. Tom. 9. pag. 686.) 3) Gebet für die Obrigkeit. „Je größer die Gottesfurcht eines Christen ist, desto größere Dienste leistet er dem Kaiser. . . Wir Christen streiten durch das zu Gott gerichtete Gebet für den rechtmäßigen Kaiser und für jeden Monarchen. . . Wir werfen durch unser Gebet alle Aufwiegler zum Kriege, alle Störer des Friedens und der freundschaftlichen Verträge zwischen benachbarten Staaten zu Boden.“ (Origen. Lib. 7. contra Celsum.) 4) Empöre dich nie gegen die weltliche Obrigkeit! „Als die römischen Kaiser die Christen wegen ihres Glaubens auf das Grausamste verfolgten, so ergriffen diese nicht die Waffen, sondern sie litten geduldig den Tod; und deßhalb werden sie sehr gelobt. Nie ist es erlaubt, eine mörderische Waffe gegen

das Oberhaupt des Staates zu erheben. Jeder Meineid, den die Unterthanen gegen ihren Monarchen begehen, ist eine Todsünde." (Thom. Aq. Lib. 1. ad regem Cypri, cap. 6.) — „Wer etwas gegen den Regenten als das Haupt, oder gegen den Staat als den übrigen Körper unternimmt, der macht sich des größten Vergehens schuldig, das einem Sakrilegium gleicht, weil der Landesfürst auf Erden ein Abbild Gottes ist. Dieses Vergehen nennt man auch Majestätsverbrechen, weil es an dem Abbilde der göttlichen Majestät begangen wird. Ein Majestätsverbrechen wird begangen, z. B. wenn Jemand gegen die Sicherheit des Landesfürsten oder des Volkes entweder selbst oder durch Andere etwas unternimmt; wenn Jemand dem Regenten nach dem Leben strebt, oder gegen das Vaterland die Waffen ergreift; wenn Jemand als Beamter seine Macht zum Nachtheile des Vaterlandes mißbraucht, oder seinen König zur Zeit des Krieges verläßt; wenn Jemand das Volk zum Aufruhr reizt, oder die Feinde seines Vaterlandes mit seinen listigen Rathschlägen, mit Proviant, Waffen und andern Dingen unterstützt; wenn Jemand die Freunde des Staates in seine Feinde verwandelt, oder durch seine Umtriebe bewirkt, daß die unterjochten fremden Völker dem Staate nicht mehr so wie früher gehorchen wollen; wenn Jemand einen überwiesenen Verbrecher aus dem Kerker entfliehen läßt, was noch von vielem Andern gilt, das Alles herzuzählen zu lange und fast unmöglich wäre. Ein Solcher verdient die allerschwersten Strafen." (Joann. Salisbury, Polycrat. cap. 25.) — „Gott hat die Fürsten zu Regenten über die Völker gesetzt; und was wollte er Anderes, als daß sie über diejenigen, die er ihnen unterworfen hat, die Herrschaft ausüben? Man darf darum die Regenten nie antasten, ihnen nie widerstehen, sie nie absetzen." (Isidori Hispan. Lib. 3. de summo bono, cap. 49.) — 5) *Zahle deine Abgaben bereitwillig!* „Was die Steuer anbelangt, so entrichten wir Christen gewissenhaft die uns auferlegten Abgaben; denn wir sind weit entfernt, Jemanden zu betrügen." (Tertull. Apolog. cap. 42.) — „Wenn selbst der Sohn Gottes Steuern zahlte, wie kannst du behaupten, daß man sie nicht zahlen soll? Er zahlte Steuern, obgleich er kein Eigenthum besaß; du aber, der du dem weltlichen Gewinn nachjagest, warum unterwirfst du dich nicht gehorsam den Forderungen der weltlichen Obrigkeit? Wenn der Kaiser den Tribut verlangt, so verweigern wir ihm denselben nicht. Wir übergeben ihm, wenn er es verlangt, ohne uns zu weigern, nicht nur unser baares Vermögen, sondern auch unsere liegenden Güter." (S. Ambrosius Lib. 4. ad cap. 5. Luc.) „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Gebet wieder das Bild des Kaisers dem Kaiser, weil es auf der Münze ist, und gebet Gott das Bild Gottes wieder, weil es in dem Menschen ist!" (Tertull.)

XXVIII. Christliche Lehre.

Als Zugabe: Von den Pflichten der Obrigkeiten gegen ihre Untergebenen.

Fr. Was sind die Obrigkeiten ihren Untergebenen schuldig?

Antw. Sie sollen 1) allen ihren Untergebenen durch einen christlichen Wandel vorleuchten; 2) deren Wohlfahrt nach Kräften befördern; 3) ihr Amt treu dem Gesetze, mit Weisheit, Genauigkeit und unbestechlicher Gerechtigkeit verwalten, und endlich 4) das Böse strafen.

Erläuterung. Die geistliche und weltliche Obrigkeit soll nach dem Ausspruche des Apostels (Röm. 13, 4.) „*Gottes Dienerin sein zum Besten der Menschheit*"; sonach muß sie sich vor Allem

1) *durch einen christlichen Wandel, durch einen religiösen Sinn auszeichnen.* Wenn das untergebene Volk sieht, daß seine Obrigkeiten, seine Beamten und Priester selbst keine Religion haben, daß sie selbst Knechte der Sünde sind, wie soll alsdann Religion unter dem gemeinen Volke blühen? „Es ist schändlich," sagt der heil. *Gregor von Nyssa* (Orat. 1. de hominis procreatione), „daß Jemand, der zu Hause Knecht ist, über Völker herrsche; daß der das Ruder des Staates führe, der die Winke einer feilen Dirne beobachtet und von der Laune einer Buhlerin regiert wird." Und der heil. *Ambrysius* (Epist. 63. ad eccles. Vercell.): „Wer wird es ertragen, daß Jemand, der sich selbst nicht regieren kann, Andere zu regieren übernimmt?" *Religion im Herzen* des weltlichen, wie des geistlichen Fürsten und Beamten ist und bleibt darum die erste und schönste Eigenschaft desselben. Durch das Beispiel wird am Meisten auf das Volk gewirkt; Tugend und Religion wirkt mehr, als jedes Machtgebot, ja selbst als Waffengewalt. Wehe den Obrigkeiten, die, selbst ohne Religion — wiederum ein Volk ohne Religion regieren wollen!! — — Dieser christliche Wandel, dieser religiöse Sinn soll sich aber besonders in *Wohlthätigkeit, in christlicher*

Liebe, Milde, Menschenfreundlichkeit und Versöhnlichkeit offenbaren. — (Hierzu nun Beispiele!)

Der musterhafte Fürstbischof.

Franz Ludwig, Fürstbischof zu Bamberg und Würzburg, der am 15. Februar 1795 starb, war unstreitig einer der edelsten Fürsten, die uns die Geschichte kennen lehrt. Sein ganzes Regentenleben war eine aneinanderhängende Kette von trefflichen, großartigen Bemühungen zur Gründung, Befestigung und Erhöhung der Wohlfahrt seiner Mitbürger. Das Gefühl der doppelt schweren Pflicht, für die geistige und leibliche Wohlfahrt so vieler tausend Menschen zu sorgen, erfüllte seine ganze Seele. Tiefer, männlicher Ernst ruhte immer in seinem von Vaterliebe gemilderten Blicke, und gedrungen von dem rastlosen Triebe, Gutes außer sich zu wirken, schien er nie für sich, bloß für seinen Beruf da zu sein. Er entzog sich fast allen Ergötzlichkeiten des Lebens, schränkte den Aufwand des Hofes ein und zog die Einsamkeit dem Geräusche und Prunke desselben vor; er setzte sogar seine Neigung zu den schönen Künsten dem reinen Willen der Pflicht in jedem Falle nach. Er glaubte von der Anwendung jeder Stunde Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig zu sein; unterhielt daher nie Gesellschaften zum bloßen Zeitvertreibe, sondern begnügte sich an der Unterhaltung mit seinen Räthen über die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und Landeswohlfahrt. Als Bischof und oberstem Seelsorger in seinen Landen genügte ihm nicht die Leitung der äußerlichen Einrichtungen beim Gottesdienste; vielmehr suchte er die Religion in die Herzen seiner Untergebenen zu pflanzen, damit seine Heerde durch richtige Erkenntniß und redliche Ausübung des Wortes Gottes wirklich selig werden möchte. Da er nun sah, daß viele seiner Zeitgenossen ihr Christenthum in leeres Wortgepränge und Beobachtung äußerer Gebräuche setzten, ohne sich um den Geist desselben weiter zu bekümmern, und daß die Diener der Religion selbst große Schuld an ihrem Verfalle trugen, so hielt er es für nöthig, die ihr gebührende Achtung durch Beispiele von oben herab wieder zu erwecken. Dieser angesehene deutsche Reichsfürst hielt es deßhalb seiner Würde und Pflicht gemäß, die Kirchen seiner Sprengel in eigener Person zu visitiren, die bischöflichen und priesterlichen Handlungen selbst zu verrichten, und auch die Kanzeln kleiner Landstädte zu besteigen, um das Wort Gottes zu verkündigen. So durchreiste er ohne allen Prunk mit wahrhaft apostolischer Einfachheit in den ersten Jahren seiner Regierung die beiden Hochstifte, und dann erst (1785) predigte er einmal in seiner Domkirche, „damit," wie er am heiligen Pfingstfeste zu Bamberg in der Predigt sagte, „er nicht scheine, auf dem Lande nur ein Bischof, in der Stadt aber ein Fürst zu sein." Eben auf diesen Visitationsreisen hatte er Gelegenheit, den moralischen und politischen Zustand seines Landes kennen zu lernen, und die beßten Mittel zur Entfernung der Hindernisse des Guten zu finden. Er entwarf sich hierauf einen wohlüberdachten und zusammenhängenden Regierungsplan, machte dessen Ausführung zum Hauptgeschäfte seines noch übrigen Lebens, sann Tag und Nacht auf die einfachsten und wirksamsten Mittel dazu und widmete diesem erhabenen Berufe alle Kräfte seines Geistes und Leibes, bis der Tod seine irdische Thätigkeit unterbrach. Noch am Tage seiner Auflösung kamen von seiner Hand unterzeichnete Reskripte an die Landesstellen. Von dem, was zur Besserung des Schulwesens, der Armen- und Krankenpflege mit den größten Aufopferungen von seiner Seite gethan worden ist, zeugen herrliche Denkmale: das durch ihn ganz neu erbaute und errichtete Hospital in Bamberg, welches ein Muster seiner Art und eines der beßten in Europa ist, — das große Julius-Hospital in Würzburg, so wie das Arbeits-, Zucht- und Waisenhaus, das Kurhaus in Bocklet, und noch andere treffliche Anstalten.

Die milden Fürsten.

Eines der süßesten Rechte, welches den Obrigkeiten, besonders den Fürsten zukommt, ist das Recht der Begnadigung, d. i. die Macht, Gnade für Recht

ergehen zu lassen an jenen unglücklichen Unterthanen, welche sich irgend ein Vergehen zu Schulden kommen ließen, wobei jedoch der Grund nicht so fast in Bosheit, als vielmehr in Verführung, in Mangel an Einsicht und Ueberlegung zu suchen ist. In der Geschichte begegnen uns recht freundliche Beispiele von solcher Milde und Versöhnlichkeit.

Ludwig XII., König von Frankreich, hatte sich bei seiner Thronbesteigung ein Verzeichniß von allen Höflingen und Dienern seines Vorfahren Karl VIII. geben lassen, und die Namen seiner heftigsten Gegner, welche am meisten Schuld an seiner Gefangennehmung unter der vorigen Regierung waren, mit einem Kreuze bezeichnet. Diese flohen jetzt von dem Hofe, aus Furcht, der König würde sich an ihnen rächen. Allein der gute König Ludwig ließ sie Alle zurückberufen, und sagte zu ihnen: „Das Kreuz, das ich euren Namen beigesetzt habe, soll euch keineswegs meine Rache anzeigen! Aehnlich dem Kreuze unsers Erlösers soll es euch die Vergebung eurer Beleidigungen versichern! Der König denkt nicht mehr an das Unrecht, welches dem Herzoge von Orleans widerfuhr."

König Antigonus hörte in seinem Zelte, daß zwei Soldaten, die außen vor demselben standen, sehr schimpflich und unehrerbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf und sagte zu ihnen: „Wenn ihr so von mir reden wollet, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre!"

Zigan, das Oberhaupt der kalmukischen Tartaren in Asien, war im Jahre 1715 mit seiner ganzen Hofdienerschaft auf der Jagd im Walde. Unglücklicher Weise verwundete ihn ein ungeschickter Sklave mit einem Pfeile an dem rechten Auge so, daß er den Gebrauch desselben verlor. Des Zigan Gefolge fiel über den armen Sklaven her und wollte ihn niederhauen. Aber Zigan hielt sie zurück, und sagte: „Wir müssen nur den Vorsatz beurtheilen und bestrafen, nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich zufälliger Weise verwundet, sich aber sonst treu bewiesen. Würde ich durch seinen Tod mein Auge wiederbekommen?" Allein auch hiermit war der großmüthige Fürst noch nicht zufrieden. Er schenkte ihm nicht bloß das Leben, sondern auch die Freiheit, und sagte zu ihm: „Geh hin im Frieden! Bedarfst du in der Folge meiner Hilfe, so scheue dich nicht, dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe!"

Heinrich IV., König von Frankreich, sagte einst zu einem braven Offizier seines Heeres, zu dem Herrn von Schomberg, in der Uebereilung ein paar Worte, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage darauf sollte die Schlacht von Ivry geliefert werden. Heinrich sah den Herrn von Schomberg, rief ihn zu sich und sagte zu ihm in Gegenwart der vornehmsten Generäle: „Herr von Schomberg! ich habe Sie beleidigt. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Erdenlebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in mein Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!" — „Es ist wahr," antwortete der Herr von Schomberg, „Sie haben mein Herz vor einigen Tagen tief verwundet; denn es ist sehr schmerzlich, sich von einem verehrungswürdigen Könige verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als in dem Dienste eines solchen Königs mein Leben aufzuopfern." Der brave Mann hatte wahr geredet; denn er focht mit beispielloser Tapferkeit jedesmal da, wo die Gefahr am Größten war.

Die menschenfreundlichen Herren.

Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit sind ebenfalls zwei Tugenden, die wir an jeder christlich-denkenden Obrigkeit finden sollen. Ein Beamter oder Vorgesetzter, welcher in seinem Untergebenen kaum mehr einen Menschen erkennt und ihn deßhalb in einer Weise behandelt, die selbst dem rohesten und herzlosesten Hordenführer Ehre machen würde, ein solcher Vorstand wird nie und nimmer die Liebe

seiner Untergebenen verdienen und gewinnen; eine Obrigkeit hingegen, die in ihrem Untergebenen zugleich ihren Nebenmenschen und Mitbruder erkennt und deßhalb im Geiste des Christenthums mit Menschenfreundlichkeit die ihr übertragene Gewalt ausübt, wird alsbald die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen besitzen.

Der edle Erzbischof Fenelon ging oft ganz allein und zu Fuß in den Gegenden von Cambrai spazieren, und bei dem Besuche seines Kirchensprengels ging er in die Hütten der Bauern, setzte sich zu ihnen, sprach mit ihnen und tröstete sie. Die Greise, die das Glück hatten, ihn zu sehen, redeten noch lange mit der zärtlichsten Ehrerbietung von ihm. „Da," sagten sie, „ist noch der hölzerne Stuhl, worauf sich unser guter Erzbischof mitten unter uns setzte."

Auch König Friedrich II. von Preußen hatte eine besondere Gabe, Jedermann höflich und menschenfreundlich zu begegnen, wodurch er denn auch alle Herzen einnehmen mußte. Diese angeborne Höflichkeit verursachte, daß er Jedem, der ihn auf der Straße grüßte, freundlich dankte, indem er den Hut abnahm. Einst sagte der König über der Tafel: wenn er in Berlin ausreite, so müsse er fast immer den Hut in der Hand haben. Der Baron von Pöllnitz erwiderte darauf: „Eure Majestät haben ja nicht nöthig, Jedem, der Sie grüßt, zu danken." Darauf sprach der König: „Ei, warum nicht, mein lieber Baron? das sind ja doch Menschen so wie ich."

2) **Die Obrigkeiten sollen die Wohlfahrt ihrer Unterthanen nach Kräften befördern;** d. h. sie sollen a) **alles Mögliche thun, um Glück und Wohlstand im Vaterlande herzustellen.**

Warum gab mir Gott diese Krone?

Aureng Zeb, der am 4. März 1707 als Kaiser des großen mongolischen Reiches starb, arbeitete, nachdem er angefangen hatte, sich von einer schweren Krankheit zu erholen, wieder in den Regierungsangelegenheiten, und zwar mehr als seine Kräfte gestatteten. Einer seiner Minister stellte ihm vor, daß ihm diese Anstrengung schaden und schlimme Folgen haben könnte. Aureng Zeb blickte ihn unwillig an und sprach zu den übrigen anwesenden Hofleuten: „Müsset ihr nicht eingestehen, daß es Umstände gibt, in welchen die Monarchen durchaus verpflichtet sind, ihr Vaterland zu vertheidigen, ihr Leben zu wagen, und mit den Waffen in der Hand sterbend niederzusinken? Und dieser niedrige Schmeichler will mich hindern, daß ich meine wiedererlangten Kräfte dem Wohle des Staates aufopfere? Kann er glauben, es könne mir unbekannt sein, daß die Gottheit mir nur darum meine Krone verliehen hat, um die Glückseligkeit aller dieser Millionen zu befördern, welche sie mir unterthänig gemacht hat?"

Heinrich IV.

Heinrich IV. beschäftigte fortwährend die Sorge für das Wohl Frankreichs. Die Ständeversammlung zu Rouen (1596) eröffnete er mit den königlichen Worten: „Ich habe Euch nicht hierher berufen, um Euch zur blinden Befolgung meines Willens zu zwingen, sondern um Euern Rath zu vernehmen, auf ihn zu vertrauen und mich gleichsam unter Eure Vormundschaft zu begeben." Oft äußerte er sich gegen seine Umgebung: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als es so weit zu bringen, daß der ärmste Landmann in Frankreich jeden Sonntag sein Huhn im Topfe habe." Heinrich mußte sich seine Krone mit den Waffen in der Hand zu verschaffen suchen; denn ein Theil der französischen Nation hatte sogar Spanien und die Schweiz gegen ihn zu Hilfe gerufen. Es kämpften auch Franzosen gegen Franzosen; und dieß schmerzte den edlen Heinrich so sehr, daß er vor der Schlacht ein feuriges Gebet zum Himmel sandte, Gott möge ihm Leben und Krone nehmen, wenn dadurch der Friede in Frankreich und das Wohl des Landes hergestellt werden könnte. — Als man ihm rieth, das widerspenstige Paris mit Sturm zu nehmen, entgegnete er: „Ich will die Stadt lieber gar nicht haben, als verwüstet und entvölkert."

Der Unterthanen Wohl ist der Regenten Glück.

Leopold, Herzog von Lothringen, der im Jahre 1690 zur Regierung gelangte, gab durch seine Regierung einen Beweis, was ein Regent, der seine Unterthanen liebt, auch unter eingeschränkten Umständen zu thun vermag. Beim Antritte seiner Regierung fand er viele Dörfer, ja das ganze Land öde und verwüstet. Er traf deßhalb Anstalten, die zur Aufnahme der Bevölkerung und des Wohlstandes dienen konnten, und erhielt demselben, während das übrige Europa durch Krieg verwüstet wurde, stets die Wohlthat des Friedens. Er verschaffte seinen Unterthanen den Ueberfluß wieder, den sie schon lange Zeit her nicht mehr kannten. Der Adel, der ganz heruntergekommen war, wurde durch seine Freigebigkeit in Wohlstand versetzt. Sah er, daß das Haus eines Edelmannes verfallen war, so ließ er es auf seine Kosten wieder aufbauen; und wenn er viele Schulden hatte, so bezahlte er dieselben und stattete seine Töchter aus. Er vertheilte seine Geschenke mit der seltenen Kunst, zu geben, die noch mehr ist, als die Wohltbaten selbst; es herrschte darin die Pracht eines Fürsten und die Feinheit eines Freundes. Einer seiner Minister stellte ihm einst vor, daß der Aufwand, den er zum Beßten seiner Unterthanen mache, ihn um sein ganzes Vermögen bringe, und daß seine Unterthanen ihn ruinirten. „Desto besser," antwortete er, „ich werde dann um so reicher sein, weil sie glücklich sind." — Ein anderes Mal erzählte man ihm von einem Fürsten, der seinen Unterthanen einige Vortheile verschafft habe. „Das war seine Pflicht," antwortete der Herzog; „morgen würde ich die Regierung aufgeben, wenn ich nicht Gutes zu thun im Stande wäre." —

Der Kaiser Titus zählte die Tage seiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er ausgetheilt hatte. Darum sagte er einst bei einer Abendmahlzeit, als er sich erinnerte, daß er an dem verflossenen Tage keinem Menschen etwas Gutes erwiesen habe, in einem Anfalle von Traurigkeit: „Meine Freunde! ich habe diesen Tag verloren." (Beisp. des Guten.)

b) Die Obrigkeiten sollen von ihren Unterthanen jeden Schaden ferne halten.

Der verhinderte Wildschaden.

Dem Churfürsten Ludwig VI. von der Pfalz ward einst in der Rathssitzung vorgetragen, wie sehr die Unterthanen über den von dem Wildpret erlittenen Schaden klagten, und der vortragende Rath bediente sich der Worte: „Wenn Eure Churfürstliche Gnaden nicht bei Zeiten der Sache Rath schaffen, so werden Sie das Gebet der Unterthanen verlieren." Der christlich-gesinnte Fürst antwortete darauf: „Ich wollte viel lieber alles Wildpret entbehren, als das Gebet der Unterthanen verlieren; das Wildpret ist mir lieb, aber meine Unterthanen sind mir noch viel lieber; so will ich lieber meiner Lust entsagen, um meiner Unterthanen Nutzen zu befördern;" worauf er sogleich Befehl gab, es haufenweise zu erlegen und zu fangen.

c) Sie sollen den Klagen und Beschwerden ihrer Untergebenen williges Gehör schenken und ihnen Schutz und Abhilfe gewähren.

Die bereitwillige Audienz.

Der heil. Johannes, Patriarch von Alexandrien, mit dem Zunamen der Almosengeber, wußte, daß die Menge der Beamten und Geheimschreiber hinderlich wäre, daß die Klagen frei bis zu ihm gelangen könnten. Um diesen Mißbrauch, den er als einen der unerträglichsten ansah, abzustellen, faßte er den Entschluß, zwei Mal in der Woche öffentliche Audienz zu geben. Alle Mittwoche und Freitage ließ er vor dem Kirchenthore einen Sitz nebst zwei Bänken für rechtschaffene Leute zubereiten und unterredete sich freundlich mit Jedem, der ihm etwas vorzutragen hatte. Als er eines Tages mehr als gewöhnlich mit Ge-

schäften überhäuft war, und bei schon ziemlich vorgerücktem Tage noch in eine, von seiner bischöflichen Wohnung weit entfernte, Kirche zu gehen hatte, trat ihm unter Weges eine Frau entgegen, die, obgleich sie sah, daß der Bischof sehr eilte, ihn dennoch anhielt, ihm eine Bittschrift überreichte und um Schutz gegen angedrohte Gewaltthätigkeiten von Seite einiger ihrer Anverwandten bat. Da die Angelegenheit dieser Frau nicht von der Art war, daß eine Verzögerung von einem oder zwei Tagen hätte Nachtheil bringen können, so machten die Begleiter des Patriarchen ihm bemerkbar, daß es jetzt an der Zeit schon ziemlich spät wäre, sie mithin morgen sich nach der bischöflichen Wohnung begeben und dort ihre Angelegenheit vorbringen müßte. Die Frau war sogleich bereit, sich zurückzuziehen; aber Johannes ließ dieses nicht zu, las die ihm überreichte Schrift, richtete mehrere Fragen an die Bittstellerin, verfügte hierauf, was in der Sache zu verfügen war, und gab einem der ihn begleitenden Defensoren seiner Kirche den Auftrag, seine Verordnungen sogleich in Vollzug zu setzen. Gegen seine übrigen Begleiter sich wendend, sagte er zu diesen: „Wenn der allmächtige Gott, uneingedenk seiner unendlichen Majestät, uns gestattet, jeden Augenblick ihm zu nahen, unsere Angelegenheiten, Bitten und Wünsche vorzutragen, und er alsdann sogleich bereit ist, uns anzuhören und unsere Bitten zu gewähren, oder durch himmlischen Trost die Leiden unsers gepreßten Herzens zu lindern, so geziemt es wahrhaftig um so viel mehr auch uns, die wir Staub und Asche sind, gegen unsere Brüder und Schwestern gleiche Bereitwilligkeit zu zeigen. Sollen wir denn nicht unserm himmlischen Vater ähnlich werden? Und überdieß! wer von euch kann mir dafür bürgen, daß ich morgen noch am Leben sein werde? Wirket, so lange es Tag ist!" (Stolberg's Religionsgesch. 21. Bd. S. 257.)

Zu dem Kaiser **Rudolph von Habsburg** hatte Jedermann freien Zutritt. Einmal wollte die Wache vor seiner Wohnung einen geringen Menschen, der ihn zu sprechen verlangte, nicht zur Thüre hineinlassen. Der Kaiser bemerkte dieses und rief der Wache zu: „Ei, lasset ihn doch herein; bin ich denn zum Könige gewählt, daß ich mich einschließe?"

Der kaiserliche Hofprediger.

Die Kaiserin **Maria Theresia** hatte für einige Zeit die öffentlichen Audienzen ausgesetzt. Nun aber trat der Kaiserin Hofprediger auf die Kanzel und sprach: „Wie sollen die Könige von dem, was ihre Völker leiden, Nachricht erhalten, wenn sie sich vor jedem Auge hinter eine undurchdringliche Mauer verbergen? Könige! seid die Väter der Armen, der Wittwen und Waisen! höret ihre Klagen an, helfet ihnen, oder leget eure Kronen ab! Denn ihr seid unwürdig, sie länger zu tragen, wenn ihr jene Pflicht nicht erfüllet." Mit Thränen im Auge ging Maria Theresia heim und sprach: „Nun sollen alle Thore meines Palastes den Unglücklichen offen stehen! In Zukunft will ich sie Alle selber anhören." Und als die geistlichen Obern des Hofpredigers ihn für seine Kühnheit zur Rechenschaft ziehen wollten, verbot ihnen die Kaiserin dieses mit den Worten: „Er hat seine Pflicht gethan; ich werde die meinige thun. Man lasse den redlichen Mann in Ruhe!" — Der Zutritt zur Landesmutter wurde wieder Allen gestattet.

d) **Die Obrigkeiten sollen sich keine Erpressungen gegen ihre Unterthanen erlauben und die Abgaben derselben gewissenhaft und sparsam zum Wohle des Vaterlandes verwenden; nie aber unnöthigen Aufwand machen und dadurch die Steuern vermehren.**

Die bestraften Erpressungen.

Kaiser **Aurelian** ließ öffentliche Beamten, welche sich Erpressungen hatten zu Schulden kommen lassen, mit der größten Strenge hinrichten; und Kaiser **Theodosius der Große** gab ein Gesetz, kraft dessen alle Obrigkeiten, welche durch Erpressungen das Volk bedrückten, zur Todesstrafe sollten verdammt werden, da sie in früheren Zeiten nur eine Geldbuße zu entrichten hatten. (Stolberg's Religionsgesch. 13. Bd. S. 170.)

Der sparsame Regent.

Viktor Amadäus I., Herzog von Savoyen und König von Sardinien, vergrößerte das Staatsvermögen, vermehrte seine Kriegsvölker und sorgte mit Nachdruck für die öffentliche Sicherheit, woran es bisher sehr gefehlt hatte. In seinen Ausgaben war er so genau, und mit dem Werthe und Preise der Dinge so bekannt, wie es oft kaum Personen von geringerem Stande zu sein pflegen. Die Kriege, in welche er verwickelt wurde, nöthigten ihn auch zu großer Sparsamkeit, die von vielen seiner Unterthanen fälschlich für Geiz angesehen wurde. Als er einst mit einem Soldaten, der Schildwache stand, sich lange unterredete und von demselben erfahren hatte, wie lange er Dienste gethan habe, und wie oft er verwundet worden sei, sagte er am Ende nichts als: „Lebe wohl!“ worauf der Soldat gleichfalls antwortete: „Leben Sie auch wohl!“ Der König wandte sich nach etlichen Schritten wieder um und sagte zum Soldaten: „Warum wendest du dich nicht an deinen König, daß er dir den Lohn gebe für deine Verdienste?“ — „Ei,“ antwortete der Soldat, „was soll ich von ihm verlangen? Der gibt ja nicht gerne.“ — Der König ging hierüber lächelnd davon; Tags darauf aber schickte er dem Soldaten 50 Thaler mit dem Bemerken: „Viktor Amadäus verschwendet das Geld seiner Unterthanen nicht; aber er weiß Verdienste zu belohnen.“ (Dewora.)

Ludwig XII.

Nur aus Noth und äußerst gewichtigen Gründen sollen den Unterthanen neue Abgaben auferlegt werden. Als Ludwig XII. von Frankreich des Krieges wegen eine Summe von 10,000 Thalern von seinen Unterthanen erheben mußte, sagte er bis zu Thränen gerührt: „Ich schwöre es bei dem allmächtigen Gott, daß ich meine Forderung nur aus Noth mache, und gewiß — nichts als der Tod soll mich hindern, diese Summe meinen guten Unterthanen wieder zu ersetzen!“ (Müller's Ehrenhalle.)

e) Die Obrigkeiten sollen die gesetzliche Freiheit des Volkes achten und aufrecht erhalten.

König Alphons IV.

Unter allen spanischen Völkerschaften zeigten die Arragonier das eifrigste Streben, ihre bürgerliche Freiheit zu gründen und zu befestigen. — König Alphons IV. (1327—1336), ein weiser und redlicher Fürst, ehrte diesen Sinn seines Volkes. Als ihm einst seine Gemahlin Eleonora, erstaunt über den unbeweglichen Gleichmuth, womit er die dreisten Reden seiner Vasallen von Valencia angehört hatte, sagte, ihr Bruder, der König von Castilien, würde solche freche Worte mit dem Tode bestrafen, antwortete er ihr vor der Versammlung: „Unser Volk, Königin! ist frei, und Freiheit ihm recht angeboren; diese können wir ihm nicht nehmen, noch verwehren. Es duldet keine Knechtschaft, wie andere Völker; und also ehren unsere Unterthanen uns als ihren Herrn, und wir achten sie als treue Leute und Gefährten.“

3) Die Obrigkeiten sollen ihr Amt treu dem Gesetze, mit Weisheit, Genauigkeit und unbestechlicher Gerechtigkeit verwalten.

a) Treu dem Gesetze!

Der Dichter und der Feldherr.

Als einst der Dichter Simonides, der sich schmeichelte, ein besonderer Freund des Themistokles zu sein, ihn bat, sich einer ungerechten Sache anzunehmen, gab ihm der atheniensische Feldherr zur Antwort: „Wenn du gegen die Regeln der Dichtkunst verstoßest, so bist du kein guter Poet; eben diese Bewandtniß hat es mit mir. Wenn ich etwas thue und befördere, was den

Gesetzen nicht gemäß ist, so bin ich weder ein guter Mensch, noch ein gerechter Regent. Verschone mich also mit einem solchen Ansinnen!" (Dewora.)

Die Obrigkeiten sind Diener des Gesetzes, nicht der Willkühr.

Einst gab Ludwig XI., König von Frankreich, äußerst ungerechte Befehle und schickte sie an das Parlament, damit dieses sie bekräftige und bekannt mache. Allein das Parlament nahm Anstand, dieser Weisung zu folgen und sprach sich dahin aus, daß es sich niemals herbeilassen werde, Gesetze zur Einführung zu bringen, welche der Verfassung und dem Wohle des Staates zuwider wären. Kaum hatte Ludwig dieses erfahren, so verlangte er unter den härtesten Drohungen von dem Parlamente die schleunigste und unbedingteste Unterwerfung unter seinen königlichen Willen. Da ging La Vaquirie, Präsident des Parlaments, in Begleitung vieler anderer Parlamentsräthe, alle in feierlicher Staatskleidung, zu dem Könige und erklärte ihm: „Wir dienen dem Staate und nicht der willkührlichen Gewalt. Vollstrecker der Gesetze sind wir, aber nicht Vollstrecker der Machtsprüche gegen die Gesetze. Sire! hier haben Sie die Wahl: entweder heben Sie die gegebenen Befehle wieder auf, oder wir legen Alle hiermit unsere Aemter in Ihre Hände nieder! Männer, wie wir, wollen keine Werkzeuge öffentlicher Ungerechtigkeit werden, und ziehen sich lieber in die Einsamkeit zurück, um da dem Vaterlande ihre Thränen zu weihen, wenn sie ihm auf andere Weise nicht mehr dienen können." Eine solche Entschlossenheit hatte Ludwig von seinen Räthen nicht erwartet. Die Würde, mit der so viele Edle vor ihm standen, der Ernst, mit dem der Präsident sprach, kam dazu; er konnte nicht umhin, die gegebenen Befehle auf der Stelle zurückzunehmen, und ging, hingerissen von den Eindrücken, welche ihre Standhaftigkeit auf ihn gemacht hatte, noch weiter. Er lobte sie, er bat sie, in Verwaltung der Gerechtigkeit mit derselben Treue fortzufahren, die sie so eben bewiesen, und schwur ihnen, nie wieder einen Befehl in's Parlament zu schicken, den sie nicht mit gutem Gewissen bestätigen und ausführen könnten. (Beisp. des Guten.)

b) Mit Genauigkeit und unbestechlicher Gerechtigkeit.

Kaiser Marcian.

Eine rücksichtslose, unparteiische Verwaltung der Gerechtigkeit war ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit des gerechten, menschenfreundlichen Kaisers Marcian. Es war schon vor dem Antritte seiner Regierung so weit gekommen, daß Gerechtigkeit ein leeres Wort geworden war. Freche Willkühr war an ihre Stelle getreten. Vor dem Mächtigen oder Reichen mußten die Gesetze verstummen, und das Recht war an den Meistbietenden verkauft. Marcian machte diesem Gräuel ein Ende und bestrafte mit gleicher Strenge wie den bestochenen, so auch jenen Richter, der durch Furcht vor einem Mächtigen geschreckt das Recht zu dessen Gunsten gebeugt hatte. (Stolberg's Religionsgesch. 17. Bd. S. 11.)

Der unbestechliche Feldherr.

Epaminondas, Feldherr der Thebaner, war gegen sein Vaterland so treu, daß ihn die Geldgierde, der so Viele Alles aufopfern, nicht zu einer schlechten That gegen sein Vaterland verleiten konnte. Artaxerxes, König in Persien, suchte ihn durch einen gewissen Diomedes mit einer großen Summe Geldes von der Treue gegen sein Vaterland abzuhalten. Allein Epaminondas sagte: „Es bedarf des Geldes nicht. Will der König etwas, das den Thebanern nützlich ist, so bin ich bereit, es ohne Geld zu thun. Wo nicht, so hat der König nicht Gold und Silber genug. Für die Liebe zu meinem Vaterlande nehme ich nicht die Reichthümer der ganzen Welt." (Dewora.)

Nousbirvan, der Gerechte.

Nousbirvan, König von Persien, mit dem Beinamen der Gerechte, war eines Tages auf der Jagd und wollte aus dem erlegten Wildpret eine Mahlzeit

zurichten lassen. Es fehlte an Salz. Der König schickte nach einem benachbarten Dorfe, solches zu holen, gebot aber bei hoher Strafe, es nicht ohne Bezahlung zu nehmen. „Ei!" meinte einer von den Höflingen, „was würde es wohl für ein großer Schaden sein, wenn man ein bischen Salz nicht bezahlte?" — Nousbirvan gab ihm zur Antwort: „Wenn der Regent aus dem Garten seines Unterthans heute einen Apfel nimmt, so werden die Hofleute morgen gewiß den ganzen Baum leer machen." (Ehrenhalle.)

4) Die Obrigkeiten sollen an ihren Unterthanen das Böse strafen. So süß dem Regierenden die Pflicht sein muß, Gnade zu üben bei unglücklich Fehlenden, eben so heilig muß ihm auch die Pflicht sein, die boshaften Verbrecher zu strafen; denn boshafte Verbrecher durch Milde und Nachsicht, durch Amnestien u. s. w. bessern zu wollen, ist immer Schwäche, meistens verderblich, wie die Erfahrung besonders in unsern Tagen mehrfach gezeigt hat. „Nicht umsonst trägt ja die Obrigkeit das Schwert."

Moses als Führer des israelitischen Volkes.

In dieser Beziehung ging Moses allen Obrigkeiten mit einem besonderen Beispiele voran. „Moses liebte Jene, denen er vorstand," schreibt der heilige Gregor der Große (Moral. 20, 5.), „so daß er sich um ihretwillen selbst nicht schonte; die Fehlenden aber, welche er liebte, verfolgte er dennoch und strafte sie, auf daß sie Gott verschonte. In beiden Beziehungen ein tapferer Gesandter, in beiden Beziehungen ein wunderbarer Vermittler — vertrat er die Sache des Volkes bei Gott durch Gebet, die Sache Gottes bei dem Volke durch das Schwert."

Balduin von Trier.

Einer der Würdigsten von Allen, welche auf dem erzbischöflichen Stuhle von Trier gesessen sind, war Balduin, ein Bruder Kaisers Heinrich VII. Ein milder und gerechter Herrscher und dabei ein kluger und gewandter Staatsmann genoß er, so lange er lebte, das größte Ansehen im Reiche. Als er die Regierung angetreten hatte, ließ er sich die erste Sorge sein, Ruhe und gute Ordnung in seinem zerrütteten Erzstifte herzustellen. Streng züchtigte er den fehdelustigen Adel und ließ manchen unruhigen Kopf unter dem Henkerbeile fallen. Dieses Loos traf vorzüglich jene hochgebornen Räuber, welche in festen Burgen horsteten und ohne Scheu vor Gott und der Welt ihr freches Unwesen trieben. Balduin zerstörte die Raubnester und rottete ihre verworfenen Bewohner aus. Die Finanzen des Erzstiftes waren in der erbärmlichsten Lage; leer die Kassen und Vorrathskammern. Das Land erlag unter einer übermäßigen Schuldenlast, und überdieß war der beßte Theil versetzt und verpfändet. Balduin hob auch diesen Uebelstand. Aus seinem eigenen Säckel befriedigte er die Gläubiger und löste die verpfändeten Städte und Schlösser wieder ein, so daß das Erzstift in kurzer Zeit sich von seinen Schulden befreit sah. Der ruhmwürdige Balduin starb 1354 im siebzigsten Jahre seines Alters, nachdem er sechsundvierzig Jahre die Zügel der Regierung so trefflich geführt hatte, daß sein Tod von den Unterthanen tief und herzlich betrauert wurde.

Texte: Die Pflichten der Obrigkeiten gegen ihre Unterthanen.

a) Aus der heil. Schrift. „Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin zu deinem Beßten."... „Sie führt das Schwert nicht umsonst, sondern als Gottes Dienerin muß sie an dem, der Böses thut, strenge Rache nehmen." (Röm. 13, 4.) „Josaphat gebot den Richtern und sprach: Sehet, was ihr thuet! Denn ihr übet nicht eines Menschen Gericht, sondern des Herrn; und Alles, worüber ihr richtet, wird auf euch zurückkommen. Bei dem Herrn ist kein Unrecht noch Ansehen der Person, noch Verlangen nach Geschenken." (2. Chron. 19, 6. 7.) „Richter der Erde! von dem Herrn ist euch die Herrschaft gegeben, und die Macht von dem Allerhöchsten, der eure Werke untersucht und eure Gedanken erforscht." (B. der Weish. 6, 4.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Nothwendigkeit der Obrigkeiten. „Wolltest du die weltlichen Richterstühle wegräumen, so würdest du alle Ordnung im menschlichen Leben

vernichten. Wolltest du dem Schiffe den Steuermann entziehen, so wäre es soviel, als das Schiff dem Untergange preisgeben. Nimmst du vom Kriegsheere den Feldherrn hinweg, so ist es soviel, als ob du die Soldaten sammt und sonders den Feinden überliefertest; und nimmst du die Fürsten von den Staaten hinweg, so werden wir ein unvernünftigeres Leben führen, als die vernunftlosen, wilden Thiere, wir werden uns untereinander beißen und verschlingen — der Mächtigere den Aermern, der Keckere den Sanftmüthigern. . . . Was das Gebälk in den Gebäuden, das ist die Obrigkeit im Staate; und wie die Wände von sich selbst zusammenfallen, wenn du das Gebälke hinwegräumst, so müssen auch Häuser und Städte und Völker in lauter Ausgelassenheit gerathen und zusammenstürzen, wenn du die Obrigkeiten und die Furcht vor denselben aus der Welt hinwegräumen wolltest, weil Niemand da wäre, der die Völker zusammenhielte." (S. Joann. Chrysostom.) Die Obrigkeiten sollen das Wohl ihrer Untergebenen nach Kräften befördern. „Sei den Untergebenen Lenker, Mutter und Vater!" (Hugo a S. Vict. Lib. 4. miscell. erud. tit. 11.) „Wer sich darüber freut, daß er ein Vorgesetzter ist, und seine Ehre sucht und nur auf seinen Vortheil sieht, der weidet sich, nicht die Heerde." (S. August. Lib. de pastor. cap. 1.) Sie sollen ihren Unterthanen mit einem guten Beispiele in Religion und Frömmigkeit vorangehen. „Der Lenker sei ausgezeichnet durch sein Wirken, auf daß er durch sein Leben seinen Unterthanen den Weg des Lebens zeige, und die Heerde, welche dem Sinne und den Sitten des Hirten folgt, besser durch Beispiele, als durch Worte geleitet werde! Jene Stimme dringt besser zu Herzen, welche das Leben des Redenden empfiehlt, weil, was er mit Worten verlangt, er durch die That zeigt, daß es geschehen könne." (S. Gregor. Magn. Pastoral. cur. 2, 3.) „Die Vorgesetzten sollen wissen, daß, wenn sie verkehrt handeln, sie eines so vielfachen Todes würdig sind, als sie Beispiele des Verderbens ihren Unterthanen geben!" (Idem l. c. 1, 2.) „Die Leitung muß so beschaffen sein, daß derjenige, welcher vorgesetzt ist, sich in Bezug auf seine Untergebenen so mäßigt, daß er, auch wenn er lächelt, gefürchtet, und wenn er zürnt, geliebt wird; zu große Freude darf ihn nicht achtungslos, unmäßige Strenge nicht verhaßt machen." (Idem moral. 20, 3.) Die Obrigkeiten müssen ihr Amt mit Weisheit und Mäßigung, sowie mit Gerechtigkeit verwalten. „Oft vergessen die Vorgesetzten, wenn der Geist Gottes sie nicht zügelt, sich so weit, daß sie zur Grausamkeit einer erzürnten Vergeltung überspringen und gegen ihre Untergebenen sich so viel für erlaubt halten, als sie Macht haben, zu thun. Die Unduldsamkeit ist fast immer mit der Macht befreundet. . . Aber heilige Männer unterwerfen sich mehr innerlich dem Joche der Geduld, als sie äußerlich Menschen vorstehen, und sie üben eine desto größere Herrschaft nach Außen, je demüthiger sie im Innern Gott dienen." (Idem moral. 20, 38.) Obrigkeiten sollen die Verbrechen ihrer Unterthanen bestrafen. „Aber sie mögen genau Acht geben, wenn sie strafen, daß nichts zu viel, und wenn sie verzeihen, daß nichts zu wenig sei! Sie sollen strafen, um zu bessern, und nichts nachsehen, was zum Schlimmen sich wenden kann! Sie sollen Alle als die Ihrigen ansehen, über welche ihnen Gewalt gegeben ist!" (S. August. Lib. de ordine, cap. 8.)

XXIX. Christliche Lehre.

Der Segen, welcher auf den treuen Beobachtern des vierten Gebotes ruht.

Fr. Was dürfen diejenigen, welche das vierte Gebot treu beobachten, der göttlichen Verheißung gemäß von Gott erwarten?

Antw. Einen irdischen und himmlischen Lohn: in diesem Leben Gottes Schutz und Segen, und im andern die ewige Seligkeit.

Erläuterung. Unter allen Geboten ist das vierte das einzige, dem Gott der Herr eine Verheißung beigefügt hat: „Ehre deinen Vater und deine Mutter! Dieß ist das erste Gebot mit der Verheißung: daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!" (Ephes. 6, 2—3.) Der erste Lohn ist also langes Leben. Weil man diejenigen ehrt und liebt, die uns das Leben gegeben haben, so soll vor Allem langes Leben hierfür der Lohn sein. Welchen Werth hat nicht das Leben! Alle unsere Güter und Vorzüge haben für uns nur einen Reiz, so lange wir leben; mit dem Tode verschwindet für uns ihre Bedeutung. Und dann, wieviel Gutes können wir nicht thun, wenn wir lange leben! — — Aber nicht nur ein langes, sondern auch ein glückliches Leben soll uns zu Theil werden, wenn wir dieses vierte Gebot genau beobachten. Unsere Arbeiten und Mühen wird der Herr segnen, und wenn er uns auch keinen Ueberfluß schickt, so wird er uns doch die Gabe der Zufriedenheit und Genügsamkeit schenken; er wird Jenen, die selbst wieder Eltern werden, an ihren Kindern Freude und Ehre erleben lassen und sie einst

sammt ihnen als seine guten Kinder, als seine klugen und getreuen Knechte mit der Krone der ewigen Herrlichkeit schmücken.

Biblische Beispiele.

In der heiligen Schrift finden wir die kindliche Liebe und Unterwürfigkeit vielfach auf die soeben angegebene Weise belohnt.

Isaak war ein guter und folgsamer Sohn; darum wurde er auch von Gott wunderbar gesegnet; er erhielt, wenn er einen Schäffel aussäete, hundert dafür, so daß er alsbald alle Einwohner des Landes an Ländereien und Reichthümern weitaus übertraf. (1. Mos. 26.) — Ein frommer Sohn war Tobias; darum ward er von Gott vielfach gesegnet. Er bekam Geld und eine tugendhafte Braut; er wurde 99 Jahre alt und sah zu seiner größten Freude die Kindeskinder bis in das fünfte Geschlecht. (Tob. letztes Kap.). Joseph war seinem Vater gehorsam, obgleich er sich dadurch den Haß seiner Brüder zuzog, und ward deßwegen zur höchsten Ehrenstufe erhoben. Und wie sehr liebten und ehrten ihn nicht wieder seine beiden Söhne Ephraim und Manasses! Wie glücklich und gesegnet war er nicht in diesen seinen Kindern! — Die Rechabiten waren ihrem Vater gehorsam in Allem, was er ihnen gebot, und erlangten dadurch den göttlichen Segen. (Jerem. 35, 19.) — Der Gehorsam Jesu hatte zur Folge, daß er an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zunahm, und daß ihn Gott erhöhte und ihm einen Namen gab, der über alle Namen ist. (Luk. 2, 52. u. Phil. 2, 9.)

Diesen wunderbaren Segen Gottes, der die treue Beobachtung der Kindespflichten stets begleitet, finden wir auch in vielen schönen Beispielen aus dem gewöhnlichen Leben.

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.

Ein noch lebender würtembergischer Geistlicher erzählt: „Ein hiesiger Bürger verarmte nach dem Tode seiner Frau so, daß seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, der öffentlichen Fürsorge anheimfielen. Sie wurden bei verschiedenen Bürgern in die Kost gegeben, während ihr Vater sein Brod auswärts suchte. Nach einiger Zeit kam er ganz verwahrlost, zerlumpt und voll Ungeziefer nach Hause. Aber die Kinder schämten sich ihres fast allgemein verachteten Vaters nicht; sie reinigten ihn vom Ungeziefer und pflegten seiner, während er im Armenhause krank lag, bis an sein Ende. — Diesen drei Kindern ging es nachher über Erwarten gut. Einer der beiden Söhne erlernte das Müllerhandwerk, verheirathete sich, obgleich selbst ohne Vermögen, glücklich, so daß er eine Mühle, obwohl zum Theil mit Schulden, kaufen konnte, verkaufte diese wieder mit großem Vortheil, und ebenso wieder eine zweite, so daß er jetzt ein sehr vermöglicher Müller in einem benachbarten Dorfe ist und allgemeiner Achtung sich erfreut. Der zweite Sohn ist jetzt einer der wohlhabendsten Bäcker in einer benachbarten Stadt, dessen Unternehmungen fast stets von glücklichem Erfolge begleitet sind. Die Tochter heirathete einen vermöglichen Wagner im hiesigen Orte, einen ordentlichen und rechtschaffenen Mann, wurde Mutter von zwölf Kindern, wovon fünf leben und alle wohlgerathen sind, und starb vor einigen Jahren im lebendigen Glauben an ihren Erlöser." (Beisp. des Guten.)

Lohn der kindlichen Liebe.

„Ehre Vater und Mutter; es wird dir wohlergehen auf Erden!" Diese göttliche Verheißung hat der wackere Vukassovich an sich selbst zu seinem Glücke und zur ermunternden Lehre für Andere erfahren. Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer wachen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter andern mehrere Male im Jahre die Militärakademie in Wien, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Offiziere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet wurden. Mit zärt-

licher Theilnahme forschte sie stets nach dem Stande dieser Anstalt, der Zöglinge und ihrer Aufführung. „Welcher von meinen lieben Söhnen," fragte sie einst wieder den würdigen Vorsteher der Akademie, „führt sich am Beßten auf?" — „Eure Majestät!" antwortete dieser, „sie sind Alle brav, Alle würdig Höchstihres Schutzes; der junge Bukassovich aber ist der bravste aus Allen." So pries der Vorsteher, so priesen alle Lehrer den wackern Jüngling. „Ich hörte das Lob des jungen Menschen schon öfter," fuhr die edle Monarchin fort, und sah den Dalmatier, der vor ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an. „Ich wünsche, ihn fechten zu sehen; er nehme das Rappier!" — So unkriegerisch der Jüngling früher vor der Monarchin gestanden, so majestätisch war sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, so stolz und sicher seine Stellung, als er sich zum Kampfe bereitet hatte. Er war des Sieges gewiß, und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen das Rappier. Die gute Kaiserin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nimm hier," sprach sie zu ihm, indem sie ihm zwölf Dukaten übergab, „eine Gratisgage, kleiner Soldat! und mache dir nach so hitzigem Gefechte irgend ein Vergnügen damit!" Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füßen; sie aber hieß ihn aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse. — Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen Bukassovich abermals vorstellen und fragte, was für eine Freude er sich mit dem Gelde gemacht habe. Da ward dieser kleinmüthig und stockte in seiner Rede. „Hast du das Geld verspielt, oder worauf ist's verwendet worden?" sprach die Monarchin etwas finster und rasch. — „Ich habe es meinem armen Vater gesandt," versetzte der Jüngling bescheiden. — „Wer ist dein Vater?" — „Er war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten, hat seine Stelle verlassen und lebt ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte dem huldreichen Sinne, in dem mir jene höchste Gnade gewährt worden, nicht zweckmäßiger entsprechen und von der Gnade Eurer Majestät keinen besseren Gebrauch machen zu können, als sie zur Unterstützung meines Vaters zu verwenden; denn dieß war die größte Freude, die ich mir damals verschaffen konnte." — „Du bist ein wackerer Junge," sagte die gerührte Kaiserin. „Tinte, Feder und Papier her! Setze dich und schreib!" Zitternd und mit klopfendem Herzen that der junge Bukassovich, wie die Monarchin befohlen. Die gnädige Landesmutter diktirte: „Liebster Vater! Den Brief, welchen ich hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin selber. — Mein Fleiß, meine Aufführung, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, mein Vater! haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 500 Gulden erhalten werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten bekomme." — Man denke sich die Freude des guten Bukassovich! Die Schrift in diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, die er je in seinem Leben noch geschrieben; auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt. Auf diese Art ward Dankbarkeit und kindliche Liebe zugleich belohnt. Größer war aber noch der Lohn, welchen die Zukunft brachte. Bukassovich kam bei seinem Austritte aus der Akademie zur Armee, stieg von Grad zu Grad, und leistete in verschiedenen Kriegen, die unter Maria Theresia's und ihrer Nachfolger Regierung geführt werden mußten, die erheblichsten Dienste. Er brachte es bis zum Feldmarschall-Lieutenant, zu einer der höchsten Würden im militärischen Range.

Groß ist der Segen, welcher auf guten, dankbaren Kindern ruht.

Gott segnet gute Kinder.

Der preußische Husarengeneral Ziethen war in seiner Jugend Page am Hofe Friedrichs I. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich kümmerlich in ihrem Wittwenstande. Ziethen war daher als ein guter Sohn darauf bedacht, ihr einige Unterstützung zu verschaffen. Allein er wußte kein

anderes Mittel, etwas zu verdienen, aufzufinden, als daß er für andere Pagen Nachtwachen übernahm. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte deßhalb; allein es kam Niemand. Er klingelte wiederholt und rief dann auch; aber kein Page ließ sich hören. Da stand er auf und ging in das Nebenzimmer, wo er den jungen Ziethen an einem Tische sitzend und schlafend traf. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte, und worüber er eingeschlafen war. Der König schlich herbei und las den Brief, welcher so lautete:

„Meine beste, geliebteste Mutter!

Jetzt ist schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache bei dem König habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder 10 Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke."

Der König, gerührt über die gute Gesinnung des Jünglings, läßt ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. Als Ziethen wieder erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, muthmaßte er sogleich, daß der König ihm dasselbe hineingesteckt habe. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter besser unterstützen konnte; doch erschrack er auch zugleich, daß der König ihn schlafend gefunden habe. Sobald er daher des Morgens zum Könige kam, bat er kniefällig um Verzeihung, und dankte für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich anschaffen könne, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. — So segnet Gott gute Kinder!

Fr. Wie kommt es aber, daß dennoch viele gute Kinder kein langes Leben haben, sondern schon in der Blüthe der Jahre dahinsterben?

Antw. Hierauf antwortet der heil. Hieronymus: „Gott gibt solchen Kindern statt des zeitlichen das ewige Leben; und da er ihnen hierdurch mehr ertheilt, als Andere durch ein langes Leben erhalten, so erfüllt er eben dadurch auch sein Versprechen."

Erläuterung. Wenn recht fromme und gehorsame Kinder frühzeitig sterben, so ist dadurch Gottes Verheißung nicht entkräftigt; denn bei Gott gilt das fromme Leben auch als ein langes Leben, wie der Weise sagt: „Ein ehrenvolles Alter hängt nicht von langer Dauer und von der Zahl der Jahre ab; sondern des Menschen Verstand gilt für graue Haare, und ein unbeflecktes Leben ist das (wahre) Greisenalter." (Weish. 4, 8—14.) Gott nimmt manchmal in der Blüthe des Alters ein frommes Kind von dieser Welt, damit die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre und ersonnene Lehre seine Seele nicht betrüge, wie Isaias sagt (57, 1.), oder auch, weil große Drangsale bevorstehen, damit das gute Kind der harten Zeit entrinne u. s. w. In diesem Sinne, müssen wir die Sache auffassen, und es wird uns nicht mehr befremden, wenn wir lesen und sehen, wie, z. B. der heil. Aloysius, der heil. Stanislaus Koska u. a., schon so frühzeitig aus dem Leben scheiden mußten, obwohl sie vermöge ihrer kindlichen Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Eltern ein langes Leben verdient hätten.

Texte: Vom Segen, der auf guten Kindern ruht.

a) Aus der heil. Schrift. „Ehre deinen Vater und deine Mutter! Dieß ist das erste Gebot mit der Verheißung: daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!" (Ephes. 6, 2—3.) „Meine Kinder! höret auf den Ausspruch eures Vaters und handelt so, daß es euch wohl gehe! Denn Gott will, daß Kinder ihren Vater ehren, und will und bestätigt das Ansehen der Mutter über die Kinder. — Wie Einer, der Schätze sammelt, so ist derjenige, der seine Mutter ehrt. — Ehre deinen Vater, damit sein Segen über dich komme und sein Segen bis an's Ende dauere! Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser, der Mutter Fluch aber reißt sie nieder." (Sir. 3, 2—11.) „Die Wohlthat, die du deinem Vater erzeigest, wird nicht in Vergessenheit kommen." (Ebend. V. 15.) „Sohn! gehorche der Zucht deines Vaters und setze, was dir deine Mutter befohlen hat, nicht hintan! Dadurch wird dein Haupt wie mit einer Krone, dein Hals wie mit einer Kette geschmückt werden." (Sprüchw. 1, 8—10.) „Wer seinen Vater ehrt, wird Freude an seinen Kindern erleben; sein Gebet wird erhört werden, und er wird lange leben." (Ekkli. 3, 6—8.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Kinder erlangen von den Eltern das Leben, wie Soldaten ein Leben von dem Könige. Wie nun diese die Erhaltung des Lebens verdienen, so lange sie dem Könige Lehenspflicht leisten und treu sind, so verdienen auch Kinder die Erhal-

tung des Lebens, so lange sie die Eltern ehren. Gleichwie dagegen Empörern das Leben genommen wird, so auch widerspenstigen Kindern das Leben." (S. Thom. Aquin. Opusc. 4.) „Wenn der Vater auch arm ist und keinen Ueberfluß an Reichthümern den Kindern hinterlassen kann, so ist doch sein Segen ein reiches Erbe für seine Kinder, um dadurch die Güter der Heiligung und Beseligung seinen Nachkömmlingen zu verleihen; denn es ist weit mehr, gesegnet und selig als reich zu sein." (S. Ambros. De benedict. Patriarch. cap. 1.) „Nach einem ganz gerechten Urtheile Gottes geschieht es gewöhnlich, daß sich derjenige, welcher seinen Eltern demüthig und willig gehorcht, selbst auch einst als Vater eines besondern Gehorsams von Seite seiner eigenen Kinder zu erfreuen hat." (S. Petrus Damian.)

B. Was im vierten Gebote verboten wird.

XXX. Christliche Lehre.

Von den Versündigungen gegen das vierte Gebot und den Strafen dafür.

I. Die Versündigungen gegen das vierte Gebot.

Fr. Auf welche Weise können sich Kinder gegen das vierte Gebot versündigen?

Antw. Da die Kinder ihren Eltern Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind, so können sie sich gegen das vierte Gebot dadurch versündigen, daß sie entweder die Pflicht der Liebe oder der Ehrfurcht oder des Gehorsams verletzen.

Fr. Wie verletzen die Kinder die Pflicht der Liebe gegen ihre Eltern?

Antw. 1) Wenn sie für ihre lebenden oder verstorbenen Eltern nicht beten; 2) wenn sie ihnen Uebels wünschen oder gönnen; 3) ihnen durch schlechtes Betragen Kummer und Schande machen; 4) ihre Gebrechen nicht geduldig tragen, und 5) sich ihrer in der Noth nicht annehmen, oder sie sonst betrüben und erzürnen.

Cham, der lieblose Sohn.

Noah, mit der berauschenden Wirkung des Weinstockgewächses noch unbekannt, wurde einst durch den Genuß dieses Gewächses betäubt. Er lag eine Weile entblößt in seiner Hütte. Ehrfurcht, besonders gegen einen Vater, dessen Haus Gott allein zu retten sich gewürdigt hatte, hätte erfordert, daß der Sohn, der es bemerkte, es verschwiegen und den Vater zugedeckt hätte. Aber Cham, der ihn daliegen sah, spottete seines Vaters, und rief auch die beiden älteren Brüder herbei, um den Vater verächtlich zu machen. Sem und Japhet, voll kindlicher, hochachtungsvoller Liebe, nehmen eine Decke, gehen mit weggewandten Augen hinzu, breiten sie über den Vater hin und kehren zurück. Als Noah erwachte und das Benehmen Chams erfuhr, sprach er über ihn einen Fluch aus, den Gott zu gerechter Strafe in Erfüllung gehen ließ, so wie er im Gegentheile die frommen Söhne segnete.

Der herzlose Sohn und Erbe.

Der gelehrte Schriftausleger Benedikt Pereira kannte einen Mann von ungewöhnlich großem Reichthum, dessen Trost auf dem Todbette vornehmlich darin bestand, daß er einen Sohn hinterließ, der die Gewissenslasten des Vaters erleichtere, durch Seelenämter und reiche Spenden an die Armen seiner eingedenk sein würde. Der Sohn, als lachender Erbe, versäumte diese Pflichten, indem er, habsüchtig, wie jeder Verschwender, Alles für seine Vergnügungen sparte; und als ein Freund des Verstorbenen ihn darüber zur Rede stellte, erwiderte der edle Sohn: „Mein Vater geht mich jetzt wenig mehr an, und wo er sich jetzt befinden möge, oder wie, das ist meine Sorge nimmer. Denn ist er bereits im Himmel, so erfreut er sich der vollen Seligkeit und bedarf meiner Hilfe nicht; ist er verworfen und in der Hölle, so wäre Alles vergeblich, was ich für ihn

thäte; weilt er aber im Fegfeuer, so ist er schon auf's Beßte versorgt, und seines Heils versichert; da mag er denn geduldig ausharren, bis seine Stunde kommt!" (J. E. Veith.) Welche lieblose und undankbare Sprache! Wie viele so unselige, herzlose Söhne und Töchter mag es wohl geben, die der Eltern Reichthümer als lachende Erben verschwenden und der guten Dahingeschiedenen auch nicht mit Einem frommen Gedanken mehr gedenken! Wehe ihnen! die Reichthümer werden ihnen nicht frommen!!

Der Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der kaum mehr gehen konnte, dessen Kniee zitterten, der nicht gut hörte und sah, und der bereits auch keine Zähne mehr hatte. Saß er bei Tische, so schüttete er, da er den Löffel kaum halten konnte, die Suppe auf das Tischtuch, und zuweilen floß ihm sogar wieder etwas aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau eckelten sich daran, und deßhalb mußte sich endlich der Großvater hinter den Ofen setzen; und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen, und noch dazu sehr wenig, so daß er sich nicht satt essen konnte. Da sah er traurig nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal nun konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht fest halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt heftig; der Großvater aber seufzte nur: „Ach, lieber Gott!" — Jetzt kauften sie ihm um ein paar Pfenninge ein erbärmliches, hölzernes Schüsselchen, welches mehr einem Tröglein, als einem Schüsselchen glich, und daraus mußte er essen.

Als sie eines Tages bei Tische saßen, schlug der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde einige kleine Bretterstücke zusammen. „Was willst du denn damit machen?" fragte ihn der Vater. „Ei," antwortete das Kind, „ich will ein Tröglein machen, und daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." Da sahen sich Vater und Mutter eine Weile stumm an, und Thränen traten ihnen in die Augen; sie holten sofort den Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer miteffen; und wenn er zuweilen auch etwas verschüttete, so sagten sie doch nichts mehr.

Fr. Wie verletzen die Kinder die Pflicht der Ehrfurcht gegen ihre Eltern?

Antw. Wenn sie 1) dieselben verachten und verspotten, 2) bei Andern schlecht von ihnen reden, 3) sich ihrer schämen, 4) ihnen grob und ungezogen begegnen, oder gar sich erfrechen, sie zu stoßen und zu schlagen.

Gut als Dichter, schlecht als Sohn.

Ein berühmt gewordener Dichter des vergangenen Jahrhunderts verdankte sein Leben einem ehrbaren Gewerbsmanne. Um seinen Schweiß, seine Entbehrungen, seine Anstrengungen bis in die Nacht hinein hatte dieser zärtliche Vater seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung gegeben. Diese so große Vaterliebe vergalt der junge Mensch durch eifrige Thätigkeit. Glänzende Erfolge krönten gar bald seine Bemühungen und offenbarten sein Talent; besonders ein Gedicht gewann ihm allgemeinen Beifall. Ein Herr vom Hofe, der den Verfasser gerne hätte kennen lernen mögen, ersuchte den jungen Dichter, seine Verse in einer Versammlung vorzulesen, die aus den ausgezeichnetsten Personen der Hauptstadt bestand. Der Vorschlag war zu schmeichelhaft, um ihn nicht anzunehmen. Wider Wissen seines Sohnes erbat sich und erhielt der Vater die Begünstigung, auch beiwohnen zu dürfen. Mit großem Selbstvertrauen hob der Jüngling zu lesen an; Beifallsbezeugungen unterbrachen ihn nach wenigen Zeilen. Er fuhr fort und es regnete Kränze auf sein Haupt; er vollendete und der edle Herr, der ihn eingeladen hatte, trat auf ihn zu und umarmte ihn, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, vor der glänzenden Versammlung. In demselben Augenblicke sah man aus dem Hintergrunde des Saales einen Greis mit Silberhaaren in anständiger Bürgerkleidung herankommen; seine Augen waren thränenfeucht, seine Arme geöffnet, er wollte den jungen Belorbeerten auch umarmen. Dieser aber wandte sich weg, wollte ihn nicht kennen, und dieser Greis war — sein

Vater!!! Ein allgemeiner Ausbruch des Unwillens durchhallte den Saal; aus jedem Munde tönten wiederholt die brandmarkenden Worte: „Undankbarer Sohn! — — unnatürliches Kind!" —

Wahrlich! ein so unmenschlicher Sohn verdient auch nichts Anderes, als die allgemeine Verachtung und Gottes Mißfallen. (Gaume.)

Halt! Unseliger! bis hierher und nicht weiter!

Ein Vater, vielleicht der Gottloseste und Unglücklichste, den es je gegeben, hatte einen eben so verruchten Sohn. Weil sie sich, der Eine wie der Andere, allen Lastern ergeben hatten, so stürzten sie auch in jedes Unglück. Der ungehorsame, halsstarrige Sohn war zornmüthig, gewaltthätig, wild bis zur Wuth. Streitigkeiten, Klagen, Thätlichkeiten waren an der Tagesordnung, und sie stießen dabei alle Gattungen von Flüchen wider einander aus. Eines Tages wollte der Vater, schon wohl bei Jahren, dem Sohne Verweise geben, und ihm sein schlechtes Betragen vorwerfen. Der unselige Sohn stürzte im Feuer des Zornes über den Vater her, warf ihn zu Boden, ergriff ihn bei den Haaren, und schleppte ihn die Stiege hinab, um ihn aus dem Hause zu stoßen. Da er mit ihm an einen gewissen Platz gekommen war, erhob der Greis die Stimme und rief: „Halt! Unsinniger! bis hierher, und nicht weiter habe ich meinen Vater geschleift, als ich in deinen Jahren war!" Der boshafte Vater erkannte in diesem Augenblicke die Gerechtigkeit und Rache des Himmels, der ihn von seinem Sohne behandeln ließ, wie er ehemals mit seinem Vater verfahren war. (Zwickenpflug's Christenlehren, 5. Bd. S. 23.)

Fr. Wie verletzen endlich Kinder die Pflicht des Gehorsams gegen ihre Eltern?

Antw. 1) Wenn sie die Befehle ihrer Eltern gar nicht, oder nur mit Widerwillen und Murren vollziehen; 2) wenn sie die Eltern in wichtigen Dingen nicht um Rath fragen oder ihren Rath verachten, und 3) wenn sie ihre Zurechtweisung oder Strafe nicht demüthig annehmen.

Des heiligen Augustin Reue.

Wie sehr verachtete nicht Augustin in seiner früheren Jugend die Bitten und Thränen, die liebevollsten Ermahnungen und Warnungen seiner guten, heiligen Mutter Monika! Als er aber später dem Zuge der göttlichen Gnade folgte und ein heiliges, gottwohlgefälliges Leben anfing, da bereute er oft und schmerzlich den gegen eine so gute Mutter bewiesenen Ungehorsam; oft seufzte er in Bitterkeit seines Herzens: „Da ich die heilige Mutter verachtete, die du mir gegeben hast, verachtete ich dich selbst, o Gott!" (S. August. in Confess.)

Die verachtete Mahnung.

Jener ausgelassene Jüngling in Lancaster, dessen Geschichte Lobbet von einem Augenzeugen vernahm, sah wohl einstens, nach vielen vergeblichen Ermahnungen seiner besseren Freunde, im nächtlichen Traume seinen Vater vor sich stehen, der verklärten, aber strengen Angesichtes ihm befahl, seinen frechen Lebenswandel zu ändern; aber, nach dem Ausspruche Jesu: „Wenn sie dem Gesetze nicht glauben, so werden sie auch dem nicht glauben, so Jemand von den Todten auferstünde," achtete der Wüstling des Traumes nicht, und blieb auf seinen Wegen. Zum zweiten Male sah und hörte er nach einiger Zeit dasselbe wieder; doch vernahm er noch die Worte dazu: daß ihm, so ferne er sich nicht bessere, der Tag des heil. Martinus zum Todes- und Gerichtstag bestimmt sei. Der Jüngling erzählte seinen lockeren Gefährten diesen Traum, und bot allen Witz auf, um sich darüber lustig zu machen; ja! als der Festtag des heil. Martinus kam, gab er seiner Sippschaft ein verschwenderisches Fest, und brachte den ganzen Tag und die folgende Nacht in Schwelgereien und Wollüsten zu. Als er am späten Morgen aus seinem Traume erwacht war, und, in großem Triumphe über den so glücklich verschwelgten ominösen Tag, allen Altweibermährchen mit dem splendidesten Witze Hohn sprach, ward er plötzlich stille und bleich; es war ein

apoplektischer Anfall, der den von Schwelgereien Erschöpften noch an demselben Tage seiner bestürzten Sippschaft und dem Gegenstande seiner unlauteren Neigung entriß. Und hätte er bei Zeiten einen aufmerksamen Blick auf den Wandkalender geworfen, so würde er gefunden haben, daß auch dieser Tag ein **Martinstag** war, weil unmittelbar auf das Fest des heiligen Bischofes Martinus das Fest des gleichnamigen Papstes und Martyrers folgte. (J. E. Veith.)

Der mißrathene Sohn.

Ein christlicher Vater unterließ nichts, seinen Sohn christlich zu erziehen. Gute Beispiele, heilige Unterweisungen, heilsame Erinnerungen, Alles wendete er an. Allein ein böses Herz und sündhafte Leidenschaften gewannen über den Sohn die Oberhand. Mit jedem Tage machte er dem Vater durch neue Ausschweifungen neuen Verdruß. Der unglückliche Vater mußte sogar hören, und zwar auf eine Weise, daß er nicht mehr zweifeln konnte, der unmenschliche Sohn habe den Entschluß, ihn umzubringen, um seine Erbschaft desto früher zu erhalten und in der Freiheit zu leben. Die Nachricht durchdrang seine Seele mit gerechtem Schmerz. Er wollte nun das Aeußerste wagen, um dieses unmenschliche Herz zu rühren, und sagte eines Tages zum Sohne: „Mein Sohn! ich werde irgendwo hingehen; es wäre mir lieb, wenn du mich begleiten würdest.“ Der Sohn, vielleicht sein gräuliches Vorhaben auszuführen, fand sich bereitwillig und ging mit. Der Vater führte ihn unvermerkt an einen abgelegenen Ort und sehr tief in einen Wald hinein. Dann blieb er auf einmal stehen und sprach: „Ich habe gehört, mein Sohn! und bin ganz davon versichert, daß du entschlossen bist, mich zu ermorden. Hätte ich nun gleich Ursache, wider dich zu klagen, so bleibst du dennoch mein Sohn, und ich liebe dich noch. Hier wollte ich dir den Beweis meiner Zärtlichkeit liefern. Ich führte dich in diesen Wald, an einen abgelegenen Ort, wo wir allein sind, und wo von deinem Verbrechen Niemand eine Kenntniß bekommen kann. Sieh hier einen Dolch!“ fuhr er fort, indem er das Mordwerkzeug, welches er heimlich mit sich trug, hervorzog, — „ersättige nun deine Mordlust, führe dein ruchloses Vorhaben aus, tödte mich, weil du hierzu entschlossen bist! Ich werde dich wenigstens, wenn ich hier sterbe, vor der Strafe der weltlichen Obrigkeit retten. Dieß soll der letzte Beweis meiner zärtlichen Liebe gegen dich sein. So genieße ich wenigstens den Trost, dir dein Leben zu erhalten, da du mir das meinige nimmst.“ — Der Sohn, betroffen und erstaunt, konnte sich der Seufzer nicht erwehren. In Thränen zerfließend warf er sich dem Vater zu Füßen, bat ihn tausendmal um Verzeihung, und schwur ihm vor Gott, sein Betragen gegen den besten und zärtlichsten Vater zu ändern. Er hielt auch Wort; und so vielen Kummer und Verdruß er ihm zuvor verursacht hatte, so vielen Trost und so viele Freude machte er ihm von nun an. — Kinder! die ihr euch bisher wie immer wider die Liebe, wider die Ehrfurcht, wider den Gehorsam, die ihr euren Eltern schuldig seid, vergangen habet! gehet auch in euch und thuet ein Gleiches! (Zwickenpflug's Christenlehren, 5. Bd. S. 24.)

Fr. Wie versündigen sich Schüler gegen ihre Lehrer?

Antw. Durch Ungehorsam, Unaufmerksamkeit, Trotz, Rohheit und Undank.

Die Strafe des undankbaren Schülers.

Auf der Schule zu Pf. bei Naumburg riß die Unart ein, daß die jungen Leute Nachts großen Unfug trieben. Einer von den Lehrern gab sich die Mühe, dann und wann vom Schlafe aufzustehen und den unruhigen Nachtwandlern aufzulauern. Er hatte Manchen ertappt und ihn gehörig bestrafen lassen. Eines Tages war er etwas spät im Garten gewesen und kam, da es schon finster war, in den abgelegenen Gang, der zu seinem Schlafzimmer führte. Glücklicher Weise hatte er einen Stock in der Hand, mit dem er dicht vor seiner Zimmerthüre auf ein Fuchseisen (d. i. eine eiserne Falle, die man Füchsen legt, um sie zu fangen) trat, welches zusammenschlug und den Stock zerquetschte. Er selbst hatte nun

davon keinen weiteren Schaden, als den Schrecken, den ihm das Geräusch des Eisens verursacht hatte. Da indessen die Absicht, in welcher das Eisen gelegt worden war, so sichtbar keine andere gewesen sein konnte, als ihm die Beine zu zerschmettern, und dem guten Manne die nächtliche Aufsicht über die jungen Herumschweifer unmöglich zu machen, so wurden die strengsten Untersuchungen angestellt, den Thäter zu entdecken. Allein Alles war vergeblich. — Einige Jahre darauf erhielt eben dieser Lehrer von einem Menschen, der damals auf der Schule war, als jener boshafte Streich vorfiel und hernach Husar geworden war, einen Brief, in welchem sich dieser in den kräftigsten Ausdrücken von Reue und Wehmuth als den Urheber jenes schändlichen Versuches angab; denn es hatte ihn hierfür die göttliche Rache ereilt, indem ihm in der bekannten Schlacht bei Zorndorf durch Kartätschenkugeln die beiden Beine zerschmettert wurden, und ihm sonach gerade jenes Schicksal zu Theil ward, welches er früher seinem guten Lehrer zugedacht hatte. Unter Thränen bekannte er seine Schuld und bat tausendmal um Verzeihung, indem er zugleich den Wunsch ausdrückte, der gute Lehrer möge diesen Vorfall allen seinen Schülern öffentlich vorlesen, auf daß sie die Züchtigungen Gottes darin erkennen, die nicht selten undankbare Schüler zu erfahren haben. Der Unglückliche schloß seinen Brief mit den Worten: „Sobald ich meine Füße wieder gebrauchen kann, will ich zu Ihnen eilen und Sie auf meinen Knieen an jener Stelle um Vergebung bitten, wo ich die verworfenste That meines Lebens beschloß." Siehe, Schuljugend! so straft der Herr nicht selten undankbare Schüler! (Jugendbibliothek.)

Fr. Wie kann man sich gegen alte, ehrwürdige Leute versündigen?

Antw. Durch Verachtung und Spott, durch Necken und Mißhandeln, sowie auch durch Versagung der nöthigen Hilfe.

Die bestraften Spötter.

Als der Prophet Eliseus den Weg nach Bethel hinaufging, kamen kleine Knaben aus der Stadt, verspotteten ihn, höhnten seines Alters und sprachen: „Komm herauf, Kahlkopf! Komm herauf, Kahlkopf!" Da wandte er sich um, und sah sie, und fluchte ihnen im Namen des Herrn. Jetzt kamen zwei Bären aus dem Walde, und zerrissen zweiundvierzig dieser Knaben. (4. Kön. 2, 24.)

Fr. Wie versündigen sich die Dienstboten gegen ihre Herrschaft?

Antw. 1) Durch Ungehorsam, Trotz, mürrisches und feindseliges Betragen; 2) durch Trägheit, Naschhaftigkeit, Verschwendung und Veruntreuung; 3) durch Verleumdung, Klatschen und Austragen; 4) am Allermeisten aber dadurch, wenn sie die Kinder des Hauses Böses lehren, sie zum Bösen verführen, ihnen dazu behilflich sind oder dazu schweigen.

Fr. Wie versündigt man sich gegen die geistliche Obrigkeit?

Antw. 1) Wenn man die ihnen gebührende Ehrfurcht in Wort oder That verletzt oder ihr Ansehen durch üble Nachreden schwächt; 2) wenn man sich ihnen widersetzt, wodurch Spaltung und Aergerniß entstehen kann; 3) wenn man sich weigert, den schuldigen Beitrag zu ihrem Unterhalte und zur Besorgung des Gottesdienstes zu leisten.

Die verletzte Ehrerbietung.

Um das Jahr 1640 ereignete sich in einer Pfarrei des Kirchensprengels von Bisanz, einige Meilen von dieser Stadt, folgende Begebenheit, welche man durchgängig für eine Strafe des Himmels hielt, um die den Seelsorgern schuldige Ehrerbietung einzuschärfen. Zwei ausgelassene Bursche ärgerten die Gemeinde durch ihre Ausschweifungen schon längere Zeit hindurch. Der Pfarrer warnte ihre Väter, welche aber die Ermahnungen ihres Seelsorgers sehr übel aufnahmen; ja! einer hatte die Dreistigkeit, ihm zu sagen, er solle sich um sein Brevier bekümmern und sich in die Angelegenheiten fremder Familien nicht mischen. „Ich rede zu Euch als Seelsorger," antwortete der Pfarrer; „aber Ihr redet zu mir nicht als ein Christ. Habet Acht, daß Euch nicht Gott durch die Ausgelassenheit Eures Sohnes, die Ihr begünstiget, straft!" — Dieser Mann, anstatt die Ermahnung seines Hirten zu benützen, prahlte sich noch in der ganzen Pfarrei, daß er dem Pfarrherrn die Wahrheit derb gesagt habe; er werde sich's sobald nicht

mehr beikommen lassen, ihm Verweise zu geben. Es war am Samstag, und weil die Sache ruchbar geworden war, glaubte der Pfarrer der Klugheit gemäß zu thun, wenn er des andern Tags in der Predigt etwas Weniges über diesen Gegenstand einfließen ließe. Er that es mit vieler Mäßigung und Liebe und so im Allgemeinen, daß Niemand dadurch verletzt wurde. Nach der Pfarrmesse fuhr der, welcher des vorigen Tages die Erinnerung so übel aufgenommen hatte, in seinem alten Tone zu schmähen fort, und sagte, dieß sei die gewöhnliche Pfaffenrache, daß sie gegen Jene, denen sie zwischen vier Augen nichts anhaben könnten, in der Kirche losziehen; aber er frage nach solchem Gewäsche nichts. Die zwei Schwärmer brachten den übrigen Tag in der Schenke zu und machten es dem Pfarrer zum Trotze bunter als jemals. Aber Gott setzte diesem ärgerlichen Leben durch eine auffallende Bestrafung ein Ende. Als sich des andern Tags am Himmel ein Gewitter zusammenzog, liefen diese zwei Wildfänge mit andern zwei wohlerzogenen Knaben nach dem nahen Kirchthurme, um die Glocken zu läuten. Auf einmal that es einen so fürchterlichen Donnerschlag, daß alle vier vor Schrecken davonliefen. Aber es folgte ein zweiter Schlag, welcher die zwei Verächter guter Ermahnungen auf eine so auffallende Weise tödtete, daß sich an der göttlichen Strafe nicht zweifeln ließ. Nachdem der Blitz mehrere Umwege in dem Thurme gemacht hatte, folgte er den vier Flüchtlingen, welche die Stiege hinabeilten, nach, schonte den ersten und erschlug den zweiten, und ohne dem dritten einen Schaden zuzufügen, tödtete er den vierten; und die das Unglück hatten, getroffen zu werden, waren gerade die zwei ausgelassenen Buben. Jetzt nun fuhr der Blitz in die Kirche, worin sich die Mutter von einem der Erschlagenen befand, warf dieses Weib aus der Mitte der andern, ohne sie zu beschädigen, heraus und schleuderte es gegen die Kirchenmauer. Auf den Anblick einer so außerordentlichen Begebenheit erkannten Alle die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit, und die Väter kamen mit Thränen in den Augen, ihren Seelsorger um Verzeihung zu bitten. — „Wer euch verachtet, verachtet mich," spricht Christus der Herr von seinen Priestern. (Moral in Beisp.)

Verachte die Priester nicht!

In einem Pfarrdorfe des Bisthums Regensburg lebte eine Wittwe, Mutter von vier Kindern. Doch — sie verdient den schönen Namen „Mutter" nicht; denn nicht zufrieden, selbst ein ganz unchristliches Leben zu führen, ermunterte sie auch ihre beiden erwachsenen Töchter, Tanzplätze zu besuchen, damit sie so — wie sie zu sagen pflegte — Gelegenheit fänden, ihr Glück zu machen. — Der Ortskaplan, ein eifriger Seelsorger, der hiervon Kenntniß erhalten hatte, begab sich eines Tages in das Haus dieser Rabenmutter, verwies ihr in aller Liebe und Sanftmuth ihr unmütterliches Benehmen, und ermahnte sie mit allem Ernste und Nachdrucke zu einer christlichen Kindererziehung. — Doch diese Gottvergessene, anstatt eine solche evangelische Ermahnung mit gelehrigem und bereitwilligem Herzen anzuhören, übergoß den seeleneifrigen Priester mit einer Lauge von Schimpfworten, und drohte sogar, ihn aus dem Hause zu werfen, wenn er sie noch länger mit einer solchen ungewünschten Strafpredigt belästigen würde. Der Kaplan hörte ruhig und gelassen ihre Beschimpfungen an, und ging. Jedoch kehrte er, ehe er die Thürschwelle überschritt, sich noch einmal gegen die gewissenlose Mutter, und sprach zu ihr — mit aufgehobenem Zeigefinger — ernst und gemessen die Worte: „Nun! ich habe das Meinige gethan; Gott wird auch das Seinige thun!" Sprach's, schüttelte, wie Jesus für solche Häuser es anbefohlen hat, den Staub von den Füßen, und kehrte in's Pfarrhaus zurück. Wenige Tage vergehen; und sieh! plötzlich verfällt jene Mutter, bisher immer rüstig, und fester Gesundheit sich erfreuend, in eine sehr heftige Gliederkrankheit. Sie bedient sich ärztlicher Hilfe, und beobachtet auf's Genaueste die gegebenen Vorschriften; jedoch vergebens! die Lebenskraft ihrer Nerven und Glieder erstarrte, und es erfolgte eine gänzliche Lähmung ihres Körpers. — Und nun ist es bereits das sechszehnte Jahr, seitdem sie in diesem hilflosen Zustande sich

befindet und sie hat — den bisherigen Erfahrungen zu Folge — wohl auch keine Hoffnung, daraus errettet zu werden. — So erzählt ein geistliches Buch, welches im Monate Mai 1839 zu Regensburg gedruckt worden ist. — Ja! Gott hat an dieser Rabenmutter das Seinige gethan! und, meine lieben Christen! er thut es aller Orten auf eine oder die andere Weise an Allen, welche ihre Priester verachten, die Ermahnungen und Bitten ihrer Seelsorger nicht hören wollen, und ihnen mit Lügen, mit schimpflichen Nachreden und Trotz vergelten, statt sich zu bessern. (Jansa's Predigten.)

Fr. Wie versündigt man sich gegen die weltliche Obrigkeit?

Antw. 1) Durch Haß und Verachtung, 2) durch freches Tadeln und Lästern, 3) durch Verweigerung der schuldigen Abgaben, 4) durch Widersetzlichkeit und Empörung, 5) durch jede Art von Verrath oder Verschwörung gegen Fürst und Vaterland.

Murren wider die Obrigkeit.

Maria und Aaron redeten wider Moses seines Weibes wegen und sprachen: „Hat denn der Herr nur durch Moses geredet? Hat er nicht eben sowohl mit uns geredet?" Moses war der sanftmüthigste Mann unter allen Menschen auf Erden. Als der Herr das Murren hörte, sprach er zu Moses, Aaron und Maria: „Gehet hinaus ihr drei allein zum Tabernakel!" Als sie hineingingen, stieg der Herr in der Wolkensäule herab, stand am Eingange des Tabernakels und rief dem Aaron und der Maria. Sie kamen näher und der Herr sprach zu ihnen: „Höret meine Worte! Wenn Jemand ein Prophet des Herrn unter euch sein wird, so werde ich ihm in einem Gesichte erscheinen und im Traume zu ihm reden; aber nicht so mit meinem Diener Moses, welcher der Treueste in meinem ganzen Hause ist; denn mit ihm rede ich von Mund zu Mund; er sieht den Herrn offenbar, und nicht durch Räthsel oder Bilder. Warum habet ihr euch denn nicht gefürchtet, wider meinen Diener Moses zu reden?" Darauf wandte er sich zürnend von ihnen weg. Und sieh! Maria war vom Aussatze so weiß, wie Schnee. Da Aaron dieß sah, sprach er zu Moses: „Ich bitte, mein Herr! lade uns die Sünde nicht auf, die wir thörichter Weise begangen haben! Laß doch diese nicht einem Todten gleich werden! sieh! ihr halbes Fleisch ist vom Aussatze gefressen." Moses rief zum Herrn: „Gott! ich bitte, heile sie!" Der Herr antwortete: „Wenn ihr Vater ihr in's Angesicht gespieen hätte, müßte sie sich dann nicht wenigstens sieben Tage lang schämen? Man sondere sie auf sieben Tage vom Lager ab! Hernach werde sie zurückberufen." Das geschah also. (4. Mos. Kap. 12.)

Empörung wider die Obrigkeit.

Core, aus dem Stamme Levi, nebst Dathan und Abiron, aus dem Stamme Ruben, empörten sich wider Moses und Aaron; zweihundertfünfzig andere ansehnliche Männer aus den Kindern Israels nahmen Theil an dieser Empörung. Alle diese traten wider Moses und Aaron zusammen und sprachen: „Die ganze Gemeinde ist heilig; warum erhebet ihr euch über das Volk des Herrn?" Sie wollten damit sagen, wie eben auch heut zu Tage die sogenannten Männer des Volkes schreien: „Nicht nur ihr seid heilig und unverletzlich, souverän, auch das Volk ist es; darum habet ihr kein Recht, über das Volk zu herrschen, das Volk ist mündig und herrscht nun selbst." — Als Moses diese Rede hörte, fiel er auf sein Angesicht; darnach sprach er zu Core und seinem Anhange: „Morgen früh wird der Herr kund thun, wer ihm angehöre. Diejenigen, die er erwählt hat, werden ihm nahen. Ihr erhebet euch zu viel, ihr Kinder Levi! . . ." Moses ließ auch den Dathan und Abiron zu sich rufen; allein diese antworteten: „Wir kommen nicht; war es noch zu wenig, daß uns Moses aus einem Lande geführt hat, welches von Milch und Honig floß, um uns in der Wüste aufzureiben? Will er auch noch, daß wir blind seien? Wir kommen nicht!" Da ward Moses sehr zornig; und der Herr sprach zu Moses und Aaron: „Entfernet euch von dieser Rotte,

damit ich sie plötzlich vertilge!" Da fielen Moses und Aaron auf ihr Angesicht und sprachen: „Du allerstärkster Gott, der du Allen das Leben gibst! soll denn dein Zorn wegen der Sünde eines Einzigen über uns Alle kommen?" Und der Herr sprach zu Moses: „Gebiete dem ganzen Volke, daß es sich von den Zelten des Core, Dathan und Abiron entferne!" — Moses gebot: „Entfernet euch von den Gezelten dieser Gottlosen!" — Da entfernte sich das Volk; Dathan und Abiron aber stellten sich mit ihren Weibern und Kindern sammt all den Ihrigen an den Eingang ihrer Zelte. Moses sprach: „Wenn diese eines natürlichen Todes sterben, so hat mich der Herr nicht gesandt." — Kaum hatte er dieses gesagt, da zerriß die Erde unter ihren Füßen und verschlang sie mit ihren Zelten und mit Allem, was sie hatten; sie fuhren lebendig in den Abgrund. Alle ringsum flohen vor dem Geschreie der zu Grunde Gehenden und sprachen: „O, daß nicht auch uns die Erde verschlinge!" — Zu gleicher Zeit ging Feuer von dem Herrn aus und tödtete die zweihundertundfünfzig Mann, welche es mit den Empörern hielten. — Des folgenden Tages murrte das ganze Volk wider Moses und Aaron und sprach: „Ihr habet das Volk des Herrn umgebracht!" Als der Aufruhr immer größer ward, flohen Moses und Aaron zum Tabernakel. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn, und der Herr sprach zu Moses: „Entfernet euch von dieser Menge! auch diese will ich jetzt vertilgen." — Moses und Aaron fielen zur Erde, und Moses sprach zu Aaron: „Nimm das Rauchfaß und eile zum Volke, für dasselbe zu beten! Der Zorn des Herrn ist über sie gekommen, die Plage wüthet schon. Aaron lief mit dem Rauchfasse mitten unter die Gemeinde, die der Brand schon verwüstete, und opferte Rauchwerk. Er stand zwischen den Todten und den Lebendigen, bat für das Volk, und die Plage hörte auf. Es waren aber schon vierzehntausend siebenhundert umgekommen zum ewigen Wahrzeichen für Alle, die sich wider die von Gott gesetzte Obrigkeit auflehnen! (4. Mos. Kap. 16.) — Da war an keine Amnestie zu denken; die Schuldigen mußten fallen. Auch heut zu Tage ist die Hand Gottes nicht kürzer und seine Macht nicht schwächer geworden. Haben wir Acht, daß wir es nicht mit den Verachtern und Tadlern der Obrigkeit halten, die in unsern Tagen so gewaltig wühlen und verführen! Der höchste König im Himmel kennt keine Amnestie, wie sie von radikalen Blättern und Zeitungsschreibern gewünscht und verlangt wird!

II. Die Strafen, welche die Uebertreter des vierten Gebotes treffen.

Fr. Was haben die Kinder zu erwarten, die ihre Pflichten gegen die Eltern nicht erfüllen?

Antw. In diesem Leben den Fluch Gottes sammt Schmach und Schande, im andern Leben die ewige Verdammniß. „Verflucht sei, wer seinen Vater und seine Mutter nicht ehrt, und alles Volk soll sagen: Amen!" (5. Mos. 27, 16.)

Erläuterung. Je größer das Verbrechen, desto größer muß auch die Strafe sein. Nun aber kann es wohl auf Erden für Kinder kein größeres Verbrechen geben, als wenn sie gegen die größten Wohlthäter, die sie auf dieser Welt besitzen, gegen die wohlmeinendsten und liebevollsten Rathgeber, die sie je finden können, undankbar, ungehorsam und lieblos sind. Es ist dieß ein Vergehen gegen Gott und gegen die Natur. Darum finden wir aber auch in der heil. Schrift, wie im Leben, gar viele warnende Beispiele, in denen wir die göttlichen Strafgerichte erkennen müssen.

Biblische Beispiele.

Schon im alten Testamente wurden die Kinder von Gott entsetzlich bestraft, welche die kindlichen Pflichten gegen ihre Eltern außer Acht ließen. Ja! Gott selbst ließ durch Moses (5. Buch 21, 18—21.) folgendes Gesetz geben: „Wenn Jemand einen muthwilligen und ungehorsamen Sohn hat, einen Sohn, der seines Vaters und seiner Mutter Stimme nicht hört, sondern sie verachtet, wenn sie ihn gezüchtiget haben, so sollen ihn Vater und Mutter nehmen und zu den Aeltesten der Stadt führen und zu den Pforten des Gerichtes! Alsdann sollen sie vor den Aeltesten der Stadt ihre Klagen vorbringen und sagen: Dieser unser

Sohn ist muthwillig und ungehorsam und verachtet unsere Ermahnungen und lebt in Schwelgerei, Unkeuschheit und Völlerei. Der Ungerathene soll sterben, und es sollen ihn steinigen Alle, die in der Stadt sind, um den Bösewicht zu entfernen, auf daß ganz Israel es höre und sich fürchte!" — Wie wir gesehen haben, daß Gott gute und fromme Kinder meistens mit einem langen und glücklichen Leben oder mit einem glückseligen Tod segne, so finden wir auch hingegen, daß er gottlose und ungehorsame Kinder mit einem baldigen oder gewaltsamen Tode oder wenigstens mit einem ganz unglückseligen Leben strafe. Die Söhne Heli's, Ophni und Phinees, fielen in der Schlacht. (1. Kön. 2, 34. 4, 11.) Cham, der ungerathene Sohn, spottete der Blöße seines Vaters; dafür traf ihn der Fluch des Vaters; und siehe! auch Gott verließ ihn, und Cham wurde der Vater der Heiden. Ein besonders warnendes Beispiel für Kinder aber ist

der gottlose Absolon.

Dieser entartete Sohn widersetzte sich seinem Vater David, suchte das Volk mit ihm unzufrieden zu machen, ergriff die Waffen gegen ihn, um sich, sei es auch durch die Leiche seines Vaters, auf dessen Thron zu erschwingen. David mußte eilends aus Jerusalem fliehen, wie der Aermste seiner Unterthanen viele Stunden Weges zu Fuße gehen, und froh sein, wenn er nur etwas von ihnen zu essen bekam. Er weinte, sagt die heilige Schrift, als er den Oelberg hinaufstieg, sein Haupt war verhüllt, und er ging barfuß. Alles weinte mit ihm. Absolon zog nun in Jerusalem ein; ja! um das Maß seiner Verbrechen voll zu machen, verfolgte er seinen Vater. Allein plötzlich brach das Strafgericht Gottes über ihn aus. Indem er mit dem Pferde unter einem Eichbaume einhersprengte, blieb er, während das Roß unter ihm wegrannte, mit seinen langen Haaren an einer Eiche hängen, den schrecklichen Vorwürfen seines Gewissens überlassen, — wurde von Joab mit einer dreifachen Lanze jämmerlich durchbohrt, allen Ungehorsamen zum bleibenden Strafdenkmale. — Die Heiden, sagt der Apostel, waren ihren Eltern ungehorsam; darum überließ sie Gott ihrem verkehrten Sinne. (Röm. 1, 28—30.)

Die kurze Herrlichkeit.

Der Kaliph Montasser hatte seinen Vater, um dessen Thron besteigen zu können, ermorden lassen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung nahm der neue König die in dem Palaste sich befindlichen Vorräthe in Augenschein. — Unter den prächtigen persischen Tapeten, die ihm gezeigt wurden, zog eine, die durch ihre herrlichen Stickereien sich vor Allen auszeichnete, vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kaliphen auf sich. Man erblickte darauf einen schönen Jüngling, zu Pferde sitzend, mit einer Krone auf dem Haupte und im Kreise um ihn her mehrere persische Buchstaben. Montasser, der nicht persisch verstand, ließ einen dieser Sprache Kundigen rufen und fragte ihn um die Bedeutung dieser Schrift. Der Herbeigerufene las, erblaßte und sagte: es wäre bloß der Anfang eines ganz unbedeutenden, alten persischen Volksliedes. Aber der Kaliph ließ sich nicht täuschen; er hatte das Erblassen des Lesenden bemerkt. Mit harten Worten fuhr er ihn an und drohte ihm mit schwerer Strafe, wenn er ihm nicht sogleich den Sinn der Schrift aufschlöße. Jener las: „Ich bin Schirouyeh, Chosrous Sohn, der seinen Vater erschlug, um eine Krone zu erhalten, die ich nur sechs Monate getragen habe." — Für Montasser waren diese Worte ein Donnerschlag. Noch an demselben Abend ward er von einem Fieber ergriffen, starb nach einigen Tagen und hatte also nach Ermordung seines Vaters bis auf den Tag, wo er selbst krank darniedersank, gerade drei Tage geherrscht.

Pharoald II., Herzog von Spoleto, lebte seinem herrschsüchtigen Sohne Trasamund zu lange. Dieser, uneingedenk des auf dem rauchenden Sinai unter Donner und Blitz gegebenen göttlichen Gebotes: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden!" empörte sich gegen den

Urheber seiner Tage, behielt die Oberhand in dem Aufruhr, und zwang seinen Vater, die Regierung niederzulegen und in ein Kloster zu gehen. Mit dem nämlichen Maße, mit welchem er seinem Vater ausmaß, ward ihm bald ebenfalls vorgemessen. Er wurde von Luitprand, König der Longobarden, überwunden und gezwungen, gleichfalls in ein Kloster zu gehen. (Stolberg's Religionsgeschichte, 20. Bd. S. 129. u. 23. Bd. S. 243 u. 244.)

Der Jüngling mit den grauen Haaren.

Der heil. Bernardin, dieser große Redner des fünfzehnten Jahrhunderts, erzählt uns in einer Predigt folgende merkwürdige Geschichte: „In Spanien, unweit Valencia, war ein Jüngling seinen Eltern sehr ungehorsam und in Allem ungemein widerspenstig. Er gesellte sich bald zu einer bösen Rotte und ward ein Räuber. Nachdem er viel Raub und Mord verübt hatte, fiel er in die Hände der Gerechtigkeit. Er ward gehängt. Kaum hatte er seine Seele ausgehaucht, so waren seine Haare eisgrau. Alle, die solches sahen, verwunderten sich; sie begriffen nicht, wie solches einem Jünglinge von achtzehn Jahren begegnen konnte. Man berief den Bischof, daß er solches deuten möchte. Nachdem dieser sein Gebet verrichtet hatte, sagte er: „Gott wollte anzeigen, daß dieser Jüngling ein hohes Alter erreicht hätte; weil er aber gegen seine Eltern so unehrerbietig und ungehorsam war, so habe Gott deßhalb sein Leben abgekürzt." (S. Bernardin. Senens. Tom. 2. serm. 17. in dom. 2. Quadrag.)

Die zwei Pistolen.

Ein Kaufmann mußte oft verreisen. Da nahm er immer zwei geladene Pistolen mit sich. Wenn er zurückkam, schoß er sie entweder in die Luft los, oder er zog die Ladung heraus, damit sich Niemand dadurch Schaden thun konnte. Indessen verbot er seinen zwei Knaben oft, daß sie selbe nicht in die Hand nehmen sollen. Einmal, da er wieder von einer Reise zurückkam, ließ er die Pistolen geladen, weil er nach einigen Tagen schon wieder fortreisen wollte. Des andern Tages, da der Vater nicht zu Hause war, kamen beide Knaben in das Zimmer, wo die Pistolen waren. Sie nahmen selbe, stellten sich gegeneinander, und exerzirten damit, in der Meinung, daß sie nicht geladen seien. Sie spannten, zielten aufeinander, drückten los, und fielen beide, zu gleicher Zeit getroffen, zur Erde nieder. — So straft Gott gar häufig Kinder, die ihren Eltern ungehorsam sind.

Die Vergeltung.

Im Mai des Jahres 1790 wurde im Landgerichtsbezirke Babum in Westphalen ein gerichtlicher Verkauf aller Sachen eines Bauers gehalten, der zwar einen großen Hof besessen hatte, aber doch in Verfall und endlich in Gant gerathen war.

Am Tage des Verkaufs war eine große Hitze, und die Stube des Bauers war auch zu eng, um die Leute alle zu fassen, welche sich des Kaufens wegen eingefunden hatten. Um freier zu sein, fand der Landgerichtscommissär, dem der Verkauf aufgetragen war, für gut, den Verkauf unter freiem Himmel zu halten, und suchte deßwegen im weitläufigen Hof eine Stelle aus, wo kühler Schatten war. Dorthin brachte man den Tisch und die Stühle. Es war unter einem dichtbelaubten Baume. Daselbst wurde das Protokoll gemacht und der Gerichtsdiener schleppte alles zu verkaufende Geräthe auf diesen Platz.

Als man ungefähr eine halbe Stunde mit dem Verkaufen fortgefahren hatte, bemerkte der Commissär, daß die Bauern, welche theils dem Verkaufe zusahen, theils selbst mitkauften, die Köpfe zusammensteckten, sich allerlei zuflüsterten und zum Theil auch sonst Zeichen einer großen, ernstlichen Verwunderung gaben.

Der Commissär fragte um die Ursache und konnte anfänglich nicht sogleich Aufklärung erhalten. Endlich nahm ein bejahrter Mann das Wort und sagte: „Herr Commissär! es fällt uns, da Sie eben hier so mit dem Gerichtsschreiber

unter diesem Baume sitzen, ein, daß nun gerade vor fünfzehn Jahren eben eine solche Handlung, auf eben der Stelle, unter eben diesem Baume, in eben diesem Monate, mit eben diesen Umständen vorgegangen ist, und allerlei Geräthe eben dieses Hauses verkauft worden sind. Der jetzige Bauer trat damals seinen Hof an. Seine Mutter hatte als Wittwe wieder geheirathet; und da sie mit ihrem ersten Manne einen Sohn, den jetzigen Bauer, hatte, welchem der Hof zukam, so mußte sie bei ihrer zweiten Heirath ein Inventar aufnehmen lassen, um Alles ihrem Sohne bei seiner Großjährigkeit gehörig zu überliefern. — Als aber dieser ihr Sohn, der jetzige Bauer, vor fünfzehn Jahren den Hof antrat, mangelte Vieles, was im Inventar aufgezeichnet war, weil seine Mutter in ihrer zweiten Ehe mancherlei Unglücksfälle erlitten hatte. Ihr Sohn wollte durchaus keinen Schaden leiden, sondern Alles ersetzt haben, und war unbarmherzig genug, die Sache soweit zu treiben, daß Alles, was zum Leibgedinge seiner Mutter gehörte oder von ihrem zweiten Manne herrührte, der in dieser Zeit gestorben war, verkauft werden mußte. Da half kein Bitten, kein Flehen von Seiten seiner armen, trostlosen Mutter. Selbst die Kleidungsstücke und das Bett, worauf sie schlief, wurden verkauft. Wir übrigen Dorfbewohner hatten nach Christenpflicht Mitleid mit der unglücklichen Mutter und Wittwe. Indessen war ein Stiefsohn von ihr, den ihr ihr erster Mann als Wittwer zugebracht hatte, doch so mitleidig und edeldenkend, daß er, obgleich er nur als Knecht bei mir diente, mit seinem ersparten Gelde die nöthigsten Kleidungsstücke und das Bett an sich kaufte und der Frau schenkte. — Nun ist uns, indem wir das, was heute vorgeht, so ansehen und anhören, eingefallen, ob sich nicht der Bauer an seiner Mutter schrecklich versündigt habe, und ob wohl nicht die gegenwärtige Gant und der Verkauf, woran vor einem Jahre noch Niemand gedacht haben würde, eine gerechte Vergeltung dafür von Gott wäre. Denn es trifft jetzt gerade Alles so ein, wie er sich unverantwortlich gegen seine leibliche Mutter betrug." —

Was dieser Mann sagte, wurde von den Andern bekräftigt. Selbst der Gerichtsdiener wußte sich jener Umstände noch genau zu erinnern und stimmte der Aussage in allen Punkten bei.

Es ist eine höchst betrübende Erfahrung, daß erwachsene Söhne und Töchter, besonders wenn sie selbstständig geworden, und Familienväter oder Mütter sind, oft so rücksichtslos gegen ihre ergrauten Eltern handeln, ihnen kaum den dürftigsten Lebensunterhalt gönnen, und selbst das gerichtlich Ausgemachte nicht verabfolgen lassen, ja sogar das Wenige, was sich Eltern noch vorbehalten, mit schonungsloser Habgier und Unbarmherzigkeit an sich ziehen. Die Thoren! — als ob sie auf solche Weise sich bereichern könnten! Sie berauben sich dadurch des göttlichen Segens und ziehen sich das Gericht der gerechten Vergeltung zu, nach den Worten des Herrn: „Mit dem Maße, womit ihr ausmesset, wird euch wieder eingemessen werden." (Aehrenlese.)

Die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit.

Ein junger Mann verunglückte auf einer Reise dadurch, daß er vom Wagen fiel und am rechten Fuße eine äußerst gefährliche Verletzung erlitt. Dieselbe war so bedeutend, daß ihm nach einigen Tagen der Fuß abgenommen werden mußte. Einer seiner Freunde bezeugte dem Unglücklichen das tiefste und aufrichtigste Beileid und sprach sich mürrisch und ungehalten aus über Gottes Vorsehung, die es zugeben könne, daß den Menschen ein so fürchterliches Schicksal treffe. Da antwortete ihm der schwer Geprüfte: „Versündige dich nicht, mein Freund! gegen Gott, den Allgerechten! Denn sieh! gerade mit diesem Fuße, den ich verlor, stieß ich einst in meinem jugendlichen Jähzorn und Uebermuth gegen meine gute Mutter, die vor Gram darüber in Thränen zerfloß und einen Blick der Wehmuth zum Himmel sandte. Der gerechte Gott im Himmel hat diesen wehmüthigen Blick verstanden; und darum schickte er mir die wohlverdiente Strafe seiner ewigen Gerechtigkeit — für meinen gottlosen Frevel zurück." — Jugendliche Seele! schreibe dir tief in's Herz das Gebot deines Herrn

und Gottes: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir gut gehe auf Erden und du lange lebest!"

Die Hand des Herrn.

Wenn wir so oft wahrnehmen, wie das frevelnde Laster die Strafgerichte Gottes gleichsam mit lauter Stimme über sich herabruft, so möchte uns manchmal, wie einst die Jünger des Herrn, da sie Feuer vom Himmel verlangten, Unmuth bewältigen. Die göttliche Langmuth will aber nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe und sich bekehre. Jedoch fehlt es nicht an tausend Beispielen, wo die Hand des Herrn, wie der zuckende Blitz aus undurchsichtiger Wolke, auf das frevelbelastete Haupt des Bösewichts herniederzufahren scheint. Folgende wahre Begebenheit mag zum Beispiele davon dienen!

In einer Pfarrei des gebirgigen Allgäus lebte vor etlichen Jahren ein armer Greis mit seinem noch einzigen, schon herangewachsenen Sohne. Er bewohnte eine arme Hütte am Ende des Dorfes, und nährte sich kümmerlich, aber redlich von dem, was seine zitternden Hände noch gewinnen konnten, oder was gutherzige Nachbarn ihm darreichten. Sein Sohn war, frühzeitig durch schlechte Gesellschaft verführt, ein ganz grundverdorbener Mensch, der, nur dem Müssiggange und liederlichen Leben nachhängend, der Thränen und Bitten des alten Mannes spottete, ja! so gottvergessen war, daß er ihn am Ende täglich mit den fürchterlichsten Fluch- und Drohworten überhäufte und zuletzt — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben, — seinen eigenen Vater sogar thätlich mißhandelte. Der unglückliche Greis hielt diese Behandlung von Seite des unnatürlichen Sohnes nicht lange aus; er erlag ihr und dem Seelenkummer über solche Verworfenheit. Ach! er konnte ja nicht einmal seinen Nachbarn, die theilnehmend ihn zu besuchen kamen, sein Leid klagen, aus Furcht, wenn sein Sohn etwas erführe, erneute Mißbilden erdulden zu müssen. Da kam der einzig wahre Trost in die Hütte und in das Herz des Unglücklichen; das Glöcklein schellte und heran schritt der Herr Pfarrer mit dem hochheiligen Sakramente. Nachdem die heilige Handlung vorüber war, legte der Priester sein kirchliches Gewand ab und setzte sich noch eine Weile nieder auf den hölzernen Stuhl neben dem Bette des nun Ueberglücklichen, da ja sein Heiland und Tröster bei ihm eingekehrt war. „O! Sie können," sprach jetzt der Kranke mit zitternder Stimme, „mir noch zu meinem letzten Wunsche verhilflich sein; ich möchte nur ruhig sterben können!" Auf die Frage, was er noch auf dem Herzen habe, erzählte der Greis unter einem Strome von Thränen, welche schreckliche Mißhandlung sein entarteter Sohn ihm täglich bereite. „Gehen Sie doch, hochwürdiger Herr Pfarrer!" bat er dann mit aufgehobenen, kalten Händen, „zum Landgerichte, daß mein Sohn die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, dort bewahrt werde, bis ich meine Augen geschlossen habe." In der tiefsten Seele erschüttert ob solcher Verworfenheit drückte der Priester dem Alten die Hand und versprach ihm, sogleich seinen Wunsch in's Werk zu setzen. Er fuhr nun geradezu nach dem Sitze des Landgerichts, und erzählte dem Vorstande die Unthat und den Wunsch des Sterbenden. Der entartete Bösewicht wird sogleich verhaftet, und da er lügnerisch vorgibt, daß er an den Füßen leide und darum den Weg von 3 Stunden nicht machen könne, so wird er auf einen Wagen gesetzt, und die Pferde traben, wie empört über die unnatürliche Last, schnaubend dem Landgerichtssitze zu. Man ist am Ziele und fährt schon in den Hof des Gebäudes ein; der Frevler erhebt sich und springt höhnisch, seine Führer verlachend, in Einem Sprunge aufrecht auf den Boden — steht — stürzt um, und — ist eine Leiche. — „Das hat die Hand des Herrn gethan!" flüsterte es in den Herzen der tiefst erschütterten Umstehenden, und ringsum in weiten Kreisen machte dieses Gottesgericht den ergreifendsten Eindruck.

„Ein Auge, das seinen Vater verachtet und seine Mutter verspottet, sollen die Raben an den Bächen aushacken und die jungen Adler sollen es fressen!" (Tafrathshofer.)

* Die Züchtigungen Gottes für Ungehorsam, Widersetzlichkeit und Rohheit gegen

geistliche und weltliche Obrigkeiten, gegen Lehrer und alte Leute sind schon oben in Nr. I. durch Beispiele nachgewiesen worden.

Texte ad I. und II.: Die Versündigungen gegen das vierte Gebot und die Strafen dafür.

a) Aus der heil. Schrift. „Wer Vater oder Mutter schlägt, soll sterben; wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, der soll sterben!" (2. Mos. 21, 15—17.) „Wer seinen Vater betrübt und seiner Mutter flucht, der ist ein schändlicher und unglückseliger Mensch." (Ebend. 20, 9.) „Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, dessen Leuchte wird in Mitte der Finsterniß ausgelöscht." (Sprüchw. 30, 20.) „Ein Auge, das seinen Vater verhöhnt und schief auf seine Mutter blickt, sollen die Raben aushacken und die jungen Adler fressen." (Ebend. V. 17.) „Verflucht sei, wer seinen Vater und seine Mutter nicht ehrt, und alles Volk soll sagen: Amen!" (5. Mos. 27, 16.) „Gedenke deines Vaters und deiner Mutter, auf daß nicht etwa Gott deiner vergesse, und du lieber nicht geboren zu sein wünschest und den Tag deiner Geburt verfluchest!" (Sir. 23, 18. 19.) „Der Herr weiß die Ungerechten auf den Tag des Gerichtes zur Strafe aufzubewahren, vorzüglich aber diejenigen, welche die Obrigkeit verachten, und in ihrer Tollkühnheit und Selbstgefälligkeit sich nicht fürchten, Spaltungen einzuführen und zu lästern. Diese locken an sich die leichtfertigen Seelen; sie verheißen ihnen Freiheit, da sie doch selbst Knechte des Verderbens sind." (2. Petr. 2.) „Wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes, und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammniß zu." (Röm. 13, 2—3.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wer das Antlitz seiner Eltern mit mürrischem Blicke verachtet und mit stolzen Augen die kindliche Liebe verletzt, verdient, blind zu werden." (S. Hieronym. Epist. de honorandis parent. in append.) „Wenn Gott am Tage des Gerichtes so strenge sein wird gegen Jene, welche Fremden keine Werke der Liebe erwiesen haben, wie viel mehr wird er es sein gegen Jene, welche lieblos gegen ihre eigenen Eltern waren!" (S. Bernardin. Senens. Serm. 17. tom. 2.) „Wie die Erfahrung lehrt, so geschieht es oft nach einem gerechten Gerichte Gottes, daß diejenigen, welche ihren Eltern nicht gehorchen, gleichfalls lauter ungehorsame Kinder haben." (Cornel. a Lapide.)

V. Gebot Gottes:

„Du sollst nicht tödten!"

A. Was im fünften Gebote befohlen wird.

XXXI. Christliche Lehre.

Von der Sorgfalt für Leib und Seele.

Fr. Was fordert das fünfte Gebot von uns?

Antw. Daß wir das natürliche und übernatürliche Leben an uns und an dem Nächsten zu erhalten und zu fördern suchen.

Erläuterung. Durch das vierte Gebot wollte Gott das Glück der Familien und Gesellschaften begründen; darum wurde den Vorgesetzten und Untergebenen befohlen, nur für einander zu leben; in den sechs nunmehr folgenden Geboten hingegen wird Alles das untersagt, was dieses Glück stören und diese schöne Ordnung in Familien und Staaten trüben könnte. Unter allen Gütern der Erde ist aber das Leben des Leibes und der Seele das erste und vorzüglichste; darum beginnt nun auch Gott, der ewige Gesetzgeber, damit, dieses Leben zu schützen; dieß ist der Gegenstand des fünften Gebotes. Dadurch, daß Gott spricht: „Du sollst nicht tödten!" gewährt er göttlichen Schutz für unsere Lebenstage, für die des Kindes, das noch nicht geboren ist, für die des Armen, den man verachtet, des Schwachen und Wehrlosen ohne Waffe und Stütze, und aller Menschen ohne Unterschied, legt uns aber auch zugleich die heilige Pflicht auf, das natürliche und übernatürliche Leben in uns und Andern zu erhalten und zu fördern.

Fr. Wie sollen wir das übernatürliche Leben, d. h. das Leben der Seele, in uns erhalten und befördern?

Antw. Dadurch, daß wir unserer Seele durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch frommes Gebet und durch Betrachtung jene höhere Nahrung reichen, ohne welche sie ihr

übernatürliches Leben verlieren müßte, und Alles das vermeiden, was unserer Seele Tod und Verderben bringen könnte.

Erläuterung. Das Leben der Seele muß unsere erste und vorzüglichste Sorge sein; denn was hilft uns das Leben des Leibes, wenn die Seele todt ist? „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" (Matth. 16, 26.) Darum müssen wir auch Alles anwenden, wodurch wir unsere Seele retten; hingegen Alles vermeiden, wodurch wir sie tödten könnten.

Der heilige Augustin.

Die hohe Wichtigkeit des übernatürlichen Lebens erkannte mit allen Heiligen und frommen Christen ganz besonders der heil. Augustin. In einer seiner Homilien schreibt er eben deßhalb: „Was wird dir das nützen, was du nur eine Zeit lang liebest? Entweder wirst du ihm, oder es wird dir entzogen. Wirst du entzogen sein, so verliert sich die Liebe selbst; wird jenes entzogen sein, so verliert sich, was du geliebt hast. Wo also entweder der Liebhaber verloren geht oder das, was geliebt wird, da soll man gar nicht lieben. Was sollen wir nun aber lieben? Antwort: Das, was in Ewigkeit uns bleibt; und dieß ist unsere Seele.... Wenn du für deinen Leib, wenn du für dieses Leben hundert Meilen weit läufst, wie viele Meilen weit sollst du nicht laufen um deiner Seele willen und wegen des ewigen Lebens! Wenn du dich beeilest, wenige Tage, die noch dazu ungewiß sind, zu gewinnen, und wenn man wegen des Gewinnes so weniger Tage so sehr lauft (denn auch bis zum höchsten Greisenalter sind nur wenige Tage), wie soll man nicht laufen um des ewigen Lebens willen! Mit Recht sagt darum der weise Sirach (30, 24.): „Erbarme dich deiner Seele, um Gott zu gefallen!" (S. August. Homil. 37. inter. 50.) Dieß erkennend, haben schon so viele fromme Christen das Leben des Leibes hingeopfert, um das Leben der Seele zu retten.

Werth des übernatürlichen Lebens.

Thomas Morus, jener charakterfeste und fromme Reichskanzler unter Heinrich VIII. von England, wurde wegen seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben in's Gefängniß geworfen. Seine Frau besuchte ihn und beschwor ihn unter den wehmüthigsten und rührendsten Ausdrücken, er möchte doch einer Gattin, die ihn innig liebe und verehre, Kindern, denen er unentbehrlich sei, seinem Vaterlande, seinem Glücke, seinem Leben in der schönsten Blüthe des Mannesalters nicht so schnöde entsagen. Da fragte sie Morus, wie lange er, ihrem Dafürhalten nach, wohl noch leben könne. „Wenigstens zwanzig, wo nicht dreißig Jahre," entgegnete die tiefbetrübte Gattin. „Und für das Leben von zwanzig bis dreißig Jahren," erwiderte Morus, „für eine so kurze Spanne Zeit soll ich das ewige Leben opfern? Nimmermehr!"

Auf ähnliche Weise sprach auch jener große Papst zu einem Könige, dem er etwas abschlug, das er ihm ohne Nachtheil für seine eigene Seele nicht hätte gewähren können, die merkwürdigen Worte: „Wenn ich zwei Seelen hätte, so könnte ich, um mich Euch gefällig zu zeigen, allenfalls Eine daran wagen. Da ich aber nur Eine Seele habe, so wird mich nichts auf der Welt bewegen, sie der Gefahr des Untergangs auszusetzen." — Ja! lerne selbst von dem Teufel, welche Sorgfalt du für deine Seele haben sollst! Fürwahr! muß man nicht darüber erstaunen, daß der Teufel sich mehr Mühe gibt, unsere Seele zu verderben, als wir uns geben, sie zu retten? „Welche Unsinnigkeit!" spricht ein geistlicher Lehrer, „du hältst deine Seele nicht für werth, daß du für sie sorgest, während der Teufel so viel Gewicht auf sie legt, daß ihm keine Anstrengung, durch die er sie bekommen könnte, zu groß ist!" Welche Schande für dich! Denn unterlassest du, für deine Seele zu sorgen, so schätzest du sie geringer, als der Teufel sie schätzt! (Zwickenpfl. Christenl. 5. Bd. S. 231.)

Die Sorgfalt für das Leben und die Wohlfahrt unserer Seele hindert uns indeß nicht, auch für den Leib besorgt zu sein, der die Wohnung und das Werkzeug der Seele ist und die hohe Bestimmung hat, einst am Tage der allgemeinen

Auferstehung sich wieder mit der Seele zu vereinigen und an der ewigen Verherrlichung Theil zu nehmen. „Der Leib," sagt ein christlicher Lehrer, „ist die Zelle, und die Seele ist der Einsiedler, der in dieser Zelle wohnt, um daselbst Gott zu dienen. Fällt die Zelle zusammen, so fehlt es der Seele am Obdach. So wenig der Mensch ohne Wohnung bestehen kann, eben so wenig auch die Seele ohne den Leib." Darum ist die Sorge für das Leben und die Gesundheit des Leibes die zweite Pflicht, die uns durch das fünfte Gebot auferlegt wird. In einem gesunden Leibe soll eine gesunde Seele wohnen.

Das Adlernest.

Ein Jäger durchstreifte mit seinem Knaben mehrmals ein nahes Felsengebirge. Hier befand sich in einer weiten Kluft das Nest eines Adlers. Der Knabe bat seinen Vater, er möchte ihm erlauben, das Nest in der Nähe zu betrachten. „Nicht doch, mein Sohn!" sprach der Vater „die Befriedigung deiner Neugierde würde dir übel bekommen; denn der Adler bewahrt sein Ei mit gar zärtlicher Sorgfalt, und wehe dem, der es wagen wollte, sich demselben zu nahen oder das Ei zu verletzen." Nach einiger Zeit aber fanden sie das Nest leer, und der Vater trat mit dem Knaben hinzu, und dieser betrachtete es nun von allen Seiten. Es war gebaut aus künstlich verflochtenen Stäben und Ruthen, und durch Schilf und mancherlei Zweige wie mit Bindfaden zusammengefügt. In der Mitte des Nestes aber lag die zerbrochene Schale eines Adlereies.

„Aber sieh nur, mein Vater!" sprach jetzt der Knabe, „das Ei liegt ja zerbrochen im Neste! Verdient denn wohl ein so zerbrechliches Ding so zärtliche Sorgfalt?"

Und darauf antwortete der Vater: „Der Adler, mein Kind! schützt und bewahrt das zarte Ei nicht um der Schale, sondern um des Adlers wegen, den das Ei einschließt. Einmal öffnet sich die Hülle, und der Adler geht hervor, steigt auf zur Sonne, und kümmert sich nicht mehr um die Hülle. Und hierin ist eine wichtige Lehre enthalten. Mit gleicher Sorgfalt soll auch der Mensch seinen Leib schützen und bewahren vor jeglichem Schaden; denn er ist die Hülle des Geistes, und es kann dieser Hülle kein Leid widerfahren, ohne daß auch mitleide der edle Bewohner, der in ihr lebt und wirkt. Deßhalb sind wir es dem Leibe schuldig, um des Geistes willen seiner in vernünftiger Liebe zu pflegen, und ihn zu bewahren vor Unheil, bis die Stunde schlagen wird, wo die Hülle zusammenfällt. Jetzt schwingt sich der Geist zur lebendigen Geistersonne, von welcher er ausging, empor, um sie ewig zu schauen, und läßt die Hülle dem Staube zurück, von dem sie genommen ward." (Schwäbl's Parabeln.)

Fr. Was sind wir nach der Forderung des fünften Gebotes unserm Leibe schuldig?

Antw. Wir sind ihm schuldig: 1) Verpflegung in dem Nothwendigen, 2) Bezähmung in dem Ueberflüssigen, und 3) Verläugnung und Abtödtung in dem Verbotenen.

Erläuterung. Wir sind unserm Leibe erstens Verpflegung in dem Nothwendigen schuldig; d. h. wir müssen ihm jederzeit die gehörige Nahrung geben, auf geregelte Ordnung, auf Reinigkeit der Seele und Reinlichkeit des Körpers, auf Ruhe und Mäßigkeit, auf öfteren Genuß der freien Luft u. s. w. sehen. Im Erkrankungsfalle aber müssen wir zur Wiederherstellung der Gesundheit alle uns zu Gebote stehenden Mittel gebrauchen — den Arzt rufen und die Arzneimittel gehörig nehmen. Denn nicht umsonst steht in der heiligen Schrift (Ekkli. 38, 1—13.): „Ehre den Arzt um der Nothwendigkeit willen! Denn auch ihn hat Gott bestellt. . . Alle Heilkraft kommt von Gott. . . . Der Höchste brachte die Arzneimittel aus der Erde hervor, und einem verständigen Manne eckelt es nicht vor denselben. Ihre Kraft dient dem Menschen zur Erkenntniß (des Schöpfers); und der Höchste gab dem Menschen diese Wissenschaft, damit er in seinen wunderbaren Werken gepriesen werde. Durch diese lindert der Arzt die Schmerzen. Mein Sohn! in deiner Krankheit vernachläßige dich nicht selbst; sondern bete zu dem Herrn, so wird er dich gesund machen! Laß ab vom Unrechte, und reinige dich von jeder Sünde; dann überlasse dich dem Arzte; denn ihn hat Gott bestellt, er soll nicht von deiner Seite

kommen, weil seine Hilfe nothwendig ist!" Wie sollen wir hingegen unsere Gesundheit und unser Leben einem Quacksalber und Pfuscher anvertrauen, der oft kurirt, ohne den Patienten auch nur zu sehen, sohin mordet und sich oft theuer genug dafür bezahlen läßt. *)

Die rechte Lebensweise.

Der verstorbene Kardinal und Erzbischof Solis zu Sevilla, ein sehr rechtschaffener und allgemein hochgeschätzter Mann, der das seltene Glück genoß, ein heiteres Alter von 110 Jahren zu erreichen, äußerte sich öfters folgendermaßen in Hinsicht seiner geführten Lebensart, durch welche er so gesund geblieben und so alt geworden ist: „Ich lebte in meiner Jugend wie im hohen Alter; und darum bin ich nun in meinem hohen Alter jung. Ich führte ein nüchternes, mit Nachdenken, Betrachten und Studiren beschäftigtes, doch keineswegs anhaltend sitzendes oder trauriges Leben. Meine Nahrungsmittel waren sparsam, aber gesund und gut. Ich trank wenig, ging täglich in die freie Luft, und beim Regenwetter unter einem bedeckten Gange; diese Lebensart erhielt meinen Leib gesund. Aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele; und die meinige hielt sich genau an die sittliche Lebensordnung, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit und ohne Kummer — bis zum Patriarchenleben dauerte. Jetzt bin ich wie ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegensproßt." (Dewora.)

Nutzen der Mäßigkeit.

Zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens ist besonders Mäßigkeit im Genusse der Speisen und Getränke ein vorzügliches Mittel. Es begegnet uns schon in der heiligen Schrift ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. — Nabuchodonosor befahl seinem obersten Kämmerer, er solle von den Kindern Israels, die er gefangen nach Babylon gebracht hatte, einige Jünglinge vornehmen Herkommens aussuchen, welche wohl gestaltet, gut unterrichtet und wohl erzogen wären. Diese sollten drei Jahre lang in dem königlichen Palaste weilen, gebildet, in der Schrift und Sprache der Chaldäer unterrichtet und nachher in Diensten des Königs gebraucht werden. Der König befahl, daß ihnen täglich von seinen Speisen und von dem Weine, den er selbst trank, sollte gegeben werden. Unter diesen Jünglingen waren Daniel, Ananias, Misael und Azarias. — Daniel nahm sich in seinem Herzen vor, daß er mit den Speisen von der königlichen Tafel (unter denen leicht einige den Juden verbotene vorkommen konnten) sich nicht verunreinigen wolle, und bat den obersten Kämmerer, er möchte ihm und seinen drei Gesellen, die eben so wie er gesinnt waren, statt der Speisen von der königlichen Tafel nur Gemüse und Wasser geben. Der Kämmerer, welchen Gott dem Daniel gewogen machte, antwortete: „Ich fürchte den König, der euch die Speisen von seiner Tafel bestimmt hat. Wenn dieser sähe, daß ihr magerer würdet, als die andern Jünglinge, welche die königlichen Speisen essen, so könnte mir dieß das Leben kosten." Daniel erwiderte: „Ich bitte dich, versuche es nur zehn Tage; dann besichtige uns, und mache es hernach, wie du es finden wirst!" Der Kämmerer versuchte es zehn Tage und fand, daß Daniel und seine Gesellen gesünder und besser genährt aussahen, als die andern Jünglinge. Er fuhr also fort, ihnen nichts Anderes als Gemüse und Wasser zu geben. Gott gab diesen Jünglingen große Wissenschaft und Weisheit. Dem Daniel ertheilte er auch die Gabe, Gesichter und Träume auszulegen. Nach den drei Jahren wurden alle Jünglinge dem Könige vorgestellt. Er redete mit ihnen, fand aber keine, die an Wissenschaft und Weisheit dem Daniel und seinen Gesellen gleich kamen. Deßwegen wurden auch diese zu den vornehmsten Bedienungen erhoben. — Gott gab diesen Jünglingen große Wissenschaft und Weisheit. Da siehst du, daß die nach dem Willen Gottes eingerichtete Abtödtung der sinnlichen Begierden, nicht aber die unordentliche Befriedigung derselben die

*) Siehe oben die Erzählungen S. 110—114.

Seele für Wissenschaft und Weisheit empfänglich mache. Gebet und Fleiß sind die Mittel, sich dieselben zu erwerben. (Daniel 1.)

Erläuterung. Wir sind unserm Leibe zweitens schuldig: Bezähmung in dem Ueberflüssigen; d. h. wir sollen uns nicht allzu sehr und zum Nachtheile unserer Gesundheit überladen mit geistigen und körperlichen Anstrengungen und Arbeiten, sollen unsern Körper nicht auf eine unordentliche und verderbliche Weise quälen durch Kasteiungen u. dgl.

Der fromme Abt und der kranke Mitbruder.

Ein frommer, geistreicher Abt besuchte seine Mitbrüder in Scythien. Da kam er denn in die Zelle eines Bruders, der krank darniederlag. Der Kranke hatte sehr viel von Versuchungen zu leiden gehabt, und war durch vieles Fasten und Wachen und durch harte Arbeiten, die er dagegen anwendete, ganz erschöpft.

Der liebevolle Abt setzte sich an das Krankenlager des bedrängten Bruders und sprach: „Lieber Bruder! Wirf dein Anliegen auf den Herrn! Denn durch deine eigene Mühe und Arbeit kannst du der Versuchung nicht los werden. Bete mit kindlichem Vertrauen täglich um Gottes Gnade und seinen allmächtigen Beistand; erquicke deinen Leib mit mäßiger Speise, gönne ihm zu Nacht den nöthigen Schlaf und entkräftige ihn künftig nicht mehr mit zu strenger Arbeit!"

Er fügte noch ein Gleichniß bei. „Es ist mit unserm Leibe," sprach er, „wie mit einem Kleide. Wenn wir ein Kleid schonen, so können wir es lange erhalten; wenn wir aber nicht darauf Acht haben, so wird es bald abgenützt, zerrissen und unbrauchbar werden."

Der kranke Bruder befolgte den guten Rath. Seine Seele wurde von Versuchungen, Aengstlichkeit und Schwermuth befreit; auch sein Leib kam wieder zu Kräften.

Der Mann wurde an Seele und Leib vollkommen gesund. Alle erkannten nun: Alles, was man übertreibt, sogar der Eifer im Guten, wird schädlich, und die goldene Mittelstrasse ist in Allem die beßte. (Blumen der Wüste.)

Erläuterung. Endlich sind wir unserm Leibe noch schuldig drittens: Verläugnung und Abtödtung in dem Verbotenen; d. h. nie sollen wir unsern Leib durch Laster, Trunkenheit, Unzucht, durch unordentliche Leidenschaften, als: Zorn und Rachsucht, oder durch Unbedachtsamkeit im Genusse von Speisen und Getränken u. s. w., schwächen und entkräftigen. Wie das Leben durch die Tugend verlängert wird, so wird es durch das Laster verkürzt. Wie Viele sind durch Trunk und Tanz, durch Unmäßigkeit und Zorn in den schönsten Tagen ihres Lebens dem Grabe zugewandert!

Trinke nicht in die Hitze hinein!

Hatte Sokrates, nach dem Gebrauche der Griechen, sich mit Laufen oder einer andern Leibesübung erhitzt, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern er füllte ganz langsam einen Eimer mit Wasser und goß ihn wieder aus. Dieses that er nicht bloß deßwegen, weil es sehr gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern hauptsächlich, um sich anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis er sich Zeit genommen habe, die Sache zu überlegen. (Dewora.)

Die Kunst, lange zu leben.

Ein weiser Lehrer, der es gut verstand, wohl zu leben, indem er ein hohes und glückliches Alter erreicht hatte, wollte auch seine Schüler mit dieser Kunst bekannt machen und sprach darum oft zu ihnen: „Das sicherste Mittel, lange zu leben, ist: wohl zu leben. Zwei Dinge verkürzen das Leben: Unwissenheit und Unsittlichkeit. Viele Menschen verlieren es frühzeitig, weil sie keine Kenntnisse des Körpers und der Mittel der Erhaltung seines Wohlstandes besitzen; Andere, weil sie den guten Willen nicht haben, über ihre Gesundheit zu wachen. Wie die Tugend ihr eigener Lohn ist, so ist das Laster sein eigener Henker; wer seine Leibeskräfte im Dienste des Lasters verschwendet, der stirbt frühzeitig an

Seele und Leib, indeß strenge Verehrer der Tugend nie sterben. Gesundheit des Geistes theilt sich allezeit dem Körper mit; und wer wohl lebt, lebt immer lange, nicht nur in Hinsicht des Grades, sondern auch in Hinsicht seiner Wirksamkeit."

Fr. Wozu verbindet uns das fünfte Gebot in Bezug auf unsern Nächsten?

Antw. Da uns das fünfte Gebot verbindet, das natürliche und übernatürliche Leben in uns zu erhalten und zu fördern, so verbindet es uns auch, eben dasselbe an unserm Nächsten zu thun; es verpflichtet uns sonach zur Sanftmuth, Menschlichkeit, Güte, Leutseligkeit, zur Versöhnlichkeit, sowie dazu, daß wir Unbilden leicht vergessen und niemals Rache fordern, sondern in Allem ein gutes Beispiel geben.

Erläuterung. In Bezug auf den Nächsten fordert das fünfte Gebot im Allgemeinen von uns, was die christliche Nächstenliebe fordert: daß wir nämlich das geistige und leibliche Wohl desselben befördern, gut und verträglich, mildthätig und versöhnlich gegen ihn sind. Beispiele hierzu sind schon bei der christlichen Nächstenliebe in reicher Auswahl angeführt.

Texte über: Sorgfalt für Leib und Seele.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Sorge für das Leben der Seele! „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" (Matth. 16, 26.) „Erbarme dich deiner Seele, um Gott zu gefallen, und sei enthaltsam!" (Sir. 30, 24.) 2) Sorge für das Leben des Leibes durch Mäßigkeit u. s. w.! „Bediene dich der Speisen als ein vernünftiger Mensch, nicht als ein gefräßiges Thier! So wirst du keine Schmerzen zu leiden haben. Der Unersättliche hat keinen Schlaf. Gallenfieber und Leibschmerzen sind seine Peiniger, während der Mäßige sanft schläft und munter ist." (Ekkli. 31, 10 ff.) „Zeige dich nicht als einen Helden im Weintrinken, fordere Andere nicht dazu heraus! Viele hat der Wein in's Grab gestürzt. Ein mäßiger Trunk ist gesund und erfreut Leib und Seele." (Ebend. V. 30 ff.) „Sei fleißig und emsig bei deinen Arbeiten, so wirst du dich vor jeder Krankheit bewahren!" (Ebend. 31, 27.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Sorge für deine Seele! „Eine Menschenseele ist von so hohem Werthe, daß man, um sie zu retten, nicht nur Güter, sondern auch das Leben wagen soll." (S. Vincent. de Paula.) „Bei uns soll das, was für das Erste gehalten wird, auch die ersten Sorgen in Anspruch nehmen, und das Heil der Seele, welches das Höchste ist, soll darum auch unsere vorzüglichste Sorge bilden. . . Da es höher ist, als Alles, so soll hierin unser Eifer auch Alles übertreffen!" (S. Eucherius Paraen. et Valerian.) „Das Leben ist nicht viel werth, wenn der Mensch nur darum lebt, daß er in den wenigen Jahren dieses Lebens die Ewigkeit verzehre und bei diesem kurzen Ende seiner Tage sich endlose Strafen sammle." (Euseb. Gallic. Hom. de latrone beato.) 2) Sorge für deinen Leib! „Ich will nicht gesagt haben, daß du dein Fleisch hassen sollst; liebe es als einen beigegebenen Gehilfen und als den Genossen der künftigen ewigen Seligkeit! Uebrigens liebe die Seele das Fleisch so, daß es nicht den Anschein gewinne, sie sei selbst lauter Fleisch geworden, und daß zu ihr nicht von dem Herrn gesagt werde: Mein Geist wird nicht in dem Menschen bleiben, weil er Fleisch ist! (1. Mos. 6, 3.) Die Seele liebe ihr Fleisch; aber noch weit mehr bewahre sie ihr eigenes Leben! Adam liebe seine Eva; aber er liebe sie so, daß er ihrer Stimme nicht mehr gehorche, als der göttlichen!" (S. Bern. in Psalm.: Qui habitat, serm. 10.)

B. Was im fünften Gebote verboten wird.

XXXII. Christliche Lehre.

Von dem leiblichen und geistlichen Morde.

Fr. Was wird im fünften Gebote verboten?

Antw. Alles, wodurch wir uns selbst und unserm Nächsten an Leib oder Seele schaden, d. h. leiblicher und geistlicher Mord und Alles, was hierzu Anlaß gibt, als: Schlägereien, Verwundungen, Haß, Rachgier, Neid, Zorn u. s. f.

I. Von dem leiblichen Morde.

Fr. Was versteht man unter einem leiblichen Morde?

Antw. Eine Handlung, durch welche einem Menschen absichtlich und ungerecht der Tod gegeben wird.

Erläuterung. Zum Morde gehört sonach, daß die Tödtung 1) absichtlich und 2) ungerecht geschieht. Es würde also Derjenige, welcher Einen, ohne es zu wollen, tödten würde, keinen Mord begehen, wie es z. B. mit jenem Unglücklichen der Fall war, welcher auf der Jagd den Gemahl der Johanna Franziska von Chantal tödtete, meinend, er schieße auf ein Rothwild; ebensowenig macht sich ein Scharfrichter, der einen Missethäter auf Geheiß der weltlichen Obrigkeit tödtet, eines Mordes schuldig. — Jedoch ist es nicht nothwendig, daß man den Mord selbst verübt; man kann desselben auch schuldig werden: a) wenn man dazu räth oder ihn befiehlt, b) etwas unterläßt, wodurch bei unserm Nächsten der Tod erfolgt, z. B. bei Krankenwärtern u. a.; c) wenn man aus Eigennutz tödtet, wie es oft bei Quacksalbern oder nicht gehörig ausgebildeten Chirurgen und Aerzten der Fall ist, oder d) aus Unklugheit und sträflicher Unvorsichtigkeit, wie z. B. bei Müttern, die ihre Kinder zu sich in's Bett nehmen und sie erdrücken.

Beispiele vom leiblichen Morde.

Durch Rath und Befehl machte sich des Mordes schuldig der sonst so edle König David. Er gab seinem Oberfeldherrn den Auftrag, Urias, dessen Gemahlin er zur Frau wünschte, in der Schlachtreihe gerade dahin zu stellen, wo es am Gefährlichsten war, damit er umkäme. Der Feldherr that nach dem Befehle seines Königs, und so verübten Beide einen Mord. Durch Nachläßigkeit verübten einen Mord jener Priester und Levit, welche den armen Menschen auf der Strasse von Jerusalem nach Jericho in seinem Blute schwimmen sahen, ihn aber liegen ließen und davongingen; denn sie hätten ihn sterben lassen, wenn nicht der barmherzige Samaritan sich seiner erbarmt hätte.

Fr. Wie kann man vorzugsweise eine leibliche Mordthat begehen?

Antw. Vorzüglich auf drei Arten: 1) mit der Hand, 2) mit der Zunge, und 3) mit dem Herzen.

Erläuterung. Man kann erstens Mörder werden durch die That, d. h. wenn man an Jemanden absichtlich und ungerecht gewaltthätige Hand anlegt und dadurch dessen Tod herbeiführt. Hierher gehören vor Allem jene Auswürflinge der Menschheit, die so tief gesunken sind, daß sie ihres Mitmenschen Blut kaltblütig vergießen können, jene Menschenmörder, auf denen Gottes Fluch und der Menschen Abscheu ruht; dann aber auch jene Rauf-, Zank- und Trunkenbolde, die es sich fast zum Vergnügen machen, jede Kirchweihe, jede Tanzunterhaltung, ja fast jeden Wirthshausbesuch damit zu beschließen, daß sie raufen und schlagen und verwunden, und so nicht selten Tod und Verderben stiften. Endlich gibt es auch sogenannte „stille Mörder", welche bei der Welt gewöhnlich durchkommen, aber nicht bei Gott. Dazu gehören: a) unvorsichtige Mütter, die ihren Kindern selbst das Leben nehmen; b) grausame Männer, welche mit ihren Weibern umgehen wie Henkersknechte, und dieses auch da, wo sie guter Hoffnung sind; c) undankbare Kinder, welche ihre Eltern bis in den Tod betrüben und sie vor der Zeit zum Grabe befördern; d) unbarmherzige Geizhälse, welche, wie der reiche Prasser, die Armen aus Hunger verschmachten lassen, da sie doch so leicht helfen könnten; e) unerfahrene Aerzte, welche weder den Zustand der Kranken noch die Kraft der Arzneimittel verstehen, und sich dennoch nicht nur brauchen, sondern auch theuer bezahlen lassen; f) schlechte Weibspersonen, welche, um der Schande zu entgehen, die Frucht unter ihrem Herzen vertilgen; und endlich g) Alle, die mit Rath oder That dazu helfen, daß der Nächste unschuldig um die Gesundheit oder gar um's Leben komme. — Der Todtschlag ist das fürchterlichste Verbrechen in den Augen Gottes; denn Gott, der Herr und Schöpfer, hat den Menschen nach seinem Bilde und Gleichnisse erschaffen. Welcher Frevel, Gottes Ebenbild zu vernichten! Darum ruft aber auch das Blut des Getödteten um Rache zum Himmel, und Gottes Gerechtigkeit hört stets diesen Ruf. An Beispielen fehlt es nicht.

Der erste Mord.

Kain und Abel brachten Gott, dem Herrn, ein Opfer. Kain sah es mit Unwillen und Neid, wie sehr das Opfer seines Bruders Gott, dem Herrn, gefalle, und faßte deßhalb den Entschluß, denselben zu tödten. Er lockte ihn auf's Feld und erschlug ihn. Allein seiner Gräuelthat folgte auch sogleich Gottes Rache. Voll Qual und Unruhe war sein ganzes Leben; denn er vernahm Gottes Stimme, die zu ihm sprach: „Was hast du gethan? Die Stimme von deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. Deßhalb sollst du verflucht sein auf Erden, die ihren Mund aufgethan, und deines Bruders Blut von deiner Hand empfangen hat. Wenn du sie bauest, soll sie dir ihre Früchte nicht geben; unstät und flüchtig

sollst du auf Erden sein!" (1. Mos. 4, 10—13.) Zufolge dieses göttlichen Fluches hatte Kain wegen des an seinem Bruder verübten Mordes sein ganzes Leben hindurch keine ruhige Stunde; er lief flüchtig, unruhig, bestürzt, bekümmert, verwirrt auf der Erde umher, und wurde endlich auf eine elende Weise ermordet. — An jedem Mörder bewahrheitet sich das Wort des Herrn: „Euer Blut will ich von der Hand aller Thiere fordern, und von der Hand des Menschen, von der Hand des Mannes und seines Bruders will ich des Menschen Leben fordern. Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden! Denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbild geschaffen." (Ebend. 9, 5. 6.)

Der gestrafte Brudermörder.

Gedeon hatte die Medianiten glücklich besiegt. Deßwegen wollten die Israeliten ihn zum Könige machen. Er schlug aber diese Würde aus. Auch von seinen Söhnen wollte keiner — König werden, ausgenommen Abimelech, der ein sehr stolzer und habsüchtiger Mensch war. Schrecklich war seine Tyrannei. Er ließ alle seine Brüder, siebenzig Mann, auf einem Steine ermorden. Er war drei Jahre König, als man anfing, ihn und seinen gräulichen Brudermord zu verabscheuen und zu verwünschen. Jene, die ihn zum Könige gewählt hatten, ergriffen gegen ihn die Waffen. Da er einen Thurm, in den sich Viele geflüchtet hatten, anzünden wollte, warf ein Weib ein großes Stück von einem Mühlsteine auf ihn hinab. Dasselbe fiel ihm auf den Kopf und zerschmetterte ihm das Hirn. Eilends rief er nun seinen Waffenträger und sprach zu ihm: Zieh' dein Schwert aus und tödte mich, daß man mir nicht nachsage: Ein Weib hat ihn getödtet! Der Waffenträger erstach ihn. So kam sein Brudermord recht eigentlich über sein Haupt. Er ermordete alle seine Brüder auf einem Steine — ein Stein zerschmetterte ihm nun den Kopf.

Die erfüllte Vorladung.

Wie gottlos ist es, wenn sich Vorgesetzte gegen die Untergebenen in ihrem Uebermuthe oder in gereiztem Zustande so weit vergessen, daß sie an letzteren sich tödtlich vergreifen und Gottes Strafgerichte über sich herabziehen!

Ein sehr glaubwürdiger Mann, Wilhelm von Effern, geheimer Rath des Kaisers Ferdinand II., hat uns folgende Begebenheit aufgezeichnet. Ein deutscher Soldat, durch das Trommelzeichen auf die Wache gerufen, sprach zu seinen Gefährten: „Jetzt ist die Reihe zum Ausrücken wieder an uns; käme die Reihe doch auch einmal an unsere Löhnung!" Der Kriegsoberste, von diesem Scherze berichtet, ließ den Soldaten vor sich führen und fällte über ihn wegen aufrührerischer Reden das Todesurtheil. Mit Entsetzen hörte der Unglückliche dieses Urtheil über sich ergehen. Aber kaum hatte er sich wieder gefaßt, als er schon mit einer schrecklichen Stimme dem Obersten zurief: „Heute nach drei Wochen in dieser nämlichen nächtlichen Stunde — wirst du Gott Rechenschaft ablegen von meinem Blute!" — In derselben Mitternacht wurde er hingerichtet; und der harte Befehlshaber, Anfangs über die kühne Vorladung nicht unbetroffen, hatte bereits darauf vergessen, als er nach vollen drei Wochen bei nächtlicher Untersuchung der Wachen und Vorposten von einer Schiffbrücke herabfiel und seinen Tod fand in den Fluthen. Die Zeit dieses Ereignisses fällt in das Jahr 1606. (Veith.)

Auch die Art und Weise, wie Gott, der ewige Richter und Rächer, oft begangene Mordthaten an's Licht bringt, ist sehr beachtenswerth, und ein neuer Beweis, wie sehr Gott den Mörder haßt und verabscheut.

Das folternde Gewissen des Mörders.

Oft fühlen sich Mörder vom eigenen Gewissen gedrungen, sich selbst dem Richter zu übergeben, damit der Todtschlag gerächt werde. Wo diese nicht selbst sich anzeigen, da fügt Gott es sonderlich, daß die grausame That offenbar und von dem Arme der Gerechtigkeit gerächt werde. Oft gebietet Gott den Thieren,

daß sie die Mörder kund geben. Ein Beispiel hiervon lesen wir in dem Leben des heil. Meinrad, des Einsiedlers. Der hochwürdige Laurentius Surius, Karthäuser zu Köln, der gelehrte Biograph der Heiligen, ein kirchlicher Schriftsteller aus dem sechszehnten Jahrhundert, schreibt von Meinrad, dem heiligen Einsiedler und Martyrer, aus dessen Zelle das weltberühmte Stift Mariä Einsiedeln dort auf der rauhen Höhe von Schwyz sich erhoben hat, daß zwei Räuber ihn umgebracht, und die der heiligen Jungfrau geopferte silberne Lampe geraubt haben, diese aber dann, nach verübtem Morde, von den zwei Raben, welche der Heilige immer gefüttert hatte, so lange verfolgt worden sind, bis sie gefänglich eingezogen wurden und nach bekannter Schuld ihr Verbrechen mit dem Tode büßten. Zum ewigen Gedächtniß führt jenes uralte Stift zwei Raben in seinem Siegel.

Auch der heidnische Schriftsteller Plutarch erzählt ein ähnliches merkwürdiges Beispiel, wie nämlich einst Bessus, ein Pönier oder Carthaginienser, durch das Geschrei der Sperlinge bewogen worden ist, seinen verübten Vatermord zu gestehen. Man hatte ihm nämlich Vorwürfe gemacht, daß er ein Nest Sperlinge heruntergeworfen und sie getödtet habe, worauf er antwortete, er habe dazu ein Recht gehabt, indem die Vögel nicht aufgehört hätten, ihn seines an seinem Vater verübten Mordes zu beschuldigen. (Dr. Haid.)

Erläuterung. Man kann aber auch einen Mord am Nächsten mit der Zunge und mit dem Herzen begehen. a) Mit der Zunge, wenn man dem Nächsten durch üble Nachreden Ehre und guten Namen raubt, oder ihn lästert und beschimpft, worüber sich schon Mancher zu todt gehärmt hat; und b) mit dem Herzen, wenn man gegen seinen Mitmenschen tödtlichen Haß und unversöhnliche Feindschaft nährt und in dieser böswilligen Gesinnung ihm den Tod wünscht. Ein Solcher tödtet mit dem Willen; bei Gott aber geht der Wille für's Werk. Darum sagt auch Jesus Christus zu den Juden: „Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, wird schuldig des Gerichtes. Ich aber sage euch: daß ein Jeder, der sich über seinen Bruder erzürnt, des Gerichtes schuldig sein wird." (Matth. 5, 21—22.) Ach! wie viele solcher Unglücklichen gibt es, die da wähnen, keiner Sünde gegen das fünfte Gebot schuldig zu sein, da sie doch oft durch Haß und Feindschaft in ihrem Herzen den Bruder morden!

Der Missionär und der Neger.

Ein Missionär erklärte die zehn Gebote. Bei dem ersten sagte ein Neger zu sich selbst: „Ich bin schuldig;" beim zweiten: „Ich bin schuldig;" beim dritten: „Schuldig;" beim vierten: „Schuldig;" aber beim fünften dachte er: „Nein! nicht schuldig; ich habe noch Niemanden um's Leben gebracht." Der Missionär fuhr fort: „Habet ihr noch nie Zorn und Haß in euren Herzen genährt? Habet ihr noch nie gewünscht, daß dieser Mann, oder diese Frau todt wäre?" Da fühlte sich der Neger auf einmal getroffen: „Ich bin diese Person," dachte er. Sein Herz fing an zu schlagen. „Massa!" (Lehrer) rief er aus, „ich glaube, noch vor dem Frühstück habe ich schon zehn Personen todtgeschlagen. Ich hätte nicht gedacht, daß ich so schlecht wäre." (Beisp. des Guten.)

Daß aber auch Haß und Feindschaft gar oft zu Mord und Tod Anlaß gebe, das beweist uns die Geschichte und die heilige Schrift.

Biblische Beispiele.

Mit Recht sagt der heil. Johannes (1. Joh. 3, 15.): „Ein Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder." Wir sehen dieß in der Geschichte mit Esau. (1. Mos. 27, 41.) Er war Jakob, seinem Bruder, der ihm den Segen des Vaters wegnahm, überaus gram. Dieser Gram, Zorn und Haß nahm sein Herz so gewaltig ein, daß Esau auf Rache dachte und den Gedanken, ja! den Vorsatz faßte, Jakob zu ermorden. Er hat ihn nun fürwahr im Gedanken — im Herzen getödtet, einen Todtschlag des Herzens an ihm begangen. — Auch die Geschichte des ägyptischen Joseph (ebend. K. 37.) macht uns den Todtschlag des Herzens anschaulich. „Seine Brüder sahen, daß er bei dem Vater mehr gelte, als sie alle; sie haßten ihn also, und konnten kein freundliches Wort

mit ihm reden." Vermöge dieses Hasses faßten sie wirklich den Entschluß, ihn zu tödten. Ja! sie waren solches schon zu thun im Begriffe. „Lasset uns ihn tödten und in die alte Cisterne werfen!" sagten sie; und wäre sein Bruder Ruben nicht in die Mitte getreten, so hätten sie ihn ermordet. Sie verkauften ihn aber. — Die Aegyptier haßten die Kinder Israel außerordentlich. Und was war die Folge des Hasses? Die Israeliten wurden hart bedrängt, und Pharao ging darauf aus, sie zu vertilgen. (2. Mos. 1, 13 ff.) Machte nicht schon den Kain der Zorn zum Brudermörder? „Kain faßte einen so heftigen Zorn, daß sein Angesicht einfiel," sagt die heilige Schrift. (1. Mos. 4, 5.) War es nicht der Zorn, in Folge dessen König Saul den Hohenpriester Abimelech mit achtzig Priestern ohne alle Schuld ermorden ließ (1. Kön. 22.) und seinen eigenen Sohn Jonathan mit dem Speere durchbohren wollte? Was Anderes als die unsinnige Zornwuth vermochte den ersten Minister des Königs Assuerus, Aman, daß er schwur, nicht nur den Mardochäus, sondern alle Juden im ganzen Reiche an Einem Tage grausam auszurotten? (Esth. 3, 5 ff.) — Was Anderes als die unsinnige Zornwuth war Ursache, daß der unschuldige Jezraeliter Naboth, der in das unbillige Begehren des gottlosen Königs Achab nicht einwilligen wollte, gesteinigt wurde? (3. Kön. 21, 4.) Warum befahl Nabuchodonosor, den Feuerofen in der Landschaft Babel auf dem Felde Dura siebenmal stärker zu heizen, als man sonst zu thun pflegte? Die heilige Schrift antwortet: „Nabuchodonosor ward mit Grimm erfüllt wider Sidrach, Misach und Abdenago, so daß sich die Gestalt seines Angesichtes veränderte." (Dan. 3, 19.) Warum verfuhr Antiochus, der Wüthrich, gegen den jüngsten aus den sieben makkabäischen Brüdern grausamer, als gegen die andern sechs? Antwort: „Der König," heißt es, „entbrannte vor Zorn" (2. Makkab. 7, 39.), u. s. w. So viele Mordthaten hat schon der Zorn und Haß veranlaßt!

Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder.

Ueber die Furchtbarkeit des Hasses, wenn er einmal tiefe Wurzeln gefaßt hat, lesen wir auch bei Marchantius (Hort. past. tract. 6. lect. 3. in Tub. sacerd.) eine Geschichte, welche Schauder erregt und uns antreiben soll, Zorn und Haß schon gleich im Keime zu ersticken. — Ein gewisser Mensch trug gegen seinen Nachbar einen unversöhnlichen Haß. Der Haß stieg auf's Höchste bis zur Wuth. Denn als er einmal auf seinen Feind stieß, trat er, von höllischer Wuth angetrieben, diesen lange Zeit mit Füßen, als wollte er sich besinnen, wie er seinen Haß und seine Wuth an ihm auslassen könnte. Endlich drang er darauf, daß sein Feind Gott verläugne. „Thust du es nicht," sprach er, indem er ihm den Degen an die Kehle setzte, „so durchbohre ich dich." Zitternd lag der Armselige unter dem Dolche. In der Hoffnung, dem Tode zu entgehen und sich nach der Hand von der Sünde wieder zu reinigen, entsagte er Gott mit sakrilegischem Munde und stürzte sich in das ewige und unwiderrufliche Elend. Denn kaum hatte er die Verläugnung ausgesprochen, so durchbohrte ihn der Andere und fügte noch diesen satanischen Trost hinzu: „Nun endlich sättige ich mich, nun tröste ich mich, weil ich dir nicht nur das Leben des Leibes, sondern auch für immer das Wohl der Seele genommen habe."

Fr. Ist es nie erlaubt, einen Menschen zu tödten?

Antw. Es ist erlaubt: 1) der Obrigkeit zur Bestrafung der Verbrecher, 2) dem Soldaten zur gesetzmäßigen Vertheidigung des Vaterlandes, 3) einem Jeden zur Nothwehr, wenn nämlich bei einem gewaltsamen, widerrechtlichen Angriffe eine andere Rettung nicht möglich ist.

Erläuterung. Gegen das fünfte Gebot versündigt sich sonach nicht: 1) die gesetzliche Obrigkeit, welche die Macht und Pflicht hat, zur öffentlichen Sicherheit und Warnung Uebelthäter nach gewissenhafter Untersuchung ihrer Schuld hinzurichten; denn sie ist die rechtmäßige Rächerin der Laster; „sie führt das Schwert nicht umsonst; sondern als Gottes Dienerin muß sie an dem, der Böses thut, strenge Rache nehmen." (Röm. 13, 4.) — „Ihr Ansehen," sagt der heil. Augustin, „ist Gottes Ansehen; und wenn sie tödtet, so tödtet Gott, gleichwie der Schwertstreich nicht dem Schwerte, sondern der Hand, welche es führt, zugeeignet wird." 2) Es sündigt gegen das

fünfte Gebot nicht der Soldat, welcher in einem gerechten Kriege, nicht von Lust und Blutgier getrieben, sondern aus Liebe für das Wohl des Vaterlandes den Feinden das Leben nimmt. Ueber die Erlaubtheit des Krieges und über den Soldatenstand lesen wir folgende, sehr treffende Bemerkungen in den Werken des heil. Augustin.

Der Krieg und der Soldatenstand.

In Betreff des Krieges schreibt der vorhin genannte heilige Vater: „Wenn die christliche Lehre alle Kriege für sündhaft erklärte, so wäre im Evangelium jenen Kriegsknechten, welche fragten, wie sie selig werden könnten, gesagt worden, sie sollten die Waffen wegwerfen und sich dem Kriegsdienste entziehen; aber es wurde ihnen bloß gesagt: Thuet Niemanden Gewalt und gebet Niemanden fälschlich an, und seid mit eurem Solde zufrieden! Da ihnen nun der Herr befahl, mit ihrem Solde zufrieden zu sein, so hat er ihnen entschieden nicht verboten, Kriegsdienste zu leisten." — Und in Betreff des Soldatenstandes: „Meine nicht, man könne Gott nicht gefallen, wenn man unter den Waffen steht, und den Krieg mitmacht! Unter den Waffen war David heilig, und der Herr gab ihm so großes Zeugniß. Unter den Waffen standen auch sehr viele Gerechte der damaligen Zeit. Waffendienst leistete auch jener Hauptmann, dem der Herr selbst das Zeugniß gab: Wahrlich sag' ich euch, auch selbst in Israel habe ich einen solchen Glauben nicht gefunden. Ein Kriegsmann war auch jener Cornelius, zu dem ein Engel gesandt wurde und sprach: Cornelius! deine Gebete und deine Almosen sind hinaufgestiegen als Andenken vor Gott." — „Andere also streiten für euch durch Gebet gegen sichtbare Feinde, und ihr übernehmet Strapazen, um für sie zu kämpfen gegen die unsichtbaren Barbaren." (S. August. Epist. 128. [alias 5.] ad Marcell. et Epist. 189. [alias 95.] ad Bonifac.)

Erläuterung. Endlich versündigt sich 3) auch Derjenige nicht, welcher bei einem gewaltsamen, widerrechtlichen Angriffe, wo eine andere Rettung nicht möglich ist, Nothwehr gebraucht und seinen ungerechten Angreifer dabei tödtet. Schon in der heiligen Schrift finden wir ein Beispiel, in welchem uns die Nothwehr als gerecht und erlaubt dargestellt wird.

Abner und Joabs Bruder.

Abner stand mit dem Heere Isboseths gegen das Heer Davids, welches Joab anführte. Es kam fast wider den Willen der beiden Feldherren zu einem Treffen. Abners Leute wurden besiegt, und er selbst mußte fliehen. Ein Bruder Joabs verfolgte ihn, und war ihm sehr nahe gekommen. Er hätte sich gerne den Ruhm erworben, Abner getödtet zu haben. Dieser wandte sich um und rief ihm zu: „Laß ab von mir! oder willst du durchaus von meinen Händen sterben?" Darnach wandte er sich wieder zur Flucht. Der Bruder Joabs verfolgte ihn dennoch; und wollte Abner nicht durch ihn umkommen, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als ihn selbst zu tödten. Er stieß ihm den Spieß in den Leib, daß er starb. Abner tödtete ihn absichtlich, aber aus Nothwehr, und war deßwegen kein Mörder.

Texte ad I.: Vom leiblichen Morde.

a) Aus der heil. Schrift. Man kann mit der Hand, mit dem Herzen und mit der Zunge morden. „Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten (d. i. morden mit der Hand); wer aber tödtet, wird schuldig des Gerichtes. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der sich über seinen Bruder erzürnt (d. i. ihn mordet mit dem Herzen), des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raka! (d. h. ihn mordet mit der Zunge durch Beschimpfung) wird des Rathes schuldig sein." (Matth. 5, 21—22.) „Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder." (1. Joh. 3, 15.) „Wer das im Schweiße des Angesichtes erarbeitete Brod dem Andern wegnimmt, ist ein Todtschläger seines Nächsten." (Ekkli. 34, 26.) Der Mord ist eine furchtbare, himmelschreiende Sünde; Gottes Fluch und Strafe ruht auf ihr. „Des Menschen Leben werde ich an jeglichem Menschen, am Manne, am Bruder rächen. Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden! Denn der Mensch ist Gottes Ebenbild." (1. Mos. 9, 5. 6.) „Wer einen Menschen erschlägt und tödtet, der soll sterben!" (3. Mos. 24, 17.) „Verflucht sei, wer heimlich seinen Nächsten erschlägt, und alles Volk soll sagen: Amen!" (5. Mos. 27, 24.) „So wahr ich lebe, ich will dich dem Blute übergeben, und das Blut, das du vergossen hast, soll dich verfolgen!" (Ezech. 35, 6.) „Wer auf Jemanden einen Stein so gewaltig hinwirft,

daß er stirbt, den verurtheile man zum Tode rc." (4. Mos. 35, 17—21.) „Die Todtschläger werden ihren Theil in dem Pfuhle haben, der mit Feuer und Schwefel brennt." (Offenb. 21, 8.) Unvorsätzliche Tödtung bei einer erlaubten Verrichtung ist jedoch keine Sünde gegen das fünfte Gebot. „Wer seinen Nächsten unvorsätzlich umbringt, sagt Gott, und wenn von ihm erweislich ist, daß er zuvor keinen Haß gegen ihn getragen habe, wie, wenn Einer aufrichtig mit dem Andern in den Wald gegangen ist, Holz zu fällen, und ihm beim Hauen die Axt aus der Hand fällt, das Eisen vom Stiele fährt, seinen Freund trifft und tödtet, der ist des Todes nicht schuldig." (5. Mos. 19, 4.) Ebensowenig ist es Sünde, wenn man sich gegen einen ungerechten Angreifer vertheidigt und ihn tödtet. (Nothwehr.) „Wird ein Dieb bei Erbrechung oder Untergrabung eines Hauses ertappt und verwundet, so daß er daran stirbt, so wird der Thäter keines Todtschlages schuldig." (2. Mos. 22, 2.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Was ist so schrecklich, so abscheulich, als die Ermordung eines Menschen? Darum wird unser Leben durch die strengsten Gesetze geschützt, darum sind die Kriege verfluchenswerth. Aber die Gewohnheit hat bewirkt, daß die Leute ohne Krieg und gegen die Gesetze einen Mord begehen, und daß das ein Vergnügen ist, was sie als Verbrechen bestrafen." (Lactant. Epitom. cap. 4.) „Wird sein Blut bewahren können, der fremdes vergossen hat?" (S. Pacian. Paraenes. ad poenitent.) „Ja! wenn ihr die Hungrigen nicht speiset, die Nackten nicht bekleidet, den Kranken nicht beistehet, und sie gehen zu Grunde, so habet ihr sie getödtet." (S. Ambros.) — Man kann aber auch mit dem Herzen tödten. „Die Gebote Mosis, als: Du sollst nicht tödten! sind in der That leicht, und darum in der Vergeltung mittelmäßig und in der Sünde groß; aber die Gebote Christi, z. B. daß du nicht einmal zürnen sollst, sind in der Ausübung schwer, und darum groß in der Vergeltung." (S. Chrysost.) — Besonders eifern die heiligen Väter gegen die Abtreibung der Leibesfrucht. „Uns, denen der Menschenmord ein für allemal verboten ist, ist es nicht erlaubt, selbst das im Mutterleibe Empfangene zu zerstören. Das Zuvorkommen der Geburt ist beschleunigter Menschenmord; denn ob Einer die geborne Seele entreißt oder die werdende zerstört, das ist ein und dasselbe. Mensch ist Mensch." (Tertull. Apolog. cap. 9.) — „Ach! wie Viele sinnen, sobald sie sich schwanger fühlen, auf Abtreibungsmittel und sterben oft mit der Frucht, und fahren so eines dreifachen Verbrechens schuldig zur Hölle: als Mörderinen an sich und an ihrer Leibesfrucht und als Ehebrecherinen Christi." (S. Hieron. Epist. 22. ad Eustach.)

II. Vom Seelenmorde.

Fr. Kann man dem Nächsten oder sich auch an der Seele schaden?

Antw. Ja, und zwar durch das Aergerniß; denn dadurch tödtet man geistlicher Weise die Seele.

Fr. Was ist das Aergerniß?

Antw. Aergerniß ist es, wenn man etwas redet, thut oder unterläßt, was dem Nächsten Gelegenheit zur Sünde gibt; oder wenn man aus dem Reden, Thun oder Lassen des Nächsten Gelegenheit zum Sündigen nimmt.

Erläuterung. Aergerniß kommt her von „ärgern, ärger oder schlimmer machen". Wenn also Einer etwas spricht, thut oder unterläßt, wodurch er Gelegenheit gibt, daß sein Nächster ärger oder schlechter wird, so gibt er Aergerniß; und man nennt dieß ein gegebenes Aergerniß. Nimmt hingegen Jemand an dem, was Einer redet, thut oder unterläßt, Anstoß, so zwar, daß er sich zur Sünde dadurch verleiten läßt, so heißt dieß ein genommenes Aergerniß. — Man kann auf verschiedene Weise Aergerniß geben: 1) wenn man etwas zu thun befiehlt, räth oder verlangt, was ohne Sünde nicht gethan werden kann. So ist's ein Aergerniß, wenn man Anlaß zum Lügen oder zum Betrinken gibt; 2) wenn man Lästerungen, unehrbare Worte ausstößt, wenn man schlechte Lieder singt, wenn man gefährliche Bücher oder Bilder verleiht, wenn man sie Andern sehen läßt, wenn man Fleisch an Fasttagen vor Andern ißt, wenn man für Freidenker Fleischspeisen zubereitet; 3) die Weiber machen sich des Aergernisses schuldig, wenn sie sich auf ungeziemende Weise schmücken, sich unanständig kleiden, sich ungehörig entblößen; 4) ferner die, welche fromme Personen verfolgen, ihrer Frömmigkeit spotten, sie als Frömmler oder Bigotte behandeln, ihre Demuth verachten, ihre Andachtsübungen schmähen, ihren frommen Handlungen etwas Schlechtes unterschieben; 5) durch Unterlassung macht man sich eines Aergernisses schuldig, wenn man versäumt, aus den Wohnungen jene Gegenstände — zu entfernen, welche auf schwache Seelen gefährliche Eindrücke machen können, als: unzüchtige Gemälde, schlechte Bücher, die man leicht nehmen und lesen kann; 6) durch Aergernisse sündigen auch diejenigen, welche Dieben, Säufern, Spielern oder andern lasterhaften Menschen zu unerlaubten Zusammenkünften ihr Haus öffnen; die Vorgesetzten, welche schlechtes Beispiel geben, oder das Böse nicht pflichtmäßig hindern u. s. w. Die Folgen des Aergernisses sind unberechenbar; ein schlimmes Beispiel, das Einer

gegeben, ein böses Wort, das Einer gesprochen, hat vielleicht Millionen von Menschen, die er nicht einmal kennt, zur Sünde veranlaßt. Darum ist aber auch ein Mensch, der Aergerniß gibt, schlechter, als selbst der Teufel, weil diejenigen, welche er zu Grunde richtet, seine Brüder sind sowohl in Bezug auf ihre Natur als auf die Gnade Gottes. Mit Recht sagt deßhalb Christus: „Wehe der Welt um der Aergernisse wegen! .... Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, man hinge ihm einen Mühlstein um den Hals und senkte ihn hinab in die Tiefe des Meeres, als daß er Eines von diesen Kleinen ärgerte.“ (Matth. 18, 6—7.)

Wehe, wer in junge Herzen
Gift'ger Laster Samen streut!
Bitter sind der Reue Schmerzen,
Wenn er Gottes Bild entweiht.

Weh' dem schändlichen Verbrecher,
Der dieß Heiligthum zerstört!
Seiner harrt ein strenger Rächer,
Der das Schrei'n der Unschuld hört.
(Krautheimer.)

Fr. Was muß man thun, wenn man sieht, daß Jemand Aergerniß gibt oder nimmt?

Antw. Man muß dieses auf alle mögliche Weise verhindern, sei es durch ernstes Einschreiten, oder durch liebevolle Belehrung.

Der heilige Ambrosius und das unzüchtige Weib.

Den heil. Ambrosius, Bischof zu Mailand, beseelte ein heiliger Eifer für Gottes Ehre und seiner untergebenen Heerde Seelenheil. Er suchte alle Aergernisse aus seiner Diözese zu entfernen, weil er wußte, daß durch sie so viele Seelen gemordet und dem göttlichen Erlöser, der sie mit seinem kostbaren Blute erkauft hat, entrissen werden. Als er nun einmal an einem Festtage eine Frauensperson in einem eitlen, unzüchtigen Putze in die Kirche kommen sah, woran viele Wollüstlinge Anlaß zur Sünde nehmen konnten, so sprach er zu ihr: „Wo gehet Ihr hin?“ — „Zur Kirche,“ antwortete sie. — „Man sollte glauben,“ erwiderte der Prälat, „Ihr ginget zum Tanze oder zum Schauspiele. Fort von hier, sündiges Weib! entferne dich! Geh, deine Ausschweifungen im Geheimen zu beweinen, und komme nicht hierher, Gott, dem Herrn, in seinem Hause durch deine Pracht und Eitelkeit Hohn zu sprechen und durch deine Schamlosigkeit Seelen für die Sünde und dadurch für die Hölle zu werben!“ So sprach der heilige und kräftige Bischof und verhinderte dadurch großes Aergerniß und viel geistliches Verderben. (In vita.)

Ein christlicher Bilderstürmer.

Außerordentlich viel Unheil für Seele und Leib wird angerichtet durch schlechte Bücher und durch schlechte Bilder. Wehe dem, der hierdurch Aergerniß gibt! Es ist darum eine besondere Pflicht für jeden Christen, nach Kräften zur Beseitigung solcher Aergernisse beizutragen.

Am 17. Januar 1843 ging ein zierlich gekleideter junger Mann durch eine der volkreichsten und schönsten Straßen von Paris, und blieb vor dem Laden eines Bilderhändlers, in welchem die anstößigsten und schamlosesten Bilder ausgestellt waren, stehen. Der Bilderhändler war von Frau und Kindern umgeben in seiner Schreibstube. — Der junge Mann trat ein, ließ sich mehrere zusammengehörende Parthien von Gypsfiguren zeigen, welche vom Kunsthändler in's vortheilhafteste Licht gestellt und als Kunstwerk sehr gepriesen wurden. Der junge Mann ließ dann eine Figur hervorheben, welche alle übrigen an Unzüchtigkeit übertraf. Der Kunsthändler hielt sie ihm entgegen und lobte die Kunst des Verfertigers. Der junge Mann ließ sich den Preis dieser Figur sagen, der sehr hoch kam, zog dann, ohne zu handeln, seine Börse hervor, zählte das Geld hin und zerschlug die Figur auf dem Boden der Schreibstube in tausend Stücke, indem er zu dem Kunsthändler sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr! Ich muß mit meiner Mutter und Schwester hier an Ihrem Laden wieder vorbeikommen und würde nichts in der Welt so hoch anschlagen, als wenn diese beiden Frauen-

zimmer ihre züchtigen Augen an dieser abscheulichen Figur verletzen würden!" — Dieser junge Mann soll einer ausgezeichneten Familie angehören und einer der ausgezeichnetsten jungen Gelehrten sein. Wie aber, wenn nicht etwa nur leblose Figuren, sondern freche Menschen selbst durch schamlose Kleidung oder Geberden das geschämige und züchtige Auge der Tugend ärgern? wenn Eltern in unbegreiflicher Verblendung und Thorheit ihre Kinder sogar dahin führen, wo Frechheit und Schamlosigkeit entweder roh oder unter dem Titel einer Sitte und Mode dem jugendlichen Auge begegnen? (Aehrenlese.)

Das genommene, aber wieder gehobene Aergerniß.

Es ist oft der Fall, daß Jemand aus Unwissenheit oder Schwachheit an einer an und für sich gleichgiltigen und gar nicht sündhaften Handlung Aergerniß nimmt. Da nun ist liebevolle Belehrung das beßte Mittel, um das genommene Aergerniß wieder zu heben und zu beseitigen.

Der heil. Arsenius, der die letzten Tage seines Lebens in einem Kloster zubrachte, verfiel in eine gefährliche Krankheit, und sein Beichtvater nöthigte ihn, kraft des Gehorsams, den er ihm schuldig wäre, sich seiner außerordentlichen Schwäche wegen einer Matraze und eines Kopfpolsters zu bedienen. Ein alter Einsiedler aus der Wüste kam, ihn zu besuchen, und ärgerte sich daran, daß er so weich liege. Der Priester, der den Kranken pflegte und es bemerkte, nahm ihn bei Seite und bat ihn, ihm zu sagen, was er denn in der Welt früher gewesen sei, bevor er Mönch wurde. „Ich war ein Hirt," sagte der Einsiedler, „und hatte nicht soviel, als ich brauchte, um leben zu können." „Wenn das ist," erwiderte der Priester, „so habet Ihr mehr Bequemlichkeit im Ordensstande gefunden, als in Eurem früheren Stande. Dieß ist nicht bei dem Arsenius der Fall; er war ehemals Erzieher der Kaiser, hatte Alles im Ueberflusse, ward genährt mit Leckerbissen, und schlief auf guten und weichen Betten. Könnet Ihr es also übel nehmen, daß wir, um ihm Erleichterung in seinem Alter und in seiner schweren Krankheit zu verschaffen, ihm einen Kopfpolster und eine Matraze gaben, die nur etwas weniger hart als ein Stein ist?" (Surius et Baillet vita Sanctorum ad 19. Julii.)

Fr. Was muß man thun, wenn man dem Nächsten durch Aergerniß an der Seele geschadet hat?

Antw. Man muß nicht nur die Sünde bereuen und in der Beicht angeben, durch was und zu was für einer Sünde und wie Vielen man durch Aergerniß zur Sünde Anlaß gegeben hat, sondern man muß auch das verursachte Uebel, so viel als möglich ist, durch gutes Beispiel, durch Widerruf u. s. w. gut machen.

Erläuterung. Es genügt für denjenigen, der Aergerniß gegeben hat, nicht, daß er selbst sein Leben ändere, sondern er muß auch Jene, die er zur Sünde verleitet hat, zur Tugend wieder zurückzubringen suchen; d. h. er muß 1) für diejenigen beten, die er unmittelbar oder mittelbar geärgert hat, und 2) gerade die entgegengesetzten Beispiele und Aeußerungen von dem geltend machen, was er sich vorzuwerfen hat. Eine Person z. B., die durch schlechte Gespräche, schlechte Lieder, böse Grundsätze und Irrthümer Aergerniß gegeben hat, muß diese auf geeignete Weise wieder zurücknehmen, um sie vergessen zu machen u. s. w. Magdalena that öffentlich Buße für die Sünden, durch welche sie öffentliches Aergerniß gegeben hatte. Der Zöllner Zachäus gab die Hälfte seiner Güter den Armen, und Jenen, die er betrog, ersetzte er's vierfach.

Das wieder gut gemachte Aergerniß.

Usthazades, welcher eine der ersten Stellen am persischen Hofe bekleidete, bekannte sich zum Christenthume. Als aber der König Sapor die Christen auf Anstiften der heidnischen Magier zu verfolgen anfing, so entsagte er, um nur sein Glück nicht zu verscherzen, Christo, dem Herrn, betete äußerlich die Sonne an, und gab so, durch seinen Abfall, den Christen großes Aergerniß. Simeon, Bischof von Ktesiphon, wurde auf Befehl des Königs gefangen, mit Ketten beladen, und in den Kerker geführt. Unterwegs erblickte er den Usthazades, machte ihm wegen seines Abfalles die lebhaftesten Vorwürfe und begegnete ihm mit Verachtung. In demselben Augenblicke erkannte dieser die ganze Häßlichkeit

seines Vergehens und vergoß Ströme von Thränen. Seinen inneren Schmerz auch äußerlich zu zeigen, legte er sein blendend weißes Gewand ab und zog ein Trauerkleid an, setzte sich an den Eingang des königlichen Palastes hin, weinte laut und stieß tiefe Seufzer aus. Der König ließ ihn vor sich kommen und fragte ihn, ob ihm ein Unglück in seinem Hause zugestoßen wäre? „Nein, Herr!" erwiderte er; „allein, wollte Gott, daß ich mir durch Ertragung aller Drangsale dieser Art das schreckliche Verbrechen erspart hätte, welches mir jetzt so viele Gewissensbisse verursacht! Ich hasse das Leben und das Tageslicht. Ich kann nicht, ohne zu zittern, die Sonne, welche ich nur aus Verstellung für einen Gott bekannte und nur aus Gefälligkeit für Euch angebetet habe, ansehen. Ich verdiene den Tod, sowohl, weil ich meinen König betrogen, als auch, weil ich meinen Gott verläugnet habe." — Der König staunte über diese Worte und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er liebte den alten Mann, der bei ihm als Erzieher die Stelle des Vaters so lange Zeit vertreten hatte, und suchte ihn bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen auf andere Gedanken zu bringen. Als aber alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, befahl er, ihm den Kopf abzuschlagen. Der Büßer, des Aergernisses seines Abfalles eingedenk, bat den König um die letzte Gnade, durch einen Herold in der ganzen Stadt kund machen zu lassen, daß Usthazades zum Tode verurtheilt worden sei, nicht weil er wider seinen König irgend eine Untreue begangen, sondern weil er sich geweigert habe, seinen Gott, Jesum Christum zu verläugnen. Sapor willigte in diese Bitte ein; und so machte Usthazades das gegebene Aergerniß wieder gut und erhielt dafür die Martyrerkrone. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche, 3. Bd. S. 45—47.)

Der Widerruf auf dem Sterbebette.

Der berühmte Franzose La Fontaine wurde krank und legte bei dem Pater Pouget eine Generalbeicht ab. Bevor er das heilige Abendmahl empfing, bat er in Gegenwart der Herren von der Akademie, welche er zu sich gebeten hatte, Gott um Vergebung, und betheuerte, daß es ihn reue, seine Erzählungen geschrieben zu haben, daß er sie verabscheue, und daß, wenn er seine Gesundheit wieder erlange, er seine Talente nur auf moralische und fromme Arbeiten verwenden würde. Er starb erst zwei Jahre nach dieser Krankheit und hatte indeß die Uebersetzung der Kirchenhymnen begonnen; und als man ihn nach seinem Tode entkleidete, fand man seinen Leib mit einem härenen Hemde bedeckt.

Berengar's Reue.

Nichts verursacht im Augenblicke des Todes mehr Schrecken und Unruhe, als die Erinnerung an die gegebenen Aergernisse. Berengar, Archidiakon zu Angers, hatte das Unglück, das Gift der Ketzerei zu verbreiten; er hatte viele Seelen verführt. Gegen das Ende des Lebens rührte ihn Gott; er schwor seine Irrthümer ab und bekehrte sich. Im Augenblicke seines Todes wird er plötzlich aufgeregt, unruhig; er fühlt Entsetzen. „Warum, mein Bruder! diese Unruhe, dieser Schrecken?" fragte der ihm beistehende Priester. „Gott ist die Barmherzigkeit selbst; hoffe auf ihn!" — „Ich weiß es," versetzte der Kranke, „und ich vertraue allerdings darauf, daß Gott meine Thränen berücksichtigen und mir meine eigenen Sünden vergeben wird; wird er mir aber auch die Sünden vergeben, zu denen ich Andern Anlaß gab? Wehe! es kommt mir vor, wie wenn die durch mich verlornen Seelen mich am Richterstuhle Gottes erwarteten, um Rache zu fordern, wie wenn Jesus Christus im Innersten meines Herzens die erschreckende Stimme ertönen ließe: Wo ist der, wo ist die, welche du vernichtet hast?" Nur mit der größten Mühe konnte man ihn beruhigen. Ein Glück für ihn, wenn seine Reue und Buße hinreichend waren, bei dem höchsten Richter den Verlurst der Seelen vergessen zu machen, die er ihm entrissen hatte! (Gaume.)

Texte ad II.: Vom Seelenmorde (Aergerniß).

a) Aus der heil. Schrift. „Wer Eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein um seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde. Wehe der Welt um der Aergernisse willen! Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" (Matth. 18, 6—7.) „Sei doch nicht Jenem zum Verderben, für welchen Christus gestorben ist!" (Röm. 14, 15. Vgl. Ezech. 14. Matth. 13, 41. 12, 6. Luk. 17. 1. Kor. 8, 12.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Alle diejenigen, welche Aergerniß geben, begehen einen geistigen Mord. Derjenige, welcher vor dem Volke ein schlechtes Leben führt, verursacht, so viel an ihm ist, eben so Vielen den Tod, als Viele es sehen. Er wende demnach nicht zu seinen Gunsten ein, daß der, welcher sein schlechtes Leben mit angesehen hat, nicht daran gestorben ist! Wenn auch der Zuschauer lebt, der Aergernißgebende ist doch ein Mörder." (S. August. de Past. cap. 4.) „Der Teufel kam zu dem Menschen nicht umgürtet mit einem Schwerte, sondern er säete nur Worte und tödtete. Wähne also nicht, du seiest kein Mörder, wenn du deinen Nächsten zum Bösen beredest!" (Idem.) „Der schrecklichste Mord ist der Seelenmord. O wie schrecklich sollte es dir sein, daß deinetwegen Jemand auf ewig in der Hölle brenne! Ich wollte lieber hundert Menschen körperlich getödtet, als eine Seele auf ewig dem Feuer überliefert haben, wenn die Schuld bloß nach dem Schaden, und nicht nach dem Willen zu beurtheilen wäre. Denn wenn das Blut Abels so sehr gegen seinen Bruder zum Herrn schreit, wie viel stärker wird das Blut der ewig verdammten Seele gegen seine Mörder schreien! O wie klagen sie! Wie rufen sie! Wie verfluchen und verwünschen sie alles Böse bei der Gerechtigkeit Gottes gegen Jene, die ihnen die Ursache eines solchen Uebels, eines solchen Elendes gewesen sind und ihnen das Hinderniß in den Weg gelegt haben, daß sie in solche Tiefe hinabstürzten!" (S. Thomas Villanov. Conc. 2. in festo S. Michaelis.) „Höre doch auf, nicht nur deine Seele, sondern auch viele andere, für welche Christus gestorben, in den Abgrund zu stürzen! Bedenke, wie weit dieses Uebel sich erstrecke, da du Jene, die er nicht mit Gold, sondern mit seinem kostbaren Blute erkauft hat, durch die Gottlosigkeit deines Lebens zu Grunde richtest!" (S. Isidorus Pelusinus Epist. 2, 65.) Gegen die unzüchtige Tracht der Frauen und die dadurch möglichen Aergernisse eifert der heil. Chrysostomus: „Du hast das Schwert geschärft, du hast die Hand bewaffnet, und mit der bewaffneten Hand die unglückliche Seele getödtet; wie kannst du der Strafe, womit Gott den Mord bedroht, entfliehen? Sage mir einmal, wen hassen und verabscheuen wir? Wen bestrafen die Gesetzgeber und Richter? Diejenigen, welche die vergifteten Tränke trinken, oder diejenigen, welche sie zubereiten, und durch ihre Kunst Viele in das Verderben stürzen? Bedauern wir nicht die, welche sie trinken, als solche, denen es unglücklich geht, und verdammen wir nicht die Giftmischer auf alle Weise? .... Schrecklicher, als der Tod des Leibes, ist der Tod der Seele; schrecklicher wird dafür auch die Strafe sein. Du tödtest nicht nur den Leib, sondern auch die Seele. Die Giftmischer thun es oft aus Wuth, oder aus Zorn, oder aus Armuth. Ihr, die ihr euch so schändlich bezeuget! könnet euch nicht durch solchen Vorwand vertheidigen. Ihr habet keine Feinde vor euch, es veranlaßt euch kein erlittener Schade dazu, es zwingt euch keine Noth. Nur aus eitler Ehrsucht scherzet ihr mit fremden Seelen, und findet in dem Tode derselben euer Vergnügen." (S. Chrysostomus Opusc.: Quod regulares foeminae viris cohabitare non debent.) Es gibt aber pharisäische Aergernisse und Aergernisse der Kleinen; auf erstere hat man nicht zu achten. „Man darf die Aergernisse Aller nicht auf die nämliche Waagschale legen; denn anders muß man die Aergernisse der Kleinen nehmen, anders die Aergernisse der Pharisäer. Das Aergerniß jener kommt von der Unwissenheit; das Aergerniß dieser von der Bosheit. Jene nehmen Aergerniß, weil sie die Wahrheit nicht wissen; diese nehmen Aergerniß, weil sie die Wahrheit hassen." (S. Bernardus de praecepto et dispens. cap. 9.) „Ein Aergerniß ist meines Erachtens nicht das Beispiel einer guten, sondern einer bösen Sache, welches zum Bösen reizt. Gute Sachen geben Niemanden einen Anstoß, als bösen Gemüthern. Wenn Eingezogenheit, Schamhaftigkeit, Eckel an Menschenehre, das Streben, Gott allein zu gefallen, etwas Gutes ist, so sollen Jene, die sich an etwas Gutem stoßen, ihr Arges erkennen. Denn was ist es? Wenn Unenthaltsame sagen, daß sie von Enthaltsamen geärgert werden, muß man darum die Enthaltsamkeit widerrufen? (Tertullian. de veland. Virg. cap. 3.)

XXXIII. Christliche Lehre.

Vom Selbstmorde und vom Zweikampfe.

I. Vom Selbstmorde.

Fr. Verbietet das fünfte Gebot auch, sich selbst am Leben zu schaden?

Antw. Ja; es verbietet sowohl den Selbstmord in seiner schrecklicheren, als auch in seiner milderen Erscheinungsweise, d. h. sowohl die grausame und vorsätzliche Tödtung seiner selbst, als auch jede vorsätzliche Abkürzung des eigenen Lebens, jede muthwillige Zerrüttung der Kräfte und der Gesundheit, also auch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Ausschweifungen u. s. w.

Erläuterung. Man unterscheidet einen gröberen und feineren Selbstmord. Der gröbere Selbstmord, d. i. die absichtliche und gewaltsame Tödtung seiner selbst durch Erschießen, Erstechen, Vergiften, Ertränken u. s. w., ist ein eben so furchtbares Verbrechen gegen das fünfte Gebot, wie der Mord. „Wenn es unrecht ist, Andere zu morden," sagt der heilige Chrysostomus, „so ist es ein desto größeres Verbrechen, sich selbst zu morden." Durch den Selbstmord verletzt ja der Mensch seine heiligsten Pflichten 1) gegen Gott, dem allein die Herrschaft über Leben und Tod zusteht, da er Jedem Leben und Odem verleiht. (Apostelgesch. 16, 25.) Darum hat der Mensch nie das Recht, sich selbst das Ziel seines Lebens zu bestimmen und demselben eigenmächtig ein Ende zu machen. „Ich werde tödten und lebendig machen," sagt Gott der Herr. „Niemand soll sich aus meiner Hand erlösen." (5. Mos. 32, 34—39.) Und der heilige Paulus schreibt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; wir mögen also leben oder sterben, so gehören wir dem Herrn." (Röm. 18, 7—8.) Welches Majestätsverbrechen liegt also nicht im Selbstmorde! Der Mensch hat sein Leben von Gott als ein kostbares Geschenk, und er verachtet und wirft es dem göttlichen Geber boshaft vor die Füße hin!! 2) Der Selbstmörder versündigt sich auch an der Menschheit, in welcher er als nützliches Glied leben und wirken soll; und endlich 3) an sich selbst. Der Mensch soll sich ja selbst lieben. Diesen Trieb der Selbstliebe hat Gott, der ewige Schöpfer, selber in uns, ja sogar in jedes unvernünftige Thier gelegt. Darum krümmt sich der Wurm, wenn man ihn tritt. Und der vernünftige Mensch kann sich selbst das Leben nehmen? Ein furchtbares Verbrechen, verflucht von Gott und der Welt! Darum verbietet auch die Kirche das Begräbniß der Selbstmörder, wenn sie nicht etwa in ihrer That durch geistige Krankheit 2c. entschuldbar sind. Denn was ist gerechter, als Jenen die Ehren der Religion zu entziehen, die von Gott und der Religion nichts wissen wollten? Solche Unglückliche haben gewöhnlich allen Glauben, alle Religion über Bord geworfen; denn sonst wären sie einer solchen Gräuelthat nicht fähig; sie haben ihre Mutter, die Kirche, verläugnet; deßhalb weigert sich diese, ihre Asche zu segnen und über ihrem Grabe zu wachen. Was ist billiger, als dieß?

Der Selbstmord, das schauderlichste Verbrechen.

Selbst glaubenslose Männer, und unter ihnen ganz besonders der bekannte Rousseau, schildern uns den Selbstmord als das schauderlichste Verbrechen. „Du willst aufhören zu leben," schreibt der ebengenannte Philosoph des Unglaubens; „aber ich möchte nur wissen, ob du schon angefangen hast. Wie, bist du auf der Erde zum Nichtsthun? gibt dir der Himmel mit dem Leben nicht auch irgend ein Amt? Hast du dein Tagewerk vor Abend vollbracht, so magst du den Rest des Tages ruhen; aber sieh dein Werk an! Welche Antwort hast du für den höchsten Richter bereit, wenn er Rechnung von deiner Zeit fordert? Unglücklicher! suche mir den Gerechten, der sich rühmen darf, genug gelebt zu haben! Er allein kann mich lehren, wie man sein Leben zugebracht haben muß, um ein Recht zu haben, es zu verlassen. — Du zählst die Uebel der Menschheit auf, und sagst: Das Leben ist ein Uebel... Das Leben ist ein Uebel für den glücklichen Bösewicht, und ein Gut für den unglücklichen Rechtschaffenen; denn nicht durch eine vorübergehende Einschränkung, sondern durch seine Beziehung auf seinen Gegenstand wird es gut oder böse... — Aendere dich darum von heute an und bessere deine unordentlichen Neigungen, und verbrenne nicht dein Haus, um dir die Mühe zu ersparen, es in Ordnung zu bringen! — Was sind sechs,

zwanzig, dreißig Jahre für ein unsterbliches Wesen? Mühe und Lust gehen vorüber wie ein Schatten; das Leben enteilt in einem Augenblicke; an sich ist es nichts, sein Werth hängt von seiner Anwendung ab. Nur das Gute, das man gethan hat, bleibt, und durch dieses erst ist es etwas. Sage also nicht mehr, es sei ein Uebel für dich, zu leben, weil es nur von dir abhängt, daß es ein Gut sei, und weil, wenn es ein Uebel ist, gelebt zu haben, dieß nur ein Grund mehr ist, noch länger zu leben! Sage nicht mehr, es sei dir erlaubt, zu sterben! Denn dann solltest du eher sagen, es sei dir erlaubt, kein Mensch zu sein, es sei dir erlaubt, gegen den Urheber deines Wesens dich zu empören und deine Bestimmung zu betrügen. — Der Selbstmord ist ein diebischer und schändlicher Tod. Er ist ein Diebstahl, an dem Menschengeschlechte begangen. Gib dem Menschengeschlechte zuvor zurück, was es für dich gethan hat, ehe du es verlassest!" (Gaume 3. Bd. S. 368.) Selbst Napoleon, der auf den Schlachtfeldern Millionen kaltblütig fallen sehen konnte, erkannte und tadelte auf's Entschiedenste den Selbstmord. Im Anfange des Zuges nach Aegypten nahmen die Selbstmorde sehr überhand. General Bonaparte wurde darüber unwillig und erließ einen Tagesbefehl, worin er diese Wuth, welche den Menschen gegen sich selbst bewaffnet, brandmarkte und diejenigen, die sich um's Leben brachten, als Ueberläufer und Feige bezeichnete, die den ihnen anvertrauten Posten verlassen. (Guillois.)

Auch die heilige Schrift stellt uns einige Beispiele des Selbstmordes zum Abscheu vor; z. B. an dem unseligen König Saul, nachdem er lange Zeit hindurch Gott, dem Herrn, ungehorsam gewesen war (1. Kön. 31.); an Achitophel, dem treulosen Rathgeber (2. Kön. 17.), und an Judas, dem Verräther. (Matth. 27, 5.)

Fr. Was führt denn gewöhnlich als Grundursache zu dem furchtbaren Verbrechen des Selbstmordes?

Antw. Der Selbstmord geschieht gewöhnlich entweder 1) aus Verzweiflung, da man sich schwerer Verbrechen wegen umbringt, wie Judas, oder weil man die Schande fürchtet, gestraft zu werden; oder 2) aus unmäßiger Leidenschaft, als: aus unersättlichem Stolze oder Geize, aus Rache, aus verschwenderischer Ueppigkeit, aus Vermessenheit, aus natürlicher Trübsinnigkeit oder finsterm, melancholischem Temperamente, oft auch aus religiöser Schwärmerei und aus Unglauben.

Der jugendliche Selbstmörder.

Guillois schreibt in seinem Handbuche der Religion: „Die öffentlichen Blätter redeten vor nicht langer Zeit von einem zwölf und ein halbes Jahr alten Kinde, das so viel Herzhaftigkeit besessen hat, sich das Gehirn zu zerschmettern!!! Wie! seines Daseins überdrüssig zu sein, da man es kaum erprobt hat, und sich des Lebens entäußern, ohne fast zu wissen, was es ist! Wer konnte denn diese schwache Hand bewaffnen, und wie kann man in einem so zarten Alter ein so wüthendes Unternehmen begreifen? Es ist nicht eine unglückliche Leidenschaft, man hat dafür in dem Alter keine Empfänglichkeit; es ist nicht Verzweiflung, sie kann eben so wenig in ein noch nicht ausgebildetes Herz eindringen. . . Aber Personen, welche Gelegenheit hatten, das Kind kennen zu lernen, haben es uns erklärt. Es hatte mehrmals irreligiöse Reden angehört, welche die unerfahrene Jugend auf einmal verderben können, indem man sie überredet, daß es kein anderes Leben gebe, und daß es ruhmvoll sei, dieses Leben zu verlassen, wenn man sich unglücklich fühle." So führt der Unglaube zum Selbstmorde und zeigt uns den Grund dieser schrecklichen Epidemie, welche in allen Klassen der Gesellschaft ihre Verwüstungen anrichtet und täglich ihre Opfer vermehrt! (2. Thl. S. 148.)

Damar, der Verschwender.

Damar, der älteste Sohn des Lord Milton, hatte von der Natur Talente erhalten, die, wären sie ausgebildet worden, ihn zu einem brauchbaren Manne würden gemacht haben. Sein reges, theilnehmendes Gefühl bewies er dadurch,

daß er seine Freunde oft durch bedeutende Geldopfer aus dringender Verlegenheit riß, oder ihnen Vergnügen zu machen suchte. Auch das Glück hatte ihn nicht wenig begünstigt; denn außerdem, daß sein Vater ein sehr ansehnliches Vermögen besaß, hatte er eine vorzüglich reiche Erbin geheirathet. Allein ein ungeregelter Hang zu sinnlichen Genüssen, verbunden mit unerhörter Prachtliebe, machten jene Naturanlagen unwirksam, und diese Gunstbezeugungen des Glückes beschleunigten nur sein Unglück. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, seine Kleider und die Livreen seiner Bedienten übertrafen durch ihre Pracht und Zierlichkeit alles Aehnliche in London und erforderten einen Aufwand, wozu seine beträchtlichen Einkünfte nicht hinreichten, so daß er sich nach wenigen Jahren mit einer Schuldenlast von 120,000 Pfund Sterling beladen sah. Aber nicht bloß der Schuldenstand, auch das Leben ward ihm zur Last; die Genüsse und Wollüste desselben hatten ihn so abgestumpft, daß er in einem Alter von 35 Jahren auf den Gedanken kam, sich dem Tode in die Arme zu werfen. Verzweifelnd an seinem ferneren Lebensglücke — ging er in ein bekanntes Hurenhaus, ließ vier feile Dirnen zu sich kommen und brachte verschiedene Stunden, wie es schien, ergötzlich in ihrer Gesellschaft zu. Um Mitternacht bat er die gefälligen Weibspersonen, sich zu entfernen; und zwei Minuten hierauf zog er ein Pistol, das er den ganzen Tag bei sich getragen hatte, aus der Tasche und erschoß sich, ohne die Antwort auf den Brief abzuwarten, den er kurz vorher an seinen Vater geschrieben, und worin er ihm seine ganze Lage entdeckt hatte. In derselben Nacht kam der unglückliche Vater in London an, um die Schulden des verschwenderischen, ausschweifenden Sohnes zu bezahlen. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Fr. Was soll man thun, wenn man bei Jemanden bemerkt, daß er mit dem furchtbaren Gedanken umgeht, sich selbst zu morden?

Antw. Man soll alle möglichen Mittel anwenden, die uns Religion und Vernunft gebieten, um den Unglücklichen von seinem gottlosen Entschlusse abzubringen.

Der verhinderte Selbstmord.

Als der Geistliche de Prefontaine, Ehrencanonicus zu Versailles, in dem Gehölze von Satory spazieren ging, wurde er in der Entfernung einen Mann gewahr, der, als er einen Priester in ihm erkannte, ihn anredete. Dieser Mann hielt eine Pistole in der Hand und fragte ihn, ob es eine schwere Sünde sei, im Unglücke und in der Verlassenheit sich das Leben zu nehmen. Der Geistliche sagte ihm, daß es Feigheit und Sünde zugleich sei, sich zu tödten. Er machte ihm begreiflich, daß Gott den Menschen auf die Erde gesetzt habe, um Pflichten zu erfüllen, und es nicht erlaubt sei, den Posten zu verlassen, worauf die Vorsehung uns gestellt habe. Er sprach dem Unglücklichen Trost und Hoffnung ein; und dieser reichte ihm gerührt seine Waffen, fiel ihm zu Füßen und bat ihn, ihm einen Zufluchtsort zu verschaffen, wo er seine Sünde beweinen könne. Der Abbé von Prefontaine versprach, ihm diesen Dienst zu leisten, und führte ihn in sein Haus. Auf dem Wege erzählte ihm der Mann seine Geschichte. Derselbe war ein Italiener von reiferem Alter und von Bildung; er gestand, daß der Vorsatz, sich zu tödten, lange sich seiner bemächtigt habe. Die Vorsehung wachte über ihn, indem sie ihm den Herrn von Prefontaine an einen Ort sandte, wohin dieser nie ging. — An demselben Abende reiste der Fremde mit einem Empfehlungsschreiben an den Abbé du Gard nach Amiens. Man befürchtete Anfangs, daß er sich in seinem gesetzten Alter nicht mehr würde an die strengen Regeln der Trappisten gewöhnen können. Aber der Vater Stanislaus, Abt des Klosters, konnte seinen Bitten und Thränen nicht widerstehen, und legte ihm den 20. August 1837 das Ordenskleid an. (L'ami de la Religion, vom 21. September 1837.)

Erläuterung. Es gibt aber auch einen feinen Selbstmord; und desselben machen sich alle Diejenigen schuldig, welche etwas thun oder in Betreff ihrer Gesundheit etwas unterlassen, wodurch das Leben abgekürzt und ein frühzeitiger Tod herbeigeführt wird. Dazu gehören Diejenigen, welche aus Sparsamkeit in Krankheiten die gehörigen Mittel vernach-

läßigen, oder aus Eigensinn sich vom Schädlichen nicht enthalten wollen; ebenso Diejenigen, welche aus Habsucht sich durch übermäßige Anstrengungen und Arbeiten zu Grunde richten, — am Meisten aber die Säufer und Wollüstlinge, die nicht selten frühzeitig die traurigen Folgen ihrer Laster fühlen, die gerade an dem die furchtbarste Rache nehmen, der sie liebt und übt. Des feinen Selbstmordes machen sich schuldig die Naschhaften, die allerlei unter einander hineinessen und trinken, Süßes und Saueres, Milch und Bier; die Muthwilligen, welche auf Thürme und Bäume klettern, sich auf schwache Aeste hinauswagen, auf noch dünnem Eise glitschen, die sich leichtsinnig der Zugluft aussetzen, von starker Erhitzung in die Kälte gehen, in die Hitze hineintrinken, die unvorsichtig mit geladenen Gewehren spielen, die Unreinlichen u. s. w.

Fr. Darf man sich nun gar nie selbst an seiner Gesundheit oder am Leben schaden?

Antw. Wenn uns eine höhere Pflicht dazu verbindet, so ist es keine Sünde, sondern vielmehr Tugend, Gesundheit und Leben zu opfern.

Erläuterung. Es gibt gar viele Fälle, wo wir unser Leben und unsere Gesundheit nicht achten dürfen, um einer höheren Christenpflicht zu entsprechen. Christus sagt in dieser Beziehung (Matth. 10, 39.): „Wer sein Leben hier zu erhalten sucht, der wird es (in der andern Welt) verlieren; und wer um meinetwillen (hier) sein Leben verliert, der wird es (in der andern Welt) erhalten." Da, wo es sich um Gottes Ehre und des Nächsten Seelenheil handelt, darf der Christ nicht um sein Leben bekümmert sein; er muß hier einer Kerze gleichen, die sich selbst verzehrt, um Andern zu dienen. Wie gering haben die Heiligen um Gottes und des Himmels willen Gesundheit und Leben geachtet! — Nie darf sich ein Priester oder Arzt bei ansteckenden Krankheiten, nie ein Soldat im Kriege seiner Pflicht entziehen wollen, unter dem Vorwande, nach der Forderung des fünften Gebotes Leben und Gesundheit zu schonen. Wer bei Gefahren zur Rettung unglücklicher Menschen hilfreich herbeieilt, und dabei sein Leben auf's Spiel setzt, der sündigt nicht, sondern handelt christlich und edel.

Texte ad I.: Vom Selbstmorde.

a) Aus der heil. Schrift. Niemand darf sich selbst tödten; denn Gott ist der Herr über unser Leben. „Ich werde tödten und lebendig machen," sagt Gott der Herr. „Niemand soll sich aus meiner Hand erlösen." (5. Mos. 32, 34 — 39.) „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; wir mögen also leben oder sterben, so gehören wir dem Herrn." (Röm. 18, 7 — 8.) „Füge dir selbst nichts Böses zu!" (Apostelg. 16, 22.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wenn der, welcher einen Menschen tödtet, ein Elender und Abscheulicher ist, weil er einem Menschen das Leben nimmt, wie sollte der, welcher es sich selbst nimmt, unschuldig sein, da er ja einen Menschen zum Tode bringt? Sein Verbrechen ist nur um so größer, weil er der Rache der menschlichen Gesetze entgeht. Da wir nicht durch unsern eigenen Willen in diese Welt gekommen sind, so dürfen wir auch nicht aus ihr gehen ohne den Befehl Gottes, der uns in dieselbe gesetzt hat." (Lactant. de Instit. div. Lib. 2. cap. 18.) „Schon die Alten hielten die Selbstmörder für verdammungswürdig und ehrlos, schnitten die Hand ab, womit der Mörder sich Gewalt angethan hatte, und begruben sie von dem Körper getrennt, indem sie es für Unrecht hielten, den Diener des Mordes mit dem übrigen Körper zu beerdigen. Wenn nun aber die Hand von den Menschen noch nach dem Tode bestraft wird, welche Strafe wird da die Seele empfangen, welche die Hand angetrieben hat!" (S. Isidor. Pelus. Epist. 5, 387.) „Dieses sagen, dieses bekräftigen, dieses beweisen wir auf alle mögliche Weise, daß es Niemanden erlaubt ist, sich selbst den Tod anzuthun, sei es um dadurch den zeitlichen Mühseligkeiten zu entgehen; denn er würde in ewige verfallen; sei es wegen fremder Sünden; denn er würde sich selbst das furchtbarste Vergehen auferlegen, wodurch er die fremden Sünden in der Ewigkeit nicht austilgen würde; sei es wegen eigener Missethaten, weil er gerade deßwegen das Leben um so mehr nothwendig hat, um sie abbüßen zu können; sei es auch aus Sehnsucht nach dem künftigen Leben; denn das künftige, bessere Leben nimmt diejenigen nach dem Tode nicht auf, die an ihrem eigenen Tode schuld sind." (S. August. Lib. 1. de civit. Dei, cap. 26.)

II. Vom Duell oder Zweikampfe.

Fr. Ist auch der Zweikampf oder das Duell im fünften Gebote verboten?

Antw. Ja, es ist streng verboten, wie überhaupt jeder Mord; denn man setzt dadurch sich und seinen Gegner vorbedachter Weise der Gefahr des zeitlichen und ewigen Todes aus.

Erläuterung. Der Zweikampf ist ein Verbrechen gegen die Vernunft und Menschenwürde, da Menschen oft aus den unbedeutendsten Gründen, aus den albernsten Anlässen, wie wilde Thiere auf einander losfahren, um sich zu zerfleischen und im Blute des Gegners die Wuth zu sättigen. Wo ist hier ein Verhältniß zwischen Schuld und Strafe —

für ein unbedeutendes Wörtlein oft das Leben?! Wie unmenschlich und widersinnig! Darum hat auch die Religion und die Gesellschaft die schwersten Strafen darauf gesetzt. Das Concilium zu Trient (Sess. 25. cap. 19.) hat festgesetzt, daß die Duellanten ehrlos und excommunicirt sein sollen, und zwar nicht nur die Duellanten allein, sondern auch die Zeugen und alle Theilnehmer daran; den im Duell Gefallenen aber soll das kirchliche Begräbniß verweigert werden. Es ist dieß nicht mehr als billig; denn da sie die Mutter, die Kirche, verläugnet haben, so verweigert ihnen auch diese mit Recht den kirchlichen Segen. Nie soll man daher die Priester quälen, daß sie die Duellanten kirchlich beerdigen oder der Bestattung Jener beiwohnen, welche, wenn sie zurückkehren könnten, sich vielleicht zuerst über sie beklagen und sie zurückstoßen würden. Die Unduldsamkeit liegt also nicht am Priester, der seinen Dienst verweigert, sondern in denen, die ihn verlangen. — Zur Beseitigung dieser barbarischen Gewohnheit des Duells soll alles Mögliche geschehen; und wer um einen solchen Zweikampf weiß, dem soll es heilige Pflicht sein, denselben auf gesetzlichem Wege zu verhindern.

Der Verein gegen das Duell.

Der Kardinal von Richelieu, erster Minister unter Ludwig XIII., hatte durch Beispiele großer Strenge die Duellwuth unterdrückt; aber seit dem Tode des Ministers brach diese Art blutdürstigen Wahnsinnes mit neuer Wuth wieder hervor. Herr Ollier, Stifter und erster Vorgesetzter der Versammlung von St. Sulpice, fiel auf den Gedanken, die Unzulänglichkeit der Gesetze dadurch zu ergänzen, daß er die Ehre der Ehre selbst entgegensetzte. Er unternahm es, einen Verein von Edelleuten von erprobtem Werthe zu bilden, und diese durch einen schriftlichen, eigenhändig unterschriebenen Eid heilig zu verpflichten, nie eine Herausforderung zu machen oder anzunehmen, auch in keinem ihnen vorgeschlagenen Duell als Sekundant zu dienen. Er warf seine Augen auf den Marquis von Fenelon, um ihn an die Spitze eines Vereins so neuer Art zu stellen. Das Ansehen dieses Edelmannes war am Hofe, zu Paris und im Felde gleich groß. Man beabsichtigte selbst, in diesen Verein nur Militärpersonen aufzunehmen, die sich im Heere durch glänzende Thaten ausgezeichnet hatten. Auch sollte die einzugehende Verpflichtung auf eine möglichst feierliche Weise geleistet werden. Am Pfingstfeste 1651 übergaben diese ehrenhaften Militäre vor einer großen Anzahl angesehener Zeugen dem Herrn Ollier in der Kapelle des Seminars von St. Sulpice einen eigenhändig unterzeichneten Akt, worin sie ihren festen und unabänderlichen Entschluß ausdrückten. Er ist mit folgenden Worten abgefaßt: „Die Unterzeichneten erklären durch gegenwärtige Schrift öffentlich und feierlich, jede Art von Herausforderung verweigern, wegen keiner, was immer für einer Ursache in einem Duell sich schlagen und in jeder Weise Zeugniß darüber ablegen zu wollen, daß sie das Duell als eine Sache, die zugleich der Vernunft, der Wohlfahrt und den Gesetzen des Staates entgegen und mit dem Heile und der christlichen Religion unvereinbar ist, verabscheuen, ohne jedoch dem Rechte zu entsagen, die ihnen zugefügten Unbilden, insoferne ihr Stand und ihre Geburt sie dazu verpflichten, auf jedem gesetzlichen Wege zurückzuweisen, indem sie ihrerseits stets bereit sind, sich mit Offenheit gegen diejenigen zu erklären, die Ursache zu haben glauben, Abneigung gegen sie zu empfinden, und selbst Niemanden Veranlassung dazu zu geben." — Das Aufsehen, welches damals diese Begebenheit machte, ließ bei Ludwig XIV. einen tiefen Eindruck zurück. Während der ganzen Dauer seiner langen Regierung konnte keine Rücksicht auf Geburt oder Gunst ihn bewegen, in einer Duellangelegenheit Begnadigung zu gewähren.

Die sonderbare Erlaubniß.

Ein mächtiger König hatte einst bei seinem Kriegsheere den Zweikampf auf das Allerstrengste verboten. Da baten zwei vornehme Offiziere um die Erlaubniß, ihre Streitsache mit dem Degen auszufechten. — Der König bewilligte es, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingniß, daß der Scharfrichter als Zeuge dabei erscheine und sogleich demjenigen, welcher den Andern würde getödtet haben, den Kopf vor die Füße hinlege. — Diese sonderbare Erlaubniß wirkte mehr, als jedes noch so strenge Verbot, und der Zweikampf unterblieb.

Graf Emanuel de Gondi und der heil. Vinzenz von Paul.

Der Graf Emanuel de Gondi, eben so durch seine Tugenden und Frömmigkeit als durch Geburt und Verdienste berühmt, erhielt eines Tages einen bedeutenden Schimpf von einem Höfling. Seine Tugend und sein zartes Gewissen scheiterten an dieser, auch für so viele Andere schon oft sehr verderblichen Klippe. Die Berühmtheit seines Hauses, das Andenken an den unbezwingbaren Muth des Marschalls von Retz, seines Vaters, der hohe Rang, den er selbst in dem Königreich hatte, alle diese Gründe stellten sich vor seine Einbildung und bestimmten ihn, den erhaltenen Schimpf im Blute seines Feindes abzuwaschen. Die Zweikämpfe, obgleich erst unlängst von Heinrich IV. bei Strafe des Majestätsverbrechens verboten, waren damals so eingerissen und allgemein, daß man sich gar kein Gewissen daraus machte.

Der heil. Vinzenz von Paul war Hofmeister des Sohnes des Grafen Gondi. Dieser heilige Mann erfuhr mit dem größten Schmerz den unheilvollen Entschluß des Grafen, und bat den Herrn, die Ausführung desselben zu verhindern.

Den Augenblick benützend, wo Graf von Gondi in die Messe gehen wollte, warf er sich ihm zu Füßen mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen in aller Unterthänigkeit ein Wort sage! Ich weiß von guter Hand, daß Sie vorhaben, sich im Duell zu schlagen. Aber ich erkläre Ihnen im Namen meines Erlösers, welchen Sie jetzt anbeten wollen, daß, wenn Sie diesen Vorsatz nicht aufgeben, er an Ihnen und an Ihrer ganzen Nachkommenschaft Gerechtigkeit üben wird." Auf diese Worte, welchen das Feuer der christlichen Liebe eine besondere Kraft verlieh, zog sich Vinzenz zurück, wie ein Mensch, der von Entsetzen und Traurigkeit niedergebeugt ist. Es bedurfte aber nicht mehr; das Gewissen sprach, und der General von Gondi überließ dem die Rache, der sich das Recht dazu allein vorbehalten hat.

Das verhinderte Duell.

Im Kriege in der Vendée kamen zwei Cavaliere in Streit. Der eine von ihnen zog den Säbel und streifte den andern leicht. Dieser wollte nun zurückstoßen; aber Herr von Donnisson, ein eben so frommer, als braver General, warf sich zwischen Beide und rief: „Jesus hat seinen Henkern vergeben; und der Soldat einer christlichen Armee will seinen Kameraden tödten?" Beide umarmten sich und vergaßen ihren Streit.

Ehre des Zweikampfes.

Es gibt wahrlich nichts Thörichteres, als den Zweikampf. — Zwei Canarier, Wilde von den canarischen Inseln in Afrika, gaben einst ihren Landsleuten das Schauspiel eines Zweikampfes, um durch ihre Leibesstärke und durch ihre Gewandtheit im Ringen Lob und Bewunderung zu verdienen. Beide waren sich an Kraft und Geschicklichkeit so gleich, daß keiner den andern zu überwältigen vermochte. Sie wurden von den Zuschauern auseinander gebracht; ihr Ehrgeiz trieb sie aber, einen wiederholten Gang zu machen. Der eine, der bei dem Gefühle seiner Ermüdung an dem Siege zweifeln mochte, wenn es darauf ankam, ihn durch körperliche Anstrengung zu erringen, wählte ein neues Mittel, seinen Muth und seine Todesverachtung zu beurkunden. „Du wirst doch nicht thun, was ich thun werde!" sprach er, und stürzte sich in einen Abgrund hinunter, der sich an dem Gipfel eines Berges öffnete. „Ich fürchte den Tod so wenig, als du!" sprach der andere, und stürzte sich gleichfalls hinab. — Dieselben rohen Begriffe, nach denen diese beiden Wilden handelten, herrschen noch in den Köpfen so Mancher, die sich sogar zu den Gebildeten zählen, indem sie ihr Blut und ihr Leben, und noch oben drein die Gefahr eines Mordes wagen, um einer lächerlichen Einbildung willen, die sie Ehrenrettung nennen. Gerade das, wodurch sie ihre Ehre zu retten vermeinen, macht sie ehrlos in den Augen der Vernünftigen.

Die belehrten Duellanten.

Der Pfarrer von Maubeuge in der Diözese Cambrai ging einst an einem einsamen Orte spazieren, als er auf einmal ein Geklirr hörte, wie es aneinanderstoßende Waffen hervorbringen. Schnell eilte er nach der Gegend hin, woher das Getöse kam, und erblickte daselbst zwei Offiziere, die sich miteinander schlugen. Erschreckt von einem so unerwarteten Besuche und betroffen von dem ehrwürdigen Aeußern des frommen Pfarrers, stellten sie den Kampf ein, und einer von den beiden Duellanten fragte im Tone von Wuth und Aufregung, was er denn hier wolle. Ruhig und mit der herzlichen Theilnahme eines Freundes antwortete der würdige Geistliche: „Ich bin hierher gekommen, um euch die Thorheit eures Unternehmens zu zeigen. Ihr duelliret, um euch dadurch als ehrenhafte und tapfere Männer zu erweisen. Ich sage euch aber, wer sich in einen Zweikampf einläßt, ist weder ein tapferer Mann noch ein ehrenhafter Bürger; er ist vielmehr feige und schlecht. Feige; denn er beugt seinen stolzen Nacken unter das Joch eines barbarischen Vorurtheils, dem er die Stirne zu bieten nicht das Herz hat. Er ermangelt des einzigen Muthes, der den Menschen wahrhaft ehrt, des Muthes der Verzeihung; er zeigt sich als Sklaven der niedrigsten Leidenschaften, des Stolzes, des Grolles, der Grausamkeit. Er ist aber auch schlecht; denn er spielt zur Sättigung einer persönlichen Rache mit einem Gute, das nicht ihm gehört, mit dem Leben, das der Gesellschaft, der Familie, Gott gehört; er verletzt frech das erste Gesetz jeder Gesellschaft, das dem Einzelnen verbietet, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen; er tritt alle Sittlichkeit mit Füßen, um nur das Thierrecht als das höchste Recht anzuerkennen, indem er als Grundsatz aufstellt: die Ehre liege in der Spitze des Degens und in der Kugel einer Pistole." — Nach diesen kräftigen Worten bat und beschwor sie der fromme Diener Gottes im Namen ihrer Eltern und im Namen des Gottes des Friedens, von einem Kampfe abzustehen, der ein Opfer oder vielleicht zwei auf einmal kosten könne. Gerührt von der Liebe des Priesters ließen die Duellanten sogleich den menschenmörderischen Stahl fallen und stürzten sich einander in die Arme und besiegelten mit einem Kusse ihre aufrichtige Aussöhnung. (Nach Gaume und Guillois.)

Der bestrafte Duellant.

Die Strafe für geführte Duelle bleibt selten aus. — Nachdem der Ritter von Sen.. siegreich aus siebzehn Zweikämpfen gegangen war und sich dadurch den Ruf des Heldenmuthes erworben hatte, sah er sich Tag und Nacht verfolgt von den blutigen Schatten seiner Nebenbuhler, und das Wehklagen von siebzehn trauernden Familien, welche einen Sohn, einen Gatten, einen Bruder, einen Freund von ihm zurückforderten, verwirrte seine Einbildungskraft. Von Gewissensängsten umhergetrieben — beschloß er, sich in die Einsamkeit zu begraben; und das Kloster La Trappe öffnete ihm seine stillen Zellen. Als aber die Revolution die frommen Klosterbrüder aus den Mauern trieb, wurde auch der unglückliche Ritter in die Welt zurückgeschleudert, und seine bisherige Reue machte nun der Verzweiflung Platz, welcher er nur dadurch zu entrinnen suchte, daß er sich den Tod gab. Dieß geschah im Boulogner Hölzchen im Jahre 1791. (Dr. Herbst.)

Texte ad II.: Vom Duell oder Zweikampfe.

a) Aus der heil. Schrift. „Hüten wir uns, es zu machen, wie Kain, der ein Kind des Bösen war und seinen Bruder erschlug!" (1. Joh. 3, 12.) „Rächet euch selber nicht, Geliebteste! sondern stellet es der Strafgerechtigkeit Gottes anheim! Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr. Wenn also dein Feind hungert, so speise ihn; wenn ihn dürstet, so tränke ihn! Thust du das, so wirst du glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß nicht das Böse dich überwinden, sondern überwinde du das Böse durch Gutes!" (Röm. 12, 14 ff.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Man hat sogar die Kunst erfunden, morden zu

lehren (Fechtkunst). Das Verbrechen wird nicht nur verübt, sondern auch gelehrt. Was kann man Grausameres und Unmenschlicheres sagen? Damit man morden könne, ist eine Schule da, und morden gereicht zur Ehre!" (S. Cyprian. Epist. 2. ad Donatum.) „Ein weiser und rechtschaffener Mann hat keine Lust, sich in Streit und Gefahr einzulassen, weil der Sieg nicht in unserer Gewalt steht und jeder Kampf an sich mißlich ist. Hingegen liegt im Charakter eines braven und weisen Mannes, sich zu bestreben, nicht sowohl den Gegner aus dem Wege zu räumen, was ohne Verbrechen und Gefahr nicht möglich wäre, als vielmehr den Streit selbst beizulegen, was leicht geschehen kann und nützlich und recht ist." (Lactant. Instit. div. 6, 18.) „Der Herausforderer und der Herausgeforderte .... sind beide als Beleidiger dem Herrn verfallen, der alle Uebelthat wie verbietet, so auch verdammt!" (Tertull. Lib. de patient. cap. 10.) — Das Concilium von Trient hat in Betreff der Duellanten folgenden Ausspruch gethan: „Der verabscheuungswürdige Gebrauch des Zweikampfes, durch Betrieb des Teufels eingeführt, um durch den blutigen Mord des Leibes auch den Untergang der Seele zu bezwecken, soll gänzlich aus der christlichen Welt ausgetilgt werden! Daher sind sowohl die Fürsten und Herren, welche zum Zweikampfe in ihren Ländern Plätze einräumen, als die, welche den Kampf bestehen; und ihre Sekundanten in die Strafe der Excommunication und ewigen Ehrlosigkeit verfallen, so daß sie den heiligen Canones gemäß als Mörder bestraft, und wenn sie im Kampfe fallen, für immer des kirchlichen Begräbnisses ermangeln sollen. Selbst diejenigen, welche zum Zweikampfe anrathen oder bereden, so wie die Zuschauer sollen mit dem Bande der Excommunication und immerwährenden Fluches gebunden sein, ohne daß eine auch seit undenklicher Zeit eingeführte verkehrte Uebung davon freispreche." (Sess. 25. cap. 19.)

XXXIV. Christliche Lehre.

(Als Zugabe zum fünften Gebote.)

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Fr. Ist durch das fünfte Gebot auch verboten, ein Thier zu tödten?

Antw. Nein; denn die Thiere sind zum Nutzen der Menschen erschaffen. (1. Mos. 1.)

Erläuterung. Gott, der Herr, hat es schon durch Moses erlaubt, die Thiere zu essen, indem er sprach: „Alles, was sich regt und lebt, soll euch zur Speise sein!" (1. Mos. 9, 2.) Darum muß es auch erlaubt sein, sie zu tödten.

Fr. Ist es nun aber auch erlaubt, die Thiere zu quälen?

Antw. Durchaus nicht; es wäre dieß eine Sünde an Gottes Geschöpfen und das Zeichen eines harten und grausamen Herzens.

Erläuterung. Wer grausam und hart gegen Thiere sein kann, der ist es gar leicht und bald auch gegen Menschen. Mit Recht hat deßhalb unsere Zeit sogenannte „Vereine gegen Thierquälerei" gegründet und dadurch schon vielfach nützlich gewirkt. Besonders aber soll dem jugendlichen Herzen Gefühl auch für die armen Thiere in der Schule und zu Hause beigebracht werden; denn, wie gesagt, junge Thierquäler werden gar leicht auch eine Plage der Menschheit. Darum ließ Gott sogar einmal einen Esel reden und sich beschweren, daß ihn Balaam, sein Herr, unbillig und grausam behandle. (4. Mos. 22, 28.) — Gegen die Thiere versündigen sich insbesondere alle Diejenigen, welche das arme Vieh Mangel leiden, es im Unrathe zu Grunde gehen, vom Ungeziefer aufzehren lassen, ihm zu schwere Lasten aufladen, es ohne Noth und Maß schlagen, erhitzen, unvorsichtig zur Tränke führen, wodurch sie ihm schmerzhafte Krankheiten zuziehen u. s. f. Eines Menschen würdig hingegen handeln Diejenigen, welche dem Vieh das gehörige Futter, die nöthige Reinlichkeit und Ruhe gewähren, sich desselben in der Noth und in Unglücksfällen erbarmen und demselben schwere Lasten erleichtern.

1) Gib dem Vieh das nöthige Futter und gönne ihm die gehörige Ruhe.

Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.

Karl, Herzog von Calabrien, wohnte täglich den Sitzungen des Gerichtshofes zu Neapel bei, und aus Besorgniß, die Wachen möchten nicht Jedem, der sein Recht zu suchen käme, den Eintritt gewähren, ließ er an der Außenwand der Gerichtshalle einen Klingeldrath befestigen. Wenn dieser berührt wurde, ertönte im Innern das Glöcklein, und augenblicklich mußte dann die Thüre geöffnet werden.

Eines Tages rieb sich ein altes, ausgehungertes Pferd an dem Drathe. Das Glöcklein ertönte, die Thüre ging auf, und herein hinkte der abgezehrte Klepper. Lachend riefen die Räthe: „Ha, sehet! Capele's Mähre." Nur Karl blieb ernst beim Anblicke dieses lebenden Gerippes. Finstern Blickes sagte er: „Wisset ihr nicht, daß auch die Thiere Anspruch auf Gerechtigkeit haben? Sogleich erscheine Capele!" — Der Geforderte trat vor die Schranken des Gerichtes, wohl nicht ahnend, welchen mächtigen Beschützer seine verachtete Mähre gefunden habe. Zürnend fragte ihn der Herzog: „Warum lassest du dein Pferd in solchem elenden Zustande herumlaufen?" — „Gnädigster Herr!" war Capele's Antwort, „der Gaul ist nicht mehr zu brauchen, und die Kosten für sein Futter wären verschwendetes Geld." — „Doch in früheren Jahren hat er dir Dienste geleistet?" — „In seiner Jugend war es ein braves Roß, und hat mich in zwanzig Schlachten begleitet." — „So!" entgegnete der Herzog immer ernster. „Sage mir, Capele! hat mein Vater deine Dienste zu belohnen vergessen?" — „Mit Nichten," stammelte der Betroffene; „er überhäufte mich mit Wohlthaten." — „Und du?" fuhr Karl in edlem Zorne fort, „du vergönnest nicht einmal einem armen Thiere, das dir so getreu gedient hat, das karge Futter? Undankbarer! schnell führe dein mißhandeltes Roß nach Hause und lohne ihm fortan besser seine Treue, oder meine gerechteste Ungnade soll dich treffen!"

Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter, strenger Winter, da sammelte die kleine Mina, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie zweimal im Tage hinaus auf den Hof und streute die Krümchen hin. Und die Vögelein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bitteren Kälte. Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblickes und sprachen: „Warum thust du das, Mina?!" „Es ist ja Alles so mit Schnee und Eis bedeckt," antwortete Mina, „daß die Thierchen nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren." Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!" Die kleine Mina antwortete: „Thun denn nicht andere Kinder auch wie ich, so wie auch die reichen Leute die armen verpflegen?" — Und der Vater war mit Mina zufrieden und hatte das Kind lieb.

Auch das Thier ist ein Geschöpf Gottes, wir sollen uns darum auch seiner erbarmen in der Noth. Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen des Vaters im Himmel. Behandle deßhalb kein Thier anders, als Gott es haben will.

Mitleid gegen Menschen und Thiere.

Friederike, Prinzessin von Preußen, Gemahlin des großbritanischen Prinzen Friedrich, Herzogs von York, und Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, war eine sehr fromme, liebreiche und mildthätige Dame. Selbst der Thiere vergaß ihr freundschaftliches Mutterherz nicht. Wenn sie sich auf ihrem Landgute zu Oatland in Wald und Gärten erging, ließ sie den Vögeln, die durch Gesang aus den Gipfeln sie begrüßten, Brodkrümlein ausstreuen. Besonders fütterte sie selbst täglich einen wachsamen Haushahn, der sie früh Morgens zur Andacht aufzuwecken pflegte.

2) Stehe dem Vieh in Noth und Unglück bei!

Das gerettete Lamm.

Ein Bauernmädchen saß nicht weit vom Hause an der Landstrasse, und aß Milch und Brod aus einer Schüssel. Da fuhr ein Mann vorbei, der zwanzig Stück lebendige Lämmer auf seinem Karren hatte, die er zu Markt fahren wollte. Die armen Thiere lagen mit zusammengebundenen Füßen und hängenden Köpfen

über einander her, und blöckten so kläglich, daß es dem Mädchen durch's Herz ging. Der Fuhrmann warf ihr ein Lamm vor die Füße und sagte: „Da, Kind! schenk' ich dir ein Lamm; es ist aber todt; mache damit, was du willst." — Das erstaunte Mädchen setzte ihre Milch auf's Gras, sah das Lämmchen mitleidig an und streichelte es. Auf einmal schlug das Lämmchen ein wenig die Augen auf und regte sich. Da freute sich das Mädchen über die Maßen, nahm es auf ihren Schooß und wickelte es in ihre Schürze und wollte es erwärmen, und das Lämmchen bewegte sich immer mehr. Darauf nahm sie ein Stücklein Brod aus der Milch und brachte es ihm zwischen die Zähne; und siehe! da erholte sich das Lamm wieder, das nur aus Hunger und Mißhandlung so elend war, blöckte, aß mehr und lief endlich wieder herum. Voll Freuden nahm das Mädchen das Lamm in die Arme und trug es zu seinen Eltern nach Hause. So lohnt Gott selbst auch das Mitleid gegen arme Thiere!

3) Erleichtere seine Lasten!

Die abgenommene Last.

Ein macedonischer Soldat führte einen Maulesel, der in einigen Säcken Gelder für Alexander trug. Er sah, daß das Thier beinahe unter der Last niedersank; mitleidig nahm er sie vom Rücken des Maulthiers, und schleppte die Last selbst bis zu des Königs Zelt hin. Alexander war unbemerkt Zeuge des Vorfalls gewesen. Jetzt trat er hervor und rief dem Soldaten zu: „Fasse Muth, braver Mann! und trage die Geldsäcke vollends unter dein Zelt; du bist werth, sie zu besitzen!" (Beisp. des Guten.)

4) Vorzüglich aber schone den Nachwuchs: die Eier der Vögel, die Jungen der Thiere.

Das Rebhühnernest.

Philipp Griesser, der Sohn eines vermöglichen Landmanns in Schwaben, betrachtete oft bei seinen Arbeiten auf dem Felde die bunten Käfer, die schönen Schmetterlinge, die fröhlichen Vögel, wie sich alle erfreuten in Gottes herrlicher Schöpfung, und sein Herz wurde dann voll des Lobes der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes; sein Auge glänzte vor Freude und Dank. Eines Tages erhielt Philipp von seinem Vater den Auftrag, auf einem Acker Klee für das Vieh zu mähen; froh und munter ging er an die Arbeit. Schon hatte er eine große Strecke abgemäht, als plötzlich nicht ferne von ihm ein Rebhuhn aufflog und in einem benachbarten Acker wieder einfiel. „Da ist gewiß ein Nest," dachte Philipp, legte seine Sense behutsam zur Seite und schlich zu der Stelle, von welcher das Rebhuhn aufgeflogen war. Er hatte sich in seiner Meinung nicht getäuscht, es lagen Eierlein im Neste. Aber was that nun Philipp? — Er zieht sich schnell zurück, nimmt seine Sense und geht auf eine andere Seite des Ackers, bedauernd, daß er die alte Henne von ihrem Neste verscheucht hatte. — „Soll ich weiter mähen," dachte er bei sich selbst, „und die Eier mit nach Hause nehmen? Nein! das gute Thier soll sein Nest behalten, damit es seine Eier ausbrüten kann!" Er trug sodann den abgemähten Klee nach Hause, erzählte dem Vater, was er gesehen hatte, und bat ihn zugleich, nicht mehr auf jener Stelle mähen zu lassen, bis die Eier ausgebrütet seien. Der Vater lobte, was sein Sohn gethan hatte, und sagte, sie wollten nun in einigen Tagen wieder an jene Stelle gehen und nachsehen; und als sie nach acht Tagen kamen, fanden sie nur noch die Schalen der Eier, die jungen Thierchen hatten ihr enges Gehäuse verlassen. (Beisp. des Guten.)

5) Selbst Thiere lohnen oft eine mitleidige Behandlung.

Der Löwe.

Ein armer Sklave, Namens Androklus, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen, weiten

Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu. Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu, blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte, wie vor Freuden, um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute wunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme? Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir und zeigte mir seine Tatze, in der ein scharfer Dorn stack. Ich zog ihm denselben heraus. Von dieser Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt, und beide gefangen, und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden." Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze, wie ein zahmes Hündchen, und blieb, ohne Jemanden ein Leid zu thun, immer bei ihm. (Geschichte der alten Welt.)

6) Nicht selten aber folgt auf Mißhandlung der Thiere auch die schuldige Strafe.

Strafe des Thierquälers.

Zu Abo, der Hauptstadt in Finnland, war vor ungefähr 38 Jahren ein Hund überfahren worden. Das sterbende Thier kroch mühsam und winselnd nach der Thüre eines Lederhändlers. Der fünfzehnjährige Sohn dieses Mannes beging nicht nur die Grausamkeit, diesen jammervoll zerquetschten Hund, welcher Hilfe zu suchen schien, mit Steinen zu werfen, sondern überdieß noch mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen. Ein gegenüber wohnender Rathsherr, der diese Abscheulichkeit bemerkte, trug am folgenden Tage den ganzen Vorfall in der Rathsversammlung vor. Diese ließ den Barbaren kommen und in's Gefängniß werfen. Als es sich nach Untersuchung der Sache ergab, daß der junge Mensch mehrmals bei ähnlichen Grausamkeiten ohne erfolgte Besserung gewarnt worden war, so wurde am nächsten Markttage vor versammeltem Volke folgendes Strafurtheil an ihm vollzogen.

Ein Gerichtsdiener stellte ihn an dem Schandpfahle aus, und las ihm den richterlichen Spruch vor, der also lautete: „Weil du, junger Mensch! einem Geschöpfe deines Schöpfers, da es doch in seiner Todesstunde dich um Hilfe anflehte, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältigt und es mit vermehrter Qual getödtet hast, so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst mit fünfzehn Geißelhieben bestraft werden!" — Ein anderer Gerichtsdiener hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die Brust, worauf mit großen, weißen Buchstaben die Worte standen: „Junger Unmensch." — Gott theilt nach seiner unendlichen Güte auch den Thieren Lebensfreude mit; wie könnte der wohl ein Mensch sein, der seine Lust daran fände, sie zu quälen, oder ohne Ursache und noch dazu auf eine so grausame Weise zu tödten! Wir haben den Thieren das Leben nicht gegeben, wir dürfen es ihnen also auch nicht auf eine muthwillige und grausame Art nehmen. Wer sich über die Angst und den Schmerz eines Vogels oder auch nur eines Wurmes im Staube freut, der wird gewöhnlich, wenn er erwachsen ist, auch ein Peiniger der Menschen sein; denn die Geschichte sagt, daß alle Tyrannen damit angefangen haben, daß sie in ihrer Jugend grausam gegen unschuldige Thiere waren.

Komming, der bestrafte Thierquäler.

Komming, eines Bauern Sohn, zeigte schon in seiner Kindheit ein sehr grausames Herz. Er machte sich die größte Freude daraus, unschuldige Thiere zu martern und zu quälen. Wenn er einen jungen Sperling in seine Gewalt bekam, so marterte er ihn langsam zu Tode. Wo er einen Käfer sah, fing er

ihn und riß ihm die Flügel aus. Würmer, Fliegen und andere dergleichen Thierchen zu zerhacken, zu zerschneiden und zu tödten, war seine größte Lust. Er führte beständig Steine bei sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Strasse erblickte. Wo er ging, da hörte man gewöhnlich auch Hunde heulen, die er mit Steinen verwundet hatte. Konnte er eine Katze in seine Gewalt bekommen, so war sie glücklich, wenn sie weiter nichts als ihren Schweif und ihre Ohren in den Händen des kleinen Henkers verlor; denn gewöhnlich goß er ein Gefäß voll kochenden Wassers über sie, oder hackte ihr zwei Füße ab. Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern und in den Gebüschen. Die jungen Vögelein, die eben erst ihr Leben von ihrem Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern dem Tode übergeben, und konnte er die Alten in seine Hände bekommen, so mußten sie auch sterben. Er hatte von seinen Lehrern oft die wichtigen Worte gehört: daß kein Sperling auf die Erde fällt ohne Gottes Willen, und doch führte er beständig den grausamsten Krieg gegen diese Geschöpfe Gottes. Sein Herz fühlte kein Erbarmen bei den Schmerzen der armen Thierchen. Wenn sie unter seinen Händen mit dem Tode rangen — wenn die Vögelchen, die er lebendig rupfte oder spießte, recht erbärmlich zappelten — wenn die Hunde oder Katzen recht kläglich schrieen — das Alles machte ihm die größte Freude, und erfüllte sein Herz mit höllischem Entzücken. — Diese Grausamkeit beging der unmenschliche Komming bis in sein dreißigstes Jahr, zwar nicht mehr so häufig, wie in seiner Kindheit, weil er nicht mehr so viel Zeit und Gelegenheit dazu hatte; doch war sein Herz noch eben so grausam, wie vorher, und fand noch immer seine Lust und Freude an der Qual der armen Thiere.

Einst war er in einem Brauhause und ließ seinen Hut in den Bierkessel fallen. Er wollte ihn mit der Kelle wieder fangen, verlor aber das Gleichgewicht und stürzte hinein. Er hielt sich mit den Händen oben fest, so daß nur seine Beine in das heiße Bier kamen. Er schrie um Hilfe und wurde herausgezogen, hatte aber beide Beine verbrannt und mußte nach Hause getragen werden. Hier lag er nun und fühlte unbeschreiblich große Schmerzen; alle Nachbarn hörten das Gebrüll, das ihm seine Qualen auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er sehr nachzudenken schien, und nachdem er eine halbe Stunde etwas stiller zugebracht hatte, verlangte er den Zuspruch eines Geistlichen, der auch sogleich geholt wurde. Als dieser angekommen war, fing Komming im Tone der größten Verzweiflung an und sagte: „Herr, ich habe Sünden begangen, die ich nie wieder gut machen kann. So viele tausend Thiere habe ich zu Tode gemartert, ohne auch nur das geringste Mitleiden zu empfinden. Jetzt fühle ich es an meinem eigenen Körper, welch' ein Wütherich ich gewesen bin. Ach! rathen Sie, Herr! rathen Sie mir, wie ich alle Grausamkeiten wieder ersetzen soll. Wäre ich ein Dieb, ein Ehrenschänder oder ein Mordbrenner gewesen, so könnte ich vielleicht den verursachten Schaden wieder gut machen. Aber wo soll ich auch nur ein Leben von so vielen Tausenden wieder herholen? Welchen Ersatz soll ich den Leichnamen so vieler ermordeten Thiere geben, die weiter kein Glück auf der Welt zu erwarten hatten, als die Freude, zu leben? Ach! wo soll ich mich hinwenden? Zu Gott kann ich nicht, denn ich bin ein Rebell gegen ihn gewesen; ich zerstörte die Werke, die seine Allmacht und Weisheit so schön geschaffen hat; ich führte Krieg mit seinen Geschöpfen — ich mißhandelte sie, da sie mich doch nicht beleidigt hatten — ich zerfleischte sie, ohne daß mir ihr Tod den geringsten Nutzen brachte. Ach! unzählig sind die Leichen derselben, die vielleicht jetzt noch ihres Lebens sich freuen könnten, wenn ich nicht so grausam gewesen wäre." — Der Geistliche ließ den Unglücklichen noch eine Zeit lang in dieser Angst, und stellte ihm vor, daß der boshafte Mord auch deßwegen besonders strafbar sei, weil ein Thier weiter nichts zu gewarten hat, als dieses kurze Leben und die wenigen Freuden, die es in dieser Welt genießt. Unter diesem Gespräche bemerkte der Geistliche, daß Komming's Beine ganz schwarz waren. Es wurde ein Arzt herbeigeholt, und dieser versicherte, daß die Beine in einer Zeit von einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der

Patient nicht am kalten Brande sterben wollte. Wirklich wurden ihm die Beine abgenommen. Nun stieg seine Verzweiflung noch höher. Es fiel ihm ein, wie viele Thiere er muthwilliger Weise um eben diese Gliedmaßen gebracht hatte, die er nun selbst einbüßen mußte. — „Ach!" rief er, „wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich seine Beine ab, ohne zu bedenken, daß er über solche Schmerzen wehklagen müßte, wie ich jetzt fühle! Wie manches Thier, das ich mit heißem Wasser begoß, mußte die Qualen fühlen, die ich jetzt selbst empfinde!" — So schrie Komming unaufhörlich. Er war beinahe rasend, und würde sich vielleicht in der Verzweiflung getödtet haben, wenn ihn der Geistliche nicht einigermaßen getröstet hätte. — Er ward wieder gesund und lebte als Krüppel noch fünfundzwanzig Jahre zum warnenden Beispiele für Andere; und jedem Knaben, der zu ihm kam, hielt er eine Predigt über die Barmherzigkeit gegen die Thiere. (Jansa's Predigten.)

7) In Ansehung der Thiere müssen wir uns aber auch hüten, daß wir sie nicht zu hoch schätzen. Dieß geschieht, wenn wir sie den Menschen gleich oder wohl gar noch höher schätzen. Wenn Thiere mehr Thaler kosten, als man Groschen an Arme verwendet; wenn man mit Hunden zusammenschlafen, mit geringen Leuten aber nicht einmal reden mag; wenn man bei Unglücksfällen seiner Lieblingsthiere sich tief betrübt und weint und heult, während man bei den Leiden und dem Elende der Armen gefühllos bleibt: liebt man da die Thiere nicht mehr als die Menschen? Wenn Hunde Kraftsuppen genießen, die treue Dienerschaft aber darben und mit verschimmeltem Brod vorlieb nehmen muß, wird dadurch nicht Natur und Religion beleidigt? Die schönen schmeichelnden Thiere können überdieß zu noch gar mancher andern Sünde verleiten.

Sündhafte Liebe zu den Thieren.

Als der Kapuziner Felix eine römische Dame ihr Schooßhündchen auf eine übertriebene Weise liebkosen sah, rief er aus: „Wie viel nützlicher würde es dir sein, wenn du mit der Liebe, womit du dieses Thier liebst, erst deinen Gott liebtest!" — Eine Närrin in Frankreich vermachte ihrer Spielkatze nicht nur einen Jahresgehalt, sondern verordnete ihren Erben auch wöchentliche Besuche, die sie bei derselben abzustatten hätten, widrigenfalls Jeder seines Vermächtnisses verlurstig sein sollte. Darüber entstand ein großer Prozeß, den aber die Katze verlor.

Texte: Die Pflichten gegen Thiere.

a) Aus der heil. Schrift. „Der Gerechte sorgt auch für das Futter und die Ruhe seines Viehes." . . . „Er erbarmt sich auch seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist grausam." (Sprüchw. 10, 12. und 12, 10. Vgl. 2. Mos. 12.)

b) Aus den heiligen Vätern u. a. „Wenn wir hören: Du sollst nicht tödten! so nehmen wir nicht an, als sei es von den Gewächsen gesagt; denn diese haben keine Empfindung; auch nicht von den unvernünftigen Thieren, weil sie nicht durch Vernunft uns beigesellt sind." (S. August. de civit. Dei. Lib. 1. cap. 20.) „Vor dem Sündenfalle waren die Thiere dem Menschen alle ohne Ausnahme unterworfen; aber nach dem Falle hat ihm Gott einen Theil der Herrschaft genommen. Jene Thiere, welche ihm zur Nahrung und zum Gebrauche nothwendig sind, wurden ihm in der Unterwürfigkeit gelassen; nicht so die mehr wilden, um durch seinen Kampf mit ihnen an die alte Sünde des ersten Vaters Adam erinnert zu werden. . . . . Und dann, was hilft es uns, wenn wir den Löwen unterwürfig und den Leoparden zahm hätten? Es diente uns zu nichts, als nur zum Prunke und zur Hoffart. Darum hat Gott diese Thiere von unserer Gewalt ausgenommen; aber die uns nützlichen hat er zahm gemacht, als: den Ochsen, damit er uns pflüge, das Schaf, damit es unsere Blöße decke, und die Lastthiere, die Vögel und Fische, damit sie uns einen besseren Tisch geben." (S. Chrysost. in Ps. 8.)

VI. Gebot Gottes:

„Du sollst nicht ehebrechen!"

A. Was im sechsten Gebote befohlen wird.

XXXV. Christliche Lehre.

Von der Unschuld und Reinigkeit.

I. Die standesmäßige Keuschheit, ihre Größe und Würde.

Fr. Was besiehlt uns Gott im sechsten Gebote?

Antw. Gott verlangt von uns im sechsten Gebote die treue Bewahrung der standesmäßigen Keuschheit.

Erläuterung. Es heißt nicht umsonst standesmäßige Keuschheit; denn es gibt 1) eine Keuschheit der Verwittweten, 2) eine Keuschheit der Verehelichten und 3) eine jungfräuliche Keuschheit. In Betreff der Keuschheit der Verwittweten schreibt der heilige Paulus: „Ehre die Wittwen, welche wahrhaftig Wittwen sind! — Die wahrhaft eine Wittwe ist und in der Einsamkeit lebt, hofft auf Gott und beschäftigt sich Tag und Nacht mit Beten und Flehen. Die aber den Wollüsten abwartet, ist lebendig todt." (1. Tim. 5, 3 und 6.) Und der heilige Augustin (De bono conjug. cap. 8.) schreibt: „Wir loben das Gute der Susanna in der ehelichen Keuschheit, und doch ziehen wir das Gute der Wittwe Anna und noch mehr das Gute der Jungfrau Maria vor." — Auch im heiligen Ehestande ist es nicht erlaubt, in Unzucht und Schamlosigkeit dahinzuleben; denn auch derjenige sündigt, der zwar keinen Wein aus einem fremden Keller stiehlt, aber sich in seinem eigenen berauscht. Darum schreibt der Apostel: „Der Ehestand soll durchgängig ehrwürdig und das Ehebett unversehrt bleiben! Denn die Unkeuschen und Ehebrecher wird Gott richten. Ein Jeder soll seinen Leib unschuldig und ehrbar zu erhalten wissen, nicht in begierlichen Leidenschaften, wie die Heiden, die um Gott nichts wissen!" (Hebr. 13, 4. und 1. Thess. 4 — 5.) Eheliche Keuschheit und Treue ist die erste Tugend und Pflicht der Eheleute, und nichts darf im Stande sein, das Eine oder Andere der Verehelichten von dieser hochheiligen Pflicht abwendig zu machen.

Die treu bewahrte eheliche Keuschheit.

Selbst schon die heidnische Geschichte liefert uns ein schönes und bewunderungswürdiges Beispiel von einem Weibe, das mit besonderer Starkmuth über die eheliche Keuschheit wachte. — Lucretia, die Tochter des Spurius Lucretius, war mit Tarquinius Collatinus vermählt. Diese edle Römerin war an Schönheit eben so sehr, als an Tugenden und besonders an Keuschheit ausgezeichnet. In sie nun entbrannte Sextus Tarquinius, der Sohn des letzten römischen Königs, des Tarquinius Superbus, ihr nächster Anverwandter. Er suchte Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen. Diese Gelegenheit ergab sich auch bald. Er kam ohne Wissen des Collatinus, des Gemahls der Lucretia, mit einem einzigen Begleiter nach Collatia. Er wurde von den Bewohnern des Hauses gütig und freundlich aufgenommen; denn sie wußten nichts von seinem schändlichen Vorhaben. Nach dem Abendessen wurde er in das Gastzimmer geführt. Als er glaubte, daß nun Alles in Schlaf versenkt sei, kam er zu Lucretia, welche schlief. Sein Rechte zog das Schwert, seine Linke setzte er auf die Brust der Frau und sagte: „Schweige, Lucretia! ich bin Sextus Tarquinius. Das Schwert ist in meiner Hand. Du bist des Todes, wenn du einen Laut gibst. Thue meinen Willen!" Aber sie war nicht zu bewegen, in das Ansinnen des Lüstlings einzugehen. Da Furcht des Todes nichts vermochte, suchte er sie durch Androhung der Schande zu bewegen. „Thust du mir nicht nach meinem Willen," sagte er, „so morde ich dich und lege neben deine Leiche einen erwürgten Sklaven,

damit man sage, du seiest in schändlichem Ehebruch ermordet worden." Furcht vor solcher Schande überwältigte die Hilflose; aber auch ungemeine Trauer über ein so großes Uebel nahm ihr ganzes Herz ein. Sie sandte Boten nach Rom; Lucretius, der Vater, Tarquinius Collatinus, der Gemahl, kamen alsbald mit treuen Freunden; solche begehrte sie als Zeugen. Sie erzählte mit großer Wehmuth des Herzens vor diesen Zeugen, was ihr geschehen war. Sie ward freigesprochen, sie ward getröstet. „Der Geist," sagten sie, „sündige, nicht der Leib; wo kein besonnener, freier Entschluß, da ist auch keine Schuld." Aber vergebens! Sie selbst konnte nimmer sich freisprechen von der Schuld, nimmer von der Strafe. Um die unwillkührliche Verletzung ihrer Keuschheit nicht zu überleben, stieß sie sich selbst den Dolch in das Herz. — Lucretia wird deßhalb hochgerühmt. Der römische Dichter wagt nicht, die Krone, welche mit reichem Lobe auf ihrem Haupte glänzt, von demselben zu nehmen. Als Heidin möchte sie auch zu entschuldigen sein. Sie mochte wohl fürchten, daß, wenn der Schamlose im Weigerungsfalle nach seiner Drohung den ermordeten Knecht neben ihre Leiche lege, ihre Schmach auf die Tugend selbst zurückfallen könne, und so mochte sie ihren freiwilligen Tod für eine vollkommene Sühne ihrer unfreiwilligen Befleckung halten. Dieses kann die Heidin entschuldigen. — Aber wie viel erhabener erscheint Susanna, die Tochter Helkiä, die keusche Ehefrau in Israel! Sie war in einem ähnlichen Falle, wie Lucretia. Auch ihr war der Tod gedroht, wenn sie nicht in das schändliche Ansinnen der beiden Aeltesten einwillige. Erleuchtet aber von dem himmlischen Lichte der wahren Religion — handelt sie viel edler, viel reiner. Sie willigt durchaus nicht ein. Sie sieht nicht auf irgend eine Folge; sie achtet nicht auf die angedrohte Schmach; sie richtet den Blick nur zu Gott auf. Susanna seufzte und sprach: „Ich werde von allen Seiten geängstigt. Thue ich das, so bin ich des Todes. Thue ich's nicht, so entrinne ich euch nicht. Doch will ich lieber unschuldig in der Menschen Hände fallen, als wider den Herrn sündigen." — So edel Lucretia es auch gemeint haben mochte, größer, vortrefflicher aber dachte und handelte Susanna. Die Furcht der Römerin vor der Schmach scheint doch von geheimer Hoffart des Geistes bemackelt zu sein. Susanna demüthigt sich aber ganz unter Gott, und lehrt uns weise die rechte Pflicht: „Wir dürfen in keinem Falle sündigen, komme, was da wolle, und gelte es auch das Leben; drohe auch die größte Schmach! Gottvertrauen stärkt, gibt Sieg und Rettung." (Gesch. der Religion Jesu Chr. von Stolberg.)

Herzog Wilhelm V. von Bayern und seine edle Gemahlin.

Die Pflicht der ehelichen Keuschheit übte außer vielen andern Eheleuten, an denen die Legende überaus reich ist, auch der ausgezeichnete Herzog Wilhelm V. von Bayern. Nachdem er mit seiner tugendhaften Gattin mehrere Kinder erzeugt hatte, und hierdurch für die weitere Erhaltung seines erhabenen Fürstenstammes hinlänglich gesorgt war, so kamen sie überein, ihr noch übriges Leben, um Gott besser dienen zu können, in völliger Enthaltsamkeit hinzubringen. Beide waren damals noch nicht alt; der Herzog zählte neununddreißig Jahre, lebte mit seiner Gemahlin in unverbrüchlicher Treue und Enthaltsamkeit noch fünfzehn Jahre, und überlebte sie, ungeachtet vieler, fast unglaublicher Abtödtungen, auch noch lange; denn er erreichte ein Alter von siebenundsiebzig Jahren, und starb reich an guten Werken, wie an Lebenstagen, als ein vollendetes Musterbild eines wahrhaft christlichen Mannes. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Erläuterung. Außer der Keuschheit im Ehe- und Wittwenstande gibt es aber auch noch eine jungfräuliche Keuschheit, und unter ihr verstehen wir jene Keuschheit, welche unverehelichte Manns- und Weibspersonen halten, so lange sie nur an das denken, was den Herrn angeht, um heilig zu sein am Leibe und Geiste. — Diese Tugend der Keuschheit ist dem Christenthume so wesentlich, daß ein wahrer Christ gar nicht denkbar ist ohne Keuschheit. Darum schreibt der heil. Augustin: „Lasset uns Gott, den die keuschen Glieder einer Jungfrau getragen haben, im keuschen Leibe und mit reinem Gewissen tragen! Denn Christus ist der Lehrmeister der Keuschheit und deßhalb kann auch derjenige, welcher die Keuschheit nicht hat, Christus nicht tragen und kein Schüler dieses Lehr-

meisters, also auch kein Christ sein." — Aus diesem Grunde haben alle wahrhaft christlichen Jünglinge und Jungfrauen die kostbare Perle der Keuschheit und Unschuld unendlich hoch geschätzt, und gar viele von ihnen haben lieber Gut und Blut hingeopfert, als gegen die heilige Keuschheit gesündigt.

Die selige Jungfrau Pelagia.

Der heil. Chrysostomus, Erzbischof und Patriarch von Constantinopel, erzählt in einer Predigt, und Ambrosius, der heilige Vorsteher der Kirche von Mailand, schreibt: „Zu Antiochia war eine Jungfrau, Namens Pelagia, ungefähr fünfzehn Jahre alt. Sie war einmal allein im Hause, als sie plötzlich überfallen ward von Soldaten, welche sie abholen sollten, um sie vor den Richterstuhl zu führen. Mit einer Gegenwart des Geistes, welche man in einem solchen Augenblicke, bei einem so jungen Mädchen, wohl höherer Eingebung zuschreiben mag, erbat sie sich die Erlaubniß, in ein anderes Zimmer zu gehen und andere Gewande anzuziehen, um mit Anstand vor der Obrigkeit zu erscheinen. Sie kleidete sich in ihren schönsten Putz, stieg auf die Zinne des Hauses, stürzte sich hinab und gab sogleich den Geist auf." (Dr. Haid.)

Die jungfräuliche Heldin.

Morgan, Anführer jener sittenlosen Horde, die einst das spanische Amerika verwüstete, hatte sich der Stadt Panama bemächtigt und an den Einwohnern alle Arten von Grausamkeit verübt, welche Frechheit und Raubgierde ungesitteten Leuten eingeben kann. In dieser Stadt befand sich eine keusche spanische Jungfrau von besonderer Schönheit, welcher Morgan Gewalt anthun wollte, obschon sie seinem gottlosen Ansinnen mit männlichem Heldenmuthe widerstand. „Halt!" rief sie ihm zu, indem sie ihn mit großmüthigem Ernste zurückstieß und sich schleunig entfernte, „halt! und denke nicht, daß du mir auch die Ehre rauben könnest, wie du mir meine Güter und die Freiheit geraubt hast! Wisse, daß ich gelernt habe, für die Keuschheit zu sterben, und daß ich mich im Stande befinde, dieses kostbare Kleinod meiner Seele bis zum letzten Athemzuge gegen dich zu vertheidigen!" Mit diesen Worten zog sie ein großes Messer unter ihrem Kleide hervor; und wirklich schon hätte sie solches dem Unmenschen in die Brust gestoßen, wenn dieser nicht zurückgewichen wäre. Morgan verlor alle Hoffnung und mit der Hoffnung die unreine Liebe; denn er schämte sich mit Recht, weil er besorgte, von einer schwachen Jungfrau, die mit blanker Waffe auf ihn losging, in der Tapferkeit ebenso, wie in der Tugend überwunden zu werden. — In der Geschichte der Heiligen finden wir hundert ähnliche Beispiele. Wir wollen diesen beiden Tugendheldinen nur noch einen edlen Jüngling von gleicher Kampfeslust für die heilige Keuschheit gegenüberstellen.

Der muthige Kämpfer für die heilige Reinigkeit.

Nicetas, ein Blutzeuge und herrlicher Kämpfer für die Reinigkeit, wurde, wie uns der heil. Hieronymus in seinen Schriften erzählt, mit gebundenen Händen schamlosen Dirnen preisgegeben, um in diesem gebundenen Zustande die Ehre seiner Unschuld nicht verfechten zu können. Was that er in seiner Wehrlosigkeit? Gewiß nicht weniger, als jener tapfere Kriegsmann, von welchem die Geschichte sagt, daß er bei Ermanglung der Bleikugeln sich selber die Zähne ausschlug, um sie gegen den Feind abzuschießen. Ein Gleiches, ja noch weit mehr hat unser Tugendheld gethan. Nicht nur etliche Zähne, wie dieser Soldat, nicht eine Hand, wie der römische Scävola, sondern ein weit edleres Glied seines Leibes brachte er seiner Unschuld, vielmehr zur Rettung derselben, zum Opfer, um hierdurch desto herrlicher das Laster zu besiegen. Mit eigenen Zähnen biß er sich die Zunge ab, welche er sammt einem Strome von Heldenblut der zur Unzucht reizenden Person in's Gesicht spie. So viel ließen es sich fromme, christliche Seelen kosten, um die Unschuld zu retten!

Ja! nicht nur christliche Seelen schätzten die schöne Tugend der Reinigkeit so hoch; selbst auch bei den Heiden stand die Keuschheit im höchsten Werthe.

Die hohe Geltung der Keuschheit bei den Heiden.

Die heidnischen Römer hatten der Keuschheit einen Tempel gebaut. Die Aegyptier zierten ihre Töchter mit den kostbarsten Halsringen und schmückten diese mit allerlei Sinnbildern und Inschriften, die einzig und allein auf Ermunterung zur Keuschheit und zum Lobe der Jungfrauschaft abzielten. Und in welchem großen Ansehen stand nicht bei den heidnischen Römern die ewig keusche Göttin Vesta, deren Beruf es war, das heilige Feuer der Götter in Verwahrung zu haben! Die vestalischen Jungfrauen, die im Dienste dieser Göttin standen und eben deßhalb im ehelosen Stande rein und keusch leben mußten, wurden von den Römern wie ein Heiligthum angesehen, es war ihnen sowohl von dem Adel, als auch selbst von den Kaisern die Ehre gestattet, auf der rechten Seite zu gehen; zu ihrer größeren Sicherheit wurden sie jedesmal von zwei Rathsdienern mit öffentlichen Ehrenzeichen begleitet; und wenn ihnen etwa ein zur Richtstätte ausgeführter Uebelthäter begegnete, so mußte dieser der Jungfrau zu Ehren auf der Stelle befreit werden. — Hierzu bemerkt der heilige Ambrosius: „Die Heiden, deren Altäre um wahre Frömmigkeit nichts wußten, in deren Herzen keine innere Heiligung ruhte, selbst die Heiden schätzten die Keuschheit und verehrten den, der sich zu dieser Tugend bekannte. Sollte etwa," so fragt der heilige Bischof die Frevler seines Zeitalters, „sollte diese Tugend der Reinigkeit nur bei den Christen weniger bekannt, oder, wenn sie noch bekannt ist, doch nur bei den Christen schlechter angesehen sein, als sie es bei den Heiden war? Sollten wir etwa der Keuschheit zum Lobe Jenes nicht sagen dürfen, was das Evangelium zu sagen uns besiehlt und zu verschweigen verbietet? Die Heiden belohnten ihre Töchter, welche die Keuschheit und Jungfräulichkeit dem Ehestande vorzogen; und in der Kirche Gottes soll die Jungfrau, die sich aus Antrieb zur höheren Tugend nicht verheirathet, diese soll nur bei uns mit Geringachtung angesehen werden? Da, wo das Evangelium zur höchsten Vollkommenheit und vorzüglich zur Keuschheit uns ermahnt, eben da soll diese himmlische Tugend weniger geübt, oder die wirklich ausgeübte geringer als selbst bei den Heiden geschätzt sein?" — — Diesem fügen wir nur noch das nachfolgende schöne Beispiel von einem heidnischen, noch ganz jugendlichen Könige bei, das gar viele Christen beschämen muß.

Alexander der Große und die gefangenen Prinzessinen.

Alexander der Große, König von Macedonien, trug einen glänzenden Sieg über die Perser in den Ebenen bei Issus davon. Darius, ihr König, ergriff die Flucht. Die Mutter dieses Königs, seine Gemahlin, die als die schönste Prinzessin in Asien galt, und zwei Prinzessinen, deren Schönheit durch den Glanz ihrer Tugenden noch mehr erhöht wurde, Alles fiel dem Sieger in die Hände. Alexander war damals noch nicht verheirathet; er stand noch eben in den Jahren, wo die Leidenschaften, besonders für einen König, wie dieser war, am Lebhaftesten sind; er war ein Heide und hatte überdieß die Freiheit eines Siegers. — Dennoch besaß er eine Tugend, die selbst den Sieger besiegte, jene Tugend, die ihn der Ehre des Sieges würdig und weit größer machte, als wenn er seine Herrschaft über den Erdkreis ausgebreitet hätte. — Alexander befahl, den gefangenen Prinzessinen mit aller Achtung und Sittsamkeit zu begegnen, die ihrem Stande gebühre. Er befahl, besonders für ihre Keuschheit und jungfräuliche Ehre alle mögliche Sorge zu tragen. Auch er selbst ging mit dem schönsten Beispiele voran; denn er enthielt sich so großmüthig, daß er diese jugendlich blühenden Schönheiten auch nicht einmal ansah. Diese Ueberwindung gilt mit Recht als die größte Heldenthat des großen Siegers im Alterthume. Sogar Darius staunte über dieses edle Betragen seines Feindes und sprach ihm alles Lob. Mit gegen Himmel erhobenen Händen rief und flehte Darius: „Wenn die Zeit gekommen ist, daß das Reich der Perser ein Ende haben sollte,

so gebet, große Götter! daß kein Anderer, als Alexander, auf den Thron von Persien gelange!" (Gesch. der alten Welt.)

Fr. Warum sollen wir die Tugend der Keuschheit so hoch schätzen?

Antw. 1) Weil sie in den Augen Gottes die wohlgefälligste, 2) dem Menschen aber selbst die nützlichste Tugend ist.

Erläuterung. Wir sollen die Tugend der Keuschheit so hoch schätzen 1) wegen ihrer hohen Geltung in den Augen Gottes; denn sie machte, daß Gott selbst auf Erden herabkam; so gewaltig sind ihre Reize! Sie ist jene Tugend, die der neue Adam, Jesus Christus, mit besonderer Vorliebe geliebt und durch sein eigenes Beispiel auf's Nachdrücklichste empfohlen hat.

Die hohe Geltung der Keuschheit in den Augen Gottes.

In der Geschichte der Erlösung läßt es sich vorzugsweise erkennen, daß die heilige Keuschheit vor Gott als die höchste Tugend gilt. Denn er wählte zur Mutter seines eingebornen Sohnes eine engelreine Jungfrau, und Christus selbst wollte aus eben demselben Grunde nur von einer jungfräulichen Mutter geboren werden. „Uns zu zeigen," sagt der heil. Augustin, „daß Gott der Urheber und Liebhaber der Keuschheit sei, kam unser Herr Jesus Christus aus dem keuschen Leibe einer Jungfrau zur Welt." Hat nicht der göttliche Heiland unter allen seinen Jüngern den heiligen Johannes am Meisten geliebt? Warum? Wegen seiner engelgleichen Reinigkeit. — Und wie ausgezeichnet wird nicht die Tugend der Keuschheit im Jenseits von Gott belohnt! Der heilige Johannes beschreibt es uns in seiner geheimen Offenbarung (14, 1—5.) auf folgende Weise: „Nun sah ich — und sieh! Das Lamm stand auf dem Berge Sion und bei ihm hundert vierundvierzig Tausend, die seinen Namen und den Namen seines Vaters auf ihren Stirnen geschrieben trugen. Da hörte ich eine Stimme, wie ein gewaltiges Wasser rauscht; darnach starke Donner; endlich war es eine Stimme, die mir vorkam, als wenn die Zitherschläger auf ihren Zithern spielten. Sie sangen vor dem Throne, und vor den vier lebendigen Wesen, und vor den Aeltesten, wie ein neues Lied; und Niemand konnte dieses Lied singen, als die hundert vierundvierzig Tausend, die von der Erde losgekauft waren. Das sind die, welche sich mit Weibern nicht verunreinigt haben; denn sie sind Jungfrauen. Diese folgen dem Lamme nach, wo es immer hingeht." — „Und wohin meinst du, daß es geht?" fragt der heil. Augustin. „Nicht dahin geht es," antwortet der bemeldete heilige Kirchenlehrer, „wo die eitlen Freuden dieser Welt sind, noch zu den Freuden, welche die übrigen, die keine Jungfrauen sind, im Himmel selbst haben werden, sondern zu Freuden ganz anderer Art, als die übrigen Freuden; denn die Freuden der Jungfrauen Christi sind von Christus, in Christus, mit Christus, durch Christus die eigentlichen Freuden der Jungfrauen Christi."

Erläuterung. Wir sollen die Tugend der Keuschheit 2) aber auch deßwegen so hoch schätzen, weil sie für den Menschen selbst mit außerordentlichen Vorzügen verbunden ist; denn: a) diese Tugend gewährt inneren Frieden und schon hienieden wahre Glückseligkeit; in ihr vereinigen sich fast alle Tugenden; b) sie macht den Menschen Engeln gleich; c) macht ihn stark und muthig, und d) verlängert ihm das Leben.

a) Die Keuschheit gewährt inneren Frieden, wahre Glückseligkeit, Ruhe und Heiterkeit; ja fast jede Tugend ist in ihrem Gefolge:

> Jeder, der der Unschuld Blüthe
> Treulich pflegte, edle Scham,
> Seelenreinheit, Herzensgüte
> Mit in's höh're Alter nahm;
> O, dem strahlt der Freuden Sonne,
> Sein ist jede Lebenswonne,
> Und er geht mit Seelenruh'
> Einer schönen Zukunft zu.

Das Farbenspiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute, liebenswürdige Kinder, die da waren der Trost und die Freude seines Alters. Wenn er des Abends, von der Last und Hitze des Tages ermüdet, nach Hause kam, sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweiß von der Stirne, und erzählten ihm dann mit wetteifernder Liebe, was sie den Tag hindurch Nützliches gelernt oder Unterhaltendes getrieben hatten, und der zärtliche Vater ergötzte sich herzlich an den Erzählungen von ihren unschuldigen Spielen und sinnreichen Einfällen. — „Vater! wir haben heute das Farbenspiel gemacht,“ sprachen sie, als sie ihn eines Tages bewillkommnet und dann zur Gartenlaube begleitet hatten. „Nun, und was habet ihr euch denn für Farben gewählt?“ fragte der Vater, nachdem er sich mit ihnen niedergesetzt hatte. „Ich habe mir,“ sprach Albert, der ältere Bruder, „die rothe gewählt; denn roth ist die Farbe der Liebe.“ — „Wohl, mein Sohn!“ sagte darauf der Vater; „und hätten die Menschen überall Liebe genug, es würde die Welt zum Paradiese werden; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu sein.“ — „Und ich,“ sagte Wilhelm, „ich habe mir die blaue gewählt; denn blau, wie der helle, wolkenlose Himmel, ist die Farbe der Heiterkeit.“ „Schön, lieber Wilhelm!“ erwiderte der Vater; „denn es ist uns doch Niemand angenehmer, als ein Mensch mit heiterer Seele.“ — „Ich habe mir,“ sprach jetzt Hannchen, ihre Schwester, „die grüne gewählt; denn grün kleidet der Vater im Himmel die Hoffnungen des Landmanns, die heranwachsenden Früchte des Feldes.“ „Gut, meine Tochter!“ antwortete der Vater; „darum ist auch grün die Farbe der Hoffnung, und wie unglücklich wäre der Mensch ohne Hoffnung!“ — „Und ich,“ sprach endlich Fritzchen, das jüngste Söhnlein, „ich habe die weiße gewählt; denn weiß ist die Farbe der Unschuld; und die Zierde der Jugend sind Unschuld und Tugend.“ — „Ihr habet, liebe Kinder!“ so endete der Vater, „Alle vortrefflich gewählt. Doch gebe ich Fritzens Wahl vor jeder andern den Vorzug; denn weiß ist der Grund und der Inbegriff aller übrigen Farben; und Unschuld ist die Quelle jeder Tugend und Freude. Darum bewahret ihr nur die Unschuld des Herzens, dann wird es euch an Liebe und Hoffnung und Heiterkeit niemals gebrechen! Denn immer lächelt dem schuldlosen Menschen die süßeste Hoffnung, und aus seinem Auge glänzt ihm der heitere Sinn und die göttliche Liebe.“ (Schwäbl's Parabeln.)

O Unschuld!

Wo du lachst, da blühen Freuden
Auf des Lebens Pfad empor;
Wo du weinst, da sprießen Leiden
Unter jedem Tritt hervor;
Wo du weilst, da weilt hienieden
Reiner, süßer Himmelsfrieden,
Und es weicht, entfliehest du,
Ach! auf ewig Heil und Ruh'!

b) Die Unschuld und Keuschheit macht den Menschen den Engeln gleich. „Die unschuldigen und keuschen Seelen,“ schreibt der heilige Hieronymus, „bilden gleichsam eine neue Familie von Engeln, welche Jesus Christus auf Erden eingesetzt hat, auf daß ihn Engel nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden loben und anbeten.“ Und darum ist diese Tugend so schön, so liebenswürdig, so köstlich, daß die menschliche Sprache kaum ihren Namen auszusprechen wagt, aus Furcht, ihn zu entweihen. Oder wer muß nicht gestehen, daß eine keusche Seele ein Engel in Menschengestalt ist? Wer muß nicht mit der heiligen Schrift ausrufen: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze?!“

Der Engel in Menschengestalt.

Den ersten Gebrauch machte Stanislaus Kostka von seiner Vernunft, die durch die Gnade des Herrn so glücklich ausgerüstet wurde, dadurch, daß er

Gott ganz ungetheilt sein Herz weihte. Durch das Uebermaß von Gnade, welche diese fromme Hingebung verschaffte, erhob er sich zu einem solchen Grade von Vollkommenheit, daß ihn seine Eltern für einen Engel ansahen und ihn auch gewöhnlich so nannten. Er besaß von einem Engel eben so wohl die Gestalt, als die Unschuld, Sanftmuth und Liebenswürdigkeit; seine Schönheit aber war, wie der heil. Ambrosius von der reinsten der Jungfrauen sagt, nur das Verlangen, keusch zu bleiben, und sein Schamgefühl so zart, daß ihn ein einziges, auch nur ein wenig freies Wort schon vertrieb, so daß sein Vater, der ihn zärtlich liebte, große Sorge trug, alle, auch nur in etwas anstößigen Unterredungen in seiner Gegenwart zu verhindern. War ihm dieß nicht möglich, so bat er ohne Umschweif die, welche solche Reden anfingen, mit dem kleinen Stanislaus Mitleid zu haben. (In vita.)

c) Die Tugend der Keuschheit macht den Menschen sogar auch leiblicher Weise gesund, stark und muthig. Schon die alten Wettkämpfer bei den Heiden erkannten es, daß ein keusches Leben den Körper stark und kräftig mache und erhalte; sie lebten deßhalb in größter Enthaltsamkeit, nur um ihre Kräfte für den Kampfplatz zu bewahren. Liest man nicht die Lebensfülle an keuschen Gesichtern, in denen die lieblichen und frischen Farben der Lilie und Rose erglänzen?

Himmlisch blüht des Mädchens Wange
Und des Jünglings Angesicht,
Stach des Lasters gift'ge Schlange
Ihre Seelenunschuld nicht.
Sie lohnt ihres Herzens Stille
Und strömt mit Gesundheitsfülle
Kraft durch jede Ader hin,
Heiterkeit durch jeden Sinn.

Die tapfere Judith.

Wodurch ist die zarte, schwache Judith so stark geworden, daß sie dem allgemein gefürchteten Holofernes, während dieser kriegerische Barbar eben auf dem weichen Federbette lag, das Haupt abschlug? — Die heilige Schrift gibt uns die Antwort: „Nicht wie ein Weib, sondern wie ein Mann hast du gehandelt, weil du die Keuschheit geliebt hast.“ (Judith 15, 11.) Die Tugend der Keuschheit hat also auch sogar ein schwaches Weib zum Manne, zum Helden, zu einer Retterin und Fürstin des Vaterlandes gemacht. Wie stark wird selbst das schwache Geschlecht, wenn es keusch ist!

Gottfried von Bouillon.

Jener christliche Held zur Zeit der Kreuzzüge, welcher nachmals König von Jerusalem ward, Gottfried von Bouillon, hatte öfter zum Erstaunen seiner Freunde und Feinde selbst manchen geharnischten Reiter auf einen einzigen Streich von oben bis auf den Sattel in zwei Stücke gehauen; und wenn man dann den Helden fragte, woher doch diese außerordentliche Stärke komme, so gab er zur Antwort: „Dieß ist die Kraft der Keuschheit; denn noch nie habe ich diese Hände durch Wollust und Unzucht befleckt.“

d) Endlich verlängert die Keuschheit aus dem eben angegebenen Grunde auch das Leben.

Keusch sein, macht alt.

Fast alle frommen Seelen, die Gott mit keuschem Herzen dienten, haben ein hohes Alter erreicht. Der heil. Franz von Paula hat sein ehrwürdiges Alter bis auf zweiundneunzig Jahre gebracht; der heil. Remigius bis auf sechsundneunzig; der heil. Antonius bis auf hundertfünf Jahre; der heil. Simon Stylites bis auf hundertneun Jahre; der heil. Paulus, der Einsiedler, bis auf hundertdreizehn Jahre und der heilige Romuald sogar bis auf hundertzwanzig Jahre, lauter kostbare Früchte eines mäßigen, eines nach den Grundsätzen der evangelischen Keuschheit vollkommenen Lebens, welche zur Beschämung der Unkeuschen selbst noch unter eisgrauen Haaren so reizend blüht! — Zwar

nimmt Gott zuweilen auch den Unschuldigen schon im zartesten Alter zu sich; allein dieß geschieht nur zu dessen eigenem Nutzen, damit die Bosheit der Bösen den Verstand des Unschuldigen nicht verkehre. (Weish. 6.) Lange genug gelebt, heißt es da, wenn man, wie keusche Seelen, gut genug gelebt hat. Karl XII., König von Schweden, äußerte schon als Knabe bei Anhörung der Lebensgeschichte des großen Alexander: „O daß ich doch diesem macedonischen Helden ähnlich sein möchte!“ Und als man ihm die Bemerkung machte: „Alexander hat aber nur dreiunddreißig Jahre gelebt,“ so entgegnete er: „Und ist das nicht genug, wenn man Königreiche erobert hat?“ Eine ähnliche Antwort kann auch jeder keusche Jüngling, jede keusche Jungfrau geben, der oder die in der Blüthe der Jahre dahinstirbt, aber schon viele und glänzende Siege über sich selbst, über die Welt und den Satan davongetragen und den Himmel erobert hat.

Fr. Ist es möglich, daß man keusch lebe?

Antw. Keusch zu leben ist keineswegs allzuschwer, noch viel weniger aber unmöglich.

Erläuterung. Würde wohl Gott von uns im sechsten Gebote die Keuschheit fordern, wenn sie unmöglich wäre? Wie viele Millionen haben nicht Gott, dem Herrn, ihre Keuschheit geweiht und unbefleckte Reinigkeit gelobt! Eine heil. Agatha, Agnes, Potamiana; ein heil. Aloysius, Pelagius, Kasimir u. v. A. Auch sie sind schwache Menschen gewesen, wie wir; haben sie es gekonnt, sagt der heil. Augustin, warum nicht auch wir? Können wir denn nicht Alles in Dem, der uns stärkt? Gewiß wird es auch uns möglich werden, keusch zu leben, besonders wenn wir die Mittel in Anwendung bringen, von denen in Nr. II. die Rede sein wird.

Texte ad I.: Die Schönheit und Vortrefflichkeit der Keuschheit.

a) Aus der heil. Schrift. „Nichts Liebenswürdigeres gibt es auf Erden, als ein züchtiges Weib; nichts Köstlicheres, als ein keusches Weib.“ (Sir. 26.) „Selig sind, die ein keusches Herz haben; denn sie werden Gott anschauen.“ (Matth. 5.) „Die, welche sich nicht mit Weibern befleckt haben, folgen dem Lamme nach, wohin es geht.“ (Offenb. 14.) „Selig die Unfruchtbare, die unschuldig und unbefleckt am sündhaften Bette ist. Sie wird bei dem Gerichte der Seelen belohnt werden.“ (Weish. 3.) „Ueber keusche Eheleute hat der höllische Feind keine Gewalt.“ (Tob. 6.) „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze! Denn unsterblich ist sein Andenken, weil es bei Gott und den Menschen bekannt ist.“ (Weish. 4, 1. Ps. 23.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Die Keuschheit, welche vortreffliche Tugend! Nicht unbekannt ist uns die Herrlichkeit der Keuschheit; denn eine englische Krone ist sie und eine mehr als menschliche Vollkommenheit.“ (S. Cyrillus.) „Im Himmel ist sie erschaffen worden, und vom Himmel hat sie ein himmlisches Leben auf Erden gebracht.“ (S. Ambros.) „Die Keuschheit ist die zierlichste Blume im Garten der Kirche; sie ist die Zierde der Schönheit, die Anmuth der Gnade und der vornehmere Theil in der christlichen Heerde. Durch diese blüht die herrliche Fruchtbarkeit der Kirche empor; und je mehr die Anzahl der Jungfrauen sich vergrößert, desto mehr wächst auch die Freude dieser fruchtbaren Mutter.“ (S. Cyprian.) „Die Keuschheit ist die Lilie unter den Tugenden; sie macht die Menschen fast den Engeln gleich. Nichts ist schön, was nicht rein ist, und die Reinheit der Menschen ist die Keuschheit. . . . Diese hat die ihr ganz eigene Glorie, die schöne, glänzendweiße Tugend der Seele und des Leibes zu sein. . . . Das keusche Herz gleicht einer Perlenmuschel, welche keinen Tropfen Wasser in sich aufnimmt, außer der vom Himmel fällt; und so wird auch das reine Herz keinem unehrbaren Vergnügen sich hingeben, ja nicht einmal einen freiwilligen Gedanken daran in sich bewahren.“ (S. Franc. Sales.) „Wie schön sind die Hände, welche nie etwas Böses gewirkt haben! Wie schön sind die Füße, welche zur Schlechtigkeit und Bosheit nicht hintraten, noch auf dem Wege der Sünder ihre Spur eingedrückt haben! Wie schön ist das ganze Antlitz jener Seele, welches nicht mit dem Glanze von Edelsteinen geziert ist, sondern in Einfalt, Unverdorbenheit und Unschuld strahlt!“ (S. Greg. Nyss. Monodia Pulcheriae.) Die Vorzüge der Keuschheit bestehen insbesondere darin, 1) daß sie die Menschen Engeln gleich macht. „Ist das nicht etwas wahrhaft Englisches, wenn Jene, die noch die Bande des Fleisches trägt, nicht nach dem Fleische lebt, sondern sich über die Natur selbst erschwingt?“ (S. Greg. Naz.) „Zwar ist zwischen einem keuschen Menschen und einem Engel ein Unterschied, aber nur der Glückseligkeit, nicht der Tugend nach. Die Tugend des Engels ist glückseliger, die Tugend des Menschen aber starkmüthiger.“ (S. Thom. Aquin.) 2) Daß sie auch in Bezug auf den Leib äußerst vortheilhaft wirkt, die Gesundheit erhält, Stärke und Muth verleiht. „Die Keuschheit ist die Gesundheit des Leibes.“ (S. Isidor.) „Sie ist eine himmlische Frühlingsrose, die in Mitte der Seele wohnt, und deren Tugendgeruch durch das ganze irdische Haus des menschlichen Leibes eine reizende Anmuth verbreitet.“ (S. Ephrem.) „Die Keuschheit ist lobenswürdig nicht nur deßhalb, weil man bei keuschen Seelen den Heldenmuth findet,

sondern weil sie selbst diesen Heldenmuth mittheilt." (S. Ambros.) „O Keuschheit, du kostbare Perle, die du von Wenigen gefunden, von Vielen sogar gehaßt, und nur von denen, die deiner würdig sind, gesucht wirst! du tödtest den Tod und lebest selbst in der Unsterblichkeit; du bist die Freude der Propheten, die Zierde der Apostel, das Leben der Engel, die Siegeskrone der Heiligen." (S. Athanasius.)

II. Mittel zur Bewahrung der Keuschheit.

Fr. Welche Mittel sollen wir anwenden, um diese herrliche Tugend der Keuschheit zu bewahren?

Antw. 1) Meidung böser Gesellschaften; 2) Unterdrückung aller bösen Gedanken und Begierden; 3) öfteres und inbrünstiges Gebet um die Tugend der Keuschheit, besonders bei Versuchungen; 4) besondere Andacht zur seligsten Jungfrau und anderen Heiligen, die sich durch die Tugend der Reinigkeit besonders ausgezeichnet haben; 5) Erinnerung an die Allgegenwart Gottes, an das Leiden Christi und die letzten Dinge des Menschen; 6) öftern und würdigen Gebrauch der heiligen Sakramente; 7) Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, und 8) besonders Flucht jeder bösen Gelegenheit.

Erläuterung. Wir wollen nun diese Mittel einzeln durchgehen.

1) Meide böse Gesellschaften! Denn böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Meide besonders den Umgang mit dem andern Geschlechte!

Die kluge Vorsicht.

Der heilige Gregor von Nazianz vermied noch in den letzten Tagen seines Lebens mit aller Behutsamkeit die Gemeinschaft und selbst den Anblick des weiblichen Geschlechtes und lebte in seinem Geburtsorte ganz einsam. Einer seiner Verwandten, Valentinian mit Namen, hatte sich mit einigen Frauenspersonen seiner Wohnung gegenüber niedergelassen. Diese Nachbarschaft bewog den heiligen Gregor, seinen Aufenthalt zu verlassen, wo er seit langer Zeit das unschuldige Vergnügen hatte, das Feld mit seinen Händen zu bauen. (S. Greg. Naz. Carm. 59 et seqq.)

Nie durfte eine Frauensperson an der Tafel des heil. Augustin speisen, oder in seinem Hause wohnen, oder in demselben auf was immer für eine Art oftmalige Besuche machen; selbst seine Schwester und seine Nichte nicht, weil sie gewöhnlich andere von ihrem Geschlechte bei sich hatten, deren Umgang nicht gleichgiltig sein konnte. Wenn Frauenspersonen mit ihm sprechen wollten, so empfing er sie in Gegenwart einiger von seinen Geistlichen, und es geschah niemals seit seiner Bekehrung, daß er allein mit ihnen gesprochen hätte. (Stolberg's Religionsgesch. 14. Bd. S. 291 u. 292.)

2) Dulde keinen Flecken gegen die Reinigkeit, lasse keine bösen Gedanken in deinem Herzen aufkommen! „Tödte den Feind," sagt der heilige Hieronymus, „da er noch klein und schwach ist!" Und der heilige Bernhard schreibt: „Ersticket den bösen Gedanken in seiner Geburt, sobald er sich eurem Geiste darstellt! Verwerfet ihr ihn, so wird er euch verlassen; oder wenn er euch nicht verläßt, so wird er euch doch nicht beflecken, so lange ihr ihn verabscheuet. Der Gedanke, wenn man ihn nicht ausschlägt, verursacht das Vergnügen; aus dem Vergnügen entsteht die Einwilligung; auf die Einwilligung folgt die That; von den wiederholten Thaten kommt die Gewohnheit; und aus der Gewohnheit entspringt eine Art von Nothwendigkeit, welche endlich die Seele in die Unbußfertigkeit und Verzweiflung stürzt. Wie die Otter von ihren eigenen Jungen, die sie in ihrem Schooße trägt, getödtet wird, so tödten uns auch unsere bösen Gedanken, wenn wir sie im Herzen nähren." *)

Der Funke, oder: Widerstehe gleich im Anfange!

Eine Mutter stand eines Tages mit ihren zwei Mädchen am Herde. Veronika, die ältere Tochter, legte eben einige Scheitlein auf die glühenden Kohlen, um Feuer anzumachen, und blies aus vollen Backen hinein, so, daß ein großer

*) Schon ein heidnischer Dichter sagt:

Principiis obsta! sero medicina paratur,
Cum mala per longas invaluere moras.

Funke heraussprühte und auf Veronikas Kleid fiel. — „Ach, mein Kleid! mein Kleid!" schrie das erschrockene Mädchen, warf die Feuerzange, welche sie gerade in der Hand hielt, hastig von sich und streifte eilig mit beiden Händen den Funken hinweg, daß das schöne Kleid unbeschädigt blieb. Da sagte mit Unwillen Lieschen, ihre jüngere Schwester, die über das unvermuthete Geschrei erschrocken war: „Wie du aber auch einer Kleinigkeit wegen einen solchen Lärm machen kannst, als wenn schon das ganze Haus im Feuer stände!" — Darauf nahm die Mutter das Wort und sprach zu Lieschen: „Thörichtes Kind! deine Schwester verdient keinen Vorwurf; denn sie hat recht, und nicht unverständig gehandelt. Das Geschrei, welches sie erhob, war nur der Ausdruck ihrer emsigen Sorgfalt für die Erhaltung des Kleides. Hätte sie das glühende Köhlchen nicht alsogleich und auf der Stelle abgestreift, so wäre jetzt das schöne Kleid beschädigt und verdorben." — In diesem Vorfalle, liebe Kinder! liegt für euch eine wichtige und heilsame Lehre. — Jeder böse Gedanke, der in eurem Gemüthe sich regt, ist gleich einem glühenden Funken. Werdet ihr jedesmal gleich Anfangs und ohne Verzug dagegen kämpfen, und ihn mit Abscheu tapfer zertreten, so werdet ihr eure Seele stets rein und schuldlos bewahren. Wer aber das unrechte Verlangen nicht ungesäumt und schnell unterdrückt, bei dem wird der Funke zur Flamme, und die unreine Gluth nimmt überhand. Sein Herz wird mit Sünde und Schande befleckt, und er steht dann in Gefahr, in namenloses Unglück zu stürzen. (Schwäbl's Parabeln.)

Das hochzeitliche Kleid.

Dulde keinen auch nicht den geringsten Flecken an der Reinigkeit deiner Seele. Die Keuschheit ist eben so zart, als schön. Sie gleicht einem zarten Spiegel, dem ein leichter Hauch den Glanz benimmt. — Margaretha hatte von ihrer Ahnfrau ein schönes Kleid zum Geschenke erhalten. Es war von weißer, glänzender Seide, mit schön gestickten rothen Blümchen übersäet, und dessen Saum mit feinen Spitzen verbrämt. Das Mädchen hatte daran eine unbeschreibliche Freude. Mit Herzenslust sah sie es unzähligemal an und zeigte es jeder ihrer Gespielinen, und der Gedanke an das schöne Kleid war ihr erster beim Aufwachen und ihr letzter vor dem Einschlummern. — Als sie es aber am Hochzeittage ihres Bruders zum Erstenmale anzog, da hatte sie das Unglück, beim Essen einen Flecken in das hochzeitliche Kleid zu bringen. Bitterlich weinte das Mädchen, als es nach Hause kam und der Mutter den Unfall erzählte. — Nach einiger Zeit begegnete es ihr wieder, daß sie das Kleid mit zwei andern Flecken beschmutzte. Es schmerzte sie zwar, aber lange nicht mehr in so hohem Grade, wie das Erstemal, und sie vergoß schon keine Thräne mehr. — „Sieh, meine Tochter!" sprach jetzt die verständige Mutter, die dieses bemerkt hatte, „es geht mit der Unschuld, wie es dir mit deinem schönen Kleide erging; denn es ist die Unschuld so recht das hochzeitliche Kleid der unsterblichen Seele." — „Man achtet und schont das schöne Kleid, so lange es rein und unbefleckt ist. Wird es aber mit dem ersten Flecken verunstaltet, so betrübt und ärgert man sich. Indeß ist es nun einmal geschehen, und man schont und achtet es weniger. Viel gleichgültiger sieht man den zweiten Flecken an, merkt kaum auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen."

D'rum zittre vor dem ersten Schritte!
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan. (Schwäbl's Parabeln.)

3) **Bete oft und inbrünstig um die Tugend der Keuschheit, besonders bei Versuchungen wider die Reinigkeit!** Derjenige irrt sehr, der da glaubt, er könne aus eigener Kraft die Wollust besiegen und die Keuschheit bewahren, wenn nicht Gottes Gnade die brennende Fleischeslust auslöscht.

Sirach's Gebet.

Schon der weise Sirach sah es ein, daß das Gebet eine siegreiche Waffe gegen die Feinde der Keuschheit und Reinigkeit sei. Darum betete er so schön:

„Herr, Vater und Herr meines Lebens! überlaß mich nicht der Willkühr, und laß mich durch sie nicht fallen! Wer gibt mir Geißeln für meine Gedanken und Lehre der Weisheit für mein Herz, — daß meine Unwissenheit nicht zunehme, meine Sünden sich nicht vervielfältigen, und meine Missethaten nicht überhand nehmen, daß ich nicht falle vor meinen Widersachern, und mein Freund sich über mich freue? Herr, Vater und Gott meines Lebens! überlaß mich nicht ihrer Willkühr! Gib mir keine hochblickenden Augen, und wende von mir ab alle böse Begierde! Nimm von mir die Völlerei; laß mich nicht ergreifen von den fleischlichen Lüsten, und nicht in ein unverschämtes (ehrloses) Leben verfallen!" (Sir. 23, 1 — 16.)

Alfred der Große.

Auch Alfred der Große, König von England, erkannte das Gebet als ein nothwendiges Mittel zur Bewahrung der Keuschheit. Er pflegte deßhalb oft um Mitternacht heimlich von seinem Ruhebette aufzustehen, bei der strengsten Kälte in die Kirche zu eilen, sich auf die Erde zu werfen und zu Gott zu flehen: er möchte das unreine Feuer, wovon sein Herz entbrannte, dämpfen und das Fleisch niederschlagen, das sich gegen den Geist empörte. Er starb im Jahre 900. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. 9. Bd. S. 251 — 252.)

4) Uebe eine besondere Andacht zur seligsten Jungfrau und zu solchen Heiligen, die sich durch die Tugend der Reinigkeit besonders ausgezeichnet haben, zum heil. Joseph, Aloysius, u. s. w.!

Die gesegnete Andacht zur seligsten Jungfrau.

Maria, die göttliche Mutter, wird mit Recht Jungfrau der Jungfrauen genannt und findet ihr Vergnügen daran, keuschen Seelen mit ihrer mütterlichen Hilfe nahe zu sein. „O! wie viele junge Leute," ruft Alphons von Liguori aus, „haben sich durch die Andacht zu Maria rein und keusch erhalten, wie die Engel!" Der Pater Segneri erzählt, daß ein Priester aus der Gesellschaft Jesu eines Tages einen gewissen Jüngling Beicht hörte, der so tief in das Laster der Unkeuschheit versunken war, daß ihn der Beichtvater nicht sogleich lossprechen konnte. Er entließ ihn also, indem er ihm auftrug, er solle jeden Morgen drei Ave Maria zu Ehren der Reinigkeit Mariä beten, damit er durch ihre Fürbitte Befreiung von dieser Sünde erlange. Mehrere Jahre später kam dieser Jüngling wieder zu demselben Beichtvater, und nachdem er einige läßliche Sünden gebeichtet hatte, sprach er: „Euer Hochwürden scheinen mich nicht mehr zu kennen! Ich bin derselbe, den Sie vor einigen Jahren wegen der Sünde der Unkeuschheit nicht lossprechen konnten. Weil ich aber ihren Rath befolgte und jeden Morgen drei Ave Maria betete, so bin ich mit Gottes Gnade gänzlich von jener Sünde befreit worden." Darauf gab er dem Beichtvater die Erlaubniß, daß er dieses auf der Kanzel erzählen dürfe. Als dieß aber bei jener Gelegenheit ein Soldat vernahm, welcher einen unerlaubten Umgang mit einer Frauensperson hatte, fing auch dieser damit an, die drei Ave Maria zu beten; und auch er ward von jener Sünde befreit." (Alphons Liguori's Katechet. S. 121.)

5) Erinnere dich recht oft an das allsehende Auge Gottes, an das Leiden Christi und an die letzten Dinge des Menschen.

Das Andenken an Gottes Allgegenwart.

Joseph und Susanna haben im heißesten Kampfe gesiegt und ihre Keuschheit unbefleckt bewahrt, weil sie an Gott dachten und in dieser Erinnerung an Gottes Allgegenwart ausriefen: „Wie sollte ich etwas Böses thun und wider meinen Gott sündigen?" — Der heil. Ephrem wurde von einem tiefgesunkenen Mädchen zu einer Sünde gegen die Reinigkeit gereizt. Er that, als ob er einwillige, und lud sie ein, ihm zu folgen. Die Verführerin folgte. — Der keusche Diener Gottes ging aber geraden Weges auf den Marktplatz zu, wo sich eben

sehr viele Leute befanden, und blieb da stehen. Jene staunte und sprach: „Im Angesichte so vieler Menschen müßten wir uns ja schämen!“ — Da erwiderte Ephrem mit ernster und doch sanfter Stimme: „Du glaubst, dich vor diesen Menschen hier schämen zu müssen? Sollen wir uns aber vor dem nicht schämen, dessen Blick allsehend ist, dessen Auge überall hinreicht, und selbst das Innerste unsers Herzens durchschaut?“ — Dieser Fingerzeig nach Oben erschütterte die Sünderin; ein Strahl der Gnade leuchtete in ihr Inneres, weinend trat sie den Weg zu ihrer Bekehrung an. — So mächtig wirkt das Andenken an Gottes Allgegenwart! Nie wird ein Keuscher fallen und unterliegen, wenn er dieses vortreffliche Tugendmittel anwendet.

Nicht minder heilsam wirkt auch das Andenken an das Leiden Christi und an die vier letzten Dinge des Menschen. Oder betrachte einmal einen Todtenkopf! Wie abscheulich ist er! Kahl, augenlos, die Ohren ausgehöhlt, die schönen Augen wüst und leer, Backen und Zähne unbedeckt! Kann Jemand bei solchem Anblicke, bei solcher Erinnerung auch nur eines unkeuschen Gedankens fähig sein? Muß da nicht jede unlautere Neigung verschwinden?

Das geöffnete Grab.

Ein junger Mensch war untröstlich über den Tod eines Mädchens, mit dem er in Liebesverhältnissen gestanden war, und dachte mit Weinen und Klagen an sie. Da führte ihn einer seiner Freunde zu ihrem Grabe, ließ den Stein und die Tücher, die den Leichnam bedeckten, wegnehmen, und sogleich verbreitete sich ein unerträglicher Geruch, der sie beinahe ohnmächtig gemacht hätte. Der Jüngling schrie laut auf und wollte entfliehen. Doch sein Freund hielt ihn zurück und sprach: „Weßwegen erschrickst du? Komm näher; betrachte doch das Angesicht des Mädchens, dem du gehuldigt, und das du so sehr geliebt hast! Nunmehr beweint es jenseits die Sünden, zu denen es von dir verleitet worden ist! Dieser Anblick möge dich lehren, nie mehr dein Herz an Dinge zu heften, die deiner so unwürdig sind!“ . . . Der Jüngling beherzigte dieß und bekehrte sich. (Zwickenpflug.)

Die besiegte Versuchung.

Der heil. Martinian, ein Einsiedler in Paläftina, der schon 25 Jahre lang ein büßendes Leben in der Wüste geführt hatte, fühlte sich einmal heftig versucht, und willigte schon im Geiste und in Worten ein. Gott aber rührte sein Herz. Er entsetzte sich vor seinem Falle, zündete in seiner Zelle ein großes Feuer an, und legte seine Füße hinein. Die Heftigkeit des Schmerzens nöthigte ihn, zu schreien. Eine Frauensperson, Namens Zoe, die er aus Mitleiden als eine Fremde gastfreundlich aufgenommen hatte, die aber in der That nur in der Absicht gekommen war, ihn zur Sünde zu reizen, und die in ihm eben diese heftigen Versuchungen erweckt hatte, lief bei diesem Geschrei herbei, fand ihn auf der Erde, die Füße halb verbrannt und ganz in Thränen gebadet. Der Einsiedler sprach zu ihr: „Ach! wenn ich ein so schwaches Feuer nicht auszuhalten vermag, wie könnte ich jenes der Hölle ertragen, in welches mich zu stürzen ich eben im Begriffe war, weil ich in die Begierde, Unlauteres mit Euch zu thun, einwilligen wollte.“ — Zoe war ganz erschrocken über eine so harte Buße, fühlte Reue, bekehrte sich, und ging in ein Kloster. (In vita.)

6) Beichte und kommunizire oft und würdig! Der heilige Philippus Neri sagte: „Es hilft ganz besonders, wenn man dem Beichtvater die unkeuschen Gedanken offenbart. Hat man die Versuchung mitgetheilt, so ist sie schon zur Hälfte überwunden. Und wenn Jemand das Unglück hätte, in irgend eine Sünde gegen die Keuschheit zu fallen, der muß sogleich beichten.“ Dadurch befreite eben dieser Heilige einen Jüngling von der Sünde der Unreinigkeit; er schrieb ihm vor, nach jedem Falle sogleich wieder zu beichten. — Die heilige Kommunion ist aber ganz besonders geeignet, Kraft und Sieg bei unlauteren Anfechtungen zu verschaffen. Das allerheiligste Altarssakrament wird ein Waizen der Auserwählten und ein Wein genannt, woraus Jungfrauen sprossen (Zach. 9, 17.), das ist jener Waizen und jener Wein, der

durch die heilige Wandlung in das Fleisch und Blut Jesu Christi verwandelt wird. Gleichwie der irdische Wein der Keuschheit schädlich ist, so ist der himmlische Wein ein Bewahrungsmittel derselben. (Des heil. Liguori Katechet. S. 120.)

Die kräftigste Nahrung für keusche Seelen.

Zur Erhaltung seiner Unschuld glaubte der heil. Petrus von Alcantara kein besseres Mittel anwenden zu können, als den oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Dieser Empfang verschaffte ihm auch so viele Stärke, daß er über alle Versuchungen des Fleisches siegte, und seine jungfräuliche Reinigkeit bis in's Grab unversehrt bewahrte. . . . Seine Unschuld zu bewahren empfing auch der heil. Franz von Sales wochentlich die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Und in seiner Anleitung zu einem frommen Leben sagt eben dieser Heilige: „Kommunizire oft, so oft es dir möglich ist, jedoch mit Zustimmung deines geistlichen Vaters; und glaube mir, wie in unsern Gebirgen die Hasen im Winter weiß werden, weil sie nichts sehen und essen als Schnee, so wirst auch du durch unabläßige Anbetung und Genießung der Schönheit, der Güte und Reinigkeit — ganz schön, ganz gut und ganz rein werden!" (Zwickenpflug's Christenlehren.)

7) Arbeite fleißig und sei mäßig! Müssiggang ist ja aller Laster Anfang; und Unmäßigkeit ist die Mutter der Unkeuschheit.

Arbeit, ein Mittel zur Wahrung der Keuschheit.

Arbeitsamkeit entfernt vom Geiste die gefährlichen Gedanken und läßt dem Fleische keine Muße, sich zu empören. — Der heil. Hieronymus kann uns hierin zum Beispiele dienen. Als er sich in die Einöde verbarg, wurde er darin von den heftigsten Versuchungen angefallen. Er nahm zum Fasten seine Zuflucht und durchwachte ganze Nächte in Thränen und im Gebete. Diese Mittel wollten noch nicht hinreichen, seine Leidenschaften zu bändigen. Er entschloß sich, seine Arbeiten zu mehren und zu verlängern, und verlegte sich auf eine so mühevolle und verdrießliche Beschäftigung, daß er oft verzweifelte, damit zum Ziele zu gelangen. Aber die Hoffnung, seinen Feind zu besiegen, feuerte seinen Muth an. Gott segnete seine Arbeiten, erhörte seine Bitten, und dieser heilige Büßer wurde endlich seiner überlästigen Versuchungen los. „Ich danke Gott," sagte er, „daß meine Mühen und Arbeiten mir endlich eine angenehme und tröstliche Ruhe verschafft haben." — Sehet aus diesem Beispiele, wie nöthig die Arbeit und Beschäftigung ist, um die Keuschheit zu erwerben und zu bewahren! „Der Teufel soll dich demnach, liebe Jugend!" dieß ist der Rath des heil. Hieronymus, „niemals müssig finden!" Seid immer nach eurem Stande entweder mit Lesen, oder Schreiben, oder Studiren, oder Beten, oder Nähen, oder auf eine andere Weise beschäftigt! Der Teufel hat eine große Gewalt über den Geist eines Müssiggängers; und so große Schwierigkeit die Keuschheit bei dem Müssiggange leidet, ein so seltner Fall ist die Unkeuschheit bei der Arbeit. „Wo soll ich Muße hernehmen, an die Wollust zu denken," sagt ein Altvater, „da ich zum Essen und Leben kaum Zeit finde?"

Eine mäßige Seele, eine reine Seele.

Wie die Arbeit zur Keuschheit führt und sie bewahrt, so auch die Mäßigkeit. Ohne diese Tugend kann man die Keuschheit in keinem Alter, vorzüglich aber in der Jugend nicht erhalten. Die Hitze des Blutes entzündet in diesem Alter die sinnlichen Gelüste; wenn sie noch dazu durch den Wein, durch ausgesuchte Gerichte, durch gar zu häufige Nahrung angefacht wird, so bricht eine verheerende Brunst aus. Höret den heil. Hieronymus! „Der Berg Aetna," sagt er, „der Berg Vesuv und der Berg Olymp, welche unabläßig Feuer und Flammen ausspeien, wüthen nicht so heftig, wie das Blut junger Leute, wenn es durch Wein und überflüssige Nahrung entzündet wird." — „Ich finde mich im Stande," sagt er an einer andern Stelle, „einigen Rath zu geben, wenn man der

Erfahrung, die ich selbst gemacht habe, glauben will. Ich ermahne und beschwöre eine Seele, welche in der Gnade Jesu Christi zu leben und die Reinigkeit zu bewahren sucht, den Wein wie ein tödtliches Gift zu fliehen. Dieß sind die ersten Waffen des Teufels wider junge Leute. Der Wein mit der Jugend entzündet eine doppelte Brunst der Gelüste. Warum gießet ihr Oel in das Feuer? Warum leget ihr diesem ohnehin schon lodernden Leib noch brennbaren Zunder zu?"

Der Segen der Abtödtung.

Der heilige Einsiedler Hilarion fühlte sich auch in der Wüste von den Regungen der Wollust gewaltsam angefochten, obgleich er täglich nur sechs Unzen Gerstenbrodes und einige gekochte Kräuter zu genießen pflegte. Um diese Anfechtungen zu vertreiben, verminderte er seine leichte Kost; ja er enthielt sich manchmal der Speise drei oder vier Tage nach einander, und so vertrieb er den unreinen Geist, der ihn angefochten hatte. (Stolberg's Religionsgeschichte. 10. Bd. N. 6. S. 38.)

8) Das vorzüglichste Mittel aber zur Bewahrung der Keuschheit ist die Flucht. Fliehe jede Gelegenheit zur Unlauterkeit! Sonst ist im Kampfe die Flucht eine Schande und ein Zeichen des verlornen Sieges; aber im Kampfe mit der Sinnlichkeit ist die Flucht ehrenvoll und das sichere Zeichen des gewonnenen Sieges. „Im Kampfe mit den Sinnen," sagt der heil. Philippus Neri, „tragen die Furchtsamen den Sieg davon, d. h. diejenigen, welche die Flucht ergreifen." Denn hier gilt das Wort der heiligen Schrift: „Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen." (Ekkli. 3, 27.)

Der Sieg in der Flucht.

Der heil. Karl von Borromä war von seiner frühesten Jugend an der Frömmigkeit aufrichtig ergeben. Schon im sechszehnten Jahre seines Alters wurde er auf die Universität nach Pavia geschickt, um dort die Rechte zu studiren. In dieser Stadt überließ man sich damals der gränzenlosesten Wollust. Studenten aus verschiedenen Ländern lebten daselbst, und die Verführung drang bis in die Hörsäle. Kaum konnte Einer unbefleckt entrinnen; man setzte Einem von allen Seiten, zu allen Stunden, an allen Orten zu; — und doch erhielt Karl von Borromä seinen Leib und sein Gewissen rein. Sein Bestreben war immer, etwas Gründliches zu lernen und seine Tugend unversehrt zu erhalten. Er machte auch in seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte. Wenn Andere im Schauspielhause, auf dem Tanz- und Fechtboden oder in liederlichen Häusern ihre Zeit verschwendeten, arbeitete und betete er. Fade Tändeleien konnte er nicht anhören, und bei unanständigen, zweideutigen, unzüchtigen Reden litt er sichtlich. Sein ganzer Leib zitterte bei einer Gefahr, seine Unschuld zu verlieren. Er kannte die Reizbarkeit seines Fleisches, die Schwäche seiner Natur zu gut, als daß er der Gefahr hätte trotzen sollen. Sein Sieg bestand jedesmal in der Flucht. (Dewora S. 55.)

Texte ad II.: Mittel zur Bewahrung der Keuschheit.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Meide den Umgang mit Bösen! „Lasset euch nicht verführen! Böse Gespräche verderben gute Sitten." (1. Kor. 15, 33.) „Wenn nun die Ruchlosen mit Schmeicheleien und Lockungen dich reizen, so gib ihnen kein Gehör! Geselle dich nicht zu ihnen, setze deinen Fuß nicht auf ihre Wege! Denn ihre Füße laufen zum Bösen. Kein Vogel ist so dumm, daß er in das Netz ginge, welches er vor sich ausgespannt sieht." (Sprüchw. 1, 10.) „Wenn Einer eurer Brüder" (Jemand aus einer Gemeinde) „ein Unkeuscher ist, so sollet ihr mit einem solchen auch nicht einmal essen! — Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig das Ganze durchsäuert?" (1. Kor. 5.) 2) Bete oft und inbrünstig! „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet! Denn der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach." (Matth. 26, 41.) 3) Denke an den allwissenden Gott und die vier letzten Dinge! „Alle Tage deines Lebens habe Gott in deinem Gemüthe und hüte dich, je in eine Sünde einzuwilligen!" (Tob.) „Gedenke, o Mensch, in allen deinen Werken der letzten Dinge, so wirst du ewig nicht sündigen!" (Ekkli. 7, 40.) 4) Empfange oft die heiligen Sakramente! „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wer mich ißt, der wird leben." (Joh. 6.) 5) Sei thätig und mäßig! „Nehmet

euch in Acht, daß eure Herzen nicht etwa in Unmäßigkeit und Trunkenheit erschwert werden!" (Luk. 24, 31.) „Trinket euch nicht voll mit Wein. Denn darin ist Geilheit." (Eph. 5, 18.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Meide böse Gesellschaften! „Vermeide durchaus allen Umgang mit verderbten Menschen, die in der Regel auch äußerst unverschämt sind! Solche Menschen mit unreinem Herzen sprechen selten mit Jemanden weder von ihrem noch vom andern Geschlechte, ohne daß sie auf die Schamhaftigkeit einen nachtheiligen Einfluß haben; denn sie sprühen, gleich den Basilisken, Gift aus ihren Augen, und ihr Athem haucht Gift. Schließe dich vielmehr an keusche, reine Seelen an! Denn sie werden auf dich eine wohlthätige Wirkung äußern." (S. Franc. Sales.) 2) Unterdrücke böse Gedanken sogleich im Anfange! „Die Unkeuschheit ist wie eine Schlange, welcher man auf den Kopf treten muß, sobald man sie entdeckt, indem sie sonst sogleich ihr tödtliches Gift ausgießt." (S. Hieron.) „Die Unkeuschheit entzündet sich in einem unbehutsamen Herzen, wie das Feuer im Stroh; löscht man es nicht sogleich, so entsteht in kurzer Zeit eine Flamme, die nicht mehr so leicht zu löschen ist." (S. Gregor.) 3) Bete oft und recht um die Gabe der Keuschheit! „Ein vorzügliches Bewahrungsmittel der Keuschheit ist die heilige Freude an Gott; denn diese macht, daß alles Andere keinen Werth für uns hat. Wer den Geist verkostet hat, den eckelt alles Fleisch an." (S. Albert. Magn.) „In der heiligen Keuschheit sollen demnach geistige Vergnügungen, als: Lesung, Gebet, Lobgesang, gute Gedanken u. s. f. an die Stelle der fleischlichen Ergötzungen treten und die Dankbarkeit gegen den Vater der Lichter, von dem jedes gute Geschenk und jede vollkommene Gabe herabsteigt!" (S. August. de bono viduit. ad Julian. cap. 21.) „Rufen wir, sobald die Begierlichkeit sich regt, sobald der Wollust Reize auf uns wirken, sogleich zu Gott: Herr! du bist meine Hilfe!" (S. Hieron.) 4) Erinnere dich an Gottes Gegenwart u. s. w.! „Das Andenken an Gott schließt alle Schandthaten aus... Das stete Andenken an Gott ist ein so kräftiges Mittel, daß wir nimmermehr etwas thun würden, das Gott mißfiele, wenn wir immerhin dächten, daß Gott es sehe und gegenwärtig sei." (Idem in Zach. 8.) 5) Empfange oft und würdig die heiligen Sakramente! „Widerstehe standhaft der Anfechtung und gehe oft zur heiligen Communion! Denn wo Gott sich häufig einfindet, dort kann der Feind Gottes sich nicht so sehr aufhalten. Mit der Zeit trägt Gott allezeit den Sieg davon; denn Gott vermag mit seiner Gnade mehr, als der Satan mit allen seinen Anfechtungen." (Jos. a Cupertin.) 6) Sei immer thätig und mäßig! „Wegen der Unenthaltsamkeit des Gaumens hat Esau sein Erstgeburtsrecht verkauft. Auch du hast ein Erstgeburtsrecht: nämlich die Taufunschuld; hüte dich, dir dieses Recht von der Unmäßigkeit nehmen zu lassen!" (S. Ephrem Serm. ad imit. prov.) „Fliehen wir Leckereien und Trinkgelage, wo viel gescherzt und gelacht wird! Trunkenheit ist die Mutter der Hurerei." (Idem de jejunio.) Müssiggang und unersättlicher Schlaf bringen der Keuschheit besonderen Schaden. „Unersättlicher Schlaf hat viele Aehnlichkeit mit der Gefräßigkeit; denn ist Einer gewohnt, viel zu essen, so wird auch die Natur viel fordern. Hat man sich aber an die Mäßigkeit gewöhnt, so wird man nicht verlangen, viel zu verschlingen. Halte sohin den langen Schlaf für keinen Gewinn! Ruhe und Gewinn ist es, sich allezeit zur Arbeit für Gott antreiben." (Idem ad monit. ad pietat.) — 7) Fliehe jede böse Gelegenheit! „Im Allgemeinen ist unter allen Mitteln, keusch zu bleiben, die Flucht der bösen Gelegenheiten das vorzüglichste; die andern Mittel sind der öftere Empfang der heiligen Sakramente, die Anrufung Gottes in Versuchungen, und die Andacht zur göttlichen Mutter; aber das hauptsächlichste Mittel bleibt immer die Flucht der Versuchungen." (S. Alphons. Liguor. Catechet. pag. 122.) „Die Habsucht muß man verachten, die Zornmüthigkeit bekämpfen; die Unkeuschheit aber muß man fliehen. Wir sagten, man müsse die Unkeuschheit fliehen; und dieses haben wir klar und deutlich von dem Apostel gelernt; denn nachdem dieser vorher gesagt hatte: man müsse allen Lastern Widerstand leisten, so sagt er in Hinsicht der Unzucht nicht: leistet Widerstand, sondern: fliehet die Unzucht! (1. Kor. 6, 18.) Es war, als ob er sagte: den übrigen Lastern müssen wir mit Gottes Hilfe geraden Widerstand leisten; die Unzucht aber müssen wir dadurch überwinden, daß wir sie fliehen." (S. Augustinus.)

B. Was im sechsten Gebote verboten wird.

XXXVI. Christliche Lehre.

Von der Unkeuschheit.

Fr. Was wird durch die Worte des sechsten Gebotes: „Du sollst nicht ehebrechen!" verboten?

Antw. Nicht bloß der Ehebruch, sondern jede Art von Unkeuschheit, und Alles, was irgendwie zur Unkeuschheit führt; weßhalb dieses Gebot auch sonst allgemeiner mit den Worten ausgedrückt wird: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!"

I. Von den verschiedenen Arten der Unkeuschheit.

Fr. Was gibt es für verschiedene Arten von Unkeuschheit?

Antw. Wirklicher Unkeuschheit gibt es vornehmlich sechs Arten: 1) Ehebruch, 2) Hurerei, 3) Blutschande, 4) Weichlichkeit, 5) Mißbrauch des gleichen Geschlechtes, und 6) Erniedrigung bis zum Thiere.

Erläuterung. Ehe wir zur Erklärung dieser abscheulichen Sünden gegen die heilige Reinigkeit übergehen, sollen zuerst folgende Worte des heil. Alphons von Liguori (Katechet S. 112.) Beachtung finden: „Von diesen Sünden kann man nicht ausführlich reden. Der heil. Franz von Sales sagt, daß man die heilige Keuschheit schon beflecke, wenn man sie nur nennt. Deßhalb muß ein Jeder in seinen Zweifeln hierüber sich mit seinem Beichtvater berathen und darnach handeln. Im Allgemeinen bemerke ich hier nur, daß man sich in der Beicht nicht nur über das vollständig vollbrachte unkeusche Werk anzuklagen habe, sondern daß man auch alle unreinen Berührungen, alle unreinen Blicke und alle unehrbaren Reden beichten müsse, und dieß besonders in dem Falle, wenn man sie mit Wohlgefallen oder zum Aergernisse für Andere gesagt hätte. Man muß aber auch alle unkeuschen Gedanken beichten." So weit der heilige Alphons von Liguori. — Nur der Vollständigkeit wegen finden die obengenannten Sünden hier eine kurze Erörterung.

1) Der Ehebruch.

Fr. Was versteht man unter Ehebruch?

Antw. Ehebruch ist es, wenn eine verheirathete Person neben ihrem Ehegenossen eine andere Person fleischlich erkennt oder sich von einer andern fleischlich erkennen läßt. Ist die eine von diesen Personen verheirathet, und die andere ledig, so ist's ein einfacher Ehebruch; sind aber beide verheirathet, so ist's ein doppelter.

Erläuterung. Der Ehebruch ist eine erschreckliche Sünde; denn er ist: 1) eine Sünde wider die Keuschheit; 2) wider die dem Gatten schuldige Treue; 3) wider den am Altare geschwornen Eid (also ein Meineid); 4) wider die Gerechtigkeit, da die Ehebrecherin ihrem Manne, den rechtmäßigen Kindern und Erben nicht selten namhaften Schaden zufügt; 5) wider die Natur, indem beim Ehebruche häufig die Empfängniß verhindert wird; 6) wider die Religion, da man das Sakrament verachtet; 7) wider die Kirche, da man ihren Segen mit Füßen tritt; endlich 8) wider Gott, weil man das Band boshaft trennt, das Gott selbst geknüpft hat. — Darum ruhen auch auf dieser Sünde ebenso erschreckliche Strafen.

Strafe des Ehebruchs im alten Testamente.

Schon im alten Testamente waren die fürchterlichsten Strafen auf den Ehebruch gesetzt. — Wenn ein Weib auch nur verdächtig war, daß sie ihrem Ehemanne untreu geworden sei, so führte sie dieser vor den Hohenpriester und brachte für sie ein Opfer dar, bei welchem Alles betrübt erschien, indem er weder Oel darüber goß, weil das Oel das Bild der Barmherzigkeit ist, noch Weihrauch darauf legte, weil der Weihrauch den guten Ruf anzeigt. Nachdem der Priester dieses Opfer dem Herrn dargebracht hatte, goß er vom heiligen Wasser in ein irdenes Geschirr, nahm ein wenig Erde von dem Pflaster des Tabernakels und warf diese Erde in dieses Wasser hinein. Dann sprach er über das des Ehebruchs verdächtige Weib eine fürchterliche Verwünschungsformel und gab ihr das überbittere Wasser zu trinken. War sie unschuldig, so empfand sie davon nicht das geringste Uebel; hatte sie sich aber des Ehebruchs schuldig gemacht, so wurde sie von diesem Fluchwasser durchdrungen; ihr Leib schwoll auf, und ihre Hüfte verfaulte, und sie wurde zum Fluche und zum Beispiele allem Volke. (4. Mos. 5.)

Noch schrecklicher war die Strafe, wenn der Ehebruch durch Zeugen erwiesen war. Anfangs waffneten sich diese Zeugen und dann alles Volk mit Steinen. Ein Jeder warf den seinigen auf die Ehebrecher, und sie mußten außer der Stadt im Angesichte von ganz Israel unter diesem Steinhagel den Geist aufgeben. Es war geboten: „Sterben soll der Ehebrecher und die Ehebrecherin!" (3. Mos. 20, 10.)

Der an David gestrafte Ehebruch.

Die Geschichte David's beweist es uns, daß auf dem Ehebruche der Fluch ruht, und daß nicht nur den Ehebrecher, sondern auch die Kinder Unheil trifft. Nachdem David mit Bethsabea, der Frau des Urias, den Ehebruch begangen hatte, sprach der Mund des Propheten Nathan die Strafe Gottes aus: „Nimmer soll das Schwert von deinem Hause weichen, deßhalb, weil du mich verachtet, und Uriä, dem Hethiten, sein Weib weggenommen hast, daß es dein Weib würde. ... Und weil du durch diese That Anlaß gegeben hast, daß den Herrn seine Feinde lästern können, so wird der Sohn, der dir geboren ist, des Todes sterben." Ermessen wir also daraus die Größe der Sünde des Ehebruches!

Abscheu der Heiden vor dem Ehebruche.

Aber nicht nur in der heiligen Geschichte finden wir den Ehebruch hart bestraft und verabscheut, sondern auch selbst bei den Heiden. — Auf einer morgenländisch indischen Insel, Namens Patana, hält man die Ehe für so heilig, daß, wenn Einer auf dem Ehebruche ergriffen wird, man ihn durch einen angesehenen Mann zu den Eltern führen läßt, damit er von ihnen getödtet werde. Der mitschuldige Theil wird aber auch von ebendenselben mit einem Dolche durchbohrt. — Zu den Zeiten Lykurgs, eines griechischen Gesetzgebers, war in Lacedämon unter allen Frauen eine solche Zucht und Ehrbarkeit, daß Geradas, ein Edler aus Sparta, als ein Fremder ihn fragte, wie bei ihnen ein Ehebrecher gestraft werde, antwortete: „Für dieses Verbrechen hat Lykurg keine Gesetze vorgeschrieben, weil es bei uns keine Ehebrecher gibt." — Kaiser Aurelian hatte vor diesem Laster einen solchen Abscheu, daß er einen Soldaten, der auf der That des Ehebruches ergriffen ward, an die Aeste zweier Bäume flechten und von denselben zerreißen ließ. — Die alten Sachsen, da sie noch Heiden waren, ließen eine Ehebrecherin erwürgen, und dann anzünden und verbrennen, und über der Brandstätte den Ehebrecher aufhängen. — Die Aegyptier gaben den Ehebrechern tausend Ruthenstreiche, den Ehebrecherinen aber schnitten sie zur bleibenden Schande die Nase ab. — Bei den Cumanern wurde eine Ehebrecherin am Markte auf einem Steine zur Schau ausgestellt, alsdann auf einen Esel gesetzt und durch die ganze Stadt geführt, damit sie durch das ganze Leben berüchtigt war. (Dr. Haid, 3. Bd. S. 222 ff.)

Da schon die Heiden den Ebebruch so fürchterlich straften, so außerordentlich verabscheuten, welche furchtbare Schmach nun für Christen, wenn je unter ihnen noch eine solche Sünde möglich' ist! Susanna verstand sich lieber zum Tode, als zum Ehebruche; Joseph ging lieber in's Gefängniß, als daß er eines Ehebruches sich schuldig machte. Sie haben Beide die furchtbare Größe der Sünde des Ehebruches erkannt. (Wir fügen diesen zwei edlen Tugendhelden nur noch ein Beispiel aus der Geschichte bei.)

Der edle Graf von Flandern.

Balduin I., Graf von Flandern, welchen sein Verdienst zum Kaiser von Constantinopel erhoben hatte, marschirte nach der Einnahme dieser Stadt durch die vereinten Franzosen und Venetianer — gegen Adrianopel, um dasselbe zu belagern. Als er aber die Belagerung aufgehoben hatte, um den Bulgaren entgegenzugehen, welche dieser Stadt zu Hilfe eilten, ward er besiegt und zum Gefangenen gemacht durch Joannicus, König dieser Barbaren, welcher ihn in einen Kerker einschließen ließ, wo er beinahe vor Hunger starb und keinen andern Trost hatte, als die Besuche der Königin, die aber dem niedergeschlagenen Fürsten unwillkommener waren, als völlige Einsamkeit und Verlassenheit. Diese Fürstin, eine geborne Tartarin, aber fein und listig, hatte von ihrem Manne, der sie zu sehr liebte, unter dem Vorwande der christlichen Liebe die Erlaubniß erhalten, dem unglücklichen Fürsten Trost bringen zu dürfen. Bald aber war sie in den Gefangenen leidenschaftlich verliebt; und als sie einmal bei ihm war, sprach sie

nach Art einer verführerischen Schlange: „Du kannst ohne Lösegeld zwei Gefangene befreien.“ — „Ach! wer sind denn die?“ sagte Balduin. „Du,“ antwortete sie, „und ich; beide kannst du uns aus der Sklaverei eines barbarischen Mannes ziehen. Wenn du mich zur Gattin nimmst, so werden wir Beide frei sein. Ueberlassen wir dem Joannicus dieses elende Kaiserreich von Constantinopel, welches sich nicht mehr lange halten kann, und kehre mit mir in deine Staaten zurück! Ich werde dir dazu die Mittel verschaffen.“ Balduin, welcher fromm und keusch war, schauderte bei dieser Erklärung zurück und suchte der tartarischen Fürstin begreiflich zu machen, daß eine solche Heirath gegen die Gesetze Gottes sei. Sie ging hierauf wüthend und rasend fort und drohte ihm mit dem Tode; Tags darauf aber kam sie zurück und verdoppelte ihre Drohungen. Balduin machte ihr dagegen nur einige Vorstellungen. In der Verzweiflung eilte sie zu Joannicus und klagte Balduin des Verbrechens an, dessen sie selbst schuldig war. Joannicus, der schon von Natur grausam und durch diese Anschuldigung noch grimmiger geworden war, lud seine Höflinge zu einem Feste ein, ließ Balduin aus dem Gefängnisse bringen und gab ihn ihren Beschimpfungen preis. Diese Barbaren aber, in der Meinung, ihrem Herrn noch mehr zu gefallen, begnügten sich nicht damit, ihn mit den gräßlichsten Beleidigungen zu überhäufen, sondern ließen ihm die Arme und Beine abschneiden und ihn in eine Grube werfen, wo er noch drei Tage lebte, seine Leiden Gott aufopferte und ihm dankte, daß er ihm die Kraft verliehen habe, den Tod der Sünde vorzuziehen.

2) Die Hurerei.

Fr. Was versteht man unter Hurerei?

Antw. Wenn sich eine Manns- und eine Weibsperson miteinander fleischlich versündigen, wovon jedoch keines verehelicht oder durch ein Gelübde der Keuschheit gebunden ist, so heißt dieß Hurerei.

Biblische Beispiele.

Diese Sünde ist so groß, und Gott der Herr hat daran ein solches Mißfallen, daß auf seinen Befehl vierundzwanzigtausend Israeliten getödtet worden sind, weil sie sich mit den moabitischen Töchtern, die auf Anrathen des gottlosen Balaam in ihr Lager gesandt worden waren, auf solche Weise versündigt hatten. Und der heil. Paulus schreibt: „Kein Hurer hat einen Antheil am Reiche Gottes.“ (Ephes. 5, 5.)

3) Die Blutschande.

Fr. Was ist Blutschande?

Antw. Blutschande ist es, wenn sich eine Manns- und Weibsperson miteinander fleischlich versündigen, die in leiblicher oder geistlicher Verwandtschaft stehen.

Der Blutschänder zu Korinth.

Diese Sünde ist so entsetzlich, daß der heil. Paulus keinen Anstand nimmt, einen Gläubigen der Kirche zu Korinth, welcher sich derselben schuldig gemacht hatte, dem Satan zu übergeben. Auf die erste Nachricht, daß dieser Gläubige mit seiner Stiefmutter lebe, wird er von Schrecken befallen. Er schreibt den Korinthern in den bittersten Ausdrücken, und verweist ihnen empfindlichst ihre Gleichgiltigkeit. „Man hört sogar,“ spricht er, „von Unzucht unter euch, und zwar von Unzucht, dergleichen selbst unter den Heiden nicht ist. Und ihr möget euch groß dünken? Ihr seid nicht vielmehr bestürzt darüber, bis der von euch geschieden ist, der einen solchen Unfug treibt? Ich meines Theils (zwar dem Leibe nach abwesend, dem Geiste nach aber gegenwärtig) habe dem, der das gethan hat, wie gegenwärtig, schon das Urtheil gesprochen: im Namen unsers Herrn Jesu Christi (wenn ihr und mein Geist mit euch in ihm versammelt sind), in der Kraft unsers Herrn Jesu Christi, einen solchen dem Satan zu übergeben, damit sein Fleisch zerstört, und doch der Geist auf den Tag unsers Herrn Jesu

Christi gerettet werde." (1. Kor. 5, 1—6.) — Welches Laster, das ein solches Mittel erfordert! So erschrecklich ist es, daß eine ganze Kirche darüber trauern und ihr Gebet mit dem Rufen des Schuldigen vereinigen muß, um Vergebung zu erlangen! So erschrecklich ist es, daß es am großen Tage des Herrn die Seele zur ewigen Pein brächte, wenn der Leib in diesem Leben durch den Teufel nicht grausam wäre gepeinigt worden!

4) Die Weichlichkeit.

Fr. Was ist die Sünde der Weichlichkeit?

Antw. Weichlichkeit ist jene Sünde gegen die heilige Reinigkeit, welche keinen Mitschuldigen voraussetzt und wovon oft nur Gott allein Zeuge ist.

Biblische Beispiele.

Keine Sünde nimmt an demjenigen, der sie liebt, eine so entsetzliche Rache, wie die Weichlichkeit. Diese Sünde ist so erschrecklich, daß sie die Gesetze der Natur selbst zunichte macht. Sie ist so erschrecklich, daß in allen Büchern der heiligen Schrift nur von einem einzigen Sünder dieser Art Meldung geschieht. Sie ist so erschrecklich, daß dieser Schuldige, weil er sie begangen hatte, und weil, wie die Schrift sagt, seine That verfluchungswürdig war (1. Mos. 38, 10.), von Gott mit dem Tode gestraft worden ist. Gott hat einen solchen Abscheu vor dieser Sünde, daß er mit ewigem Tode allen Denen droht, welche dieselbe begehen und, ohne darüber wahre Buße gethan zu haben, sterben. „Weichlinge," sagt der heil. Paulus, „können keinen Antheil am Reiche Gottes haben." (1. Kor. 6, 10.) . . .

Das schmerzliche Geständniß.

Ein Erwachsener, der sich schon in seiner Jugend zur Verletzung der heiligen Pflicht der Schamhaftigkeit gegen sich selbst hatte verführen lassen, drückt sich über den Nachtheil, den er sich dadurch zugezogen hatte, also aus: „Warum haben doch meine Eltern und meine Lehrer mich nicht vor diesem Fehler gewarnt? Warum haben sie mir nicht das unfehlbare Elend, in das er stürzt, geschildert? — Meine Geisteskräfte sind auf das Aeußerste geschwächt, mein Verstand ist stumpf geworden, und schlechterdings nicht mehr zum zusammenhängenden Denken fähig; mein Gedächtniß ist unglaublich schwach oder vielmehr ganz verloren. Und dieß ist um so trauriger, da ich von Gott so große Anlagen und Fähigkeiten erhalten habe, daß alle meine Lehrer und Bekannten, in meiner Jugend, in großer Erwartung meinetwegen standen, und in mir einen zukünftigen großen Mann sehen wollten. Ich bin also zu Geistesarbeiten ganz unfähig; aber eben so auch zu körperlichen. Mein Leib ist ganz entkräftet und unthätig; ich bin so vom Fleische gefallen und abgezehrt, daß man nur noch Haut und Knochen an mir sieht. — Da liege oder sitze ich nun so unthätig und kraftlos, und kann meinem Mitmenschen nicht mehr nützlich sein. Ja! ich bin den Meinigen selbst zur Last und erwarte mit Sehnsucht und Schmerzen den Tod, der mich von diesem zerrütteten Leibe befreien soll. — Hierzu kommt noch eine Gemüthsunruhe und Schwermuth, die Alles übersteigt. Das Bewußtsein, daß ich mich selbst unglücklich und zum Dienste der Welt unbrauchbar gemacht habe, dieses Bewußtsein peinigt und quält mich unaufhörlich, und weit mehr, als aller körperliche Schmerz." (Dewora.)

5) Mißbrauch des gleichen Geschlechtes.

Biblische Beispiele.

Der heil. Paulus rechnet diese Sünde unter die größten Laster, die je von den Heiden begangen worden sind. Er schreibt: „Gott gab sie (die Heiden) den schändlichsten Leidenschaften preis; denn ihre Weiber gingen vom natürlichen Wege ab und schlugen einen unnatürlichen ein. Und so auch die Männer; sie

verließen den natürlichen Gebrauch des Weibes, entbrannten in ihrer Geilheit gegen einander selbst, und Männer übten an Männern schändliche Dinge aus, und bekamen den verdienten Lohn ihrer Verirrung an sich selbst." (Röm. 1, 26—27.)

Im alten Testamente wurde derjenige, welcher dieser Sünde überwiesen worden war, zum Tode verurtheilt. (3. Mos. 20, 13.) Ob der Furchtbarkeit dieser Sünde ließ Gott zur Bestrafung derselben über Sodoma und vier andere Städte der Landschaft Pentapolis Feuer vom Himmel fallen, um sie zu verzehren und dem höllischen Feuer zu überliefern, wie der heil. Apostel Judas (V. 7.) schreibt: „Alle diese Unglückseligen sind von diesem zeitlichen Schwefel- und Feuerregen in die verzehrenden Flammen der Hölle übergegangen." — Ach! wer schaudert vor dieser Sünde nicht zurück?!

Die Predigt des heiligen Chrysostomus.

Schon der heilige Kirchenlehrer Chrysostomus richtete einst dieses Lasters wegen an die Eltern folgende nachdrückliche und ernste Ermahnung: „Ich war schon oft gewillt, hierüber mit euch zu reden, und eben so oft habe ich, von Scham zurückgehalten, es wieder unterlassen. Nun aber ist es Zeit, daß ich davon rede, und daß ihr mich höret! Welche Feigheit von mir, und welcher Unverstand, daß ich mich nie getraute, meine Stimme zu erheben, um mich einem schrecklichen Uebel zu widersetzen und ihm in seinem schnellen Fortgange Einhalt zu thun! Und welches ansteckende Uebel ist es? Es ist eine neue Liebe, eine heftige Krankheit, eine gefährliche Pest, ein unerhörtes und unerträgliches Verbrechen, der Umsturz aller Ordnung und des ganzen Gesetzes; und was das größte Unglück ist, Viele fürchten es nicht mehr, verabscheuen es nicht mehr, erröthen nicht mehr darüber! Vergebens schreit nach zweitausend Jahren das Land von Sodoma auf der Fläche der Erde, über welcher der Fluch eingegraben ist. Vergebens warnt es die ganze Welt. Vergebens zeigt es die Merkmale der göttlichen Rache wider die Straffälligen an, damit ihnen Niemand nachfolge. Man wird dadurch weder furchtsamer noch keuscher; vielmehr scheint es, daß die Unverschämtheit zunimmt, daß der Mensch Gott eigentlich bekriegt, daß er sich bemüht, ihn durch seine Werke zu beleidigen, und daß das Geschöpf seine Laster vermehren will, in dem Maße, wie Gott seine Strafen vermehrt. Ei doch! warum verzehrt nicht Feuerregen unsere Städte und Felder? warum wird die Erde, nachdem sie von den sodomitischen Lastern besudelt worden ist, nicht durch das sodomitische Feuer gereinigt? O! es geschieht nicht, weil den Schuldigen unserer Zeit ein unendlich heftigeres Feuer, eine unendlich schärfere Strafe vorbehalten ist! . . . Und dennoch kann es Eltern geben, die nicht besorgt sind, ihre Kinder vor diesem Feuer und vor dem Laster, welches in dieses Feuer stürzt, zu bewahren! Welche lasterhafte Saumseligkeit! Müßten sie ihre Kinder zu fremden Völkern, über das Meer, in die entferntesten Inseln, in unbewohnte Landschaften schicken, um sie vor dieser Pest zu bewahren, sollte wohl Aufwand, Mühe, Entfernung sie zurückhalten? Was würden sie nicht thun, um sie vor einer tödtlichen Krankheit des Leibes zu bewahren? Hier begehrt man von ihnen nur, daß sie auf das Verhalten ihrer Kinder wohl Acht haben, ihnen z. B. eine ganz abgesonderte Liegerstätte anweisen sollen; und sie weigern sich, dieses zu thun. Verdient diese Weigerung nicht, im bittersten Zorne mit dem schrecklichsten Rachefeuer gezüchtigt zu werden?" So donnerte der heilige Chrysostomus über das eben bezeichnete Laster.

Der adelige Jüngling Pelagius.

Auf ruhmvolle Weise hat Pelagius eine schmähliche Aufforderung zu dieser Sünde zurückgewiesen. Schon im zehnten Jahre seines Alters ward dieser adelige Jüngling von den Mohren aus Spanien fortgeführt; und er lebte wirklich drei ganze Jahre unter diesen Wilden eben so keusch und so sittsam, als wenn er unter Engeln gelebt hätte. Seine Gestalt war von ausnehmender Schönheit; und noch weit erhabener war seine Seele, besonders wenn es die

Tugend der Keuschheit galt, für die er, obschon mit Fesseln beladen, dennoch bei Tag und Nacht mit heroischem Muthe allezeit bewaffnet stand. Selbst dem Könige, seinem Herrn, trotzte er in's Gesicht, als dieser Unkeusche auf eine unanständige Weise dem heiligen Jüngling zu schmeicheln, und dessen Tugend, die er noch zu wenig kannte, zu versuchen wagte. „Packe dich, du unreiner Hund!" sprach der muthvolle Pelagius, und warf zugleich dem liebkosenden Schmeichler alle seine königlichen Geschenke vor die Füße hin, obwohl er voraussah, daß die beschimpfte Liebe des Tyrannen in Wuth sich verkehren und den schmerzlichsten Tod über ihn verhängen würde. Der keusche Jüngling war jedoch nicht minder standhaft als unerschrocken; der Martyrer triumphirte schon lange in seiner engelreinen Brust, und nun erreichte seine Keuschheit einen doppelten Siegeskranz, den von Lilien sowohl, als jenen von Rosen. Pelagius starb als Blutzeuge mit eben der Großmuth, die seine Worte gezeigt hatten; und sogar die Barbaren wußten nicht, ob sie die Keuschheit oder den Muth dieses jungen Helden höher bewundern sollten.

6) Erniedrigung bis zum Thiere.

Erläuterung. Ach! wem grauet nicht, diesem Laster auch nur einen deutlicheren Namen zu geben? Dasselbe ist so erschrecklich, daß auch die heilige Schrift es nicht nennt, sondern nur mit dem allgemeinen Ausdrucke bezeichnet: „Eine überaus böse That." (1. Mos. 37, 2.) Dasselbe ist so erschrecklich, daß das alte Gesetz diejenigen zum Tode verurtheilte, die sich dessen schuldig gemacht hatten. (3. Mos. 20, 15.)

Texte ad I.: Von den verschiedenen Arten der Unkeuschheit.

a) Aus der heil. Schrift. Ehebruch. „Der Ehebrecher sammelt sich Unehre und Schande, und seine Schmach wird nimmermehr ausgetilgt." (Sprüchw. 6, 33.) „Die Ehebrecher wird Gott richten." (Hebr. 13, 4. Vgl. 1. Kor. 6, 9. Jak. 4, 4.) Hurerei, Weichlichkeit ꝛc. „Kein Hurer hat einen Antheil am Reiche Christi und Gottes." (Ephes. 5, 5.) „Weichlinge können keinen Antheil am Reiche Gottes haben." (1. Kor. 6, 10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Keiner verlange nach eines Andern Frau; er lasse sich nicht durch die Hoffnung reizen, daß es verborgen bleibe, oder daß er es ungestraft thun könne, weil etwa der Gemahl längere Zeit abwesend ist! Es ist der Vorsteher der Ehe gegenwärtig, Gott, dem nichts verborgen ist, dem Niemand entgeht. Niemand lache über einen Stellvertreter des abwesenden Mannes! Gott hält Wache; ja! ohne Wache wird er den Schuldigen ergreifen, bevor er die That noch begeht. Er kennt das Verbrechen eines Jeden, wenn es noch im Gemüthe verborgen ist; und wenn du auch den Mann täuschen wirst, ihn wirst du nicht täuschen; wenn du auch dem Manne und dem Richter entgehen wirst, dem Richter der ganzen Welt wirst du nicht entgehen. Er rächt die Unbild des Hilflosen um so härter, je härter die Schmach des Mannes ist, der es nicht weiß; denn größer ist die Unbild, den Urheber des Ehebettes, als den Hüter desselben, verachtet und nicht beachtet zu haben." (S. Ambros. Lib. de Abrah. c. 2.)

II. Von der Abscheulichkeit und dem Verderben der Unkeuschheit.

Fr. Warum sollen wir die Unkeuschheit über Alles verabscheuen?

Antw. Weil sie 1) ein höchst schändliches, und 2) höchst schädliches Laster ist.

Fr. Warum ist die Unkeuschheit erstens ein höchst schändliches Laster?

Antw. Weil Gott und die Menschen nichts mehr verabscheuen, als dieses Laster der Unkeuschheit.

Erläuterung. Die Unkeuschheit ist ein wahrhaft thierisches Laster; darum schreibt der heilige Bernhard: „Wenn sich der Mensch dem Ehrgeize ergibt, so ist es ein Mensch, der zwar sündigt, aber nur sündigt, wie ein Engel; unterliegt er dem Geize, so ist es ein Mensch, der zwar sündigt, aber nur sündigt als Mensch; überläßt er sich den unreinen Lüsten des Fleisches, so sündigt er, aber er sündigt als ein Vieh; nun aber hat er, wenn er als ein Vieh sündigt, nicht mehr jene Einsichten, jenes Licht des Geistes, das ihn vom unvernünftigen Thiere unterscheidet." — Ist dieß nun nicht ein schändliches Laster? O ja! es ist ein schändliches Laster; wir müssen dieß erkennen, wenn wir den Abscheu betrachten, den Gott gegen dieses Laster trägt, sowie die Strafen, die er über dasselbe verhängt.

Gottes Abscheu vor dem Laster der Unkeuschheit.

Im Leben der Altväter wird erzählt, daß ein gewisser Einsiedler, als er eines Tages durch eine besondere göttliche Gnade von einem Engel begleitet ward, auf dem Wege einen todten stinkenden Hund antraf. Der Engel gab indeß gar kein Mißfallen an diesem Gestanke zu erkennen. Bald darauf begegneten sie einem geputzten Jünglinge, der von Wohlgerüchen duftete, und deßungeachtet gab gerade jetzt der Engel sein Unbehagen zu erkennen. Als ihn darauf der Einsiedler um die Ursache befragte, so antwortete er ihm, daß dieser Jüngling um des Lasters der Unzucht willen, dem er ergeben sei, vor Gott und seinen Heiligen einen weit übleren Geruch verbreitet habe, als jener todte Hund. — So sehr verabscheut Gott das Laster der Unzucht! (S. Alph. Liguor. Catechet. pag. 116.)

Gottes Strafgerichte gegen die Unkeuschen.

Gott hat die Menschen um keiner andern Sünde willen so schwer gestraft, als gerade wegen der Unzucht. Lies die heilige Schrift, und du wirst finden, daß der Herr wegen dieses Lasters einmal Feuer vom Himmel regnen und fünf Städte mit allen ihren Bewohnern darin verbrennen ließ! Um dieses Lasters willen sandte Gott die große Sündfluth; denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden. Alle Menschen hatten sich in dieses Laster gestürzt. Gott ließ vierzig Tage und vierzig Nächte regnen, und ließ auf solche Weise Alles umkommen, acht Personen ausgenommen, die sich in der Arche retteten. Es kam die Sündfluth und vertilgte Alle. — Wir lesen ferner in der heiligen Schrift, daß, als die Juden in Settim, einer Stadt der Moabiten, angekommen waren und sich mit den Weibern jener Stadt versündigten, Moses auf Befehl Gottes zweitausend vierhundert von ihnen tödten ließ. „Das Volk hurte mit den Töchtern Moabs — und es wurden getödtet vierundzwanzigtausend Mann.“ Auch in unsern Tagen können wir sehen, wie furchtbar Gott schon hier auf Erden dieses Laster bestraft. Man begebe sich nur in ein Spital und erkundige sich, weßhalb so viele arme junge Leute durch Schneiden und Brennen gequält werden, und man wird zur Antwort erhalten: um der Sünde der Unkeuschheit willen! „Weil du meiner vergessen hast, sagt der Herr, und mich hinter dich geworfen, um die Gelüste deines Leibes zu befriedigen, so trage nun auch du deine Laster und deine Hurerei“ (Ezech. 23, 25.), erdulde schon hier auf Erden die Strafe für deine Unzucht!

Erläuterung. Die Sünde der Unkeuschheit ist aber nicht nur abscheulich in den Augen Gottes, sondern auch in den Augen der Menschen. Kein ehrbarer Mensch nennt sie beim Namen; selbst der ausgeschämte Wollüstling wagt es nicht, sie unter ehrbaren Leuten zu nennen. Oder was sagt man von einer unzüchtigen Weibsperson? wie sieht man sie an? Was sagt man von einem ausgeschämten Wollüstling? als was betrachtet man ihn? Als ein ehrloses und liederliches Geschöpf, das nur Verachtung und Beschämung verdient. Es bewahrheitet sich hier das Wort des weisen Sirach (9, 10.): „Jedes Weib, das unverschämt ist, wird wie Gassenkoth zertreten.“

Die verachtete Thamar und die verworfene Jezabel.

Mit welcher Verachtung begegnet nicht Amnon der Thamar! So sehr er sie geliebt, so verabscheut er sie nach der Sünde, die sie mit ihm begangen hatte, so zwar, daß er sie aus seinem Hause verstoßt und seinem Diener befiehlt, ihr den Eintritt in dasselbe nicht mehr zu gestatten. „Jage diese hinaus von mir,“ spricht er zu ihm, „und schließe die Thüre hinter ihr zu!“ (2. Kön. 13, 17.)

Mit welcher Verachtung behandelt Jehu jene freche Jezabel! Diese glaubte, vor dem israelitischen Könige Jehu sich einige Achtung zu verschaffen oder wenigstens sein Mitleid zu erregen. Sie hatte deßhalb ihr Angesicht geschmückt, ihr Haupt mit verschiedenem Schmucke geziert, prächtige Kleider angezogen. Jehu aber sprach: „Stürzet diese Schamlose zum Fenster hinaus!“ (4. Kön. 9, 33.) Man wollte sie in der Folge begraben; allein man fand nichts mehr von ihr, als ihre Hirnschale und Einiges von ihren Händen und Füßen;

die Hunde hatten ihr Blut verschlungen und die Ueberbleibsel ihres Körpers aufgefressen. „Ist dieß jene Jezabel?" fragten alsdann die Vorübergehenden mit größter Verachtung — „ist dieß jenes Weib, das so viele Anbeter gehabt und so großes Aergerniß gegeben hat?" — Eine gleiche Verachtung trifft nicht minder auch unzüchtige Mannspersonen; denn Unkeuschheit ist auch in den Augen der Menschen ein abscheuliches, ein schändliches Laster.

Fr. Warum ist die Unkeuschheit aber auch zweitens ein höchst schädliches Laster?

Antw. Weil es die traurigsten Folgen für Leib und Seele mit sich bringt.

Erläuterung. Das Verderben, welches die Unkeuschheit anrichtet, ist im höchsten Grade ausgedehnt; sie hat fast alle andern Sünden in ihrem Gefolge. „Das Laster der Unzucht," sagt der Kirchenlehrer Tertullian, „hat alle übrigen Laster in seinem Gefolge und Solde; für dasselbe vergießt der Mord das Menschenblut, mischt der Verrath Gift, bringt die Verschwendung das Vermögen durch, betrügt der Meineid, vergreift sich der Gottesräuber am Heiligsten." Insbesondere aber ist es äußerst verderblich 1) für den Leib und 2) für die Seele.

1) Für den Leib.

a) Die Unkeuschheit schwächt die körperlichen Kräfte auf eine auffallende Weise, raubt die Gesundheit, entnervt die rüstigste Jugend. „Keine ansteckende Krankheit," schreibt der Arzt Tissot, „zerrüttet so sehr die natürlichen Leibeskräfte, schwächt so sehr die Jugend, führt einen so ungemeinen Verfall am Verstand und Gedächtniß herbei, kürzt so sehr das menschliche Leben ab, als die geile Liebe." — Da, wo der Mensch in jugendlicher Kraft und Blüthe, der Mann in Lebensfülle und männlicher Stärke dastehen soll, gleicht er einem schwachen, abgelebten Gerippe. Als Alexander der Große mit seinen Soldaten dem weit zahlreicheren Kriegsheere der Perser gegenüberstand, von dem er aber wußte, daß sich dessen Mannschaft durch Unzucht auszeichne, sprach er zu den Seinigen: „Dort stehen zwar viele Feinde, aber keine Soldaten." Die Wollust entnervt. — Ach! wie viele Jünglinge und Jungfrauen haben schon in der Blüthe ihrer Jahre das Grab gefunden, wie viele haben schon die schönsten Tage ihrer Jugend im Spitale verlieren müssen, weil sie der Unzucht gefröhnt haben!

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Jedoch sein Fortgang ist Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Ein Bild des Lasters.

Als ein guter Familienvater sah, daß sein Sohn einen unglücklichen Hang zu dem der Tugend der Reinigkeit entgegengesetzten Laster hatte, verfiel er auf den Gedanken, ihm zu seiner Besserung ein Bild vor Augen zu halten, woraus er ersehen könne, welche fürchterlichen Folgen schon hier auf Erden das Laster der Unlauterkeit nach sich zieht. Er führte ihn deßhalb in ein Spital, worin nur solche Kranke sich befanden, die sich ihre Leiden durch ein sündhaftes Leben selbst zugezogen hatten. Beim Anblicke dieser entnervten, scheußlichen Gestalten mit ihren halbverfaulten Gliedmaßen, die da winselten vor entsetzlichen Qualen, empörten sich alle Sinne des verirrten Jünglings, und er war einer Ohnmacht nahe. „Geh, Elender!" — sprach nun der Vater zu ihm — „folge dem Zuge deiner nichtswürdigen Neigung! Bald wirst du dich glücklich schätzen, in diesem Saale einen Zufluchtsort zu finden, wo du, als ein Opfer der durch dein schändliches Leben dir bereiteten Schmerzen, deinen Vater zwingen wirst, Gott für deinen Tod zu danken." Diese Worte machten auf den jungen Mann beim Anblick so vieler Schrecknisse einen Eindruck, der ihn für immer von seiner schimpflichen Neigung befreite. Nachdem er in den Militärstand getreten war, ertrug er lieber die Spöttereien seiner Kameraden, als daß er sich zur Sünde hätte verleiten lassen. (Guillois.)

Samsons Fall.

Wer kennt nicht jenen gewaltigen Samson, der zu seiner Zeit der größte Held, der gefürchtetste Mann in Israel war? durch dessen Arm nicht nur ein Mensch, sondern Gottes Kraft selbst gestritten, da er ganze Schlachtreihen wie der rasche Donner zu Boden schlug? Und, ach! wie schwach, wie winzig ist

nicht dieser große Held geworden, sobald er sich der Unkeuschheit hingab! Als ein elender Sklave, ganz verlassen von Gott, ganz kraftlos, voll Bitterkeit des Herzens, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung schmachtet jetzt auf einmal der Gefürchtete unter den Händen derjenigen, die sonst vor ihm zitterten. Die wollüstige Liebe zur Dalila hatte ihn zum Weibe und selbst seinen weibischen Feinden zum Gespötte gemacht.

b) Die Unkeuschheit zerrüttet und ruinirt nicht selten auch den häuslichen Wohlstand; der Unkeusche ist meistens auch verschwenderisch, Luxus liebend und arbeitsscheu.

Die Antwort des klugen Alten zu Paris.

Die Klagen über Theuerung und über die vielen Abgaben sind in unsern Tagen gar häufig; und gewiß nicht ohne Grund. Aber auch wahr ist die Antwort, die einst jener kluge Alte zu Paris den Klagenden gab. „Wie?“ sprach er, „ihr klaget über die vielen Abgaben! Zahlet ihr aber nicht noch weit größere Abgaben, von denen ihr gar keine Meldung thuet? Müssiggang, stolze Kleiderpracht, Genußsucht und jegliche Ausschweifung, die im Gefolge der Wollust ist, kosten euch wohl sechsmal so viel, und sechsmal mehr, als ihr in die Länge zu bestreiten im Stande sein werdet.“ Ganz wahr!

c) Die Wollust macht den Menschen zum Sklaven, den König zum Knecht, und den Herrn zum niedrigsten Diener.

Putiphars Weib.

„Betrachte,“ sagt der heil. Chrysostomus, „die unsinnige, geile Ehefrau Putiphars, die von unreiner Liebe gegen Joseph entbrannte! Welche Sklavin ihrer schändlichen Begierlichkeit ist sie! Die gebietende Frau im Hause liegt verdemüthigt vor den Füßen ihres Dieners, bittet, ersinnt in ihrem unruhigen Kopfe allerlei Mittel, seine Gunst und Liebe zu gewinnen. Wäre sie nicht tausendmal besser und glückseliger daran gewesen, wenn sie die Begierlichkeit nicht über sich hätte herrschen lassen? Nie wäre diese Gebieterin eine so niedere Sklavin geworden.“

Erläuterung. Noch verderblicher aber ist die Unkeuschheit

2) für die Seele.

a) Der Unkeusche ist in seinem Innern beständig unruhig. „Armseliger Mensch!“ ruft der heilige Chrysostomus dem Wollüstling zu, „wie bedauernswürdig bist du! Weise von Tag und Nacht nur eine einzige, vollkommen ruhige Stunde auf!“ Wer kann die ungestümen Begierden, die schlaflosen Nächte, die unruhigen Träume, die Sorgen und Beängstigungen des Unzüchtigen zählen? Und wenn die unkeusche That vollbracht ist, welche Seelenqual!

Lohn der Wollust.

„Das Vergnügen der Wollust,“ sagt Boëtius, „endet bitter. Sie treibt den Genußsüchtigen wie mit Spornen und reizt ihn gleich den Bienen zum Genusse des süßen Honigs; aber nun flieht sie und kränkt die verwundeten Herzen mit anhaltenden Bissen.“

Davids Unruhe.

David hatte über seinen Ehebruch eine so große, so lebhafte, so beständige Reue, daß er jegliche Nacht seine Sünden beweinte. „Nur Eine Nacht,“ sagt der heil. Ephrem, „hat er gesündigt; alle Nächte aber hat er geweint!“ Seine Thränen floßen so reichlich, daß sein Bett ganz davon benetzt wurde. Mit dem Weinen und Seufzen nicht zufrieden — bezeugte er laut seines Herzens Bangigkeit. „Ich wasche jede Nacht mein Bett,“ spricht er selbst, „und benetze mit meinen Thränen mein Lager.“ (Ps. 6, 7.) „Ich stöhnete vor Seufzen meines Herzens.“ (Ps. 37, 9.) Mit solcher Seelenqual lohnt die Unkeuschheit!

b) Der Unkeusche bessert sich selten mehr. „Die Unkeuschheit," sagt der heil. Thomas von Aquin, „ist jenes Laster, von welchem man so leicht nimmer los wird; und eben darum ist es der gewisse Untergang des jugendlichen Alters." Und warum dieß? Antw. Weil es den Sünder verblendet, so daß er seinen elenden Zustand gar nicht erkennt, oder weil es ihm das Herz verhärtet und verstockt. Es kostet also da, so zu sagen, von Seite Gottes einen größeren Aufwand von Gnade und von Seite des Menschen unaussprechliche Anstrengungen, wenn er von dieser Sünde je wieder frei werden will; allein Beides ist schwer zu denken.

Der heilige Augustin

gesteht es selbst in seinen Bekenntnissen ein, wie schwer es sei, von der Unlauterkeit sich wieder loszumachen. „Ich seufzte," ruft er aus, „wie ein Gefesselter, und zwar nicht wie Einer, der von eisernen Fesseln durch fremde Hand gebunden war, sondern wie Einer, der gefesselt ist von seinen eigenen eisernen Banden. Der Feind hielt meinen Willen fest und hatte mir auf solche Weise Fesseln angelegt. Denn aus dem verkehrten Willen entstand Leichtfertigkeit, aus der Leichtfertigkeit alsbald Gewohnheit, und aus der Gewohnheit wurde eine Nothwendigkeit; und diese hielt mich fest mit geschlossenen Riemen unter harter Dienstbarkeit.... Meine alten Freundinen hielten mich fest, erschütterten mein Fleisch und murrten leise: Uns willst du aufgeben, und von diesem Augenblicke an sollen wir in Ewigkeit nicht mehr bei dir sein? Ach, mein Gott! was flüsterten sie mir nicht noch sonst Alles ein! Deine Barmherzigkeit wendete es von der Seele deines Knechtes ab. O! welchen Unflath rührten sie auf, welche schmähliche Dinge flüsterten sie mir zu!" (Conf. Lib. 8. cap. 5 et 11.) So gewaltig fesselt die Unzucht!!

Der Verstockte.

Ein spanischer Edelmann, welcher Sklave des unreinen Geistes geworden war, wurde tödtlich krank. Vergebens versuchte man ihn zu bewegen, seine Flecken in dem heilsamen Wasser der Buße abzuwaschen. Schon der Name Beicht war ihm unerträglich. Der heil. Franz von Borgia, welcher damals in Spanien war, und von dieser Verstocktheit hörte, warf sich vor ein Kruzifix und bat mit Thränen in den Augen seinen Heiland, eine Seele, welche er mit dem Preise seines Blutes erkauft hatte, nicht zu Grunde gehen zu lassen. Und wunderbar! er hörte eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Geh, Franziskus! suche diesen Kranken auf und ermahne ihn zur Buße!" Der Heilige ging hin; aber der Versuch war umsonst. — Der Kranke, schon in den Armen des Todes, wollte von der Beicht nichts hören. Der heilige Franz entfernte sich nun; abermals vor dem gekreuzigten Heilande sich niederwerfend — beschwor er ihn bei seinem Blute und seinem Tode, diese verhärtete Seele zu erweichen. Die nämliche Stimme ließ sich noch einmal hören und sprach zu ihm: „Geh noch einmal zu dem Kranken und nimm dein Kruzifix mit! Er müßte nur ganz vorsätzlich entschlossen sein, sich zu Grunde zu richten, wenn er sich beim Anblicke eines Gottes, der ihn bis zum Tode, und zwar bis zum Kreuzestode geliebt hat, nicht bekehren sollte." — Ach, mein Heiland! wie erbarmungsvoll du bist, einem Sünder, der in Verbrechen und Lastern grau geworden, Vergebung anzubieten! Ach, Sünder! wie verstockt bist du, wenn du den liebenswürdigen Einladungen Gottes nicht willfährst! Der Sünder weigerte sich dennoch nachzugeben. Der heilige Franz zeigte ihm sein Kruzifix, welches auf einmal durch ein Wunder von Wunden ganz zerfleischt und mit Blut bedeckt erschien; vergebliches Bestreben der Gnade! Der Heilige wendete die ganze Kraft seines Eifers und seiner christlichen Liebe an; er drang in ihn und beschwor ihn bei den Wunden des gekreuzigten Jesus und bei dem Blute, womit er ihn bedeckt sah, doch mit seiner Seele Mitleid zu haben. Der Sterbende blieb aber unempfindlicher als die Felsen, welche sich spalteten, als das Blut auf dem Kalvarienberge floß, und starb, Gott lästernd und seinen Schöpfer verläugnend. Kann man sich etwas

Betrübteres und Schrecklicheres denken? — Diese Geschichte ist aus dem Protokolle der Heiligsprechung des heil. **Franz von Borgia** gezogen.

c) Die Unkeuschheit raubt dem Menschen das **Leben der Seele** und führt ihn so auch dem **ewigen Verderben** entgegen. Daher steht in der heiligen Schrift geschrieben: „Unzüchtige, Ehebrecher, Selbstbeflecker, Knabenschänder können das Reich Gottes nicht besitzen" (1. Kor. 6, 9.); sondern „der Unzüchtigen Theil wird in dem Pfuhle sein, der mit Feuer und Schwefel brennt". (Offenb. 21, 8.)

Die verwüstete Seele.

Welche furchtbare Verheerung die Unkeuschheit in der menschlichen Seele anrichtet, ersehen wir aus nachfolgender Schilderung, die der heil. **Ambrosius** von einer gefallenen Jungfrau macht. „Unglückseliges Weib!" ruft er aus, „in welchen Abgrund der schändlichsten Abscheulichkeit hast du dich gestürzt! Mit Schmerzen hast du empfangen und Bosheit hast du geboren, deinen Leib hast du den Hunden zur Speise gegeben und das kostbarste Perlein deiner Ehrbarkeit hast du den Schweinen vorgeworfen. . . . Zu dir," sagt er, „wende sich meine Rede, Armselige, die du aus vielen Ursachen den herrlichen Namen und die schöne Ehre einer Jungfrau verloren hast! Wo soll ich anfangen? wo soll ich enden? Du warst eine Jungfrau im Paradiese des Herrn, du warst eine vielgeliebte Braut Jesu Christi; du warst ein herrlicher Tempel Gottes; und so oft ich sage: Du warst, so oft sollst du über dich bitterlich weinen und seufzen, weil du nicht mehr bist, was du warst. Unglückseliges Kind! aus einer Jungfrau des Herrn bist du eine Hure des Teufels geworden, aus einer vielgeliebten Braut Jesu Christi eine schandvolle Metze, aus einem Tempel Gottes ein abscheulicher Stall der Unlauterkeit. Die Taube in der Kirche wurde umgestaltet in eine scheußliche Nachteule, und die du zuvor deiner unschätzbaren Reinigkeit wegen wie das feinste Gold schimmertest, bist jetzt gleichsam vom Himmel gestürzt, und in eine schwarze Kohle verändert worden. Wehe dir, du Armselige! Wehe dir, die du die Glieder Jesu Christi zum Leibe einer gemeinen Hure gemacht hast! Welcher unter allen Heiligen wird dich nicht verabscheuen? Wehe dir! . . ."

Ach, und einen so unaussprechlichen Verlurst erleidet der Mensch an seiner Seele um einer so **schnell vorübergehenden** Lust willen! „O nur zu beweinenswerther Zustand," seufzt der heil. **Augustin**, „wo die Lust schnell vergeht, und die Pein ewig währt!"

Texte ad II.: Von der Abscheulichkeit und dem Verderben der Unzucht.

a) **Aus der heil. Schrift.** 1) **Die Abscheulichkeit der Unzucht.** „Der Mensch, der in Ehre ist, bedenkt es nicht; er gleicht unvernünftigen Thieren und ist ihnen ähnlich." (Ps. 48, 21.) „Werdet nicht wie Pferde und Maulthiere, die keinen Verstand haben! Fliehet die Unzucht! Alle Sünden, die der Mensch begeht, gehen außer seinem Leibe vor; wer aber Unzucht treibt, der versündigt sich an seinem eigenen Leibe u. s. w." (1. Kor. 6, 18—20.) „Gold warst du, reine, unschuldige Seele! und nun, wo ist dein voriger Glanz? Wie bist du verunstaltet — finster, wie die traurigste Nacht! — Die Kinder Sions waren ehemals herrlich, wie die Fürstenkinder in Gold gekleidet. Nun aber, warum liegen sie mitten unter dem verächtlichsten Geschirre, welches nur die Hand des Hafners, nicht die des Herrn, zum niedrigsten Gebrauche gemacht hat? — Die an der königlichen Tafel gesessen, die nur in seidenen Kleidern einhergegangen sind, schmachten jetzt wie die Bettler auf öffentlichem Wege, und die nur die üppigsten Speisen gegessen haben, strecken jetzt ihre Hände nach Unflath aus, um sich mit dem garstigen Viehe vom Miste zu nähren. . . . Die Nazaräer waren weißer als Schnee, schöner denn Milch, kostbarer als altes Elfenbein, herrlicher als Saphir — und nun ist ihr jugendliches Antlitz schwärzer als Kohlen; auf der Gasse kennt man sie nimmer; ihre Haut ist verdorrt, sie hängt an ihrem Beingerippe wie ausgedorrtes Holz." (Jerem. Klagel. 4, 1.) So abscheulich macht die Unkeuschheit! — — „Der fleischlich gesinnte Mensch versteht jene Dinge nicht, die vom Geiste Gottes sind." (1. Kor. 11.) „Er ist wie ein Roß und wie ein Maulthier, die ganz ohne Verstand sind." (Ps. 31.) — 2) **Das Verderben der Unzucht.** „Die Unzucht ist ein Feuer, welches bis zum Verderben frißt und alles Gewächs sammt der Wurzel aufzehrt." (Job 31, 12.) **Sie macht unruhig und traurig.** „Warum bist du so traurig, o Königssohn! warum sieht man dich mit jedem Morgen magerer?" fragte ein Hofherr den Amnon. (2. Kön. 13, 4.) Die Ursache war, weil dieser Prinz sich der Wollust ergab; „denn die Gottlosen haben keinen Frieden." — **Der Unzüchtige bekehrt sich**

selten. „Sie werden nicht daran denken, wie sie zu ihrem Gott zurückkehren mögen; denn sie sind von dem Geiste der Hurerei ganz eingenommen." (Oseas 5, 4.) „Auch im eisgrauen Alter wird die Jugend von jenem Wege nicht abweichen, den sie schon anfänglich in den ersten Jahren gegangen ist." (Sprüchw. 22, 6.) Sie bringt der Seele ewiges Verderben. „Wer sich an Huren hängt, wird ein Bösewicht; Fäulniß und Würmer werden sein Lohn. Er wird zu großer Warnung dienen und aus der Zahl der Lebendigen genommen werden." (Ekkli. 19, 3.) „Die Laster seiner Jugend werden seine Gebeine durchdringen; sie werden mit ihm im Grabe schlafen." (Job 20, 11.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Die Abscheulichkeit der Unzucht. „Gleichwie die Fäulniß einem Apfel Schönheit, Farbe, Geruch und Werth benimmt, so benimmt diese Sünde einer Seele die Schönheit, den Werth der Gnade, den Geruch des guten Beispiels und ihre ganze Herrlichkeit." (S. Bonavent.) „Die Unkeuschen haben einen üblen Geruch vor dem Angesichte Gottes, der Engel und der Menschen." (Beat. Jos. a Cupertino.) 2) Das Verderben der Unkeuschheit. „Alles ist dahin! Seitdem du den kostbaren Schatz der Jungfrauschaft verloren hast, bist du nicht mehr der Tempel Gottes, sondern der garstige Aufenthalt des Teufels." (S. Ambros. de Virg. lapsa.) „O wie bitter sind die Früchte der unreinen Lust! — bitterer, als Galle, — grausamer, als ein durchdringendes Schwert." (S. Hieron.) „Ueberlegst du es wohl, welche Fäulniß und Verwesung diejenigen besitzen werden, die der Unkeuschheit dienen? Siehe! du sollst es wissen: Wenn auch der äußere Mensch anmuthig und geziert ist, so wird doch, falls die Behausung der Seele vom Unflathe besudelt ist, auch am Leibe die Schönheit nicht lange dauern; sie muß zu Grunde gehen. Wenn du hingegen die Schönheit der Seele besitzest, so wird sie auch im äußern Menschen von ihrem Glanze etwas abprägen, und eine solche Schönheit wird bei dir bleiben." (S. Ephrem. Serm. ad imitat. Prov.) „Durch die Unzucht wird der Verstand und der Wille am Allermeisten verderbt." (S. Thom. Aquin.) „Die Verblendung des Verstandes ist eine der ersten Wirkungen der Unkeuschheit." (S. Gregor.)

XXXVII. Christliche Lehre.

Von dem, was zur Unkeuschheit führt.

Fr. Was wird außer den schon angegebenen Sünden gegen die Keuschheit noch ferner durch das sechste Gebot verboten?

Antw. Alles, was zur Unkeuschheit führt oder dazu Anlaß gibt, als: 1) Müssiggang, 2) Unmäßigkeit, 3) üppige und ausgelassene Kleidertracht, 4) unkeusche Blicke, 5) schlechte Reden und Lieder, 6) schlechte Bücher und Bilder, 7) schlechte Gesellschaften und nächtliche Zusammenkünfte, 8) Schauspiele, 9) Tänze und Bälle.

1) Müssiggang.

Erläuterung. Der Müssiggang ist die Quelle aller Laster, vornehmlich der Unkeuschheit. Er öffnet den Gedanken und Begierden die Pforte, welche sich in einem müssigen Verstande allmählig anhäufen. Er ist die Schwindgrube unreiner Versuchungen, spricht der heilige Bernhard; und sie haben niemals größere Stärke, das Herz zu überraschen und die Seele zu beflecken, als bei müssigen und trägen Tagdieben. In dem Müssiggange gleicht die Unreinigkeit einer heftigen Flamme, die man kaum mehr löschen kann; und daher kommt es, daß die Versuchungen gefährlicher und häufiger bei Leuten sind, welche nichts zu thun haben und nur an Lustbarkeiten und Vergnügungen denken. O wie viele junge Leute sind durch Faullenzen und Müssiggehen zu Grunde gegangen! In einem stehenden Wasser sieht man nichts als Schlamm und Ungeziefer. So ist es auch mit dem Menschen; ist er unthätig, so nehmen böse Gedanken seine Seele ein.

Die selige Lidwina

ermahnte deßhalb ihre Freundinen: „Seid niemals müssig, Geliebteste! denn der Müssiggang ist die Schwindgrube und die Pflegemutter alles Bösen. Es steht geschrieben: Von der Arbeit deiner Hände sollst du dich nähren, so wirst du selig sein und wohl wird es dir gehen! Der Müssiggang lehrt den Menschen viel Böses (Sirach 33, 29.); er ist besonders ein Gift der Jungfrauschaft."

Eine Folge des Müssiggangs.

Der große König David, der Mann nach dem Herzen Gottes, glaubte, es würde nichts Unrechtes sein, wenn er sich nach so vielen Regierungsgeschäften einige Stunden Muße gönne. Nach dem Essen begab er sich deßhalb auf die Altane seines Palastes und schaute müssig umher. Was geschah? Sein Blick fiel auf eine badende Frau; die Sinnlichkeit entbrannte, und David wurde ein Ehebrecher. Er war nur einige Minuten müssig, und schon fiel er durch den Müssiggang in eine furchtbare Sünde gegen das sechste Gebot. Ach! wie wird's nun erst mit jenen großen Müssiggängern werden, die Tag und Nacht unthätig herumschwärmen und als unnütze Pflastertreter nur auf Unheil und Verderben sinnen!

2) Unmäßigkeit.

Erläuterung. Nicht minder verderblich, als der Müssiggang, ist die Unmäßigkeit; sie gibt der Unkeuschheit die reichste Nahrung, und heißt darum mit Recht „die Mutter der Unkeuschheit". Deßhalb ermahnt uns der Apostel: „Trinket euch nicht voll mit Wein! Denn darin ist Geilheit." (Ephes. 5, 18.)

Der gottlose Cyrillus.

Wie nachtheilig für die Keuschheit ein unordentliches und schwelgerisches Leben wirke, und in welchen Abgrund des Verderbens diese dem jugendlichen Alter vielfältig anklebende Lebensart hinführe, zeigt nicht bald etwas so auffallend und auf eine so traurige und schreckliche Weise, wie das, was zu den Zeiten des heil. Augustin einem Jünglinge in Afrika begegnete. Dieser nannte sich Cyrillus. Er war dem Weine äußerst ergeben und brachte den größten Theil des Tages mit liederlichen Gesellen seines Gleichen im Wirthshause zu. Als er eines Tages sich ganz der Unmäßigkeit seiner Leidenschaft überließ, kam er ganz betrunken nach Hause, und aufgereizt und betäubt vom Weine — trieb er seine schändliche und viehische Begierde so weit, daß er sich nicht scheute, selbst eine seiner Schwestern anzufallen, die sich aber lieber mit einem Dolche wollte durchstechen lassen, als in ein so abscheuliches Laster einwilligen. Da sie ohne Zweifel sehr laut geschrieen hatte, so lief auf diesen Lärm der erschrockene Vater hinzu, worauf der Sohn noch wüthender ward und seine Hände mit dem Blute desjenigen befleckte, der ihm das Leben gegeben hatte; er tödtete ihn und durchstach noch eine seiner Schwestern, welche ihren Vater vertheidigen und ihn aus den Händen dieses unwürdigen Sohnes oder vielmehr dieses Ungeheuers befreien wollte. — Welche Laster, welche Ausschweifung und welche Abscheulichkeit in einem einzigen Menschen und an einem einzigen Tage! Der heil. Augustin erfuhr bald diese schreckliche Begebenheit; und obgleich er an diesem Tage schon zweimal gepredigt hatte, so versammelte er doch auf der Stelle das Volk zum dritten Male, und bestieg mit weinenden Augen und vielen Seufzern die Kanzel, um seinen Zuhörern die Abscheulichkeiten vorzustellen, welche dieser Sohn so eben begangen hatte, der unwürdig gewesen wäre, jemals das Licht zu erblicken. Bei Erzählung dieser Geschichte brach die ganze Versammlung in lauten Jammer und klägliche Seufzer aus; man konnte nicht begreifen, wie ein Mensch seine Bosheit bis zu so vielen und so abscheulichen Vergehungen treiben konnte. Man fürchtete, daß die rächenden Donnerkeile des Himmels über eine Stadt losbrechen möchten, welche ein solches Ungeheuer hervorgebracht habe. Der heil. Augustin benützte die Gelegenheit, um zu zeigen, zu welchen Ausschweifungen die unglückliche Leidenschaft der Unmäßigkeit führen könne. Seine Thränen und Seufzer drückten mehr aus, als seine Worte und Reden. (Aus den Schriften des heiligen Augustin.)

3) Ueppige und ausgelassene Kleidertracht.

Erläuterung. Wer viel auf schöne Kleider hält, hält gewiß wenig auf die Tugend der Keuschheit; denn die Putzsüchtigen wollen gefallen, und wer gefallen will, der beschäftigt sich vielfach mit bösen Gedanken gegen die heilige Reinigkeit. Mit Recht schreibt deßhalb

der heil. Cyprian: „Nur Mädchen, die aller Schamhaftigkeit bereits bar sind, und nur Weibern von ganz verworfenen Sitten kommt es zu, in allzu gezierten Kleidern und in zu großem Putze zu prangen und dabei die Reize ihrer Gestalt und die Form ihres Körpers zur Schau zu tragen; Personen, denen der Anzug das Wichtigste ist, die sind es eben, denen die Tugend gar nichts gilt." Und Tertullian sagt: „Das Verlangen, zu gefallen, kommt keineswegs aus reinem Herzen; man weiß nur zu gut, daß es ein Fallstrick ist, welcher gelegt wird, um Andere in's Laster zu ziehen."

Fliehe die Eitelkeit!

Der römische Kaiser Augustus verabscheute üppige und ausgelassene Kleidertracht. Oft pflegte er, wie der Geschichtschreiber Suetonius erzählt, zu sagen: „Eine durch Aufwand und Weichlichkeit auffallende Kleidertracht ist die Fahne der Hoffart und ein Behälter der Liederlichkeit." — Der heil. Hilarius sprach einst zu einer fürstlichen Tochter, die sich etwas schamlos gekleidet hatte, voll Ernst und Würde: „Ob du gleich eine Prinzessin bist, so hörest du deßwegen doch nicht auf, eine Christin zu sein; darum mußt du dich zwar standesgemäß als eine Christin, nicht aber wie eine Heidin kleiden." — Als ein junger Herr im neuesten Modekleide den heil. Philippus Nerius fragte, wie ihm denn sein Kleid gefalle, so versetzte dieser: „Wenn dein Herz gut ist, so ist Alles gut; wenn aber dein Herz sehr gut wäre, so würdest du keine neumodischen und auffallenden Kleider tragen. Denn wisse! wer sich eitel und unmäßig aufputzt, um Andern zu gefallen, der darf ja nie sagen, daß er innerlich keusch und schamhaft sei. Sein Putz überweist ihn einer Lüge." — Aus diesem Grunde nahm Lysander die Kleider nicht an, die seinen Kindern vom Könige geschickt wurden, aus Besorgniß, wie er sagte, seine Kinder würden in so prächtigen Kleidern häßlich aussehen.

Der gefangene Jüngling.

Schon im Buche der Sprüchwörter wird uns ein Zug erzählt, in dem uns das Verderben der schamlosen Kleidertracht dargestellt wird. „Ich schaute einmal," so erzählt der weise Salomon (Sprüchw. 7, 4—24.), „am Fenster meines Hauses durch das Gitter und bemerkte unter schwindlichten Jünglingen einen besonders Unverständigen. Eine Weibsperson begegnete ihm in wollüstiger Kleidung, abgerichtet, die Seelen zu fangen; sie war geschwätzig, frech und ausschweifend. Diese ging auf den Jüngling zu, fiel ihm um den Hals, küßte ihn und schmeichelte immer frecher. So bestrickte sie ihn durch ihre häufigen Plaudereien, und zog ihn durch ihre Schmeicheleien mit sich. Er folgte ihr, der Thor, wie ein zur Schlachtbank geführtes Rind, — wie der Vogel in's Netz fliegt und nicht denkt, daß es sein Leben gelte."

Die heilige Edelthrita.

Die heil. Edelthrita, eines Königs Tochter, zweier Könige Ehefrau, zweimal Braut, zweimal Wittwe und dennoch immer Jungfrau, wurde, als sie sich hierauf in's Kloster begab, in ihrem schon hohen Alter mit einer abscheulichen Geschwulst am Halse befallen, welche ihr Tag und Nacht fast unerträgliche Schmerzen verursachte. Je größer aber die Schmerzen waren, desto mehr dankte sie Gott dafür; denn sie erkannte dieselben als eine göttliche Züchtigung dafür, daß sie in ihrer Jugend diesen Theil ihres Leibes den Augen Anderer nicht genug verborgen gehalten, ja ihn wohl gar sorgsam geschmückt hatte, wiewohl es nicht in böser Absicht, sondern nur aus weiblicher Eitelkeit geschah. „Herr!" sprach sie, „ich danke dir, daß du mich strafest — an dem Theile meines Leibes, mit welchem ich gesündigt habe; ich danke dir, daß du dich begnügest, mich so gelinde zu züchtigen, da ich eine weit schwerere Strafe verdient habe." (Zwickenpflug's Christenlehren.)

4) Unkeusche Blicke.

Erläuterung. Die Augen sind das Fenster, durch welches, wenn man nicht wohl Acht hat, die Sünde der Unlauterkeit eindringt und im inneren Gemache des Herzens Platz nimmt.

Darum sagt der fromme Job: „Ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen, daß sie an keine Jungfrau denken.“ (Job 31, 1.) Und der heil. Augustin schreibt: „Sprechet nicht, daß ihr ein züchtiges Herz besitzet, wenn ihr unverschämte Augen habet! Denn ein unzüchtiges Auge ist der Bote eines unzüchtigen Herzens.“

Der Novizenmeister und der Religiose.

Ein ehrwürdiger Greis, welcher, wie in der geistlichen Wiese erzählt wird, die Novizen seines Klosters in der göttlichen Weisheit unterrichten mußte, sprach zu einem seiner Schüler: „Mein Sohn! habe Acht auf deine Augen und richte keinen Blick auf das weibliche Geschlecht! Denn merke wohl! das Salz wird aus dem Wasser genommen; sobald es sich aber dem Wasser wieder nähert, so löst es sich sogleich auf und verschwindet ganz und gar. Auch der Mann ist aus dem Weibe genommen; und sobald er sich dem Weibe nähert, löst sich seine Leidenschaft und er geht in ihr zu Grunde.“ (In vita PP. Lib. 10. cap. 217. et March. hort. past.) Ach! wie Viele sind durch einen einzigen unkeuschen Blick schon in tiefes zeitliches und ewiges Elend gefallen!

Der unkeusche Blick und der tiefe Fall.

David, — ihr kennet Alle diesen nach dem Herzen Gottes beschaffenen Mann, der immer die Gesetze des Herrn betrachtete, um seinen Willen nach dessen Vorschriften einzurichten, — David, welchen Gottes eigener Mund zum Könige ernannte, welchen Gottes Geist zum Propheten salbte, aus dessen Blut der Weltheiland abstammen sollte, — David, dieser Cederbaum des Libanon, dieser Vertraute des Allerhöchsten, dieser Heilige, welcher Gott, den Herrn, zum Lehrmeister hatte, — David, dieser König, Prophet und Urvater des Gottmenschen, sah, und sehen und in die Sünde fallen war Eines.... Er sah, — es war nur ein Blick, er hatte kaum die Augen schießen lassen, kaum gesehen, und schon war ein Feuer aufgegangen. Gesetz, Betrachtung, Geist, Gemüthssammlung waren auf einmal hinweg, und Fleisch und Blut hatten die Oberhand. Durch einen Blick stürzte das ganze Gebäude der Tugend über einen Haufen, und David, der Mann des Herrn, ward ein Satan. David sah, — David, der in seinen jüngsten Jahren mit Löwen gerungen, ihren Rachen gespalten, und ihre Knochen auf dem Felde zerstreut hat, — David, der es über sich nahm, mit Goliath fertig zu werden, vor dessen Stimme ein ganzes Kriegsheer bebte, — David, der unbewaffnet diesen geharnischten Riesen wirklich angriff und mit einer Schleuder tödtete, — David, der sich sogar selbst überwand, als er den König Saul, seinen Todfeind, in Händen hatte, und seiner nicht nur schonte, sondern ihn sogar um Verzeihung bat, nachdem er nur ein Stücklein von seinem Kleide abgeschnitten hatte, — David sah ein badendes Weib, und dieser glorreichste Obsieger verdunkelte auf einmal alle seine Heldenthaten, und war in jenem Blicke wie in einem Netze gefangen. Ein Blick legt jetzt den, der mit dem grimmigsten Löwen nur gespielt hatte, zu den Füßen eines Weibes hin. Das eigene Auge überwältigt jetzt den, der von den mächtigsten Feinden nicht überwältigt werden konnte. Ein Blick besiegt jetzt den, der Zorn, Rache und mehrere andere Leidenschaften besiegt hatte. Zu schwach, der Begierlichkeit, diesem Feuer, welches ein einziger Blick angezündet hat, zu widerstehen, schickt David hin, und das Weib kommt. Seiner heiligen Vorfahrer, der Patriarchen, seines großen Nachkömmlings, des Weltheilandes, — seines eigenen Volkes und fremder Völker, — seiner selbst, seines Herrn und Gottes vergessen, — außer sich, von Leidenschaft ganz trunken — taumelt er in Bethsabeas Arm, überläßt sich der schändlichsten Lust und erzeugt das Kind der Sünde.... Mit einem Blicke war es also um David geschehen. Sein Herz war in dem nämlichen Augenblicke ausgeraubt. Er sah, und alsbald stürzte seine hocherhabene Seele in den tiefsten Abgrund. Seine Augen wurden seinen Füßen ein Netz, seinem Herzen ein Mordpfeil, seinem Geiste eine Schlinge, seiner Seele ein Grab. Durch die Augen ist der größte Held in Israel, der heilige Mann gefallen.

Begegnete dieß dem grünen Holze, dem Könige David, der, so zu reden, voll Saft, voll Gnaden und Tugenden war, was wird geschehen — mit dem dürren Holze, mit Jenen, die nicht gewohnt sind, sich den Leidenschaften ihrer verderbten Natur zu widersetzen? (Zwickenpflug's Christenlehren.)

Der furchtbare Kampf des heiligen Hieronymus.

Selbst die heiligsten Männer haben es erfahren, daß ein einziger unbewachter Blick im Herzen die fürchterlichsten Versuchungen und Kämpfe hervorrufen kann.

Sehet ihr dort jenen Mann — in der Höhle von Bethlehem? Sehet ihr, wie tief seine Augen wegen durchwachter Nächte eingefallen sind, — wie seine Lippen wegen strenger Fasten kaum mehr die Zähne bedecken, — wie sein ganzer Leib eben deßhalb nur mehr ein Gerippe ist? Es ist Hieronymus, jener berühmte Einsiedler, welcher vor vielen Jahren die Weltstadt Rom besucht, und seitdem sein Leben in dieser Höhle zu Bethlehem zugebracht hat. Die Gemächlichkeit des menschlichen Lebens kennt er so wenig, daß er auch an den täglichen Bedürfnissen Mangel leidet. Kräuter und Wurzeln sind seine Nahrung; Wasser löscht seinen Durst. Seine Ruhestätte ist die bloße Erde, ein Stein — sein Kopfpolster. . . . Dennoch schlägt Hieronymus, dieser so abgetödtete Mann, die Hände zusammen und klagt, — wie Paulus, — über den entsetzlichen Kampf seiner erschütterten Seele. . . . Vor vielen Jahren, wie schon gesagt, hielt er sich zu Rom auf, und hier war es, wo sein Auge auf eine Tänzerin fiel. Er floh bis in das entfernteste Land, bis nach Palästina, und jenes Bild der Eitelkeit verfolgte ihn bis dahin, verfolgte ihn Tag und Nacht und raubte ihm alle Ruhe. Nicht genug, seinen Leib durch Wachen, Fasten und noch empfindlichere Bußwerke zum Gerippe gemacht zu haben, zerschlug er sogar seine Brust mit einem Steine, in der Meinung, dadurch jenes unselige Bild aus seiner Seele zu schaffen, den Stein des Anstoßes wegzuräumen, die verlorne Ruhe wieder zu erlangen. Allein — das Bild verließ ihn nicht. Die Römerin begegnete ihm überall; er sah sie in seiner Höhle, bei der finstern Nacht, im Schlafe, auf den beschwerlichsten Reisen. Sein Geist forschte in der göttlichen Schrift, stellte die wichtigsten Untersuchungen an, überhäufte sich mit Geschäften, konnte sich aber aus den Armen jener Herodias nicht herauswinden. Sie stund immer vor ihm, beunruhigte ihn bei den mühsamsten Geschäften, und ließ seinen Geist kaum mehr emporkommen. . . .

Sehet! einen solchen Streit hat ein einziger Blick erweckt! Eingetroffen sind da die Worte des Klagepropheten: „Mein Auge hat mein Herz ausgeraubt." [Klagelied 3, 5.] (A. a. O.)

Der verderbliche Blick.

Der ehrwürdige Pater Segneri erzählt in seinem „wohlunterrichteten Christen" (P. I. 24.), daß eine Frauensperson, die mit einem Jünglinge in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden, als sie dem Tode schon nahe war, einen Beichtvater kommen ließ, bei dem sie unter vielen Thränen eine Generalbeicht ablegte. Hierauf ließ sie jenen Jüngling in der guten Absicht zu sich kommen, ihn zu bereden, daß auch er ihrem Beispiele folgen und Gott dienen möge. Was geschah indeß? Nachdem der Jüngling gekommen war, blickte die Unglückliche ihn an, worauf sie neuerdings, von der Leidenschaft aufgeregt, zu ihm sprach: „O mein Geliebter! ich habe dich immer geliebt; aber jetzt liebe ich dich heftiger als jemals. Ich erkenne freilich, daß ich um deinetwillen mich in die Hölle stürze; aber um meiner Liebe willen zu dir liegt mir nichts daran, ob ich auch ewig verdammt werde." Indem sie diese Worte aussprach, gab sie ihren Geist auf.

5) Unzüchtige Reden und Lieder.

Erläuterung. „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über," sagt schon das Sprüchwort; und der heilige Ephrem spricht (Serm. comp.): „Durch die Zunge wird klar, was unser Herz verlangt, und durch die Bewegung unserer Lippen werden die geheimsten Dinge unsers Herzens verrathen; denn der Mund stiehlt ihm seine Gedanken

und bringt sie zum Vorschein.“ Unmöglich kann also derjenige keusch im Herzen sein, der einen unkeuschen Mund hat, d. h. der gerne unkeusche Reden führt oder unkeusche Lieder singt, oder sie auch nur mit Wohlgefallen anhört. Die Erfahrung lehrt es, wie verderblich solche unzüchtige Reden und Lieder sind. Mit Recht sagt Lactantius: „Ein schön gesetztes Gedicht und eine sanfte, einschmeichelnde Rede fesselt die Gemüther und lenkt sie nach Belieben.“ (Lactant. Lib. VI. instit. cap. 28.)

Die schnell getödtete Unschuld.

In Paris, dieser weltberühmten Stadt, lebte ein Jüngling, der wegen seiner jugendlichen Frömmigkeit und wohlgeordneten Lebensart von Jedermann geachtet und geliebt wurde. Er widmete sich den Wissenschaften, und war so beflissen und in jeder Beziehung so brav und eingezogen, daß seine Mitschüler ihn bewunderten, an ihm sich erbauten, und sich ihn zum Muster nahmen. Man hielt ihn für einen zweiten Aloysius und sagte allgemein: „Was wird doch wohl aus diesem Jüngling noch werden?“ Einstens ward er eingeladen, in eine Gesellschaft zu kommen, um da einige Vergnügungen und Erholungen zu genießen. Er ahnete freilich nichts weniger, als etwas Böses, wollte sich aber doch nicht dahin bestimmen lassen, sondern war entschlossen, auszubleiben und keineswegs zu entsprechen. Man drang auf ein Neues in ihn, nöthigte und beschwor ihn, er möchte sich doch dazu verstehen und sich nicht länger entgegenstellen, indem sonst die Gesellschaft es als eine Schmach ansehen würde. Der gute Jüngling läßt sich endlich bewegen, er entspricht und geht. Alles war da nun fröhlich und sehr guten Muthes. Man aß und trank und jubelte und stimmte Lieder an. Doch was gewöhnlich in solchen lustigen Gesellschaften der Fall ist, das blieb auch hier nicht aus; man fing an, sehr schändliche und die Keuschheit höchst entehrende Reden zu führen. Der Jüngling saß dabei freilich wie auf Dornen; er erröthete, wandte sich hin und her, mußte sie aber doch anhören. Die Sache wurde immer bunter; man wetteiferte gleichsam mit einander, indem Jeder es dem Andern vorthun wollte. Endlich wird die Gesellschaft geschlossen; man geht auseinander. — Der Jüngling geht nach Hause, wirft sich ganz unruhig in's Bett und sucht einzuschlafen. Allein der Schlaf will nicht kommen, seine Phantasie ist beschäftigt mit den Reden und läßt ihm keine Ruhe. Schrecklich wird er umhergetrieben, er wirft sich bald auf diese, bald auf die andere Seite; er wüthet, steht auf, geht umher, wirft sich wieder hin auf's Bett, und ist wie außer sich. Jetzt auf einmal wird es still. Man glaubt, er schlafe. Doch der Morgen bricht an, die Zeit des Aufstehens kommt, und er steht nicht auf. Man geht nun hin auf sein Zimmer und will ihn wecken. Aber welcher Schrecken! man findet ihn todt. Es wird schleunig nach dem Arzte geschickt, der freilich herbeieilt, aber ihn nicht mehr lebendig machen kann. Er schneidet ihn auf und findet, daß ihm eine Ader gesprungen sei, was auch die Ursache seines Todes war. Wieder ein lehrendes Beispiel für Alle, aber besonders für junge Leute, wie gefährlich böse Reden sind, und wie sehr wir uns sollen angelegen sein lassen, dieselben zu fliehen! O wie bald ist die Unschuld hin! Es braucht nur ein Wort oder eine That, so ist diese kostbare Blume am Tugendkranze verwelkt und zu Boden getreten. (Huber's christliche Unterweisungen, S. 72.)

6) Schlechte Bücher und Bilder.

Erläuterung. Unzüchtige Bilder reden stillschweigend mit dem stärksten Nachdrucke; denn was wir sehen, wirkt stärker, als was wir hören. „Der Jüngling sieht an der Wand ein Gemälde, welches den Ehebruch Jupiters darstellt,“ sagt der heilige Augustin (Epist. 202. [91.] ad Nectarium.), „und er läßt sich durch eine solche Auktorität zur Sinnenlust noch mehr entflammen.“ Auch schon der Heide Terentius macht die Bemerkung, daß junge Leute angereizt werden, das im Werke auszuüben, was sie an unreinen Bildern sehen. Darum hielten selbst heidnische Weltweise die Aufstellung solcher Bilder für ein strafwürdiges Verbrechen wider die Menschheit, und der heil. Karl von Borromä (S. Alph. Liguor. Catechet. pag. 126.) verbot allen Hausvätern, unehrbare Gemälde in ihren Häusern zu haben. — Was unzüchtige Bilder durch die Darstellung in Figuren schaden, das schaden schlechte Bücher, besonders die sogenannten Liebesromane, durch die Darstellung in Worten. Deßhalb ermahnt der heil. Bischof von St. Agatha

mit besonderm Nachdrucke: „Verbietet, o Hausväter! euren Kindern auf's Strengste, Romane zu lesen! Denn sie lassen in den unglücklichen jungen Leuten gewisse schändliche Eindrücke zurück, die ihnen alle Andacht rauben und sie reizen, sich von Sünde in Sünde zu stürzen. Eitle Lesung, sagt der heil. Bonaventura, erzeugt eitle Gedanken und löscht die Andacht aus. Gebt euren Kindern geistliche Bücher, eine Kirchengeschichte oder Legende zu lesen! Ich wiederhole es noch einmal: Verbietet euren Töchtern, sich von Männern Unterricht ertheilen zu lassen, sollte der Lehrer auch ein heil. Paulus oder ein heil. Franz von Assis sein! Denn erst im Himmel gibt es wahre Heilige." (S. Alphons. Liguor. Catechet. pag. 126.)

Der heilige Clemens von Alexandria.

Schon der heilige Kirchenlehrer Clemens von Alexandria donnerte mit Feuereifer von heiliger Stätte über die gottlosen Gemälde, die sich in vielen christlichen Familien zu seiner Zeit vorfanden. Seine kräftigen Worte hierüber lauten also: „Ach! wie Viele haben alle Scham und Furcht abgelegt und malen die schändlichsten Liebeshändel der bösen Geister in ihren Wohnungen ab! Denn sie sind der Unlauterkeit so ergeben, daß sie ihre Schlafgemächer mit unsittlichen Gemälden schmücken und statt der Frömmigkeit der Schamlosigkeit huldigen. Dadurch geschieht es, daß sie, im Bette liegend, die nackte Venus betrachten, wie sie mit ihrem Buhlen im Netze gefangen ist. Die unsittliche Geschichte der Leda und des Jupiter lassen sie sich in Siegelringe eingraben. . . . Das sind die Vorbilder eures weichlichen und sittlichen Lebens; das sind eure Reden, womit ihr Gott entehret; das sind die Lehren der Götter, welche wie ihr der Sinnenlust fröhnten." (Cohortat. ad gentes.)

Fallstricke der Keuschheit.

Welche gefährliche Sache und welche schreckliche Fallstricke für die Keuschheit böse Bücher sind, zeigt uns folgende Begebenheit. — Die heil. Theresia war, wie ihre Lebensgeschichte deutlich es darstellt, schon in ihrer zartesten Jugend ein Muster der Tugend und eines ausgezeichnet gottseligen Wandels. Dennoch waren ihr Vater und ihre Mutter besonders besorgt, das Feuer der göttlichen Liebe in dieser ihrer jüngsten Tochter recht sehr anzufachen und ihre Neigung zur Gottseligkeit zu leiten und zu bestärken. Der Vater schaffte sich zu diesem Ende die Lebensgeschichte der Heiligen an, und las ihr täglich daraus vor. Die kleine Theresia fand einen besondern Geschmack und ein unbeschreibliches Wohlgefallen daran; und gewöhnlich, wenn der Vater zu lesen aufhörte, ergriff sie das Buch, und setzte mit einem Bruder, den sie vorzüglich liebte, mehrere Stunden das Lesen noch fort. Dadurch gewann ihre Frömmigkeit und ihr keuscher Sinn nicht nur einen ungemeinen Zuwachs, sondern es ging ihr Eifer so weit, daß sie sich mit ihrem Bruder einmal heimlich aus dem väterlichen Hause entfernte, um auch, wie andere heilige Jungfrauen, von denen sie gelesen hatte, bei den barbarischen Völkern ihr Blut für die Ehre Jesu Christi, ihres Bräutigams, zu vergießen, und die jungfräuliche Marterkrone zu erlangen. Ihr Onkel, der diese zwei Geschwister von ungefähr auf der Reise antraf, hielt sie auf, und führte sie wieder in des Vaters Haus zurück, wo ihre Mutter in der äußersten Betrübniß und in den bangsten Sorgen war. — Beiläufig fünf Jahre hernach, und im zwölften Jahre ihres Alters, raubte der Tod ihre Mutter. Ein schrecklicher Schlag für die junge Theresia, der ihre Frömmigkeit auch ziemlich erschütterte, und ihrem Leben für einige Zeit eine ganz andere Richtung gab! Theresia, die von ihrer frommen Mutter sehr beaufsichtigt ward, bekam bis dahin immer nur gute Bücher in die Hände. Allein das Blatt kehrte sich jetzt; ihre Lektüre wurde geändert, man spielte ihr von allerlei Arten Bücher in die Hände, auch solche, die für das zarte Alter sehr böse und nachtheilige Folgen haben. Durch ihre Neugierde getrieben, las sie Alles, und besonders gerne, wie sie selbst sagt, die Romane. O wie viele junge Seelen haben durch solche — Schiffbruch gelitten und sind, durch sie verführt und vergiftet, in namenloses Elend gerathen! — Theresia mußte dieses auch einigermaßen erfahren; denn kaum hatte sie mit dieser Lektüre

angefangen, so nahm ihre Frömmigkeit ab, der Eifer für's Gute wurde immer schwächer, die göttliche Liebe in ihrem Herzen erlosch, und sie, die bis anhin in ihrem Betragen so einfach, in ihren Sitten so untadelhaft, und in ihrem Sinne und Wesen so rein und keusch war, bekam jetzt einen Hang zur Eitelkeit, zur Eigenliebe und zur Selbstgefälligkeit; es erwachte in ihr die Begierde, zu sehen und gesehen zu werden; und das, was mit Allem diesem in nothwendiger Verbindung steht, war auch bei ihr nicht ausgeschlossen: sie liebte den Aufputz und das Vergnügen. Was ihre Ausschweifungen noch besonders beförderte, und die Gefahr ihrer jungfräulichen Reinigkeit vergrößerte, waren böse Verbindungen, die sie mit Andern einging und unterhielt. Theresia war also durch diese böse Lektüre an den äußersten Rand des Verderbens gekommen; ja! die Gefahr ging so weit, daß ihr Gott in der Folge den Ort in einem Gesicht zeigte, welcher für sie in der Hölle bestimmt war, wenn sie in diesem ausschweifenden Leben und in ihren irdischen Neigungen verharrt wäre. Aber Gott holte sie wieder heim; er suchte das von ihm abgewichene Schäflein in seinen Verirrungen wieder auf; und Theresia that Buße, und erhob sich durch ihr außerordentliches Tugendleben zur größten Heiligkeit. Lernet nun aus diesem Beispiele, was für ein schrecklicher Fallstrick für keusche Seelen das Lesen böser Bücher sei, wie dieses im Stande ist, sogar Heilige und in der Tugend Geübte von ihrer Bahn abzuführen und dem Verderben nahe zu bringen! (Huber's christliche Unterweisungen, S. 83.)

Texte ad 1—6.: Von dem, was zur Unkeuschheit führt.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Müssiggang. „Schicke den Knecht zur Arbeit, daß er nicht müssig gehe! Müssiggang lehrt viel Böses." (Sir. 33, 28—29.) „Siehe! sagt Gott, das war die Missethat deiner Schwester Sodom: Hoffart, Völle der Nahrung und Unmäßigkeit, ihr und ihrer Töchter Müssiggang." (Ezech. 16, 48.) „Wäre David mit den Seinigen in's Feld gezogen und nicht müssig zu Hause geblieben, so hätte er den Ehebruch nicht begangen." (2. Kön. 11.) 2) Unmäßigkeit. „Trinket euch nicht voll mit Wein! Denn darin ist Geilheit." (Ephes. 5, 18.) „Werke des Fleisches sind augenscheinlich Berauschung, Schwelgerei und dergleichen. Wer das thut, wird am Reiche Gottes keinen Antheil haben." (Gal. 5. Vgl. oben Ezech. 16, 48.) 3) Unkeusche Blicke. „Mein Auge hat mein Herz verwüstet; durch das Fenster ist der Tod in die Seele gekommen." (Jerem. 9.) „Beschaue nicht Jedermann um seiner schönen Gestalt willen!" (Ekkli. 42, 12.) „Hefte deine Augen nicht auf eine Jungfrau, damit dir die Schönheit nicht gefährlich werde! Von einem geschmückten Weibe wende dein Angesicht ab und sieh eine fremde Gestalt nicht vorwitzig an! Durch der Weiber Schönheit sind Viele zu Grunde gegangen, weil die Begierlichkeit wie Feuer entzündet wird." (Ebend. 9, 5.) 4) Unkeusche Reden und Lieder. „Aus eurem Munde soll gar kein böses Wort kommen; betrübet doch Gottes heiligen Geist nicht!" (Ephes. 4, 29. 30.) „Wer schlimme Reden führt, wird seine Beschämung nicht bergen und dem Gerichte Gottes nicht entgehen können." (Weish. 1, 8.) „Solches Gerede frißt wie der Krebs um sich." (2. Tim. 2, 17.) „Machet Thüren und Schlösser vor euren Mund! Schmelzet euer Gold und euer Silber zusammen, und machet daraus eine Wage für eure Worte und einen rechten Zaum an euren Mund! 2c." (Ekkli. 28, 28—30.) „Lasset euch nicht verführen! Böse Gespräche verderben gute Sitten." (1. Kor. 15, 33.) „Ruchlose ziehen durch ihre Reden das Verderben über die Stadt." (Sprüchw. 11, 1.) „Einem verderbten Herzen Lieder vorsingen, heißt Essig in Salpeter gießen." (Ebend. 25, 20.) 5) Ueppige und ausgelassene Kleidertracht. „Die Kleider am Leibe, das Lachen, wobei die Zähne sich zeigen, und der Gang des Menschen verrathen, was er ist." (Ekkli. 19, 27. Vgl. Isai. 3, 16—26. 1. Tim. 2, 9—10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Müssiggang. „Der Müssiggang ist ein Rost, der Verstand und Weisheit frißt .... die Schwindgrube und Pflegemutter alles Bösen." (S. Hieron.) 2) Unmäßigkeit. „Lasset uns Leckereien und Trinkgelage fliehen, wo viel gescherzt und gelacht wird! Trunkenheit ist die Mutter der Hurerei." (S. Ephrem. de jejun.) 3) Ueppige und ausgelassene Kleidertracht. „Eine unehrbar gekleidete Weibsperson ist ein Werkzeug, dessen sich der Teufel bedient, die Seelen zu Grunde zu richten." (S. Bern.) „Auszeichnungen in dem Schmucke und der Kleidung und erkünstelte Reize der Gestalt passen nur für unzüchtige und schamlose Weiber; und bei keiner ist der Putz kostbarer, als bei welcher die Scham wohlfeil ist. . . . Fliehen sollen keusche und schamhafte Jungfrauen den Putz der Unkeuschen, die Kleidung der Schamlosen, die Aushängeschilder der Hurenhäuser, den Schmuck der Unzüchtigen!" (S. Cypr. Lib. de discipl. et habitu Virg.) „Je mehr der äußere Mensch, d. i. der Leib, gepflegt und geziert wird, desto mehr wird der innere Mensch

vernachläßigt und in Schaden gebracht." (S. August.) „Mädchen, welche ihr Haupt schmücken, das Angesicht mit Locken zieren, die Wangen mit Schminke belegen, enge Aermel, Kleider ohne Falten ꝛc. tragen, bieten sich gleichsam feil, um zu Grunde zu richten und selbst zu Grunde zu gehen. . . . Sie sind eine Seuche, ein Gift, welches die Unschuld tödtet." (S. Hieron.) „Wer nach Putz und Auszeichnung in Kleidern strebt, wird seiner Seele schaden; denn Ueberfluß in Kleidern und Ueppigkeit bringt die Seele in Verwirrung." (S. Ephrem. in sentent.) 4) Unkeusche Blicke. „Es gibt zwar ehrbare und unschuldige Blicke; indeß könnet ihr doch nie eure Augen strenge genug einhalten. Ihr werdet vielleicht ein und zwei Mal den bösen Eindrücken, welche auf gefährliche Blicke gewöhnlich erfolgen, widerstehen; aber endlich werden sie das Feuer der Unreinigkeit in eurem Herzen anfachen; es wird sich darin wie in einem Brennofen entzünden und eine große Brunst verursachen. . . . Wie wir ein Kind, das wir mit dem Messer in der Hand sehen, obgleich es sich keinen Schaden gethan hat, dennoch züchtigen und ihm verbieten, dasselbe in Zukunft mehr anzurühren, so verbietet uns Gott die vorwitzigen Blicke, sogar ehe wir sündigen, auf daß wir in kluger Vorsicht leben, und so vor der Sünde bewahrt werden." (S. Chrysost.) „Unmöglich ist es, daß ein rechtgläubiger Christ vorsätzlich seine Augen auf das Angesicht einer Weibsperson hefte, und mit keiner Sünde befleckt werde." (Tertullian.) „Sobald die Augen durch Blicke sich zu ergötzen suchen, bemächtigt sich die Sünde des Herzens." (S. Augustin.) „Wer sich geile Blicke erlaubt, und dem Gedanken des Lasters beistimmt, wähnt, dieses sei etwas Vorübergehendes; aber ein Solcher ist gleich einem Rehe, das, angeschossen, auf der Flucht, obgleich es den Händen des Jägers entrinnt, den Tod mit fort nimmt, weil der Pfeil noch in ihm steckt." (S. Ephrem.) „Eine fromme Person hält sogar zu Hause immer die Augen als verdächtige Diener im Zaume, weil sie sogar auf eine leichtsinnige, betrügerische Weise, wie mit ausgestreckten Händen von Ferne nach dem greifen, was ihren Vorwitz reizt, und die Seele mit Zerstreuungen, Einbildungen und unnützen, oft auch gefährlichen Regungen erfüllen kann." (B. Petrus Forerius.) „Für einen Christen ist ein unstetes und zerstreutes Auge schimpflich; denn ein unstetes Auge macht viele Schmerzen dem, der demselben folgt. Wenn du dir in der Zerstreuung der Augen nicht Einhalt thust, so wirst du im Gebiete der Mäßigkeit und Schamhaftigkeit keine geraden Furchen ziehen." (S. Ephrem. Serm. ad imitat. prov.) 5) Unzüchtige Reden und Lieder. „Flieh aus Liebe zur Keuschheit den Umgang mit allen unverschämten Leuten, denen nichts achtungswerth, nichts heilig ist, die ihre Begierden und Reden nur auf schändliche Dinge richten, und noch so artige Leute zu sein glauben, wenn sie durch ausgeschämte Worte den öffentlichen Anstand verletzen, und die Ohren der Zuhörer beleidigen. — Menschen, die ihre zügellose Zunge mit schändlichen Worten beflecken, haben auch ein überaus beflecktes Gewissen. Man kann uns keinen Menschen aufweisen, der unehrbar in seinen Reden, und doch dabei ehrbar in seinen Sitten ist." (S. Sidonius Apollinaris.) „Die unkeusche Rede verunreinigt bald; und was man gerne hört, pflegt man endlich auch zu thun." (S. Bernardus.) „Wer Wohlgefallen trägt an einem geilen Worte, ist nicht mehr weit entfernt von der schändlichen That." (S. Hieronymus.) 6) Schlechte Bilder und Bücher. „Ihr sollet schlechte Bilder nicht einmal ansehen, viel weniger sie in euren Stuben aufhängen. Eure Ohren sind unzüchtig, eure Augen begehen Ehebruch." (S. Clemens Alex. Cohortat. ad gentes.) „Der Jüngling sieht an der Wand ein Gemälde, welches den Ehebruch Jupiters darstellt, und läßt sich durch eine solche Auktorität zur Sinnenlust noch mehr entflammen." (S. Augustin. Epist. 202. [91.] ad Nectarium.)

XXXVIII. Christliche Lehre.

Fortsetzung von dem, was zur Unkeuschheit führt.

7) Schlechte Gesellschaften und nächtliche Zusammenkünfte.

Erläuterung. Nur zu wahr ist das Sprüchwort: „Ein böser Gesell führt Viele in die Höll'." Für die Keuschheit gibt es darum nicht leicht etwas Gefährlicheres, als Gesellschaften, wo es lustig zwischen Personen beiderlei Geschlechtes hergeht. „Mit den Heiligen wirst du heilig sein und mit den Verkehrten verkehrt." (Ps. 17, 27.) Gehst du mit Guten um, so wirst du auch gut sein; gehst du mit Unzüchtigen um, so wirst du auch bald selbst unkeusch sein. Der heilige Thomas von Aquin sagt, daß der Mensch ebenso ist, wie diejenigen, mit denen er umgeht. Der Gute steckt nie die Bösen an; stets geht es umgekehrt.

Die Aprikosen.

Ein Portugiese hatte einen einzigen Sohn, in dessen schönem Leibe eine schöne Seele wohnte. Wer den Knaben kannte, liebte ihn. Mehr als Alle liebte ihn sein Vater; allein so groß dessen Liebe war, so war sie doch weise. Der

Vater bemerkte mit Schmerzen, daß sein Sohn mit Genossen umgehe, die mit ihm gleiches Alter, aber nicht gleiche Reinheit der Sitten hatten, und fürchtete desto mehr für ihn, je argloser seine Unschuld war. Er ermahnte ihn deßhalb väterlich, die Gespielen zu meiden, deren Sitten nicht ganz rein wären, und deren er ihm mehrere nannte. Der Sohn hörte den warnenden Vater voll Ehrfurcht an; doch sprach er: „Fürchte du nicht, wo nichts zu fürchten ist! Und sollte etwas an ihnen nicht ganz unverdorben sein, so hoffe ich es durch meinen Umgang mit ihnen zu verbessern." Der Vater wollte dem Sohne nicht bloß befehlen, sondern ihn auch belehren, und versuchte dieses durch eine schuldlose List. Er füllte ein artiges Kistchen mit den schönsten Aprikosen, die von Gold und Purpur glänzten, wie der erwachende Tag; allein unter die edlen Früchte mischte er einige, an denen leichte Spuren die nahende Fäulniß verriethen. Dann rief er dem Sohne und sprach: „Nimm das hin als einen kleinen Beweis meiner Liebe." Der Sohn nahm das Geschenk mit Dank und Freude, und zählte und besah die schönen Früchte; doch plötzlich rief er wehmüthig: „Ach, mein Vater! warum hast du faule Früchte unter die guten gemischt?" — „Klage nicht, mein Sohn!" sprach der Vater, „die reinen werden den verdorbenen ihre Unverdorbtheit mittheilen." — „Vielmehr, mein Vater!" — erwiderte der Sohn, — „werden die verdorbenen auch die reinen anstecken." — „Fürchte nichts, mein Sohn!" — sagte der Vater, — „oder gedulde dich mir zu Liebe, und laß uns den Erfolg abwarten!" — Der Sohn merkte nicht, was der Vater vorhatte, und ließ es, obschon mit Wehmuth, geschehen. Das Kistchen wurde geschlossen, und der Vater nahm den Schlüssel zur Verwahrung. Voll Kummer und Ungeduld bat der Sohn oft und flehend den Vater, ihm zu erlauben, daß er nachsehe, in welchem Zustande die schönen Früchte sich befänden. — „Warum quälst du dich mit so ängstlicher Furcht?" — sprach der Vater. „Gedulde dich noch, bis ich dir deine Bitte gewähren kann!" — Endlich kam der ersehnte Tag. Der Knabe erhielt den Schlüssel, das Kistchen öffnete sich; aber welche Veränderung! Verschwunden war das Gold und der Purpur der lieblichen Frucht; hin der balsamische Duft; alle Aprikosen waren faul und verbreiteten einen üblen Geruch. Mit Thränen in den Augen rief der Sohn: „Das wußte ich wohl, mein Vater! und sagte es dir voraus; aber ach! du hörtest mich nicht." — Der Vater antwortete: „Betrübe dich nicht, mein Sohn! über diesen Verlurst! er ist es nicht werth. Du klagst, daß die Früchte verderben; aber du achtetest nicht darauf, als ich dich ermahnte, die Gespielen zu meiden, die auch dein Herz anstecken konnten, weil das ihrige nicht mehr unverdorben ist! Du betrübest dich über den Verlurst der schönen Aprikosen; doch dieser Verlurst ist nur gering, und ich kann ihn dir leicht wieder ersetzen. Allein würde dein schuldloses Herz, das meine Freude und mein Glück ausmacht, verderben, was würde aus deinem armen Vater werden? was könnte diesen Verlurst ihm ersetzen?" — Nun erkannte es der Knabe klar, wie leicht böse Gesellschaft gute Sitten verderbe; er erkannte es, daß die guten Genossen den Bösen nicht gut, sondern immer die Bösen den Guten böse machen.

Die Kohle.

Sophron, ein weiser Volkslehrer, erlaubte selbst seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Personen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und sittsam war.

„Aber, Vater!" sagte eines Tages die sanfte, siebzehnjährige Emilie, als er ihr untersagte, die leichtsinnige Luzinde zu besuchen, — „Vater! du mußt mich wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Besuch könne mir gefährlich werden!"

Der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamine und reichte sie der Tochter hin. „Sie brennt nicht, mein Kind!" sagte er, „nimm sie nur!" Das that Emilie, und siehe! die zarte, weiße Hand wurde schmutzig, und unversehens auch das Kleid. — „Daß man doch gar nicht vorsichtig genug

sein kann," sagte Emilie, „wenn man Kohlen berührt!" „Ja wohl!" sprach der Vater; „du siehest, mein Kind! die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, so schwärzt sie doch! Also auch der Umgang mit Sittenlosen."

Das Rosenstöckchen.

Amalie hatte in einem Blumentopfe ein Rosenstöcklein gezogen, das schon am Anfang des Frühlings die schönsten rothen Knospen trug; denn an jedem lieblichen Tage stellte sie es vor das Fenster, und jeden Abend, oder, wenn rauhe Lüfte wehten, nahm sie es sorgfältig wieder herein. Nur eines Abends hielt sie es nicht für nöthig, weil die Luft draußen ziemlich mild und lau war. Allein des Morgens darauf war das schöne blühende Rosenstöckchen von dem Reife ganz versengt. Amalie betrachtete es jammernd, und sagte weinend: „So hat denn eine einzige Unvorsichtigkeit alle meine vorige Sorgfalt vereitelt!" Die Mutter aber sprach: „Der kleine Unfall, der für dich so traurig ist, kann dir zum großen Segen werden. Lerne da: „Was der Reif der Rosenblüthe ist, das ist der Unschuld die böse Umgebung!« Um nun die Unschuld zu bewahren, ist eine unausgesetzte Sorgfalt und beständige Aufmerksamkeit nothwendig, und man muß auf's Sorgfältigste die rauhe und verderbliche Luft böser Gesellschaften vermeiden." —

* Ein wahrhaft tödtendes Gift für die Unschuld sind insbesondere die nächtlichen Zusammenkünfte zu Zweien. So wenig es möglich ist, daß das Stroh nicht brenne, wenn man Feuer hinhält, so wenig ist es möglich, daß nicht auch die unreine Lust entbrenne — da, wo zwei Personen verschiedenen Geschlechtes, ungesehen von einem menschlichen Auge, bei nächtlichen Besuchen sich allein gegenüber stehen. „Wie ist es auch möglich," sagt der heilige Cyprian, „daß man, von Flammen umgeben, nicht brenne!"

Die Gefahr bei nächtlichen Zusammenkünften.

Selbst ganz unschuldige oder doch wenigstens unschuldig scheinende Zusammenkünfte zu Zweien sind nicht ohne Gefahr. Selbst was im Geiste angefangen hat, kann im Fleische enden. Einen traurigen Beweis hiervon liefert uns unter vielen andern die Base des heiligen Einsiedlers Abraham. Dieses Mädchen, Maria mit Namen, verlor schon mit sieben Jahren ihre Eltern. Man führte sie zu dem heiligen Abraham, ihres Vaters Bruder, auf daß er für ihre Erziehung sorgen solle. Abraham ließ ihr eine kleine Zelle, hart an der seinigen, bauen, und unterrichtete sie durch ein Fenster, das zwischen beiden Wohnungen angebracht war. Er flößte ihr einen solchen Geschmack an der Tugend ein, daß sie bis in ihr zwanzigstes Jahr in der Buße und in großer Heiligkeit lebte. Aber — der Teufel legte ihr einen Fallstrick. Ein junger Einsiedler, der ein Freund Abrahams war und ihn oft besuchte, nahm daher Gelegenheit, mit Maria durch das Fenster zu sprechen. Von Seite Mariens war Alles unschuldig, und auch der junge Einsiedler schien wenigstens Anfangs nur in der Absicht sich mit ihr zu unterreden, um die gottseligen Lehren, die ihm Maria gab, zu benützen. — Nach mehreren Unterredungen, von denen sie nichts Uebles vermuthete, gab er endlich die Leidenschaft an den Tag, die er gegen sie gefaßt hatte. Maria widerstand ihm muthig ein ganzes Jahr. Aber — das war nicht genug; sie hätte ihrem Vater die Gefahr entdecken sollen, worin sie sich mit diesem jungen Heuchler befand; denn der unselige Mensch überredete sie endlich, und — sie ließ sich verführen. — Kaum war die Sünde begangen, so glühte Maria vor Scham und fühlte die entsetzlichsten Gewissensbisse. Keinen Augenblick konnte sie mehr ruhen; immer schwebte ihr der verübte Frevel vor Augen, und sie zerfloß in Thränen. „O ich Unglückselige!" rief sie, „was habe ich gethan? In einem Augenblicke habe ich die Frucht so langer Buße und so vieler guten Werke verloren! Ach! was ist aus mir geworden? Die Gnade meines Gottes ist dahin; meine Seele ist gestorben; ich, ich habe sie getödtet! . . . Was wird mein Vater in Christo denken? wo werde ich mich vor seinen Augen verbergen?" . . . — Jetzt verläßt sie ihren Aufenthalt; und voll Verzweiflung,

jemals mehr von Gott Verzeihung zu erlangen, kommt sie in eine Stadt, und überläßt sich allen Ausschweifungen. — Stellet euch indeß die Unruhe und den Kummer des heil. Abraham vor, da er Maria, sein Pflegekind, nicht mehr sah! Er suchte, er betete, er fragte nach. Endlich nach zwei Jahren des Betens und Weinens erfuhr er ihren Aufenthaltsort. Er verkleidete sich in einen Edelmann, stieg zu Pferde und machte sich auf den Weg, sein verirrtes Schäflein aufzusuchen. Er kam in das Haus, wo Maria wohnte, und verlangte mit ihr zu reden. Maria erschien sogleich, ohne ihren Vetter zu kennen; er aber erkannte sie nur zu wohl, und als er sie in der Kleidung einer öffentlichen Metze vor sich stehen sah, da durchdrang der heftigste Schmerz das Innerste seiner Seele. Er erhob sein Gemüth zu Gott, daß er ihm in diesen Umständen schickliche Worte in den Mund legen wolle, und — nachdem er sein Angesicht enthüllt hatte, sprach er zu ihr: „Ich bin es, meine Base! Wohlan! Maria! kennst du mich? Was ist aus dir geworden, mein Kind! seitdem du mich verlassen hast? Was ist aus dem Mörder geworden, der deine Seele so grausam getödtet hat?“ — Maria stand vor Scham wie versteinert da; sie konnte weder reden, noch ihre Augen erheben, und sank beinahe in Ohnmacht. „Wie, mein Kind!“ fuhr der heilige Mann fort, „du siehst mich nicht einmal an? Hast du mich schon ganz vergessen? Fasse Muth! ich bin nicht gekommen, dir bittere Vorwürfe zu machen, sondern dich vom Untergange zu retten. Guten Muth, meine Base! ich nehme deine Laster auf mich. Gott wird sich deiner erbarmen und dir verzeihen!“ . . . Maria, noch immer betäubt und sprachlos, brach in einen Strom von Thränen aus. Ihr Vetter fuhr fort: „Wie, du setzest ein Mißtrauen in die göttliche Barmherzigkeit? Weißt du nicht, daß Gott verzeihen kann und alle Tage mehrere und größere Sünden verzeiht, als du begangen hast? Kehre zu deinem Gott zurück, armes Kind! Er reicht dir die Hand. Erbarme dich über dich selbst! Erbarme dich meiner! Sieh, welche Mühe und Sorge ich deinetwegen auf mich genommen habe! Geh, mein Kind! laß den Muth nicht sinken! Wir wollen wieder miteinander in unsere Zelle kehren und darin Gott dienen!“ — Maria antwortete ihm: „Wie, gibt es noch eine Rettung für mich? Und du getrauest dir gut zu stehen, daß sich Gott eines solchen Ungeheuers, wie ich bin, noch erbarmen werde?“ Jetzt warf sie sich zu seinen Füßen, bat ihn um Verzeihung, und nachdem sie allen schändlichen Verdienst zurückgelassen hatte, kehrte sie mit ihm in die Einöde zurück. Hier legte sie nun ein rauhes Bußkleid an, und übte sich in unabläßigen Strengheiten. Sie beweinte ihre Sünden mit so lebhaftem Schmerz und so inbrünstiger Liebe Gottes, daß Alle, die sie hörten, in Thränen zerflossen, und die lauesten Christen dadurch wieder in Eifer entbrannten. Der heil. Abraham lebte noch zehn Jahre; Maria starb fünf Jahre nach ihrem Vetter. Gott legte durch Wunder, die nach ihrem Tode geschahen, an den Tag, daß er ihr Barmherzigkeit habe angedeihen lassen. — Ihr Jünglinge und Mädchen! meidet sorgfältig alle Zusammenkünfte, besonders nächtliche Zusammenkünfte, wo Personen beiderlei Geschlechts sich einfinden! Nie, in gar keinem Falle, begebet euch in solche — ohne Begleitung einiger eurer Verwandten, die verständig, klug, betagt, erfahren sind, und euch nie aus dem Auge verlieren! . . . Ihr habet gesehen, wie selbst ein Einsiedler fiel und ein heiliges Mädchen verführte! Solltest du, christlicher Jüngling! so tugendhaft, wie ein Einsiedler, — solltest du, christliche Jungfrau! so bußfertig, wie eine Heilige sein, ihr würdet dennoch durch solche Zusammenkünfte eure Seele beflecken. (Zwickenpflug's Christenlehren.)

Ueber Bekanntschaften.

(Vom heil. Alph. Liguori.)

Sind wohl die sogenannten Bekanntschaften eine Todsünde? Diese Frage beantwortet der heilige Alphonsus Liguori (Katechet, S. 127.) auf folgende Weise: „Im Allgemeinen sage ich, daß eine Person, welche Bekanntschaften unterhält, sich schwerlich von der nächsten Gelegenheit zur Sünde frei erhält. Die Erfahrung lehrt auch, daß es nur Wenige gibt, welche Bekanntschaften haben und

dabei von schweren Sünden rein bleiben. Und wenn sie sich auch nicht gleich Anfangs versündigen, so fallen sie doch gar leicht im Verlaufe der Zeit. Anfangs redet man aus Neigung, hernach aber wird aus der Neigung eine Leidenschaft, und wenn einmal die Leidenschaft Fuß gefaßt hat, so verblendet sie alsbald den Verstand und bewirkt, daß man in tausend Sünden von unreinen Gedanken, Worten, und endlich sogar in unkeusche Werke falle." — Der Kardinal Pius von Mirandola, Bischof von Albano, befahl den Beichtvätern seiner Diözese, Personen, die in einer Bekanntschaft leben, nicht loszusprechen, wenn sie nach der Zurechtweisung den Umgang fortsetzen wollen, besonders wenn sie allein oder lange Zeit hindurch insgeheim oder bei Nacht sich miteinander unterreden. — Aber, wendest du ein, ich habe gar keine böse Absicht, nicht einmal einen unrechten Gedanken dabei. Fliehet, ihr Jünglinge und Jungfrauen! fliehet solche Liebesgespräche mit Personen des andern Geschlechtes! Der Teufel benimmt sich auf folgende Weise dabei: Anfangs sucht er uns keine bösen Gedanken einzuflößen; wenn aber die Neigung einmal tiefer gewurzelt ist, so macht er, daß man selbst nicht mehr sieht, was man thut, und daß man, ohne zu wissen wie, Gott, seine Seele und auch seine Ehre verloren hat. O wie viele unglückselige junge Leute gewinnt der Teufel auf solche Weise!

Mit Recht nennt der heilige Hieronymus solche Bekanntschaften den Todeskampf der sterbenden Keuschheit, den Baum der Sünde und die Bisse der höllischen Schlange.

8) Schauspiele.

Erläuterung. Die Schauspiele sind, wie man sie gewöhnlich in unsern Tagen sieht, mit äußerst wenigen Ausnahmen der Keuschheit höchst gefährlich, für die Augen und Ohren zugleich anstößig. Die frechen Gestalten, die unzüchtigen Costüme, die wollüstigen Liebeleien vereinigen sich da zum Verderben der Unschuld. Die heilige Schrift, die heiligen Väter und die Kirche, die uns alle Abtödtung und Verachtung der Welteitelkeiten einflößen, verdammen solche. „Wer die Welt liebt, in dem ist die Liebe des Vaters nicht." (1. Joh. 2, 15.) Ganz richtig bemerkt deßhalb der heil. Cyprian (Epist. 2. ad Donatum): „In den Schauspielen lernt man den Ehebruch, indem man ihn sieht; und da das Laster, von der öffentlichen Gewalt begünstigt, zu Lastern reizt, so kehrt eine Matrone, die vielleicht noch schamhaft zum Theater gegangen ist, als schamlos vom Schauspiele zurück."

Lactantius

schreibt über die Schädlichkeit der Schauspiele: „Die Theater sind unstreitig ein Laster erzeugendes Verderben. Denn theils wird in den Komödien von Schändung junger Mädchen oder von Liebeshändeln liederlicher Weibspersonen geredet; und je beredter die Erfinder dieser Schandthaten sind, desto mehr bereden die schön gesagten Gedanken; und die harmonischen und niedlichen Verse prägen sich um so viel leichter dem Gedächtnisse der Zuhörer ein. Deßgleichen stellen die Tragödien den Zuschauern Menschenmord und Blutschande böser Könige und tragische Verbrechen vor Augen. Und wozu geben die höchst unzüchtigen Bewegungen der Gaukler, deren entnervte, ganz zum weibischen Gange und zur Weibertracht verzärtelte Körper in schändlicher Stellung sich, was sie nicht sind, wie unverschämte Weibspersonen geberden, anders Anleitung und Reiz, als zu sündlichen Lüsten? Was soll ich sagen von den Schauspielern, diesen Lehrern der Laster, welche, indem sie durch erdichtete angenommene Vorstellung das eigentliche Laster lehren, Anweisung zum Ehebruch geben? Was sollen da junge Manns- und Weibspersonen thun, wenn sie sehen, daß so etwas ohne Scham vorgestellt und von Jedermann mit Vergnügen angesehen wird? Es wird ihnen ja ein Wink gegeben, was sie thun können; sie werden zur Wollust, die durch den Anblick vorzüglich rege gemacht wird, angefeuert; und Jeder denkt nach seinem Geschlechte in den aufgestellten Bildern sich selbst, gibt durch sein Lachen darüber seinen Beifall zu erkennen und kehrt nun, mit Lastern behaftet, verderbter in sein Schlafgemach zurück. Und dieß geschieht nicht nur bei jungen Leuten, die nicht allzu zeitig mit den Lastern bekannt gemacht werden sollten, sondern auch bei Alten, die nicht mehr sündigen können." (Lactant. Divin. instit. 6, 20.)

Das Verderben des Theaters.

Der heil. Augustin macht es uns in der Geschichte seines Freundes Alipius anschaulich, wie verderblich auf das Herz die Schauspiele einwirken. „Seit lange," so erzählt dieser heilige Vater, „hatte Alipius dem Schauspiele entsagt. Seine Freunde schlugen ihm eines Tages vor, mit ihnen hinzugehen. Er widerstand ihrer Einladung und ihrem dringenden Zureden. Sie setzten ihm mit aller Gewalt zu. Endlich ließ er sich bereden. »Ich will hingehen,« sagte er zu ihnen, »aber thun, als wäre ich nicht dort, ohne etwas zu sehen.« Wirklich schloß er auch während des Schauspiels beständig die Augen; allein die Ohren verhielt er sich nicht. Wollte Gott," sagt der heil. Augustin, „er hätte auch seine Ohren verstopft! Denn als er ein großes Gelächter vernahm, ließ er sich von der Neugierde überwinden und öffnete die Augen, um zu sehen, was das war, indem er dachte, er könne sie ja allezeit wieder schließen. Aber — er wurde das Opfer dieser unseligen Neugierde. Entzückt, hingerissen — klatschte er bald mit den übrigen Zuschauern Beifall und verließ das Theater, mehr als je mit unreiner Liebe erfüllt."

Ja! der heil. Augustin gesteht von sich selbst: „Mich rissen die Schauspiele hin, die mit Bildern meines Elends und mit Zündstoffen meines Feuers angefüllt waren." (S. August. confess. 3, 1.)

Was ist vom Theaterbesuche zu halten?

Eine geistreiche Dame wurde einst gefragt, was sie vom Theaterbesuche halte, und sie antwortete: „Das Schauspiel ist der Lehrer Einer Stunde und der Verführer vieler Jahre."

9) Tänze und Bälle.

Erläuterung. Als Kunst, die Füße und den Leib nach den Gesetzen der Musik zierlich und artig zu bewegen, ist der Tanz an und für sich keine Sünde, sondern eine gleichgültige Handlung. Ja! bei einzelnen Völkern finden wir den Tanz sogar als eine religiöse Ceremonie. So z. B. tanzten die Weiber Israels in Gesellschaft der Schwester Aarons bei dem Schalle der Pauken und sangen Gott, dem Herrn, Loblieder wegen der Befreiung der Hebräer und wegen der Niederlage der Aegyptier. (2. Mos. 15, 20.) Auch David tanzte voll Jubel und Freude vor seinem himmlischen Wohlthäter, als die Bundeslade unter den Tönen der Musik nach Jerusalem gebracht wurde. (2. Kön. 6, 5.) Solche Tänze sind allerdings recht und sogar Gott wohlgefällig. Allein, die Tänze, wie sie jetzt bei uns üblich sind, mit ihren unedlen Zwecken und Absichten, mit ihren Reizen, ihren Ausschweifungen und traurigen Folgen, können unmöglich die Billigung eines christlichen Mannes finden; sie sind das Grab der Unschuld, und von allen Denen, die diese Tänze lieben, läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß sie entweder schon unkeusch sind oder wenigstens auf dem Wege stehen, es zu werden. „Wo Tänze sind," sagt der heil. Ephrem, „da wird ein Fest des Teufels gefeiert." Und der heil. Karl von Borromä vergleicht die Tänze mit einem Kreise, in dessen Mitte sich der Satan und ringsherum seine Anhänger befinden. Wie soll nun ein solches Vergnügen ohne Sünde abgehen? Die unreinen Blicke und Reden, die wollüstige Musik, die üppige Kleiderpracht, der blendende Glanz irdischer Schönheiten, die hitzigen Getränke, die würzigen Speisen, die tausend Reize und Gelegenheiten zur Sünde — muß nicht dieß Alles die sinnlichen Triebe mächtig aufreizen und der Unkeuschheit Thür und Thor öffnen? Wer da nicht fallen will, muß ein Engel sein! Das Alterthum, wie die Neuzeit, hat von jeher das Verderben des Tanzes und der Bälle anerkannt.

Der Tanz, ein Gegenstand der Verachtung schon bei den Heiden.

Als der heidnische Römer Cicero den Consul Lucius Murena wegen der Anklage, getanzt zu haben, vertheidigen sollte, schrieb er: „Man kann so etwas, besonders an einem Consul, nur dadurch glaubbar machen, daß man die Laster anführt, denen er vorher unterworfen war, ehe er sich einer solchen Ausschweifung hingab; denn Niemand tanzt, sei es allein, sei es bei einem ordentlichen Feste, wenn er nicht wenigstens betrunken oder ein Narr ist. Der Tanz ist das letzte aller Laster und faßt alle in sich." (Orat. pro L. Mur.)

Demosthenes, der erste griechische Redner, suchte die Leute aus dem Gefolge Philipps, Königs von Macedonien, dadurch verhaßt zu machen, daß er sie

beschuldigte, öffentlich getanzt zu haben. Wenn man zu Rom ein sittenloses Weib schildern wollte, so sagte man nur, es tanze zierlicher, als es sich für eine anständige Frauensperson schickt. Ovidius, dieser so ausgelassene Dichter, der eine so lockere Moral lehrt, nennt die Tanzplätze — Plätze zu Schiffbrüchen für die Schamhaftigkeit, und die Tänze selbst Aussaaten der Laster. — Der römische Senat ließ zu Tiberius Zeiten alle Tänzer aus Rom jagen; und Domitian vertrieb sogar aus dem Senat einige Senatoren, welche sich zu frechen Tänzen hergegeben hatten.

Herodias und ihre Tochter beim Tanze.

Auch die heil. Schrift liefert uns ein merkwürdiges Beispiel von dem Verderben des Tanzes. Herodes sah die Tochter seines Kebsweibes, die Herodias, tanzen. Aufgeregt vom Weine und verblendet von der Schönheit des Mädchens, sowie von ihren anmuthigen Bewegungen, rief er diese zu sich und versprach ihr Alles zu geben, was sie von ihm verlangen würde, und wäre es auch die Hälfte seines Reiches. Und ach! welches kostbare Opfer forderte dieser Tanz! Um seinetwillen fiel einer der größten Heiligen, den die Kirche kennt und der Himmel besitzt, der heil. Johannes der Täufer! — „Was denket ihr euch bei diesem Schauspiele, christliche Weiber?!" spricht hier ein heil. Ambrosius. „Sehet, was ihr euren Töchtern einprägen, und was sie aus eurem Munde fürchten lernen sollen! Ihr sehet hier ein Mädchen, welches tanzt; aber welch ein Mädchen? es ist die Tochter einer ehebrecherischen Mutter; denn nur für Leute von diesem Schlage schickt sich das Tanzen. Jene aber, welche Scham und Religion besitzen, müssen ihren Töchtern Eingezogenheit und Furcht Gottes, nicht aber Liebe zum Tanzen einflößen." — Die Tochter der Herodias, von der wir eben geredet haben, soll nach ihrem Verdienste gestraft worden sein. Einige Kirchengeschichtslehrer sagten aus, daß, als dieses Mädchen eines Tages auf dem Eise mit ihren Gespielinen einherging, selbes unter ihren Füßen gebrochen sei. Sie sank bis an den Hals in's Wasser; und da sich indessen die Eisschollen wieder vereinigten, so schnitten sie ihr das Haupt ab. Als ihr Leib in dem Wasser hing, bewegten sich ihre Füße wie im Tanze. Eine angemessene Züchtigung für ihr Verbrechen, daß sie ihren geilen Tanz vor dem Herodes aufgeführt und die Enthauptung des heiligen Täufers bewirkt hatte! (Huber's christl. Unterweisungen.) Tänze sind und bleiben höchst verderbliche Unterhaltungen.

Bischof von Autun und Graf von Bussy-Rabutin.

Als gegen das Jahr 1620 der Bischof von Autun seine Untergebenen durch Belehrung vom Tanze abhalten wollte, zog er einen Mann zu Rathe, der mit den Vergnügungen nicht unbekannt war, nämlich den durch seinen Geist wie durch seine Schriften berühmten Grafen von Bussy-Rabutin, und erhielt von ihm diese Antwort: „Ich habe die Bälle allezeit für gefährlich gehalten; nicht nur meine Vernunft, sondern auch meine Erfahrung führte mich zu diesem Urtheile; und obgleich das Zeugniß der Kirchenväter viel gilt, so glaube ich doch, daß über diesen Gegenstand das eines Hofmannes mehr Gewicht haben muß. Ich weiß wohl, daß es für einige Personen an diesen Orten weniger Gefahr gibt, als für andere; indessen erhitzen sich dort die kältesten Temperamente. Gewöhnlich bestehen diese Arten von Assembleen aus jungen Leuten, die in der Einsamkeit Mühe genug haben, der Versuchung zu widerstehen, um so mehr also an solchen Orten. Es ist deßhalb meine Meinung, daß man als guter Christ auf keinen Ball gehen soll." (Bussy-Rabutin, Belehrung für seine Kinder.)

Der Tanzboden des bösen Feindes Sammelplatz.

Was für eine gefährliche Sache das Tanzen sei, zeigt folgende Geschichte, welche Tertullian uns erzählt, und von der er sagt, daß sie zu seiner Zeit sich zugetragen habe. Ein Weib, berichtet er, das sehr vorwitzig und in seinem Betragen lustig und leichtsinnig war, fand sich, um den Drang dieser ihrer Fehler

zu befriedigen, öfter sowohl bei Tänzen als bei öffentlichen Schauspielen ein, wohin die Christen zu selbiger Zeit sich nie zu begeben pflegten. Auf einmal wurde sie aber vom Teufel besessen. Die Priester, welche man zu Hilfe gerufen hatte, stellten den bösen Geist durch ihre Beschwörungen zur Rede, warum er sich erkühnt hätte, eine Christin anzufallen; worauf dann dieser antwortete: „Ich hatte ja das Recht dazu; denn ich habe sie auf meinem Grund und Boden und innerhalb der Gränzen meines Eigenthums gefunden.“ — Lerne aus dieser Geschichte, daß der Teufel in dieser Art von Versammlungen mit größerer Gewalt herrscht! Hier läßt er seine gefährlichsten Kunstgriffe spielen, um die Ehrbarkeit zu schwächen, und über die Keuschheit zu siegen. „Halte dich ferne von den Orten, wo sich die Sünder versammeln,“ sagt der heilige Geist, „und nimm nicht Theil an ihrer Thorheit, auf daß du nicht zugleich mit ihnen zu Grunde gehest! Denn sie, und die ihnen folgen und ihre Thaten billigen, sind des Todes schuldig.“

Der heilige Franz von Sales über Tänze und Bälle.

Der ebenso gelehrte, als fromme Bischof von Genf, der heil. Franz von Sales, läßt sich über die verderblichen Tänze und Bälle folgendermaßen vernehmen: „Da diese Lustbarkeiten insgemein bei nächtlicher Weile gehalten werden, so kann sich bei den Finsternissen, welche durch die Beleuchtung niemals genug aufgehellt werden, viel Gefährliches einschleichen. Das nächtliche Schwärmen wird lange fortgesetzt, wodurch ein Theil des Morgens von dem künftigen Tage und die Zeit, welche man dem Dienste Gottes widmen sollte, verloren geht. Beineben ist es immer eine Thorheit, Tag aus der Nacht, und aus dem Tage Nacht zu machen, und seine Pflichten gegen Gott wegen leichtsinniger Lustbarkeiten zu unterlassen. Man kramt bei dem Balle die Eitelkeit, Andern zum Trotze, aus, — die Eitelkeit, welche eine so große Anlage zum Bösen ist. Endlich sind schlimme Neigungen, gefährliche und sträfliche Liebeshändel die gewöhnlichen Folgen dieser Gesellschaften.“ — „Ich sage nun von den Bällen,“ fährt der heilige Bischof fort, „was die Aerzte von den Erdschwämmen sagen: die beßten taugen nichts. So auch sind die unschuldigsten Tänze nichts nütze. Die Erdschwämme saugen das Gift von den Schlangen ein, die sich ihnen nähern; und diese nächtlichen Zusammenkünfte ziehen eine Menge Sünden an sich. In solchen Orten herrschen Eifersucht, empfindliche Scherze, unanständige Possen, Streitigkeiten und thörichte Liebe. Zudem erhitzt die Zurüstung solcher Gesellschaften, das Lärmen, die Lustigkeiten, der Schein der Freiheit, welcher dabei herrscht, die Einbildung, und öffnet das Herz der Wollust. Es braucht weiter nichts, als ein freieres Wort, eine Liebkosung, einen Blick, um die Seele zu verunreinigen, welche bei diesen Gelegenheiten, wo sich Schlangen und Basilisken finden, alle Anlage hat, das Gift einzuhauchen.“ So lautet die Lehre vom heil. Franz von Sales. Kann man sagen, daß diese Gesinnungen den Tänzen und Bällen das Wort reden? — „Diese lächerlichen Unterhaltungen,“ fährt der große Heilige fort, „zerstreuen den Geist der Andacht, schwächen die guten Begierden des Willens, erkalten die Liebe Gottes, und machen in der Seele tausend böse Neigungen rege. Deßwegen,“ setzt der heilige Bischof bei, „muß man sich die Lustbarkeiten niemals erlauben; selbst nicht im Nothfalle, es sei denn mit größter Behutsamkeit.“ Allein solche Fälle, wo man nicht ausweichen könnte, sind nur äußerst selten; und sollte es wirklich nicht anders thunlich sein, so soll es ja nicht ohne heilige Vorsicht und ohne Vorbereitung geschehen. Auch hierüber spricht sich der mehrbenannte heilige Bischof aus. „Wenn man kurzum Erdschwämme essen muß,“ spricht er, „so soll man sie zuvor wohl zubereiten, und wenig davon genießen; sonst wird ihr schlimmer Saft in uns zum Gifte. So auch, wenn ihr euch aus einem bittern Nothzwange beim Tanze einfinden müsset, muß die Lustbarkeit nicht lange dauern, und in allen Umständen durch das Andenken an die Gegenwart Gottes, durch eine gute Meinung, ihm zu gefallen, und durch die Eingezogenheit gewürzt werden. Man muß nach diesen Gesellschaften, denen man

gezwungener Weise beigewohnt hat, heilsame Ueberlegungen anstellen, um die gefährlichen Eindrücke auszulöschen, welche das eitle Vergnügen etwa auf unser Herz möchte gemacht haben. Sehet hier einige Anmuthungen," sagt der Heilige, „die ihr machen könnet! — 1) Denket beim Tanzen, daß Mehrere in der Hölle wegen der Sünden brennen, welche sie beim Tanzen begangen haben! 2) Daß mehrere andächtige Personen vor Gott auf dem Angesichte lagen, und ihre Sünden beweinten, indeß ihr auf dem Balle waret! 3) Daß Tausende die grausamsten Krankheiten ausgestanden haben und unter den heftigsten Schmerzen während der Zeit gestorben sind, da ihr an nichts, als euch zu vergnügen, dachtet, und daß ihr eines Tages wie sie unter ähnlichen Qualen schmachten werdet! 4) Daß ihr während dieser lächerlichen Unterhaltungen euerm Gott, der heiligsten Jungfrau und den lieben Heiligen mißfallen habet! Endlich 5) daß unter dem Tanzen eure Lebenszeit rastlos fortgeeilt und der Tod näher gekommen ist, der euch bald vor den Richterstuhl des Ewigen fordern wird!" (Des heil. Franz von Sales „Anleitung zu einem frommen Leben".) — Uebrigens kostet es nur einen ernstlichen Willen, um den Versuchungen und Einladungen zum Tanze zu widerstehen. Nachfolgende Erzählung beweist es uns.

Die zurückgewiesene Einladung.

Fräulein Viktorine von Galard-Terraube hatte ihr sechszehntes Jahr vollendet. Lebhaft, liebenswürdig, geist- und kenntnißvoll und mit diesen Eigenschaften ein ausgezeichnet gefälliges Aeußere verbindend, mußte sie natürlich anfangen, die Blicke auf sich zu ziehen. Ihre Mutter empfing eine Einladung, wodurch Viktorine zum Erstenmal ausdrücklich zu einem abendlichen Tanze gebeten wurde. Frau von Galard wußte, was sie zu thun hatte; aber ihrem ursprünglichen Plane getreu, sollte ihre Tochter das ganze Verdienst davon haben. Sie zeigt ihr die Einladung und fragt sie, was zu antworten sei. Ueber diese Frage schien Viktorine sich zu wundern. „Hier ist kein Bedenken nöthig," sprach sie lächelnd; „man muß es abschlagen." — Es blieb noch ein Bedenken, nämlich in welcher Weise das Abschlagen geschehen soll. Frau von Galard befragte ihre Tochter auch um diesen Punkt. „Da du mir erlaubst, meine liebe Mutter!" sprach jetzt Viktorine, „dir meine Meinung zu sagen, so würde ich an deiner Stelle keinen Vorwand suchen; denn wenn du dich heute eines Vorwandes bedienest, so muß bei der nächsten Gelegenheit ein anderer gesucht werden, und das hieße immer wieder von vorne anfangen. Es ist das Erstemal, daß man mich einladet; lassen wir diese Gelegenheit nicht vorbeigehen, und gib zur Antwort: es sei mein Vorsatz, nie auf den Ball zu gehen; und Alles ist dann abgemacht." — Sie hatte Recht; eine so feste Antwort Seitens eines Fräuleins von sechszehn Jahren setzte in Erstaunen; man konnte nicht umhin, sie zu bewundern; und von da an empfing sie keine solche Einladung mehr. (Guillois.)

Texte ad 7—9.: Von dem, was zur Unkeuschheit führt.

a) Aus der heil. Schrift. Schlechte Gesellschaften und nächtliche Zusammenkünfte. „Halte dich nicht unter den Weibern auf! Denn aus den Kleidern wachsen die Motten und die Bosheit des Mannes aus den Weibern." (Ekkli. 42, 12.) „Locken dich, mein Kind! böse Buben, so folge ihnen nicht! — Geh nicht den Weg mit ihnen, sondern hüte deinen Fuß vor ihrem Pfade! Denn ihre Füße laufen dem Bösen zu und eilen, Blut zu vergießen." (Sprüchw. 1, 10—16. Vgl. ebend. 13, 20—21. Ps. 25. Sir. 13, 1—3.) Schauspiele und Tänze. „Komm mit keiner Tänzerin zusammen und hüte dich, auf ihre Worte zu hören, daß du nicht, durch die Macht ihrer Reize besiegt, umkommst!" (Ekkli. 9, 4.) „Weil die Töchter Sions stolz sind und mit emporgerecktem Halse einhergehen und mit blinzelnden Augen und mit Ziererei in die Hände klatschen und tanzenden Schrittes wandeln, so wird der Herr sie mit Schande und Schmach bedecken." (Isai. 3, 17. Vgl. Röm. 1, 32.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Böse Gesellschaften und nächtliche Zusammenkünfte. „Seid ihr mehr Herr über euch selbst, als David? Gewiß nicht; ihr seid weder stärker, als David, noch klüger, als Salomon. Haben nun der gar zu viele Umgang mit Personen des andern Geschlechtes und die vergifteten Liebkosungen derselben diese zwei großen Männer zu Grunde gerichtet, wie wird es Jenen ergehen, die geflissentlich Unter-

zu befriedigen, öfter sowohl bei Tänzen als bei öffentlichen Schauspielen ein, wohin die Christen zu selbiger Zeit sich nie zu begeben pflegten. Auf einmal wurde sie aber vom Teufel besessen. Die Priester, welche man zu Hilfe gerufen hatte, stellten den bösen Geist durch ihre Beschwörungen zur Rede, warum er sich erkühnt hätte, eine Christin anzufallen; worauf dann dieser antwortete: „Ich hatte ja das Recht dazu; denn ich habe sie auf meinem Grund und Boden und innerhalb der Gränzen meines Eigenthums gefunden.“ — Lerne aus dieser Geschichte, daß der Teufel in dieser Art von Versammlungen mit größerer Gewalt herrscht! Hier läßt er seine gefährlichsten Kunstgriffe spielen, um die Ehrbarkeit zu schwächen, und über die Keuschheit zu siegen. „Halte dich ferne von den Orten, wo sich die Sünder versammeln,“ sagt der heilige Geist, „und nimm nicht Theil an ihrer Thorheit, auf daß du nicht zugleich mit ihnen zu Grunde gehest! Denn sie, und die ihnen folgen und ihre Thaten billigen, sind des Todes schuldig.“

Der heilige Franz von Sales über Tänze und Bälle.

Der ebenso gelehrte, als fromme Bischof von Genf, der heil. Franz von Sales, läßt sich über die verderblichen Tänze und Bälle folgendermaßen vernehmen: „Da diese Lustbarkeiten insgemein bei nächtlicher Weile gehalten werden, so kann sich bei den Finsternissen, welche durch die Beleuchtung niemals genug aufgehellt werden, viel Gefährliches einschleichen. Das nächtliche Schwärmen wird lange fortgesetzt, wodurch ein Theil des Morgens von dem künftigen Tage und die Zeit, welche man dem Dienste Gottes widmen sollte, verloren geht. Beineben ist es immer eine Thorheit, Tag aus der Nacht, und aus dem Tage Nacht zu machen, und seine Pflichten gegen Gott wegen leichtsinniger Lustbarkeiten zu unterlassen. Man kramt bei dem Balle die Eitelkeit, Andern zum Trotze, aus, — die Eitelkeit, welche eine so große Anlage zum Bösen ist. Endlich sind schlimme Neigungen, gefährliche und sträfliche Liebeshändel die gewöhnlichen Folgen dieser Gesellschaften.“ — „Ich sage nun von den Bällen,“ fährt der heilige Bischof fort, „was die Aerzte von den Erdschwämmen sagen: die beßten taugen nichts. So auch sind die unschuldigsten Tänze nichts nütze. Die Erdschwämme saugen das Gift von den Schlangen ein, die sich ihnen nähern; und diese nächtlichen Zusammenkünfte ziehen eine Menge Sünden an sich. In solchen Orten herrschen Eifersucht, empfindliche Scherze, unanständige Possen, Streitigkeiten und thörichte Liebe. Zudem erhitzt die Zurüstung solcher Gesellschaften, das Lärmen, die Lustigkeiten, der Schein der Freiheit, welcher dabei herrscht, die Einbildung, und öffnet das Herz der Wollust. Es braucht weiter nichts, als ein freieres Wort, eine Liebkosung, einen Blick, um die Seele zu verunreinigen, welche bei diesen Gelegenheiten, wo sich Schlangen und Basilisken finden, alle Anlage hat, das Gift einzuhauchen.“ So lautet die Lehre vom heil. Franz von Sales. Kann man sagen, daß diese Gesinnungen den Tänzen und Bällen das Wort reden? — „Diese lächerlichen Unterhaltungen,“ fährt der große Heilige fort, „zerstreuen den Geist der Andacht, schwächen die guten Begierden des Willens, erkalten die Liebe Gottes, und machen in der Seele tausend böse Neigungen rege. Deßwegen,“ setzt der heilige Bischof bei, „muß man sich die Lustbarkeiten niemals erlauben; selbst nicht im Nothfalle, es sei denn mit größter Behutsamkeit.“ Allein solche Fälle, wo man nicht ausweichen könnte, sind nur äußerst selten; und sollte es wirklich nicht anders thunlich sein, so soll es ja nicht ohne heilige Vorsicht und ohne Vorbereitung geschehen. Auch hierüber spricht sich der mehrbenannte heilige Bischof aus. „Wenn man kurzum Erdschwämme essen muß,“ spricht er, „so soll man sie zuvor wohl zubereiten, und wenig davon genießen; sonst wird ihr schlimmer Saft in uns zum Gifte. So auch, wenn ihr euch aus einem bittern Nothzwange beim Tanze einfinden müsset, muß die Lustbarkeit nicht lange dauern, und in allen Umständen durch das Andenken an die Gegenwart Gottes, durch eine gute Meinung, ihm zu gefallen, und durch die Eingezogenheit gewürzt werden. Man muß nach diesen Gesellschaften, denen man

gezwungener Weise beigewohnt hat, heilsame Ueberlegungen anstellen, um die gefährlichen Eindrücke auszulöschen, welche das eitle Vergnügen etwa auf unser Herz möchte gemacht haben. Sehet hier einige Anmuthungen," sagt der Heilige, „die ihr machen könnet! — 1) Denket beim Tanzen, daß Mehrere in der Hölle wegen der Sünden brennen, welche sie beim Tanzen begangen haben! 2) Daß mehrere andächtige Personen vor Gott auf dem Angesichte lagen, und ihre Sünden beweinten, indeß ihr auf dem Balle waret! 3) Daß Tausende die grausamsten Krankheiten ausgestanden haben und unter den heftigsten Schmerzen während der Zeit gestorben sind, da ihr an nichts, als euch zu vergnügen, dachtet, und daß ihr eines Tages wie sie unter ähnlichen Qualen schmachten werdet! 4) Daß ihr während dieser lächerlichen Unterhaltungen euerm Gott, der heiligsten Jungfrau und den lieben Heiligen mißfallen habet! Endlich 5) daß unter dem Tanzen eure Lebenszeit rastlos fortgeeilt und der Tod näher gekommen ist, der euch bald vor den Richterstuhl des Ewigen fordern wird!" (Des heil. Franz von Sales „Anleitung zu einem frommen Leben".) — Uebrigens kostet es nur einen ernstlichen Willen, um den Versuchungen und Einladungen zum Tanze zu widerstehen. Nachfolgende Erzählung beweist es uns.

Die zurückgewiesene Einladung.

Fräulein Viktorine von Galard-Terraube hatte ihr sechszehntes Jahr vollendet. Lebhaft, liebenswürdig, geist- und kenntnißvoll und mit diesen Eigenschaften ein ausgezeichnet gefälliges Aeußere verbindend, mußte sie natürlich anfangen, die Blicke auf sich zu ziehen. Ihre Mutter empfing eine Einladung, wodurch Viktorine zum Erstenmal ausdrücklich zu einem abendlichen Tanze gebeten wurde. Frau von Galard wußte, was sie zu thun hatte; aber ihrem ursprünglichen Plane getreu, sollte ihre Tochter das ganze Verdienst davon haben. Sie zeigt ihr die Einladung und fragt sie, was zu antworten sei. Ueber diese Frage schien Viktorine sich zu wundern. „Hier ist kein Bedenken nöthig," sprach sie lächelnd; „man muß es abschlagen." — Es blieb noch ein Bedenken, nämlich in welcher Weise das Abschlagen geschehen soll. Frau von Galard befragte ihre Tochter auch um diesen Punkt. „Da du mir erlaubst, meine liebe Mutter!" sprach jetzt Viktorine, „dir meine Meinung zu sagen, so würde ich an deiner Stelle keinen Vorwand suchen; denn wenn du dich heute eines Vorwandes bedienest, so muß bei der nächsten Gelegenheit ein anderer gesucht werden, und das hieße immer wieder von vorne anfangen. Es ist das Erstemal, daß man mich einladet; lassen wir diese Gelegenheit nicht vorbeigehen, und gib zur Antwort: es sei mein Vorsatz, nie auf den Ball zu gehen; und Alles ist dann abgemacht." — Sie hatte Recht; eine so feste Antwort Seitens eines Fräuleins von sechszehn Jahren setzte in Erstaunen; man konnte nicht umhin, sie zu bewundern; und von da an empfing sie keine solche Einladung mehr. (Guillois.)

Texte ad 7—9.: Von dem, was zur Unkeuschheit führt.

a) Aus der heil. Schrift. Schlechte Gesellschaften und nächtliche Zusammenkünfte. „Halte dich nicht unter den Weibern auf! Denn aus den Kleidern wachsen die Motten und die Bosheit des Mannes aus den Weibern." (Ekkli. 42, 12.) „Locken dich, mein Kind! böse Buben, so folge ihnen nicht! — Geh nicht den Weg mit ihnen, sondern hüte deinen Fuß vor ihrem Pfade! Denn ihre Füße laufen dem Bösen zu und eilen, Blut zu vergießen." (Sprüchw. 1, 10—16. Vgl. ebend. 13, 20—21. Ps. 25. Sir. 13, 1—3.) Schauspiele und Tänze. „Komm mit keiner Tänzerin zusammen und hüte dich, auf ihre Worte zu hören, daß du nicht, durch die Macht ihrer Reize besiegt, umkommst!" (Ekkli. 9, 4.) „Weil die Töchter Sions stolz sind und mit emporgerecktem Halse einhergehen und mit blinzelnden Augen und mit Ziererei in die Hände klatschen und tanzenden Schrittes wandeln, so wird der Herr sie mit Schande und Schmach bedecken." (Isai. 3, 17. Vgl. Röm. 1, 32.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Böse Gesellschaften und nächtliche Zusammenkünfte. „Seid ihr mehr Herr über euch selbst, als David? Gewiß nicht; ihr seid weder stärker, als David, noch klüger, als Salomon. Haben nun der gar zu viele Umgang mit Personen des andern Geschlechtes und die vergifteten Liebkosungen derselben diese zwei großen Männer zu Grunde gerichtet, wie wird es Jenen ergehen, die geflissentlich Unter-

haltungen mit Weibspersonen suchen, mit ihnen im nämlichen Hause wohnen, bei allen Ergötzlichkeiten erscheinen, wo diese sich einfinden? Von solchen Leuten kann man wirklich behaupten, was der Apostel von einer Wittwe sagt, welche wollüstig lebt: Sie scheinen zu leben; sie sind aber todt." (S. Augustin.) Schauspiele. „Wer sich keusch zum Schauspiele hinbegeben hat, kehrt unkeusch von dort zurück." (S. Cyprian.) „Was im Theater geschieht, ist so beschaffen, daß Niemand davon reden, ja nicht einmal daran denken kann, ohne sich zu beschmutzen. Andere Laster nehmen in uns fast nur einzelne Theile in Anspruch, schmutzige Gedanken den Geist, schamlose Anblicke die Augen, gottlose Worte die Ohren, so daß, wenn auch ein Theil derselben gefehlt hat, doch die übrigen ohne Sünde sein können; in den Theatern hingegen bleibt kein Theil ohne Schuld, weil Geist, Gehör und Gesicht durch Verlangen, Hören und Sehen befleckt werden. Alles ist hier so sündhaft, daß Niemand es erklären kann, ohne die Scham zu verlieren." (Salvian. Lib. 6. de gubernat. Dei.) Tänze und Bälle. „Wer kann je aus der Schrift darthun, daß ein Christ tanzen darf? Welcher Prophet lehrt es? Welcher Evangelist bestätigt es? In welcher apostolischen Schrift findet man auch nur eine Zeile, welche den Tänzen günstig wäre? Kann Christen eine solche Ergötzlichkeit gestattet werden, so muß man sagen, daß im Gesetze, in den Propheten, in den Schriften der Apostel und Evangelisten Alles voll Irrthümer ist. Sind aber alle diese Worte dieser heiligen Bücher wahr und von Gott eingegeben, wie sie es doch in Wahrheit sind, so ist es den Christen unbestreitbar untersagt, dergleichen Zerstreuungen aufzusuchen." (S. Ephrem.) „Der Tanzboden ist ein Tempel der Venus und eine Glocke der Unsauberkeit." (Tertullian.) „Die Tänze sind der Sarg der Unschuld und das Grab der Schamhaftigkeit." (S. Ambros.) „Der weltliche Tanz ist nichts Anderes, als ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Teufel und die Peripherie seine Sklaven sind; daher ist selten oder vielmehr nie ein Tanz ohne Sünde." (S. Carol. Borromaeus.) „Die Zucht ist unsicher und Verführung ist sehr zu besorgen, wo endlich der Tanz das Vergnügen beschließen soll. Nach meinem Wunsche sollen alle Jungfrauen Gottes ferne davon bleiben." (S. Ambros. De virg. lib. 3.) „Man kann nicht hienieden tanzen und springen und auch einst dort die ewige Freude genießen. Der Herr hat gesagt: „Wehe euch, die ihr jetzt lachet! Denn ihr werdet trauern und weinen." Es ist nicht möglich, sich bald wie einen Christen betragen, bald wieder ein Heide werden. Denn Niemand kann zwei Herren dienen." (S. Ephrem.)

VII. Gebot Gottes:

„Du sollst nicht stehlen!"

A. Was im siebenten Gebote befohlen wird.

XXXIX. Christliche Lehre.

Von der Pflicht, Jedem das Seinige zu lassen und zu geben.

Fr. Welche Pflicht wird uns Allen durch das siebente Gebot auferlegt?

Antw. Die Pflicht, Jedem das Seinige zu lassen und zu geben.

Erläuterung. Wenn Gott durch das fünfte Gebot unser Leben und unsere Gesundheit, durch das sechste unsere Menschenwürde schützen wollte, so will er nun auch durch das siebente Gebot unser Eigenthum sichern und erhalten. Ohne Sicherheit des Eigenthums könnte die Welt nicht bestehen; ohne sie ist kein bürgerliches Zusammenleben, kein staatliches Verhältniß möglich. Denn wer würde je noch arbeiten, wer einen Acker pflügen und besäen, wer einen Baum pflanzen, wenn ihm ein Anderer die Früchte nehmen dürfte? Sonach liegt in diesem Gebote ein neuer Beweis der göttlichen Liebe und Fürsorge; und es muß in uns Allen ein heiliges Rechtsgefühl wohnen, kraft dessen wir Jedem das Seinige lassen und geben.

I. Von der Pflicht, Jedem das Seinige zu lassen.

Fr. Was heißt das: „Lasse Jedem das Seinige"?

Antw. Es will so viel sagen, als: „Halte das Eigenthum deines Nächsten heilig; beschädige ihn nicht an seinem Vermögen; sei redlich und ehrlich im Handel und Wandel und trage nach Kräften zum allgemeinen Beßten bei!"

Erläuterung. Als erster Grundsatz muß hier der Ausspruch der heil. Schrift gelten: „Was du willst, daß man dir thue, das thue auch Andern!“ Wer sich nach dieser Vorschrift richtet, wird nie gegen das siebente Gebot sich verfehlen; er wird es fühlen, wie wehe es thut, wenn man sein Eigenthum irgendwie beeinträchtigt, und wird darum Jedem lassen und gönnen, was sein ist.

Lasse Jedem das Seinige!

Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker einherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte Euch, lasset mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hineingeht!“ Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte will ich Euch wohl gewähren.“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte: Seid so gut, und hebet mir den Sack auf die Schulter!“

Der Reiche, der das Arbeiten nicht gewohnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!“ Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da Euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solcher Säcke nicht fassen können — Euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrack über diese Rede und gab ihr den Acker zurück. „Ich sehe es nun wohl ein,“ sagte er:

„Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde!“

Osman III.

Der türkische Kaiser Osman III. zeichnete sich während seiner, leider! nur allzukurzen Regierung durch eine außerordentliche Gerechtigkeitsliebe aus. Als im Jahre 1755 der Palast, in welchem der Großvezier zu Constantinopel jederzeit zu wohnen pflegt, und worin alle Archive verwahrt und alle öffentlichen Geschäfte verhandelt werden, ganz niedergebrannt war, und man ihn wieder aufbauen wollte, so dachte man darauf, wie man ihn zwar wieder auf die vorige Stelle setzen, ihn aber durch seine Lage zugleich vor einem ähnlichen Zufalle sichern möchte. Darauf entschloß man sich, einen hinlänglich weiten Raum rund um den Palast her leer zu lassen und deßwegen verschiedene Häuser, die daran stießen, zu kaufen und niederzureißen. Die meisten Eigenthümer ließen sich den Verkauf gefallen. Eine einzige alte Frau erklärte sich aber: „Sie könne und wolle ihr Haus nicht verkaufen. Es sei das Eigenthum ihrer Familie seit mehreren Geschlechtsfolgen gewesen, und kein Geld könne ihr den Werth ersetzen, den das Häuschen für sie habe.“ Keine Anerbietungen, keine Drohungen konnten bei ihr etwas ausrichten. Die Großen des Reiches schimpften auf sie; aber doch schien es Ungerechtigkeit zu sein, es ihr mit Gewalt zu nehmen. Das Haus blieb also auf Befehl des Kaisers Osman stehen; und als man ihn fragte, warum er nicht sein Ansehen gebrauche und dem Weibe das Haus mit Gewalt nehme und bezahle, so war seine Antwort: „Das ist nicht möglich, das kann nicht geschehen; denn es ist ihr Eigenthum.“ (Dewora, S. 87.) (Siehe oben die Erzählung: Noushirvan, S. 268.)

Der Rittmeister und der Alte.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister von Stoinville ausgeschickt, um Fourage für die Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Soldaten nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er ward indeß einer armseligen Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein Mann mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater,“ redete ihn der Offizier an, „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen

können.“ „Sogleich,“ erwiderte der Alte, und ging als Wegweiser voran. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. „Hier ist das, was wir suchen,“ rief der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld,“ sagte der Greis. Sie marschirten weiter und kamen später bei einem andern Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mähten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, Ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser als dieses!“ — „Das kann wohl sein,“ versetzte der Alte, „aber es gehörte nicht mir.“

Zarte Gewissenhaftigkeit.

Dagobert I., König von Frankreich, hatte dem heiligen Eligius ein schönes Haus in Paris geschenkt. Dieser wollte daraus ein Kloster machen; aber es fehlte ihm dazu noch ein anstoßender kleiner Platz, welcher dem Könige gehörte. Eligius ließ denselben vermessen, um seinen Flächeninhalt genau zu erfahren, und bat darum den König; eine Bitte, die ihm gerne gewährt ward. Als sich aber nach der Hand ergab, daß in der Vermessung ein Irrthum geschehen sei, und ein Schuh sich mehr fand, als der Heilige dem Könige angegeben hatte, ließ er augenblicklich das begonnene Werk einstellen, und eilte in den Palast des Königs, ihn um Verzeihung zu bitten. Der König war höchst überrascht von einer so zarten Gewissenhaftigkeit und sprach zu den anwesenden Hofleuten: „Sehet die Redlichkeit Derer, die Jesu Christo anhängen! Meine Statthalter und Beamten machen sich wenig Gewissen daraus, mir Ländereien und ganze Herrschaften wegzunehmen; dieser Diener Gottes getraute sich nicht, eine Handbreite Landes mehr zu behalten, als ich ihm geschenkt hatte.“ Dagobert ermangelte auch nicht, diese Rechtlichkeit weiter zu belohnen; er verdoppelte die ganze, vorher gemachte Schenkung und ernannte den heil. Eligius später zu seinem Schatzmeister, überzeugt, daß ein so getreuer Mann ein viel kostbarerer Schatz sei, als alle Schätze, welche man ihm anvertraut. (Dr. Herbst.)

Sei ehrlich und redlich!

Bald nach Errichtung des Schweizerbundes geriethen im Kanton Schwyz zwei Bauern in Streit wegen des Besitzes einer Wiese. Eines Tages kam Velten zu seinem Gegner Kaspar, der eben mit Heumachen beschäftigt war. „Nachbar!“ sagte Velten, „ich habe wegen unsers Handels die Richter zu Schwyz zusammenrufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer Recht hat. Komm' also morgen mit mir vor's Gericht!“ — „Freund!“ entgegnete Kaspar, „du siehst, daß ich hier die Wiese gehauen habe; und morgen muß ich nothwendig das Heu in Haufen bringen. Ich kann also unmöglich kommen.“ — „Und ich,“ sprach Velten, „kann die Richter nicht wieder gehen heißen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch ist jetzt die Zeit der Heuärnte, und wir müssen einmal erfahren, wer die strittige Wiese mähen darf.“ Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir's machen wollen? Gehe morgen nach Schwyz und sage den Richtern meine und deine Gründe! So brauche ich ja nicht dabei zu sein!“

Dieser Vorschlag leuchtete dem ehrlichen Velten ein. Er ging am folgenden Tage nach Schwyz und trug seine und des Gegners Gründe vor, so gut er konnte. Am Abende kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Die Wiese ist dein; die Richter haben sie dir zugesprochen. Ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir nun endlich im Reinen sind.“ (Ehrenhalle der Menschh. S. 229.)

Der ehrliche Bettler.

Der bekannte französische Dichter Molière war hinsichtlich seines persönlichen Charakters sanft, gefällig, wohlthätig und großmüthig; schätzte aber auch Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, wo er sie fand. Einst hatte er einem Armen ein

Almosen gegeben. Der Arme kam augenblicklich wieder zurück und sprach zu ihm: „Mein Herr! Sie haben mir doch nicht einen Louisd'or geben wollen? Da haben Sie ihn wieder zurück!“ — „Warte, mein Freund!“ erwiderte Molière, „da hast du einen andern.“ — Er eilte gerührt hinweg und rief aus: „Wo findet sich doch bisweilen die Tugend verborgen!“ — Armuth und Mangel sind große Versuchungen zu Ungerechtigkeiten und Veruntreuungen; um so achtungswürdiger ist darum der Dürftige, welcher bei allen Lockungen zum Gegentheile dennoch ehrlich bleibt. (Dewora.)

Gott ist gut borgen.

Besonders fordert das siebente Gebot Gottes von uns, ehrlich und redlich zu sein in Maß und Gewicht, und im Handel und Wandel Niemanden zu drücken. — Bei der großen Theuerung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde allen Bäckern eine Brodtaxe gemacht, bei der sie unmöglich bestehen konnten. Weil nun auch Christoph Handel in Dettingen seine Frucht zu theuer einkaufen mußte, und doch weder schlechtes Gewicht geben, noch das Backen ganz aufgeben wollte, so hatte er fortan Verlurst bei seinem Handwerk. Nachdem ihm diese Sache viel Gedanken gemacht hatte, kam er endlich darauf: er wolle von jetzt an dem Herrn Jesu backen und fortmachen, koste es auch, was es wolle. Zu diesem Ende nahm er hundert Gulden auf und kaufte auf's Neue Frucht. Als aber die Theurung zu Ende war und er seine Rechnung machte, fand sich's, daß er auch diese hundert Gulden völlig eingebüßt habe. Er beruhigte sich jedoch mit dem Gedanken: „Ich habe ja dem Heilande gebacken!“ Im darauffolgenden Sommer trugen die Bäume in seinem Garten ungewöhnlich viel Obst; und als er zusammenrechnete, was er hatte verkaufen können, so waren es gerade hundert Gulden.

11. Von der Pflicht, Jedem das Seinige zu geben.

(Wiedererstattung oder Restitutionspflicht.)

Fr. Was müssen wir nach der Forderung des siebenten Gebotes unserm Nächsten geben?

Antw. Wir müssen ihm geben, 1) was wir ihm schuldig sind, und 2) was sein ist.

Erläuterung. Wir müssen dem Menschen geben, 1) was wir ihm schuldig sind; d. h. der Arbeiter und Handelsmann muß uns die gehörige Arbeit oder Waare liefern und wir müssen ihm dafür die schuldige Zahlung leisten; und der Schuldner muß seinen Gläubiger gewissenhaft befriedigen.

Suum cuique.

Bayard, seiner Tapferkeit und seines Edelmuthes wegen zugenannt „der Ritter ohne Furcht und Tadel“, zeichnete sich ebenso sehr durch strenge Rechtlichkeit aus. Sein Lebensbeschreiber erzählt in dieser Hinsicht von ihm, daß bei den vielen Heereszügen, welche er begleitete, er nie, auch nicht in Feindeslanden ein Quartier verließ, ohne Alles auf's Genaueste zu bezahlen, was ihm und seinem Gefolge an Lebensmitteln war verabreicht worden. Oft geschah es ihm, daß die Leute nichts annehmen wollten und, um ihn zu beschwichtigen, allerlei Ausflüchte machten, vorgebend, daß ihnen das Geld ja nichts helfe; denn es sei Kriegszeit, es kämen bald andere feindliche Schaaren, welche plündern und Alles niederbrennen würden. Der edle Ritter aber antwortete, er thue nur seine Schuldigkeit, indem er bezahle; Gott habe ihn nicht in die Welt gesetzt, daß er von Plünderung lebe; und wenn es Andere anders machten, so sei er weit entfernt, sie nachzuahmen. (Dr. Herbst.)

Erläuterung. Wir müssen unserm Nächsten aber auch 2) das geben, was sein ist, d. h. ihm das zurückerstatten, restituiren, was wir von seinem Eigenthume wider seinen Willen und widerrechtlich haben; wir müssen sonach zurückgeben: a) ein uns nur anvertrautes Gut (Depositum), b) ein gefundenes Gut, c) ein ungerecht erworbenes Gut.

a) Wir müssen zurückgeben ein uns nur anvertrautes Gut (Depositum).

Armuth und Redlichkeit.

Unter den unzähligen Opfern der französischen Freiheit und Gleichheit mußte auch Frau Herbaudiere unschuldig zum Blutgerüste wandern.

Als sie zur Hinrichtung geführt wurde, sagte sie zu einem armen Weibe, welches man mit ihr eingefangen hatte: „Man läßt Euch, weil ihr arm seid, vielleicht das Leben. Nehmet darum dieses Besteck mit Gold gefüllt! Es enthält Alles, was ich besitze. Kommt mein Sohn, der jetzt in seiner frühen Jugend für seinen König kämpft, jemals in sein Vaterland zurück, und entrinnt meine Tochter den Mördern, so wird Beiden nichts übrig geblieben sein, als Trümmerhaufen und Brandstätten; und dann ist dieses Geld für Euch und für sie.“ —

Die arme Pächtersfrau gehörte in der That nicht zu den Geopferten; sie wurde nach einiger Zeit aus dem Gefängnisse entlassen, fand aber in ihrer verwüsteten und verbrannten Heimath nur Elend und Noth. Sie verbarg das Geld, welches ihr war anvertraut worden, und rang während vieler Jahre mit der drückendsten Armuth. Endlich kamen bessere Zeiten. Der junge Herbaudiere kehrte in sein Vaterland zurück, wo er aber von allen Reichthümern seiner Eltern nichts wiederfand, als Ruinen. Da erschien die arme Pächterin alsbald bei ihm, übergab ihm das anvertraute Geld und sagte: „Mein lieber junger Herr! unsere gute gnädige Frau hat in ihren letzten Augenblicken an Sie gedacht, und mir dieses Besteck für Sie gegeben.“

Nicht Ein Stück war von der Armen verwendet worden, obgleich das Elend so lange Jahre hindurch gar schwer und schmerzlich auf ihr gelastet hatte. (Hohenauer's Blumenlese.)

Der ehrliche Handwerksmann.

Einem armen Handwerker vertraute ein fremder Handelsmann, der bei ihm einzukehren pflegte, eine große Summe Geldes an, ohne Zeugen und Handschrift, weil er nur auf ein paar Tage einen Freund im nahe gelegenen Orte besuchen wollte. Der Handelsmann hatte das Unglück, noch ehe er an den Ort kam, mit dem Pferde zu stürzen und dabei das Leben zu verlieren. Als der Handwerker davon Nachricht erhielt, meldete er es sogleich an die Hinterlassenen des Verunglückten, und gab ihnen von dem Gelde Nachricht, das ihm anvertraut war, und das er auch bald darauf überschickte. Einer seiner Verwandten sagte zu ihm: „Ihr seid doch ein einfältiger Mensch gewesen, daß Ihr das Geld nicht behalten habt; wer würde es denn gewußt haben?“ — „Gott,“ antwortete er, „der Alles weiß, und ich, der ich es niemals würde vergessen haben.“

b) Wir müssen zurückgeben ein gefundenes Gut. „Seid treue Finder,“ sagt der heilige Augustin; „denn was du gefunden und nicht zurückgegeben hast, das hast du geraubt.“ (Serm. 178. alias 19. de verbis Apostol.) Sollte man den rechtmäßigen Eigenthümer nicht kennen, so müßte man allen möglichen Fleiß aufwenden, um ihn ausfindig zu machen. Gelingt dieß aber trotz aller Bemühungen nicht, so soll man sich vom Beichtvater redlich einen heilsamen und gerechten Rath erbitten.

Der redliche Finder.

Der heilige Augustin erzählt (Serm. 19. de verb. Apost.) folgende Geschichte: „In der Stadt Mailand fand ein armer Mann eine Börse, die beiläufig zweihundert Lire enthielt. Man sagte ihm, er dürfe dieselbe behalten, da er den Eigenthümer nicht wisse. Weil jener aber gottesfürchtig war, so ließ er an öffentlichen Plätzen Zettel anschlagen mit der Anzeige, daß man eine Geldbörse gefunden habe. Der Eigenthümer kam; und nachdem er alle Beweise vorgelegt hatte, gab ihm der arme Mann die Börse zurück. Jener wollte den ehrlichen Finder belohnen und gab ihm zwanzig Lire; aber der Arme wollte sie nicht annehmen. Darauf sagte Jener, er solle doch zehn oder wenigstens sechs

Lire annehmen; aber der Arme weigerte sich fortwährend, indem er sagte, daß das Ganze dem rechtmäßigen Besitzer gehöre. Da warf dieser beinahe im Zorn die Börse zu seinen Füßen nieder, indem er ausrief: „Wenn du gar nichts von mir annehmen willst, so will ich auch nichts von dir haben.“ Da nahm der Arme gewissermaßen gezwungen jenes Geschenk an, behielt es aber nicht für sich, sondern vertheilte es unter andere Arme.“ (Liguori, Katechet. S. 143.)

Der unerwartete Fund und die Rückerstattung.

In der kleinen russischen Kreisstadt Oranienbaum lebte eine aus dem Holsteinischen gebürtige Frau von neunzig Jahren. Ein kleines Häuschen war ihr ganzes Eigenthum, und von der Einkehr solcher Schiffsleute, die auf dem Festlande günstigen Wind abwarteten, hing ihr ganzer Erwerb ab. Einstmals, da mehrere holländische Schiffer bei ihr zu Abend gegessen hatten, findet sie beim Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tische. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund war begreiflich sehr groß, und sie kam gleich auf den Gedanken, daß Einer aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben mußte. Da aber die Schiffer bereits bei günstigem Winde in die See gestochen hatten, so war an eine baldige Rückkehr der Gäste nicht zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, mit dem festen Vorsatze, ihn so lange ruhen zu lassen, bis sich sein Besitzer melden würde. Doch dieser meldete sich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrte sie auf's Sorgfältigste dieses fremde Gut, ohne sich bei oftmaligen Versuchungen, oder vom Mangel gedrückt, verleiten zu lassen, dieses Geld anzugreifen. Ihre Ehrlichkeit siegte über jeden Reiz der Versuchung. Nach Verfluß von sieben Jahren bewirthete sie abermals einige Schiffer. Drei unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Gesprächen fragten jene diesen, ob er schon einmal in Oranienbaum gewesen sei? „Was sollt' ich nicht!“ ist die Antwort. „Ich kenne das garstige Nest nur zu gut, es hat mich siebenhundert Rubel gekostet.“ — „Wie das?“ — „Ja! ich habe in der Trunkenheit einmal in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silbermünze liegen lassen.“ — „War der Beutel versiegelt?“ — fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde. — „Ja wohl! da trage ich das Petschaft noch bei mir, womit er versiegelt war!“ — Die Frau erkannte das nämliche Siegel. — „Nun,“ sagte sie, „so kann sich wohl noch einmal wiederfinden, was Er verloren hat.“ — „Ja, wiederfinden, Mutter! da müßte ich nicht so alt geworden sein, wenn ich das hoffen könnte. Nein! so ehrlich ist die Welt nicht mehr. Bedenket einmal, sieben Jahre sind vorbei! — Wollt' ich doch, daß der Beutel weiß nicht wo wäre! Dieser Vorfall hat mir ganz meinen Humor verdorben.“ Während die vier Schiffer beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall im Punsch zu ertränken, hatte sich das Mütterchen hinausgeschlichen und kam jetzt mit ihrer Börse mühsam herbei. — „Sieht Er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als Er glaubt,“ sagte sie, und legte den Beutel auf den Tisch. (Ehrenhalle.)

Gefundenes verhehlen, ist so viel wie stehlen.

Vor mehreren Jahren arbeitete ein Maurergeselle in Leipzig an einem Gebäude und fand seitwärts in der Erde an einem Graben einen alten Sack mit goldenen Ringen und Armbändern, auch eine goldene mit Diamanten besetzte Uhr. Er nahm Alles zu sich und sagte keinem Menschen ein Wort davon. Als er aber einige Zeit nachher mehrere Ringe bei einem Goldschmiede verkaufen wollte, wurde er als verdächtiger Besitzer solcher Kostbarkeiten festgenommen und kam in's Gefängniß. Er erzählte zwar im Verhöre den wahren Hergang, wie er dazu gekommen war, aber man glaubte es ihm nicht. Er betheuerte dem Criminalrichter unter Thränen die Wahrheit, aber umsonst. Ja, seine Sache wurde indessen noch viel schlimmer. Es fand sich, daß diese Kostbarkeiten einem reichen Juwelier gehört hatten, der in Leipzig bestohlen und ermordet worden

war. Nun wurde eine große Untersuchung wider ihn als muthmaßlichen Mörder eingeleitet. Er verzweifelte fast. „Gott, was habe ich gethan!“ schrie er laut in seinem Kerker, „warum bin ich nicht ehrlich gewesen? Nun muß ich vielleicht auf dem Rabensteine sterben!“ — Der Herr lenkte es so, daß der wahre Mörder noch ausgemittelt wurde, und so kam der Maurergeselle nach vielen angstvollen Tagen und Nächten wieder in Freiheit.

c) Endlich müssen wir auch jedes ungerecht erworbene Gut zurückgeben; und hiermit kommen wir auf die eigentliche Restitutionslehre, die wir näher in's Auge fassen wollen.

Fr. Was muß man thun, wenn man fremdes Gut besitzt oder den Nächsten beschädigt hat?

Antw. Man muß das fremde Gut zurückerstatten und den Schaden nach Kräften ersetzen. Ohne dieß erhält man keine Verzeihung bei Gott.

Erläuterung. Die Wiedererstattung ist eine so strenge Pflicht, daß der Mensch ohne ihre Erfüllung nicht selig werden kann; denn nach dem Ausspruche Christi wird man nicht eher aus dem Kerker in der Ewigkeit entlassen, als bis der letzte Heller bezahlt ist. Mit Recht sagt deßhalb der heil. Antonin: „Es gibt keine gefährlichere Sünde, als die Zueignung fremden Gutes; denn von allen andern Sünden kann der Mensch losgesprochen werden, wenn er sie nur bereut; aber bei dieser Sünde muß er auch Genugthuung leisten; denn wer im Besitze fremden Eigenthumes ist, und zurückerstatten kann und es nicht thut, kann keine Verzeihung erlangen, wollte er auch alle nur möglichen Bußwerke verrichten. Er mag beten, oder fasten, oder Almosen geben, Alles hilft nichts.“ — Deßhalb kann aber auch ein solcher Unglücklicher weder je innere Ruhe, noch Freude an seinem ungerechten Besitzthume haben.

Die immerfort läutende Glocke.

Ein Dieb stahl dem heil. Medardus einen Ochsen, der an seinem Halse eine Glocke trug. Hierauf führte er den Ochsen nach Hause; aber ohne daß sich derselbe rührte, läutete die Glocke immerfort. Als es anfing, dunkel zu werden, und der Dieb entdeckt zu werden fürchtete, so füllte er die Glocke mit Heu aus; aber dessenungeachtet läutete sie. Was that er hierauf? Er nahm sie dem Ochsen ab und verschloß sie in dem Kasten; aber auch da hörte sie nicht auf, zu läuten. Dann vergrub er die Glocke in die Erde; aber auch da läutete sie immerfort. Endlich nahm der Dieb voll Schrecken den Ochsen mit sich und gab ihn dem heil. Medardus zurück, worauf die Glocke sogleich zu läuten aufhörte. — Machen wir die Anwendung hiervon auf uns selbst! Wer fremdes Gut besitzt, hat in seinem Innern eine fortwährend tönende Glocke, die ihm zuruft: „Wenn du das fremde Gut nicht zurückgibst, so gehst du verloren.“ (Des heil. Liguori Katechet. S. 139.)

Behalte kein unrechtes Gut in deinen Händen!

Ein reicher Mann befahl auf seinem Sterbebette seinen drei Söhnen, eine Summe Geldes, um die er arme Waisen betrogen hatte, denselben wieder zu erstatten.

Die Söhne versprachen es; sobald aber der Vater verschieden war, verabredeten sie sich mit einander, das Geld zu behalten, indem Niemand um den begangenen Betrug wisse.

Während sie noch in der Sterbekammer beisammen waren, trat ein alter, ehrwürdiger Einsiedler mit kahler Stirne und langem, weißem Barte herein. Sie erschracken; indeß baten sie ihn, sich zu setzen, und fragten ihn: „Nun, frommer Altvater! was kannst du uns gutes Neues aus der Wüste erzählen?“

„Nichts Gutes!“ sagte der ernste alte Mann. „Indem ich durch die einsame Wüste so dahin wanderte, war es mir, als vernähme ich aus der schauerlichen Tiefe einer dunkeln Felsenkluft eine Stimme, die heulend rief: „O weh' mir! die Seele eines reichen Wucherers, die ich schon Jahre lang in der Schlinge hatte, ist mir entgangen. Er befahl seinen drei Söhnen, das Gut, das er unrechtmäßig erworben hatte, wieder zurückzugeben.“ Eine andere Stimme erhob

ein lautes Gelächter und rief: „Betrübe dich nicht! freue dich vielmehr! Anstatt Einer Seele bekommen wir wahrscheinlich drei Seelen in unsere Gewalt.«" —

„Diese drei Seelen sind wir," sagte der älteste Sohn mit Entsetzen; „die zwei Stimmen, die du vernommen hast, kamen von bösen Geistern. Wir wollen aber nun den Befehl unsers sterbenden Vaters vollziehen und das unrechte Gut zurückstellen."

„Ja!" sagten seine zwei Brüder, „das wollen wir unverzüglich thun!"

„Gott sei gelobt!" sprach jetzt der Einsiedler. „Euer seliger Vater hat mir kurz vor seinem Tode anvertraut, was er euch befehlen werde; auch hat er mir den Auftrag gegeben, nachzuforschen, ob ihr den Befehl vollzogen habet. Vollziehet ihn jetzt! Gebet den armen Waisen das Ihrige zurück und rettet eure Seelen! Denn wer unrechtes Gut wissentlich zurückbehält, kann nicht selig werden, sondern er wird nicht eher aus dem Kerker in der Ewigkeit entkommen, als bis er den letzten Heller bezahlt hat."

Fr. Wer muß die Wiedererstattung oder den Ersatz leisten?

Antw. 1) Derjenige, der das fremde Gut oder dessen Werth besitzt, oder der den Schaden wirklich angerichtet hat; 2) wenn dieser es nicht thut, Diejenigen, welche an der Sünde durch Rath oder That Theil nahmen, oder welche dieselbe nicht hinderten, obschon sie es konnten, und vertragsmäßig oder von Amtswegen dazu verpflichtet waren.

Erläuterung. Zur Ersatzleistung sind die Schuldigen in folgender Ordnung verpflichtet: Erstens Derjenige, der die fremde Sache hat; zweitens in dessen Ermangelung der Hehler oder Jener, der sie durch seine Schuld hat verkommen oder verderben lassen; drittens der Befehlgeber zur Entwendung des fremden Gutes; viertens der Vollzieher dieses Befehls. In Ermangelung dieser vier Mitschuldigen ist erstens Derjenige zum Ersatze verbunden, der zum Diebstahl wirksam Rath ertheilt hat; zweitens Derjenige, der seine Einwilligung dazu gegeben; drittens, der ihn gut geheißen hat. In Ermangelung aller dieser Mitschuldigen sind viertens endlich Diejenigen zum vollständigen Ersatze verbunden, welche ihn nicht verhindert oder nicht angezeigt haben, da sie es vor der That konnten und sollten. — Ein Beispiel wird dieß deutlicher machen. Ein Familienvater stirbt; die Frau, welche den Vermögenszustand ihres Mannes nicht kennt, fängt damit an, sich eines Theiles des Nachlasses zu bemächtigen; sie zieht einen Dienstboten in das Geheimniß, welcher vor Gericht unter einem Eide erklärt, davon nichts zu wissen. Die Gerichtsbeamten merken wohl, daß nicht Alles dabei in Ordnung ist, schließen aber die Augen. Der Nachlaß wird indeß gestohlen. Wer ist zum Ersatze verpflichtet? Zuerst die Frau als die Haupturheberin des Diebstahls und als Inhaberin der vom Nachlaß gestohlenen Gegenstände. Wenn aber die Frau nicht ersetzt, so sind der in Verheimlichung der widerrechtlichen That gewissenlose Dienstbote und die Gerichtsbeamten wegen zu nachläßiger Untersuchung zum Ersatze verpflichtet; und warum? Weil der Eine wie die Andern freiwillig zur Ungerechtigkeit mitgewirkt haben, und diese ihnen mit Grund zugerechnet wird. „Durch freiwillige Zustimmung und Mitwirkung" — sagt der heil. Paulus — „wird man schuldig an der Uebelthat." — Das vom Diebstahle und den Theilnehmern daran Gesagte findet auch auf jede Art von Beschädigung des Nächsten Anwendung. Derjenige also, der zum Anzünden eines Hauses Befehl ertheilt hat, ist, sogar vor dem Vollzieher seines Befehls, verbunden, den Schaden zu ersetzen, den er hat anstiften lassen. — Uebrigens soll man, wenn man an einer Beschädigung des Nächsten Theil genommen hat, nach aufrichtigem Bekenntnisse in Betreff des Ersatzes ganz dem Rathe seines Beichtvaters folgen. (Nach Guillois.)

Fr. Wie viel muß man erstatten?

Antw. 1) Hat man fremdes Gut wissentlich oder widerrechtlich an sich gebracht oder zurückbehalten, so muß man dessen Eigenthümer vollkommen schadlos halten. 2) Geschah es aber ohne Wissen und Willen, so muß man, sobald man erfährt, daß es fremdes Gut ist, Alles erstatten, was noch von demselben vorhanden, und soviel, als man durch dasselbe reicher geworden ist.

Erläuterung. Im ersten Falle nämlich muß man nicht nur das fremde Gut selbst, oder wenn es nicht mehr vorhanden ist, dessen Werth erstatten, sondern auch dasjenige, was es unterdessen eingetragen hat, doch mit Abzug der Kosten, welche auch der Eigenthümer nicht hätte vermeiden können. Und überhaupt muß demselben aller Gewinn ersetzt werden, um den man ihn gebracht, und aller Schaden, den man ihm verursacht hat. — Im zweiten Falle ist man schuldig, Alles zu erstatten, was vom fremden Gute und dessen Ertrage nach Abzug der Kosten noch vorhanden, und überhaupt soviel, als man durch dessen Besitz und Nutznießung reicher geworden ist.

Der redliche Schuldner.

Ein Bauer aus der oberen Provence war Jemanden in einem entfernten Lande acht Franken jährlicher Renten schuldig. Ueber dreißig Jahre waren schon verflossen, und der Schuldner hatte nichts mehr von seinem Gläubiger sprechen hören, als auf einer Reise der Sohn des Gläubigers, Besitzer der Rentenverschreibung des Bauern, sich die Wohnung desselben anzeigen läßt. Er ist noch immer ungewiß, ob er wegen dieses Geldes, das er schon für unwiderruflich verloren hält, von seinem Wege ablenken soll; die Schuld war überdieß schon verjährt. Er machte gerade solche Betrachtungen, als er vor der Hütte des guten Mannes anlangte. Er geht hinein; die Luft war kalt, es war im Anfange der Winterabende. Er sieht nicht ohne Rührung einen achtzigjährigen Greis mitten am Herde sitzen, umgeben von einer zahlreichen Familie von Kindern und Enkeln, welche er in den ersten Grundsätzen der Religion unterrichtete, und die ihm mit der zärtlichsten Ehrfurcht zuhorchten. Der Fremde nennt seinen Namen. Der Greis, ganz außer sich vor Freude, umarmt ihn mit Thränen in den Augen. „Ach! mein Herr!" — sprach er dann, — „Sie sind der Sohn eines braven Mannes; ich werde zufrieden sterben, Sie gesehen und mich von meiner Schuldigkeit entledigt zu haben; Sie werden jetzt unser spärliches Mahl mit uns theilen." Und dagegen galt keine Ausrede. Das Mahl selbst, aus Milchspeise und Obst der Jahreszeit bestehend, war wahrhaft patriarchalisch, und die ganze Familie heiterer Dinge. Wie groß war aber das Staunen des Gläubigers, als bei der letzten Gesundheit, die er seinem Wirthe bringt, derselbe aufsteht und aus dem Innern des Kamins einen ledernen Sack, welcher an einem Ochsenhorne hing, hervorzieht und ihn fragt: „Wie lange ist dieser Sack Ihres Vaters Schuldner?" — „Ich weiß es nicht," sagte der Gläubiger. — „Ich auch nicht," versetzte der Greis. „Ich glaube jedoch, daß es ungefähr vierzig Jahre sind; aber da ich jährlich am Tage der Schuld regelmäßig die Interessen bei einem Heller in diesen ledernen Sack gelegt habe, so zählen Sie, mein Herr! wie vielmal acht, und Sie werden die Anzahl der Jahre wissen." Es befanden sich darin 320 Livres.

„Der beßte Bürge für die Redlichkeit eines Menschen," sagt Montesquieu, „ist die Religion." Nichts beweist die Wahrheit dieses Satzes besser, als die eben erzählte Begebenheit. (Die Gebote Gottes und der Kirche ꝛc. aus dem Französischen. Wien 1838.)

Fr. An wen muß die Wiedererstattung geschehen?

Antw. An den Eigenthümer, nach dessen Tode an seine Erben; wenn aber dieß nicht möglich ist, an Arme oder fromme Stiftungen und dergleichen.

Erläuterung. So lange der Eigenthümer oder dessen Erben da sind und ausfindig gemacht werden können, muß die Restitution an diese geschehen. Es ist sonach nicht erlaubt, in diesem Falle vom fremden Eigenthume Messen lesen zu lassen, oder Almosen zu geben und dergleichen; denn das wäre eine sündhafte Freigebigkeit, weil dabei die Gerechtigkeit verletzt würde; „die Gerechtigkeit aber geht der Mildthätigkeit vor," sagt der heilige Augustin. Und der heil. Chrysostomus bemerkt: „Gleichwie es große Ungerechtigkeit wäre, wenn man Jemanden sein Kleid nähme, um es Einem zu geben, der dessen bedürftig wäre, ebenso ist es gefehlt, wenn man Almosen gibt von einem Gute, das man wiedererstatten sollte." — Nur in dem Falle, wenn weder Eigenthümer noch Erben da sind, soll das fremde Gut zu frommen Zwecken bestimmt werden.

Das Hospital.

Ein Kaufmann, gebürtig aus Florenz, war durch den Handel so reich geworden, daß er Franz I., König von Frankreich, fünf Mal hunderttausend Dukaten leihen konnte. Er wollte seinem Namen ein Gedächtniß stiften und ließ zu Lyon ein großes Hospital anlegen. Hierbei hatte er die Gewohnheit, seine guten Freunde zum Baue zu führen und ihre Meinung darüber zu begehren. Unter Andern führte er auch einen gewissen Nikolaus Salterell, der gleichfalls ein Florentiner und in der Baukunst erfahren war, dahin und bat, daß er

seine Meinung aufrichtig sagen möchte, damit, wenn noch Etwas zu ändern nöthig sei, man es bei Zeiten thun könne. Da sprach Salterell: „Es gefällt mir Alles wohl, bis auf Einiges.“ „Und was ist das?“ fragte der Bauherr. „Es dünkt mir zu klein zu sein.“ — „Was saget Ihr? Sehet Ihr denn nicht, wie groß und weitläufig Alles angelegt ist?“ — „Es ist zwar ziemlich weit und groß,“ sprach Salterell, „wenn aber alle diejenigen herkommen sollen, die Ihr beraubt und zu Bettlern gemacht habt, so bin ich versichert, daß das Gebäude viel zu enge sein und kaum den halben Theil der Armen wird fassen können.“

Fr. Wann muß man wiedererstatten?

Antw. Ohne Verzug, sobald es nur immer möglich ist. Sollte man aber nicht im Stande sein, sogleich zu restituiren, so muß man doch wenigstens den aufrichtigen Willen haben, sobald als möglich es zu thun, und man darf nichts vernachläßigen, um sich in den Stand zu setzen, diese Pflicht zu erfüllen.

Der ehrliche Gantmann.

William Hall, ein Metzger zu London, war durch Unglücksfälle tief herabgekommen, so daß sein ganzes Anwesen gerichtlich verkauft werden mußte. Allein der Ertrag hiervon reichte nur so weit aus, daß sich die Gläubiger mit Dreißig vom Hundert begnügen mußten. Schmerzlich fühlte der rechtliche Mann den Verlurst, welchen seine Gläubiger hierdurch erlitten. Er ermuthigte sich jedoch, pachtete ein neues Geschäft und begann in Gottes Namen seine Wirthschaft. Alsbald war er so glücklich, daß er eine bedeutende Summe zusammenbrachte und sich nun in den Stand gesetzt sah, seine früheren Gläubiger für den erlittenen Schaden vollkommen zu entschädigen. Im Jahre 1784 ließ er deßhalb in die Zeitungen folgende Ankündigung setzen: „Vor 20 Jahren kam ich durch Unglücksfälle in die Gant und konnte meinen Gläubigern nur 30 Procent zahlen. Seitdem hat mich aber Gott so gesegnet, daß ich jetzt meine alten Schuldner befriedigen werde. Zu diesem Ende lade ich alle meine Gläubiger auf den 1. Juli zu einer Mahlzeit in den Gasthof zum goldenen Löwen ein, um ihnen hier das zu vergüten, wozu mich zwar nicht die Gesetze, aber mein Gefühl für Recht und Billigkeit verpflichten.“ — Er bezahlte wirklich seine alten Gläubiger. (Beispiele des Guten. 6. Heft.)

* Es kann aber auch der Fall eintreten, daß Einer unmöglich mehr restituiren kann, da er selbst mit seinen Kindern kaum für den kommenden Tag zu leben hat. Wie ist es da? Antw. Ein Solcher ist nicht zur Rückerstattung verpflichtet; es genügt, wenn er nur den Willen hat, zurückzuerstatten, sobald er kann, oder soviel er kann; denn wenn Jemand auch das Ganze nicht zurückgeben kann, so ist er doch verpflichtet, wenigstens soviel zurückzugeben, als er kann, indem er z. B. wöchentlich zwölf oder sechs Kreuzer zurückbezahlt. (Zur Vervollständigung der Restitutionslehre folgen noch einige hübsche Beispiele von Wiedererstattung und Schadenersatz.)

Zachäus.

Zachäus, Vorsteher der Zöllner, bemühte sich, Jesum kennen zu lernen. Als er nun erfuhr, wo der Heiland durchkommen müsse, lief er sogleich hin und bestieg einen wilden Feigenbaum, um ihn zu sehen, ohne daß ihn die Menge daran hinderte, weil er sehr klein war. Jesus sah ihn und sagte: „Zachäus! steig eilends herab! ich muß heute in deinem Hause einkehren.“ Diese Worte, welche der Menschensohn, der gekommen war, den Verlornen zu suchen und zu retten, an ihn richtete, drangen in sein Herz und bekehrten ihn vollkommen. Der Gnade folgsam — stieg Zachäus sogleich herab und empfing Jesus mit Freude. Er bewies ihm durch die an ihn gerichteten Worte, daß seine Bekehrung aufrichtig war, und er ein würdiger Sohn Abrahams werden wolle. „Herr!“ sagte er, „ich will die Hälfte meines Vermögens den Armen geben; und wenn ich Jemanden, worin es auch immer sei, Unrecht gethan habe, so will ich es ihm vierfach vergelten.“ — Und wie sehr gefiel dem göttlichen Heilande diese Bereitwilligkeit zur Wiedererstattung! Nicht nur ihm widerfuhr deßwegen Heil, sondern seinem ganzen Hause. Mit solchem himmlischen Segen lohnt sich die treu erfüllte Pflicht — der Wiedererstattung!

Die Vergütung.

Als Kaiser Karl V. eine Reise von Antwerpen nach Brüssel machte, traten seine Pferde ein Schaf todt. Das Schaf wurde aber nicht vergütet. Der Schäfer ließ sich daher bereden, den Kaiser zu verklagen; und der Prozeß wurde wider den Kaiser wie wider eine Privatperson geführt. Dieses Verfahren mißfiel dem Hofe, und es wurde der Richter darüber zur Rede gestellt. Dieser aber sprach: „Ich bin ein Unterthan des Kaisers; aber in Hinsicht meines richterlichen Amtes bin ich nur der Gerechtigkeit unterthan.“ Diese Antwort machte so großen Eindruck auf den Kaiser, daß er sogleich die vollkommenste Wiedererstattung leistete, und sich dieses Mannes von der Zeit an in den wichtigsten Angelegenheiten bediente und ihm bei jeder Gelegenheit seine Achtung bewies. (Aehrenlese.)

Der gewissenhafte König.

Ludwig IX., König von Frankreich, wollte, bevor er den Kreuzzug nach Aegypten und Syrien unternahm und sein Reich verließ, Allen denjenigen genugthun, die vielleicht durch ihn gegen sein Wissen und gegen seinen Willen an ihrem Vermögen Schaden gelitten hatten. Er befahl deßhalb, im ganzen Königreiche über die Beschädigungen ein genaues Verzeichniß aufzunehmen, welche die Handelsleute und andere Privaten etwa erlitten haben möchten. Auch die Herren, welche den König begleiten sollten, folgten diesem Beispiele, wie uns Joinville von sich selbst berichtet, der kurz vor seinem Aufbruche seine Unterthanen kommen ließ und ihnen sagte: „Ich gehe in die weite See, und weiß nicht, ob ich wieder kommen werde. Wenn also Jemand da ist, dem ich unrecht gethan habe, der sage es nur frei heraus, und ich will ihn zufrieden stellen.“

Noch einen zweiten schönen Zug von außerordentlicher Gewissenhaftigkeit hat uns die Geschichte von dem ebenbenannten heiligen Könige aufbewahrt. Als er nämlich in Aegypten das Unglück hatte, in die Gefangenschaft der Saracenen zu gerathen, so bewilligte er, für seine Person dem Sultan die Stadt Damiette zurückzustellen, für die übrigen gefangenen Christen aber 500,000 Pfund Lösegeld zu geben. Der Sultan erließ von dieser Summe aus Bewunderung der persönlichen Eigenschaften des Königs 100,000 Pfund. Als es darauf ankam, daß den Ungläubigen das versprochene Geld ausgezahlt werden sollte, fand sich's, daß sie sich um 10,000 Pfund verrechnet hatten. Einige Herren hinterbrachten dem Könige dieses Versehen als eine Sache, worüber man froh sein könne, oder sich wenigstens lustig machen könnte. Er aber nahm es ganz anders auf und wollte, daß den Saracenen diese Summe nachträglich ausbezahlt werden sollte. (In vita.)

Die großartige Wiedererstattung.

Pontius von Lavaze, ein Edelmann in Arragonien, der eine Zeit lang der Schrecken seiner Nachbarn und die Geißel der ganzen Gegend war, that um das Jahr 1134 öffentliche Buße und bestimmte einen Tag zur Wiedererstattung alles zugefügten Unrechtes. Zu diesem Ende begab er sich nach Pegueroles und verlangte, daß sich dahin alle jene Personen versammeln, die von ihm eine Entschädigung ansprechen konnten. Er warf sich Anfangs einem Jeden aus ihnen zu Füßen und bat sie um Vergebung; dann gab er ihnen Alles, was er ihnen genommen hatte, selbst in gleicher Gattung zurück, als: Geld, Eßwaaren, Vieh und allerlei Früchte. Es dünkte ihnen, als wenn sie alle die Sachen selbst wieder fänden, die sie verloren hatten; ihre Freude glich ihrem Erstaunen, und sein Name, der so lange Zeit ein Gegenstand der öffentlichen Vermaledeiung gewesen war, wurde nun mit Verwunderung ausgesprochen. Da Jedermann zufrieden nach Hause kehrte, nahm Pontius unter dem Haufen einen benachbarten Landmann gewahr, der nichts zurückgefordert hatte. „Mein Freund!“ sagte er zu ihm, „warum begehrst du von mir nichts, da ich doch alle Andern zu befriedigen suche?“ „Ich, Herr?!“ antwortete der Landmann; „anstatt mir etwas zu leide

zu thun, hast du mich immer wider meine Feinde beschützt." — „Erinnerst du dich nicht," erwiderte **Pontius**, „je einmal in der Nacht deine Heerden verloren zu haben? Ich war's, der sie entführen ließ." „Ich schenke sie dir ganz gerne," antwortete der Landmann, der sich kaum an diesen schon lange wieder ersetzten Verlurst erinnerte. Allein **Pontius** nöthigte ihn, eine andere Heerde anzunehmen. Nachdem **Pontius** diese Pflichten der Gerechtigkeit erfüllt hatte, theilte er das Uebrige von seinen Gütern unter die Armen aus, machte noch einige Wallfahrten und begab sich dann in eine Einöde, um als Einsiedler seinem Gott und seinem Seelenheile zu dienen. (Berault-Bercastel's Gesch. der Kirche. II. Bd. S. 326—327.)

Der reiche Mann auf dem Todbette.

Nichts soll uns von der Pflicht der Wiedererstattung zurückhalten. **Peter von Paludo** und nach ihm der heil. **Alphons von Liguori** (Katechet, S. 140.) erzählen uns folgende Geschichte: Ein sehr reicher Mann, der einen Theil seines Vermögens nur schreienden Ungerechtigkeiten verdankte, ward gefährlich krank. Er wußte, daß der Brand bereits in seinen Wunden war; und doch konnte man ihn nicht zum Wiederersatze bewegen. Jedes Mal, so oft davon die Rede war, antwortete er: „Was sollte aus meinen drei Kindern werden? Sie wären elend." Diese Antwort hinterbrachte man einem Geistlichen. „Würde," sprach dieser, „ihm Jemand ankündigen, ich hätte ein herrliches Mittel, den Brand zu stillen, so ließe er mich vielleicht rufen; und dann, denke ich, möchte ich ihn zum Wiederersatze vermögen." Man beeilte sich, dem Kranken diese Nachricht zu bringen, der dann auch den Geistlichen bitten ließ, auf's Schnellste zu ihm zu kommen. Dieser zögerte keinen Augenblick und ward sehr gut aufgenommen. „Das Mittel ist unfehlbar," sprach der Priester, „es ist einfach, und es macht Euch nichts zu leiden; nur ist es theuer, sehr theuer." — „Koste es auch tausend, ja fünftausend Gulden! es ist nicht zu theuer," erwiderte der Kranke; „worin besteht es?" — „Das ganze Mittel besteht darin, daß auf die in Brand gerathenen Stellen etwas Fett von einem lebendigen und gesunden Menschen gegossen wird; man braucht nicht viel; findet sich Jemand, der sich für fünftausend Gulden nur ein Viertelstündchen die Hand brennen lassen will, so reicht dieß hin." — „Ach!" sprach der Kranke, „ich besorge sehr, es findet sich Niemand dazu." — „Fasset Muth!" sprach der Geistliche; „Ihr wisset nicht, wie ergeben Eure Kinder einem Vater sind, der ihnen so großes Vermögen hinterläßt. Lasset Euren ältesten Sohn kommen! Er liebt Euch, er soll Euer Erbe sein; saget ihm: Du kannst deinem Vater das Leben retten, wenn du dir eine Hand brennen lassen willst, um mich zu heilen! Ich hoffe zu ihm, er werde es thun. Sollte er sich indeß weigern, so machet dem zweiten den Vorschlag und versprechet ihm, ihn zu Eurem Erben zu machen! Weigert auch dieser sich, so thut es der dritte gewiß, um die Erbschaft zu bekommen." Die drei Söhne wurden gerufen; nach einander ward allen dreien der Vorschlag gemacht; alle drei verwarfen ihn. „Mein Vater soll ja nicht an so etwas denken!" sprachen sie und gingen fort. „Ich begreife Euch nicht," sprach nun der Geistliche zum Kranken, „wenn Ihr für solche Kinder Euren Leib und Eure Seele verlieren wollet, um im Feuer der Hölle ewig gemartert zu werden, die, um Euch zu heilen und Euch das Leben zu retten, nicht einmal eine Viertelstunde lang die Qual des Feuers auf Erden aushalten wollen. Welche Thorheit!" — „Ihr habet recht!" versetzte der Kranke; „Ihr habet mir die Augen geöffnet; man hole den Notar! Höret, ich bitte Euch, unterdeß meine Beicht!" Und in Uebereinstimmung mit seinem Priester suchte er nun, so gut er konnte, seine Ungerechtigkeiten — gut zu machen, ohne Rücksicht darauf, was wohl aus seinen Kindern werden würde.

Der Waldbrand und die Restitution.

Der heil. **Konrad**, von **Placentia** in Oberitalien aus einem sehr adeligen Geschlechte gebürtig und mit einer sehr gottesfürchtigen Gattin verehelicht,

diente lange Zeit der Welt und ihren Vergnügungen. Besonders erlustigte er sich an der Jagd, auf die er viele Stunden und Tage verwendete, und wegen welcher er keine Mühe scheute, um sie desto ergiebiger zu machen. Er hatte dabei oft bemerkt, daß das Wild, wenn er es schon erhascht zu haben wähnte, sich meistens in ein dichtes Gesträuch verkroch, wo man demselben nicht mehr beikommen konnte. Eines Tages, da ihm dieses wieder begegnet war, kam er auf den Gedanken, das Gesträuch anzuzünden und so das Wild theils daraus zu vertreiben, theils demselben für die Zukunft diesen sicheren Schlupfwinkel zu benehmen. Kaum hatte er das Feuer angelegt, als ein heftiger Wind sich erhob, der die Flammen immer weiter und weiter verbreitete, obschon Konrad und seine Begleiter Alles aufboten, selbes zu löschen. In kurzer Zeit stand das ganze Gehölze in Flammen und verbrannte. Ein Mann, den man im Walde fand, wurde für den Brandstifter angesehen und festgenommen. Zur Untersuchung gezogen — bekannte er, obgleich er ganz unschuldig war, sich als den Thäter und wurde zum Tode verurtheilt. Als Konrad, der Anstifter des Unglücks, sah, daß der unschuldige Mann sollte hingerichtet werden, ergriffen ihn Gewissensbisse. Er ging zum Richter und erklärte, daß seine Unklugheit den Brand veranlaßt habe, und er bereit sei, den verursachten Schaden zu ersetzen. Er verkaufte dazu sein bewegliches und unbewegliches Hab und Gut, so daß er an den Bettelstab gerieth. Bald nachher entsagte er der Welt und trat in den dritten Orden des heiligen Franziskus. (Aehrenlese.)

Der gewissenhafte Viehhüter.

Der heil. Paschalis Baylon, dessen Andenken am 17. Mai gefeiert wird, hütete in seinen jüngeren Jahren das Vieh, welches theils seinem Vater, theils auch andern Leuten gehörte. Die vielen freien Stunden, welche ihm bei diesem Geschäfte übrig blieben, verwendete er auf Erlernung des Lesens und Schreibens und zum Gebete; dabei aber war er sorgfältigst darauf bedacht, daß die Thiere, die er hütete, nicht auf fremdem Felde an den Pflanzungen Schaden verursachten. Wenn dann doch gegen seinen Willen etwa zur Nachtzeit hier und da ein Thier auf fremde bebaute Grundstücke gerathen war, und auch nur wenige Augenblicke darauf verweilte, so schätzte er den Schaden und ersetzte Alles aus seinem geringen Lohne, den er für das Hüten fremden Viehes erhielt. Leichtsinnige Menschen machten sich über seine Gewissenhaftigkeit lustig, nannten ihn einen Thoren und stellten ihm vor, daß es Niemand so genau nehme, daß man da viel zu ersetzen hätte, wenn man es so machen wollte, wie er, u. s. w.

Paschalis aber ließ sich nicht irre machen. Er pflegte zu entgegnen: „Christus sagt: Im andern Leben ist ein Gefängniß, aus welchem man nicht mehr herauskommt, bis man den letzten Heller bezahlt hat. Wenn es der Herr so genau nimmt, so können wir nie zu gewissenhaft sein. Sei es, daß Andere sich nichts daraus machen! Ich will einmal meine Seele retten und mir keine Verantwortung zuziehen.“

Einmal gerieth seine Heerde auf den Acker eines Nachbarn, auf welchem die Samen schon in Halme geschossen waren, und fing an, selbe abzuweiden. Paschalis beobachtete dieß zwar bald; doch hatte, bis er herbeigeeilt war, das Vieh schon ein Stückchen des Ackers abgeweidet. Als er dieses sah, that es ihm sehr leid, besonders auch deßhalb, weil er nicht wußte, wem der Acker gehöre. Während Andere noch viel gleichgiltiger sind bei solchem angerichteten Schaden, wenn sie nicht wissen, wem das beschädigte Feld gehört, ruhte er dagegen nicht und ging traurig umher, bis er den Eigenthümer desselben erfuhr. Er wollte dessen Namen aufzeichnen, hatte aber zum Unglück sein Schreibzeug nicht bei sich. Er behalf sich daher, so gut er konnte, mit einem dünnen Hölzchen, welches er in das Blut eines Schäfchens eintauchte, das sich verwundet hatte. Dann zeigte er sich selbst an wegen des zugefügten Schadens und ließ denselben schätzen. — Die Schätzleute gaben an: der Schaden möge sich etwa auf einen Metzen

Getreides belaufen; doch werde man bei künftigem Schnitt' erst eigentlich finden, wie viel Schaden angerichtet worden sei.

Die Aerntezeit kam, und Paschalis gab genau Acht auf den beschädigten Acker. Da zeigte sich aber zu Aller Verwunderung, daß auf dem ganzen Felde kein Platz mehr Frucht gebracht habe, als derjenige, wo die Heerde des Paschalis einigen Schaden zugefügt hatte. Darin wollte man einen offenbaren Beweis des göttlichen Wohlgefallens finden, das Gott an der Gewissenhaftigkeit dieses christlichen Jünglings hatte.

Zur Aerntezeit trug er beständig eine Sichel bei sich, mit welcher er sich zu den Schnittern gesellte und ihnen so emsig in der Arbeit beistand, als wenn er um Lohn dazu gedungen wäre. Er begehrte aber nicht das Mindeste dafür, und nahm auch nichts an, wenn man ihm seine Arbeit bezahlen wollte, sondern sagte nur: er wolle dadurch einen Ersatz leisten, wenn etwa seine Heerde möchte einen Schaden auf ihren Aeckern gemacht haben.

Solche Gewissenhaftigkeit bereitete ihn vor zu immer größeren Gnaden. Er stieg von Tugend zu Tugend, und es bewahrheitete sich an ihm der Ausspruch Jesu Christi: „Wer treu ist im Kleinen, der ist es auch im Großen." (Aehrenlese.)

Texte ad I. und II.: Laß und gib Jedem das Seinige!

a) Aus der heil. Schrift. „Wenn du von deinem Nächsten das Oberkleid zum Pfande genommen hast, so sollst du ihm vor Sonnenuntergang dasselbe wieder zurückgeben! Denn es ist sein einziges Kleid, womit sein Leib bedeckt wird, und er hat kein anderes, worin er schlafe. Wird er zu mir schreien, so will ich ihn erhören; denn ich bin barmherzig." (2. Mos. 22, 26—27.) „Besser ist Wenig mit Gerechtigkeit, als viel Einkommen mit Unrecht." (Sprüchw. 16, 8.) „Glückselig der Reiche, der unbefleckt befunden wird, der dem Golde nicht nachstrebt!" (Sir. 31, 8.) „Wenn der Gottlose das Pfand zurückgibt und das Geraubte wieder erstattet, in den Geboten des Lebens wandelt, wahrlich! so wird er leben und nicht sterben." (Ezech. 33, 15. Vgl. 2. Kor. 7, 2.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wenn die fremde Sache, wegen welcher gesündigt worden ist, wieder ersetzt werden kann, und nicht ersetzt wird, so thut man nicht Buße, sondern man heuchelt sie. Aufrichtig zu reden! Die Sünde wird nicht nachgelassen, es werde denn das Entnommene zurückgestellt; aber, wie gesagt, wenn es zurückgestellt werden kann." (S. August. Epist. 153. ad Macedon. alias 54.) „Beraube deinen Nächsten nicht! Denn jene Beute, welche du rauben willst, ist in einer Mausfalle. Du fängst und wirst gefangen." (Idem Enarr. in Psalm. 61.) „Wenn der Eine so große Strafe erleiden muß, der überwiesen wird, nichts von dem Seinigen gegeben zu haben, welche Strafe wird dem werden, der beschuldigt wird, Fremdes genommen zu haben!" (S. Greg. Magn. Moral. 15, 19.) „Es ist besser, Schaden am Vermögen zu leiden, als das Heil der Seele zu verlieren; es ist besser, etwas zu verlieren, was ja doch, wir mögen wollen oder nicht, einst zu Grunde gehen wird; es ist besser, freiwillig einer Sache zu entsagen, als das zu verlieren, wofür wir Alles hingeben sollen." (S. Hieron. Epist. 123. [11.] ad Ageruchiam.) „Hast du, so gib von dem Deinigen! Hast du nicht, um von dem Deinigen geben zu können, so wirst du besser Keinem geben, als Andere berauben." (S. August. Serm. 178. alias 19. de verb. Apost.)

B. Was im siebenten Gebote verboten wird.

XL. Christliche Lehre.

Von den verschiedenen Sünden gegen das siebente Gebot.

Fr. Was verbietet uns Gott im siebenten Gebote?

Antw. Gott verbietet uns, dem Nächsten an seinem Eigenthume zu schaden durch Diebstahl oder Raub, durch Betrug, Wucher und andere Beschädigungen.

1) Diebstahl und Raub.

Fr. Was versteht man unter Diebstahl und Raub?

Antw. Stehlen heißt soviel, als ohne rechtmäßige Ursache das Eigenthum eines Andern wider den Willen des Besitzers wegnehmen. Wird der Diebstahl zugleich mit Gewaltthätigkeiten gegen den Eigenthümer verbunden, so ist das ein Raub.

Erläuterung. Die Wegnahme muß also geschehen: 1) ohne rechtmäßige Ursache; denn wenn Jemand in der äußersten Noth wäre, oder wenn er auf keine andere Weise zu seiner Forderung kommen könnte, so kann er auch wider den Willen des Eigenthümers das fremde Gut heimlich wegnehmen. In Bezug auf die Noth gilt dieß jedoch nur von der äußersten Noth, wenn nämlich Jemand in nächster Todesgefahr wäre, oder wenn ein sehr großes Uebel ihn bedrohte, im Falle er jene Sache nicht wegnähme; auch versteht es sich, daß er nur soviel nehmen darf, als durchaus nothwendig ist. — Was aber die geheime Schadloshaltung anbelangt, so darf dieselbe nicht stattfinden, außer wenn die Schuld gewiß, und zwar ganz gewiß ist, und man auf keine andere Weise zu dem Seinigen gelangen kann. Es darf sich also kein Dienstbote insgeheim für seine Arbeit entschädigen, wenn derselbe auch meint, mehr verdient zu haben, als ihm von seinem Herrn bezahlt worden ist. *) — Die Wegnahme muß aber auch 2) gegen den Willen des Besitzers geschehen; denn wenn derselbe einwilligt, oder wenn man dessen Einwilligung als gewiß voraussetzen kann, so begeht man keinen Diebstahl, wenn man einem Andern etwas wegnimmt. Sieht z. B. ein Bauersmann, daß sein Taglöhner täglich vom Holzhauen ein Stück Holz mit heimträgt, so ist er kein Dieb; denn er nimmt nur, was ihm der Eigenthümer erlaubt. Zieht ein armer Wanderer im Ackerfelde zu seiner Labung eine Rübe aus, so ist er noch kein Dieb; denn der Eigenthümer des Ackers würde es ihm selbst erlaubt haben, wenn er da gewesen wäre. Jesus Christus selbst rechnete es seinen Jüngern nicht zur Sünde an, als sie einstens, weil sie sonst nichts hatten, ihren Hunger zu stillen, im Kornfelde Aehren abgebrochen und gegessen haben. — — Werden beim Diebstahle Gewaltthätigkeiten verübt, so heißt man dieß einen Raub. — Diebstahl und Raub gehören zu jenen Verbrechen, die in der menschlichen Gesellschaft das größte Verderben anrichten und in den Augen Gottes ein Gräuel sind. Darum steht auch geschrieben: „Weder die Diebe noch die Räuber können einen Antheil am Reiche Gottes haben.“ (1. Kor. 6, 10.)

Achans Strafe.

Wie sehr Gott der Herr den Diebstahl verabscheut und bestraft, ersehen wir in folgendem Beispiele aus der heiligen Schrift. Israel hatte Jericho erobert. Nun aber wich der Sieg von den Kindern Israel; sie flohen vor dem Feinde. Josue klagte es Gott. Und der Herr antwortete: „Israel hat sich versündigt. .. Sie haben von dem Fluche genommen. Sie haben gestohlen und das Gestohlene unter ihr Geräth verborgen.“ Josue untersuchte alle Stämme Mann für Mann. Da stieß er im Stamme Juda auf Achan; diesen gelüstete, nach eigenem Geständnisse, unter der Beute nach einem Mantel, nach zweihundert Sekel Silbers und nach einer Goldstange von fünfzig Sekel. Solches Alles ward genommen und verbrannt, er aber gesteinigt. So ward der Herr besänftigt. (Josue 7, 5 ff.)

Der Diebstahl und die Reue.

Wie sehr soll, da die Sünde des Diebstahls in den Augen Gottes so groß ist, nicht Jeder, der so unglücklich war, dieselbe auf sich zu laden, sich bemühen, das Entwendete zurückzustellen und sein Verbrechen zu bereuen!

Der heil. Augustin spricht in seinen Bekenntnissen von einem Birnendiebstahl, den er in seiner Jugend mit einigen Kameraden in einem Garten begangen hatte, und malt diese seine Uebelthat mit so schwarzen Farben aus, daß es scheint, er habe sie in die Reihe jener Sünden gestellt, die er am Meisten betrauerte. — Der heil. Ignaz beging in seiner Jugend einen ähnlichen Fehltritt. Er und seine Kameraden pflückten Nachts in einem Garten Früchte ab, und, was ihren Fehltritt noch erschwerte, ein Unschuldiger ward darüber in Verdacht gezogen und bestraft. Allein Ignaz leistete, wenn auch nicht gleich, doch später dafür eine außerordentliche Genugthuung. Seit seiner Bekehrung war ihm jener Fehltritt und namentlich der Umstand, daß ein Unschuldiger dafür bestraft worden war, sehr zu Herzen gegangen, und er nahm sich vor, wie es ihm möglich wäre, in sein Geburtsort zu reisen, um dort ein gutes Beispiel zu geben,

*) Vergl. hierüber des heil. Alph. v. Liguori Katechet, S. 128.

wo er eine üble That begangen hatte. Als er nun seinem Vorsatze gemäß dahin gekommen war, eröffnete er in einer Kirche sogleich Christenlehren für die Kleinen und Predigten für die Erwachsenen; und weil der Zudrang zu groß war, so sah er sich genöthigt, die Predigten im Freien zu halten, wobei Viele auf Bäume stiegen, um ihn zu sehen und zu hören. Bei seiner ersten Predigt schon fand er aus der Menge denjenigen heraus, der für seinen Fehltritt unschuldig gebüßt hatte. Sogleich erzählte er die ganze Geschichte jenes Gartendiebstahls, erklärte seine Schuld, wie des Andern Unschuld, bat diesen inständig um Verzeihung und gab ihm zur Entschädigung zwei Maierhöfe, die sein Eigenthum waren. Die Ueberraschung des Mannes, der wegen der Erduldung eines kleinen Schadens nun so glänzend belohnt wurde, läßt sich denken. Außerdem machte der Heilige an seinem Geburtsorte noch eine Stiftung zum Beßten der Jugend und wirkte ungemein zur Erbauung Aller. (Dr. Herbst.)

Die böse Leidenschaft.

Die Sünde des Diebstahls hat eine ganz besonders verderbliche Folge in ihrer Gesellschaft, nämlich: die böse Gewohnheit. Nicht leicht wird derjenige über dieses Laster siegen, über welchen dieses Laster gesiegt hat. Denn schon das Sprüchwort sagt: „Ein Dieb läßt das Stehlen nicht.“ Nachfolgende Begebenheit liefert uns einen deutlichen Beweis hierfür. Ein Bauer schnitt aus Barmherzigkeit den Strick ab, an dem ein Dieb gehangen, und nahm diesen zu sich auf den Wagen, damit er sich erholen möchte. Kaum hatte der so Gerettete sich ein wenig erholt, so sprang er vom Wagen, dankte und ging weiter. Unterdessen spähete er aus, wo der Bauer mit seinen Pferden Einkehr nähme. Er ging nun heimlich in den Stall und nahm dem, der ihn vom Tode errettet hatte, die beiden Pferde. Man kam ihm aber bald auf die Spur, ergriff ihn, und er ward zum zweiten Male gerichtet und getödtet. „Der Dieb läßt das Stehlen nicht.“ Und es erprobt sich, was die Wahrheit spricht: „Wer Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde,“ er ist von ihr gefangen genommen; seiner Freiheit beraubt — muß er ihren Willen thun, wofür sie ihn dann mit dem Tode bestraft; denn „der Sünde Sold ist der Tod“. Stehlen wird gar bald zur unbezwingbaren Gewohnheit, die den Menschen zu Grunde richtet. (Dr. Haid.)

Wie sehr, o Mensch! sollst du nicht diese Sünde verabscheuen, da sie den Menschen zum Auswürflinge der Menschheit macht und ihn des Himmels beraubt! Mit Recht ruft der heil. Augustin (Enarr. in Ps. 28.) Allen, welche unrechtes Gut an sich reißen und des Diebstahls sich schuldig machen, zu: „Was hast du gewonnen, was verloren? Was du gewonnen hast, heißt Gold; was du verloren hast, heißt Glaube oder vielmehr Gott. Vergleiche einmal den Glauben oder Gott mit dem Golde! Du denkst an deinen Gewinn; denkst du aber auch an deinen Verlurst?“

Fr. Wer versündigt sich durch Raub und Diebstahl?

Antw. Nicht nur die eigentlichen Räuber und Diebe, sondern Alle, 1) welche ihnen rathen und beistehen, 2) welche wissentlich gestohlenes Gut kaufen, verkaufen, verbergen oder behalten, 3) welche gefundene oder geliebene Sachen nicht zurückgeben, 4) welche ihre Schulden nicht bezahlen, 5) Dienstboten und Kinder, die ihre Vorgesetzten und Eltern bestehlen, 6) Dienstherrschaften, die ihren Dienstboten und Arbeitern den Liedlohn vorenthalten, 7) diejenigen, die den schuldigen Zehnt ꝛc. nicht gehörig entrichten, 8) Vormünder, Vorsteher und Verwalter der Kirchen, die von dem fremden Vermögen für sich etwas zurückbehalten, 9) Bettler, die ohne Noth betteln und so den wahren Armen das Almosen wegstehlen, 10) Wilddiebe, Holzfrevler, Schwärzer, u. s. w.

Erläuterung. Kaum ist eine Sünde so allgemein in der menschlichen Gesellschaft, als der Diebstahl; man begeht sie und achtet gar nicht darauf. Daher sagt der heil. Chrysostomus, daß die Uebertretung des siebenten Gebotes ebenso allgemein, als leicht sei: allgemein wegen der Habsucht der Menschen, vermöge welcher der Eine den Andern beneidet; leicht wegen der mannigfaltigen Gelegenheiten, sich fremdes Gut aneignen zu können; denn das Sprüchwort sagt: „Gelegenheit macht Diebe.“ Jeder sagt: „Du sollst nicht stehlen!“ wie Wenige aber sagen: „Ich soll nicht stehlen!“ —

„Du, der du Andere belehrest, warum belehrest du dich nicht selbst? Du sagst, man dürfe nicht stehlen, und stiehlst selbst!“ (Röm. 2, 21.) Die verschiedenen Arten anzugeben, wie dieß im menschlichen Leben geschieht, ist unmöglich; die oben in der Antwort angeführten Fälle mögen zum Theil die gewöhnlichsten sein; wir lassen hierzu einige Beispiele folgen:

1) Gegen das siebente Gebot versündigen sich nicht nur Diebe und Räuber, sondern auch Solche, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, dazu rathen, dabei helfen, wissentlich gestohlene Sachen kaufen 2c. Wäre der Hehler nicht, so wäre auch der Stehler nicht. — Sei hier ebenso behutsam, wie Tobias! Als dieser ein Ziegenböcklein schreien hörte, welches von seinem Weibe als Verdienst für verrichtete Arbeit nach Hause gebracht worden war, war er sehr besorgt, es möchte entwendet sein, und sprach: „Gebet es seinem Herrn zurück! Denn etwas Gestohlenes dürfen wir weder essen noch anrühren.“ (Tob. 2, 21.)

Das gestohlene Kalb.

Wer gestohlenes Gut kauft, macht sich gleichfalls des Diebstahls schuldig, und es hilft ihm nichts, sagt der heil. Alphons von Liguori, wenn er sagt: „Kaufe ich es nicht, so kauft's ein Anderer.“ — Berme erzählt, daß ein Soldat einmal einer armen Frau ein Kalb nehmen wollte. Da fing die Unglückliche an zu weinen und sprach zu dem Soldaten: „Ach! warum wollet Ihr mir Armen meinen einzigen Besitz, dieses noch schwache Kalb, wegnehmen?“ Sie erhielt aber zur Antwort: „Wenn ich es nicht nehme, so nimmt es ein Anderer;“ und es ward das Kalb fortgenommen. Bald hierauf wurde nun dieser Soldat schwer verwundet. Während seiner schmerzlichen Krankheit quälten ihn die fürchterlichsten Traumbilder. Einmal erblickte er den bösen Feind, der gegen ihn die Geißel erhob und grausam auf ihn einschlug. Der Unglückliche fragte ihn wehmüthig: „Warum schlägst du mich?“ Der böse Feind aber antwortete: „Wenn ich dich nicht schlage, so wird dich ein Anderer schlagen.“ — Bei diesen Worten erinnerte sich der Kranke an sein Benehmen gegen jene arme Frau, der er das Kalb gestohlen hatte, und leistete sogleich den schuldigen Ersatz, auf daß sich sein Traum in der Ewigkeit nicht bewahrheiten möchte. — Lassen wir uns also nicht vom Teufel betrügen, und sagen wir ja nicht: „Wenn ich jene Sache nicht nehme, so nimmt sie ein Anderer!“

2) Auch Kinder dürfen ihren Eltern nichts entwenden; denn sie bringen dadurch nicht selten die Dienstboten in falschen Verdacht und entziehen ihren Geschwistern etwas vom Erbtheile. Darum steht im Buche der Sprüchwörter (28, 24.): „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas nimmt und spricht, es sei keine Sünde, der ist der Genosse eines Mörders.“ Auf dieselbe Weise versündigen sich auch Dienstboten, welche ihren Dienstherrschaften etwas veruntreuen. Es geht da oft von kleinen Diebereien zu großen, und die Strafe bleibt nicht aus.

Der diebische Bauernknecht.

Ein Bauernknecht war voll Habsucht und nährte in sich fortan den Gedanken, nicht eher zu ruhen, als bis er sich ein Bauerngut erworben hätte. Zur Erreichung seines Zweckes war ihm kein Mittel zu schlecht. Er sparte zwar und arbeitete; aber das genügte ihm nicht. Das Geld war sein Gott, und wo immer er es erlangen konnte, war es ihm recht. Er bestahl endlich seinen Herrn auf verschiedene Weise. Anfangs gab er den Pferden kaum die Hälfte des Futters, und verkaufte dann das Uebrige. Später, als er bemerkte, daß sein Herr einige hundert Thaler vorräthig habe, stahl er sie. Allein an einer seltenen Münze wurde er entdeckt, und anstatt eines Bauerngutes bekam er den verdienten Lohn in einem Zuchthause.

3) Aber auch Dienstherrschaften können an ihren Dienstboten und Arbeitern einen Diebstahl begehen, wenn sie denselben den Lohn oder die schuldige Zahlung vorenthalten. „Man nennt dieß,“ sagt der heil. Alphons von Liguori, „Diebstähle der großen Herren, und beunruhigt sich deßhalb nicht gar sehr. Aber, ach! wie Viele werden um dieser Sünde willen dereinst in die Hölle verstoßen werden!“ „Das Brod der Armen,“ sagt die heilige Schrift, „ist das Leben des Armen; wer ihn darum bringt, ist ein Mörder.“ (Ekkli. 34, 25.) Diebstahl und Todtschlag zugleich aber ist es, wenn man armen Handwerkern,

die auf jeden Tag schon ihre etlichen Kreuzer Einnahme berechnen, weil sie davon leben müssen, den verdienten Taglohn zurückbehält und dadurch ihr Elend vermehrt, ihr Leben abkürzt. „An demselben Tage sollst du ihm den Lohn seiner Arbeit geben noch vor Sonnenuntergang! Denn er ist arm." (So spricht Gott im 5. Buche Mos. 24, 25.)

Jusurannus von Flandern.

Jusurannus, ein Sohn des Grafen Luderikus von Flandern, verschob es zur Zeit einer Hungersnoth, einen Korb voll Früchte zu bezahlen, den er einer armen Frau abgekauft hatte; wegen dieses Aufschubes aber starben die drei Kinder dieser unglücklichen Mutter. Ob dieses Verbrechens ließ nun der Vater seinem Sohne den Kopf abschlagen. So erzählt der heil. Alphons von Liguori in seinem Katecheten. — Ach! wie schmählich ist es aber auch, Jenen etwas zu nehmen, denen zu geben uns befohlen worden ist, nämlich den Armen!

4) Einen Diebstahl begehen auch Jene, die leichtsinnig Schulden machen und sich um die Abzahlung derselben nicht mehr kümmern. Die Bedürfnisse des Menschen lassen sich in's Unglaubliche verkleinern; würden sie dieses ernstlich thun wollen, würden sie sich ernstlich und redlich um Arbeit umsehen mögen, so würden sie gewiß dazu kommen können, ihre Gläubiger allmählig zu befriedigen. Da ihnen aber hierzu aller Wille fehlt, so sündigen sie, weil sie fremdes Gut nicht wieder zu erstatten suchen.

Die in die Enge getriebenen Schuldner.

Zur Zeit als Sixtus V. auf den päpstlichen Stuhl gelangte, hatte der römische Adel die Gewohnheit, Alles auf Kredit zu kaufen, ohne daran zu denken, die Kaufleute auch zu bezahlen; und wenn diese die Bezahlung forderten, so wies man sie oft mit Spott und Beleidigungen der gröbsten Art zurück. Ein Kaufmann beklagte sich hierüber bei dem Papste selbst, und erzählte, wie er von einem Edelmanne, der ihm schon lange eine bedeutende Summe schuldete, nach unzähligen Forderungen noch nie einen Kreuzer, sondern immer nur die Antwort erhalten habe: „Die Edelleute bezahlen nach Belieben." Den Papst verdroß diese Ungerechtigkeit sehr; er ließ diesen Edelmann augenblicklich herbeiholen, und, nachdem er seine Schulden anerkannt hatte, ihn auf so lange in das Gefängniß abführen, bis er dieselben völlig werde abgetragen haben. Der Papst ging noch weiter; denn da diese ungerechte Weise gegen die Kaufleute sehr allgemein war, so ließ er alle Kaufleute zusammenkommen, bezahlte ihnen selbst ihre Forderungen an Edelleute und ward hiermit der Gläubiger für alle solche Schuldner. Hierdurch fühlten sich viele Adelige stark in die Enge getrieben und dachten ernsthafter an die Bezahlung ihrer Schulden; denn sie hatten es nunmehr mit dem heiligen Vater, ihrem Landesherrn, dessen strenge Gerechtigkeit sie kannten, selbst zu thun. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß überhaupt unter diesem Papste in allen Stücken die pünktlichste Gerechtigkeitspflege herrschte, so daß die Richter, wenn sie schlechte Kunstgriffe der Advokaten und Partheien merkten, zu sagen pflegten: „Vergesset nicht, daß der Papst Sixtus noch am Leben ist!" (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

5) Ebenso versündigen sich Vormünder, Vorsteher und Verwalter der Kirchen, die von dem fremden Vermögen ungerechter Weise etwas für sich behalten oder nehmen. Raub des Kirchengutes ist sogar Gottesraub und bringt nie Heil und Segen, wohl aber Schmach und Verderben.

Geistliches Gut geraubt, bringt Verderben.

Von Heinrich VIII., König in England (1509—1547), sagt uns die Geschichte, daß er, außer andern Grausamkeiten und Gewaltthaten, mehr denn tausend Kirchen und Klöster, und darunter die ansehnlichsten und vermöglichsten Abteien, beraubte und zerstörte, so daß wohl der zehnte Theil hinreichend gewesen wäre, den königlichen Hof zu unterhalten. Aber es verfloßen kaum drei oder vier Jahre, so war aller Reichthum wie der Sand vom Winde verweht, und

Heinrich war ein armer König, der seine Unterthanen mit Auflagen furchtbar drückte. Sterbend sprach er zu seinen Freunden: „Wir haben Alles verloren.“ Gottes- oder Kirchenraub führt zur Armuth, zum Verderben.

Für Kirchenräuber jeder Art dürfte nachfolgende Fabel sehr passend sein: Ein Storch sah von der Höhe seines Nestes aus das Opferfleisch, welches über der Gluth Gott, dem Herrn, als Opfer brannte. Eilig ließ er sich hinab und raubte ein Stück desselben und brachte es seinen Jungen zum Neste hinauf. Es hing aber an dem geweihten Fleische eine glühende Kohle, die sein Auge nicht bemerkte. In kurzer Weile begab er sich zu gleichem Raube hinab, um ein zweites Stück den Jungen zu bringen. Indessen aber zündete die glühende Kohle das Nest an, und es ging mit den jungen Störchen in Flammen auf. Das Nest und die Jungen waren zerstört. — Geistliches Gut geraubt, bringt Verderben. (Dr. Haid.)

6) Unter die Diebe sind auch zu zählen jene Müssiggänger, die ohne Noth oder aus Abscheu vor der Arbeit auf dem Bettel herumlaufen, und so Gott, dem Herrn, die kostbare Zeit, den würdigen Armen aber das Almosen abstehlen.

Das ungerecht empfangene Almosen.

Es war einmal ein gesunder und rüstiger Bettler, der immer müssig ging. Man hatte ihn oftmals ermahnt, daß er arbeiten und dem gemeinen Wesen dienen sollte. Das aber wollte er nicht thun. Nun begab es sich eines Tages, daß er von eitel Trägheit und Müssiggang auf einem Wege einschlief. Ein frommer Mann trat hinzu, zog aus dessen Bettelsack ein Stücklein Brodes hervor und legte es auf die Brust des Schlafenden. Alsbald fing dieser an, sich übel zu geberden und kläglich zu wimmern. Da der fromme Mann dieß sah, weckte er ihn aus dem Schlafe und sprach: „Mein Bruder! was fehlt dir, daß du so schwer jammertest?“ „Es hat mich,“ erwiderte darauf der Bettler, „bedünkt, als ob ein großer Berg auf mir läge, der mich bis in die Hölle hinab drücken wollte.“ Jetzt sprach der Mann zu ihm: „Du irrest, mein Bruder! nicht ein Berg lag auf dir, sondern ein geringes Almosen aus deinem Sacke. Bedenke nur, wie schwer einst die Almosen dich drücken werden, die du in eitel Müssiggang bettelst und verzehrst!“ (Moral in Beisp. II. Band.)

Wir stellen diesem folgendes Beispiel eines gewissenhaften Armen gegenüber.

Das heimbezahlte Almosen.

Ein alter, schwacher Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt aus dem Armeninstitute eine Armenportion, damit er nicht der Noth, Hunger zu leiden, ausgesetzt wäre. Im Jahr 1785 wurde ihm unvermuthet ein Schuldposten heimbezahlt, den er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich ging er zum Amtsvorsteher und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen. Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine übrigen wenigen Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon Unterhalt genug aus der Armenkasse erhalten, und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genieße. Ich bitte Sie deßhalb, mein Herr! nehmen Sie dieß (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) zur Unterstützung eines Dürftigeren an, als ich nun bin! Sollten meiner übrigen Tage nur wenige sein, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen! Indeß danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir bisher zugetheilte Unterstützung. Gott lohne Sie dafür!“ —

7) Gegen das siebente Gebot versündigen sich endlich die sogenannten Schwärzer, die heimlich ausländische Waaren hereinbringen, ohne die dafür schuldigen Zoll- und Mauthabgaben zu entrichten; ebenso die Wilddiebe, die Holzfrevler, und die sich Malzdefraudationen erlauben u. s. w.

Der beschämte Holzfrevler.

Ein Mann, der schon öfter Holz aus den Waldungen entwendet hatte, entschuldigte sich, als er von seiner Obrigkeit darüber zur Rede gestellt wurde, damit, daß er es für keine Sünde halten könne, indem ja Gott das Holz für alle Menschen wachsen lasse. Da er aber deßungeachtet gestraft wurde, so äußerte er seine Unzufriedenheit und legte seinen Trotz in hartem Tadel über die Obrigkeit an den Tag. Nun ereignete es sich aber, daß er einstmals einige Knaben in seinem Garten ertappte, welche ihm so eben einen Baum voll Aepfel abgeleert hatten. Er führte sie sogleich zu Gericht und klagte sie als Diebe vor eben demselben Richter an, vor welchem er jene Aeußerung gemacht hatte. Nachdem dieser lange seinen Schmähungen schweigend zugehört hatte, sprach er sich endlich dahin aus, daß er diese That für keinen Fehltritt halten könne, da Gott das Obst für Alle wachsen lasse. Der Kläger ließ sich aber damit nicht abfertigen, sondern forderte in dreisten Ausdrücken die Bestrafung der Knaben, sich darauf stützend, daß der Baum auf seinem Grunde stünde. Da bestrafte nun der Richter die kleinen Diebe, wie sie es verdienten, erinnerte aber nachdrücklich den Kläger an seine jüngst gemachte Aeußerung, indem er sprach: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht!"

2) Betrug.

Fr. Wie kann man sich durch Betrug versündigen?

Antw. 1) Wenn man den Nächsten im Handel hintergeht, z. B. mit falschem Maße, Gewichte, Geld oder schlechten Waaren; 2) wenn man sich für seine Arbeit oder Waare zu viel bezahlen läßt; 3) wenn man die Gränzsteine in den Feldern verrückt; 4) falsche Scheine oder Urkunden verfertigt u. s. w.

Erläuterung. Auf solche Weise versündigen sich: Schneider, welche zu viel Tuch behalten; Schuster, welche die Sohlen nur zusammenleimen, oder statt des Leders nur Filz oder Pappendeckel auflegen; Zimmerleute, die an Brettern die wurmstichigen Theile mit Leim oder Sägespänen verdecken; Krämer und Kaufleute, die falsches Maß und Gewicht haben; Weinwirthe, die ihre Weine verfälschen; Bierwirthe, die immer Wasser nachbräuen; Spinnerinen und Weber, welche das Gespinnst in feuchte Orte legen, oder es vertauschen, oder auch etwas zurückbehalten 2c. 2c. Alle diese Betrügereien bringen keinen Segen.

Unrecht Gut thut nicht gut.

Ermoald, ein angesehener Mann, sandte unter der Herrschaft des Chilperich, Königs der Franken, vierzig Goldstücke an den Abt Launomar und ließ ihn bitten, sie unter die Armen auszutheilen, damit er von der Krankheit geheilt würde, welche ihn mit dem Tode bedrohe. Launomar, der von Ermoalds Rechtlichkeit niemals viel Rühmliches gehört hatte, weigerte sich lange, das Geld anzunehmen. Auf vieles Andringen befahl er aber endlich dem Boten, zu warten, und trug es in sein Oratorium. Dort legte er, nachdem er Gott angerufen hatte, daß dieses aufgeopferte Gut von ihm mit Wohlgefallen möchte aufgenommen werden, die Goldstücke auf den Altar, nahm eines nach dem andern in die Hand, es bedächtlich wägend und prüfend, wobei er jedes Mal, zum Erstaunen der Umstehenden, die ihm zusahen, eine Kniebeugung vorausschickte. Endlich behielt er ein einziges Goldstück, — das er als rechtlich erworben erkannt hatte; die andern neunundbreißig aber gab er dem Boten mit der Mahnung zurück: „Sage deinem Gebieter: dieses Geld sei ungerecht erworben, könne also das Urtheil Gottes nicht verändern, auch weder seines Lebens Verlängerung, noch Vergebung der Sünden erwirken; er möge also das ungerechte Gut erstatten und für sein Heil sorgen; denn dießmal werde er sterben!" Diese Worte gingen auch bald in Erfüllung... Wer ein Opfer darbringt aus dem Gute der Armen, ist gleich Einem, der den Sohn schlachtet in Gegenwart des Vaters." Ekkli. 34. (Dr. Haid.)

3) Wucher.

Fr. Wer versündigt sich durch Wucher?

Antw. 1) Wer für das Geliehene unerlaubte Zinsen fordert; 2) wer das Getreide oder die Waaren zusammenkauft, um den Preis in die Höhe zu treiben; 3) überhaupt Alle, welche die Noth oder Unwissenheit des Nächsten zu ihrem eigenen Vortheile oder Gewinne mißbrauchen.

Erläuterung. Unter Wucher im Allgemeinen versteht man jeden übermäßigen und ungerechten Gewinn. Vorzüglich aber gibt es zwei Arten des allerschädlichsten Wuchers, unter welchem die Armen und Minderbemittelten oft so schwer leiden müssen — nämlich Getreid- und Geldwucher: a) Getreidwucher, wenn ein Geldgieriger das Getreide zusammenkauft, es aufspeichert und so eine Theuerung herbeiführt, um seinen Vorrath recht hoch an die Armen zu verkaufen; b) Geldwucher, wenn der Capitalist seine Capitalien zu ungesetzlich hohen Zinsen ausleiht und so denjenigen drückt, der eben Geld benöthigt. Landesübliche Zinsen zu nehmen ist indeß keine Sünde, weil der Capitalist beim Ausleihen immer etwas daran wagen muß, derjenige aber, welcher zu leihen nimmt, durch das Anlehen etwas gewinnen kann. — Der Wucher ist eines der abscheulichsten Laster auf Erden, und Gott straft ihn an dem Wucherer oder doch gewiß an seinen Kindern. „Wer auf Wucher nimmt, spricht Gott der Herr, und darüber nimmt, — sollte der leben? Nein! er soll nicht leben! Er soll, da er alle diese Gräuel gethan hat, des Todes sterben! An seinem Blute trägt er selbst die Schuld." (Ezech. 18, 13.)

Vermeide ungerechtes Gut,
Weil Gottes Strafe darauf ruht!
Es hilft dir nichts; denn wie gewonnen,
Sagt man im Sprüchwort, so zerronnen.

Wucherers Ende.

Der heil. Bernhard erzählt in einer seiner Schriften folgendes abschreckende Beispiel von einem Wucherer. Ein Bürger zu Arimino, einer Stadt in Italien, der mittelmäßiges Vermögen besaß, legte einen großen Theil davon auf ungerechten Zins, brachte damit manche Wittwe um ihr Gut, das sie ihm hatte versetzen müssen, und machte manchen Unglücklichen, der sich mit dem entlehnten Gelde dieses Wucherers helfen wollte, vollends arm. Fast Jeden, der sich mit ihm in Handelsgeschäfte einließ, wußte er zu übervortheilen und zu beschneiden.

Da der Geizige niemals genug hat, so dachte er noch auf ein anderes Mittel, wodurch er die Sparpfennige des Nichtvermöglichen an sich bringen und seinen Reichthum vermehren konnte. Er kaufte nämlich in der Stille viel Getreide zusammen, da sich in Folge eines Mißwachses voraussehen ließ, daß eine Erhöhung der Getreidepreise, wo nicht gar eine Theuerung eintreten werde. Wirklich zeigte sich bald, daß die Besorgniß nicht ungegründet war. Der Preis der Früchte stieg in kurzer Zeit wegen des allgemeinen Mangels so hoch, daß ein Maß von anderthalb Malter um vierzig Sold *) verkauft wurde, und daß somit das Schäffel beiläufig auf siebenzig Gulden zu stehen kam. An dieser Theuerung trug große Schuld der genannte Kornwucherer, der vor dem Eintritte der Theuerung eine ungeheure Menge Getreides aufgekauft, und dann bei sich beschlossen hatte, seine Speicher nicht eher den Dürftigen zu öffnen, als bis der Preis nicht noch um zehn Sold (fast um zwanzig Gulden) höher gestiegen wäre.

Die Noth in der Stadt wurde allmählig größer, und endlich so groß, daß Vielen der Hungertod bevorstand, weil sie die hohen Summen nicht auftreiben konnten, um sich Nahrungsmittel zu kaufen. Man ging mit Ernst an diesen Menschen, seinen Vorrath herzugeben; allein er wußte hundert Ausflüchte, verläugnete zum Theil seinen Vorrath, indem er vorgab, er habe schon gleich beim Beginne der Theuerung davon mitgetheilt, um der allgemeinen Noth abzuhelfen. Er verbarg nun sein Getreide, so gut er konnte; und um dem täglichen Bitten und Weinen auszuweichen, ging er auf eines seiner Landgüter.

Der Wucherer will keinem Menschen nützlich sein; er flieht die Gelegenheit, seinem Nächsten zu helfen. Aber nun verlegt ihm Gott den Weg mit Dornen

*) Der Sold beträgt nach unserm Gelde etwas weniger als zwei Gulden.

und macht ihm seinen Reichthum schwer und bitter. Wie ein sorgfältiger Landmann, der über seine Wiesen und Aecker keine Wege dulden will, Dornen steckt und Gruben aufgräbt, so steckt auch die göttliche Weisheit um den Reichthum Dornen, damit diejenigen sich verwunden mögen, die nach demselben streben.

Unsern Wucherer quälten unaufhörlich nagende Sorgen: jede Maus, die sich zur Nachtszeit regte, jagte ihm neuen Schrecken ein; den Schatten an der Wand hielt er für einen Dieb; er traute den redlichsten Personen nicht; es schmeckte ihm kein Essen, kein Trinken; er hatte keinen Schlaf; jedes Vergnügen, das er genießen wollte, ward ihm durch seine Unruhe und Gewissensbisse verkümmert.

Der Wucherer befand sich noch nicht lange auf seinem Gute, als die harte Zeit plötzlich sich änderte. Zwei Kornhändler aus der Stadt Apulia, im Königreiche Neapel, hatten in der Ferne vieles Getreide gekauft und selbes auf einem großen Schiffe nach der Stadt Arimino geführt, wodurch der hohe Preis fiel, und den bedrängten Bürgern ihr Elend um Vieles erleichtert wurde. Man konnte wieder Brod essen, Gewerbe und Handel gingen wieder, und die Freude des Volkes war nicht auszusprechen.

Während der Wucherer auf seinem Einödhofe in heftigster Ungeduld nach der Erhöhung des Preises schmachtete und sich kaum selbst mehr das Essen gönnte, hörte der Lärm unter dem Volke auf einmal auf, so daß er gar nichts mehr vernahm.

Endlich ging viel Volkes nach einem abgehaltenen Markte nicht weit von seinem Hofe vorbei. Er schrie und fragte, ob der Preis des Getreides noch nicht gefallen sei. Dabei heuchelte er Mitleid mit den Armen und hoffte schelmisch, nun seinen Zweck bald zu erreichen. Zu seinem größten Schrecken mußte er aber hören, daß das Getreid im Preise nicht nur einigermaßen gesunken, sondern von vierzig Sold auf drei und einen halben herunter gefallen sei.

Er konnte sich nicht vorstellen, daß dieß möglich sei, und glaubte dem Gehörten noch nicht. Als aber beständig Getreid tragende Esel vorbei passirten, und immer die alte Nachricht kam, daß man um drei und einen halben Sold Getreid genug haben könne, so ging er etliche Tage nach einander auf die Straße, hörte aber nie etwas Anderes, als: „Um drei und einen halben Sold!"

Nachdem er jetzt ganz überzeugt war, daß das Getreide wirklich um diesen geringen Preis verkauft wurde, kam er ganz außer sich und rief voll Verzweiflung: „O weh mir — um drei und einen halben Sold!" und dieß wiederholte er öfter im Tage, ohne sich von den Seinigen auf andere Gedanken bringen zu lassen. Er härmte sich ab und jammerte so unabläßlich, daß er endlich krank ward und dem Tode nahe kam. Die Leidenschaft verzehrte ihn vollends; und seine letzten Worte waren noch: „Weh mir! um drei und einen halben!" —

Wie kann ein Herz, das so am Irdischen hängt und so gar keinen Sinn für's Himmlische hat, empfänglich sein für die Seligkeit jenseits, wo keine irdischen Güter und Freuden mehr sind? Ein so leidenschaftlicher Mensch würde selbst im Himmel keinen Himmel haben. Gott braucht deßhalb solche Menschen nicht zu verdammen, sie verdammen sich selbst. (Aehrenlese.)

Der verhinderte Wucher.

Als der Erzherzog Albert die Verwaltung der Niederlande antrat, fand er in diesem Lande eine Menge Menschen vor, die man Lombarden nannte, weil sie Geld auf Pfänder ausliehen und so hohe Zinsen nahmen, daß ihr Handel ein eigentlicher Wucher war. Es kamen darüber tausend Klagen vor seine Ohren, und es kränkte ihn sehr, hören zu müssen, wie diese Leute mit ihrem Pfänderwesen die Armen aussaugten und oft um Hab und Gut brachten. Er nahm sich deßhalb fest vor, diesen Wucherern entweder ihr schlechtes Handwerk ganz niederzulegen, oder sie auf mäßige Zinsen zu beschränken, und brachte die Sache an seinen Staatsrath. Da fanden sich Mehrere, welche dem Herzog die Ausführung seines Vorhabens höchlich mißriethen, weil sich dadurch ein großer Ausfall in den

Staatseinnahmen ergeben würde, indem diese Lombarden, um geduldet zu werden, große Summen an den Staat bezahlten. Allein Fürst Albert erwiderte: „Ich will, daß man durchweg auf das sehe, was gerecht ist, und nicht auf das, was mein Nutzen ist." Worte, eines christlichen Fürsten würdig, der auch oft zu sagen pflegte: „Ich will lieber erfahren, daß alle meine Unterthanen von mir abfallen, als daß sie auch nur in geringen Dingen sich vom Rechte entfernen!" (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

4) Andere Beschädigungen am Eigenthume des Nächsten.

Fr. Wie versündigt man sich durch sonstige Beschädigung?

Antw. 1) Wenn man fremde Wiesen, Saaten oder Bäume verdirbt; 2) fremdes Vieh verwundet oder tödtet; 3) wenn man durch Spiel oder Verschwendung seine Familie in Noth bringt; 4) wenn man die schuldige Arbeit vernachläßigt; 5) wenn man Handwerker oder Kaufleute verschreit, um ihnen die Kunden zu entziehen; 6) wenn man ungerechte Prozesse führt; 7) wenn man nicht Wiedererstattung leistet, u. s. f.

Der ungerechte Prozeßführer.

Es gab in Mailand einen Advokaten, der überaus fruchtbar an Kniffen war und eine solche Gewandtheit hatte, Prozesse in die Länge zu ziehen, daß alle Diejenigen, welche den Forderungen der Gerechtigkeit sich zu entziehen Lust hatten, nur zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Galeas, der Fürst von Mailand, hatte darüber schon tausend Beschwerden vernehmen müssen, und wollte nun einmal die Stadt von einem so gefährlichen Menschen befreien. Er ließ darum den Advokaten zu sich rufen, sagte ihm, daß er seinem Bäcker tausend Thaler schuldig sei, und Lust hätte, ihn so leicht nicht zu bezahlen, wenn er ein Mittel hätte, den Prozeß in die Länge zu spielen. Der Advokat, höchst erfreut darüber, daß der Fürst seine Dienste begehrte, versicherte ohne weiters, daß er im Stande sei, den Prozeß auf zehn Jahre und weiter noch hinaus zu ziehen, wenn es dem Fürsten also beliebte; und daß er unterdessen keinen Kreuzer Honorar für seine Bemühung haben wolle. Der Fürst brauchte nicht mehr; er erklärte dem Advokaten, daß er nun selbst überzeugt sei von dem, was das Gerücht bisher über seine Gewandtheit in Prozeßsachen geurtheilt habe; ließ ihn darauf gefangensetzen, und den Gerichten übergeben. Sein Prozeß fiel aber sehr übel für ihn aus; er wurde von dem Senate in Mailand zum Tode verurtheilt. (Dr. Herbst.)

Wiedererstattung ist selten.

Eine der häufigsten Sünden gegen das siebente Gebot ist die Vernachläßigung der Wiedererstattung. „Es gibt nur Wenige," sagt der heil. Alphons von Liguori, „die das fremde Gut zurückerstatten, wie dieß die Erfahrung lehrt. Ach! wie viele Diebstähle geschehen alle Tage, und wie wenige Rückerstattungen werden geleistet! Das Sprüchwort sagt, daß gekochtes Fleisch nicht wieder in's Schlachthaus zurückkommt. — Verme erzählt in seinem Unterricht, daß einmal ein alter Einsiedler den Lucifer auf einem Thron erblickte, vor dem ein Teufel stand, der so eben von der Erde zurückkam. Auf die Frage Lucifers: warum er so spät zurückkomme? antwortete der Teufel: er habe gewartet, um einen Dieb zu versuchen, daß er die Zurückerstattung unterlasse. Da sprach Lucifer: „O du Einfältiger! weißt du denn nicht, daß, wer fremdes Gut genommen hat, es ohnehin nicht mehr zurückzugeben pflegt? Wie hast du auch nur so viele Zeit unnütz verlieren können? Wahrlich! du verdientest eine Züchtigung!" — Lucifer hat Recht; und warum? weil gekochtes Fleisch nicht mehr in's Schlachthaus zurückkehrt." (Des heil. Alph. Liguori Katechet, S. 141.)

Fr. Was sollen wir erwägen, damit wir uns nicht am fremden Gute vergreifen, oder dessen Wiedererstattung unterlassen?

Antw. 1) Daß es uns der Tod doch entreißen wird, und vielleicht früher, als wir es erwarten; 2) daß fremdes Gut nicht Glück und Segen bringt, sondern Unheil, Fluch, Gewissensangst und ein unseliges Ende; denn „wer Unrecht säet, wird Unglück ärnten" (Sprüchw. 22, 8.); 3) daß nichts unsinniger ist, als um eines vergänglichen Gutes willen

den Himmel zu verscherzen und seine Seele in's unauslöschliche Feuer zu stürzen. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" (Matth. 16, 26.)

Erläuterung. Ungerechtes Gut fruchtet weder dem, der es ungerecht an sich gebracht, noch seinen Erben. „Wehe dem, der ungerechtes Gut häuft! Dieß spricht der Herr der Heerschaaren: Sie werden bauen, und ich will abbrechen." (Habak. 2, 6. Malach. 1, 4.) Das allerunglückseligste Beispiel haben wir an Judas, der die dreißig Silberlinge auf so gottlose Weise erwarb. Was haben sie ihm genützt? Welche Unruhe, welche Seelenangst bemächtigte sich seiner! Und was war das traurige Ende dieses Unseligen? Er erhenkte sich. (Matth. 27.) Aber auch den Kindern und Nachkommen bringt ungerechtes Gut kein Heil; es fehlt hierzu nicht an Beispielen.

Auf ungerechtem Gute ruht Unheil und Verderben.

(Biblische Beispiele.)

Achan nahm einen rothen Mantel und zweihundert Sekel Silber, und eine Goldstange, fünfzig Sekel an Gewicht. Dieses einzigen ungerechten Gutes wegen strafte Gott das ganze Heer. Die Israeliten gingen vor ihren Feinden, welche sie zuvor verachtet hatten, so furchtsam flüchtig, daß ihr Herz, nach dem Ausdrucke der Schrift, wie Wasser zerfloß. Und blieb es wohl bei dieser Strafe? Nützte das ungerechte Gut den Kindern Achans? Nichts weniger; wohl aber wurden sie wegen desselben sämmtlich getödtet. „Sie (die Israeliten) nahmen den Achan, und das Silber und den Mantel und die Goldstange, auch seine Söhne und Töchter, seine Rinder und Esel und Schafe und sein Zelt und alle seine Geräthe und steinigten ihn und verbrannten Alles, was er hatte, mit Feuer." (Jos. 7, 24. 25.) — Der Prophet Elisäus reinigte Naaman, den Heeresfürsten des Königs von Syrien, vom Aussatze. Dieser bot ihm dafür die ansehnlichsten Geschenke; der Prophet aber schlug sie aus. Giezi, der Diener des heiligen Mannes, sprach aber bei sich, als Naaman wieder heimzog: „Ich will ihm nachlaufen und etwas von ihm nehmen." Dieses that er auch; und Naaman gab ihm mit Freuden zwei Talente Silbers und zwei Wechselkleider. Indeß fragte Elisäus seinen Diener, weil er im Geiste das Vorgegangene gesehen: was er in seinem Namen von dem Syrier begehrt habe? Giezi läugnete; der Prophet aber sprach zu ihm: „Also hast du nun Silber empfangen und Kleider, um Oelgärten zu kaufen, und Weinberge und Schafe und Rinder und Knechte und Mägde; aber auch der Aussatz Naamans wird dir anhangen, dir und deinen Nachkommen bis in Ewigkeit." Und Giezi ging hinweg von ihm — über und über vom Aussatze bedeckt. (4. Kön. 5.)

Ein ähnliches Loos hatte Achab, König von Samaria. Naboth, ein Bürger Samariens, hatte nahe am Palaste des Königs einen Weinberg. Der König wünschte ihn durch Tausch oder für Geld zu erhalten. Aber Naboths Seele hing an diesem Garten, weil er das Erbe seiner Väter war. Achab war sehr unzufrieden. Da kam Jezabel, sein gottloses Weib, auf den Gedanken, an die Aeltesten im Namen des Königs zu schreiben, daß sie eine Fasten ansagen und wider Naboth falsche Zeugen auftreten und ihn steinigen lassen sollen. Naboth ward gesteinigt, und Achab nahm den Weinberg zu sich. Da sandte Gott den Propheten Elias zu Achab, um ihm den Untergang vorauszusagen. Und das geschah auch. Achab zog in den Krieg wider die Syrer. Alle Propheten weissagten ihm Gutes; nur der Prophet Michäas sagte ihm den Untergang voraus. Und so geschah es. Er fiel, und die Hunde leckten sein Blut auf. Das war der Lohn seiner Ungerechtigkeit. Er und sein Haus kamen um. — Was Eltern ungerechter Weise für ihre Kinder sammeln, verschwindet bald, und bringt über sie selbst nur Schmach und Verderben. Also spricht der Prophet: „Wehe dem, der aus Geiz ungerechtes Gut für sein Haus sammelt, damit seine Wohnung auf die Höhe komme!" Und wiederum: „Du hast auf Anschläge gedacht zur Schande deines Hauses." Es glückt aber nicht; entweder sterben die Kinder frühzeitig, oder sie verderben. Das Sprüchwort sagt: „Vom ungerecht erworbenen Gute kommt nichts auf den dritten Erben." —

Wie gewonnen, so zerronnen.

Der Kaliph Hescham, welcher im Jahre 742 in Raspa starb, hatte nur Sinn für kleinlichen Gewinn, und dann das Gewonnene stets durch neuen Gewinn zu vermehren. Nicht selten eignete er sich sogar das Eigenthum Anderer zu; und als er starb, fand man 700 ungeheure Kasten mit Goldstücken gefüllt. Er besaß in seinen prächtig erbauten Marställen 4000 Pferde und hatte einen so großen Vorrath an Kleidungsstücken und prachtvollen seidenen Gewanden, daß zur Fortschaffung derselben mehr als 600 Kameele nothwendig waren. Er hatte bloß 10,000 Hemden und zu seinen Beinkleidern mehr als tausend Gürtel gehabt. Einige Tage vor seinem Hinscheiden fiel er in eine tiefe Ohnmacht. Man glaubte, er sei gestorben. Boten eilten sogleich, die frohe Kunde seinem Neffen Valid, der ihm auf dem Throne nachfolgen sollte, zu hinterbringen; und dieser eilte nun nicht weniger, einige seiner Vertrauten nach Damaskus zu schicken, um in seinem Namen von der Schatzkammer Besitz zu nehmen. Gegen alles Vermuthen erholte sich indessen Hescham wieder, und unkundig dessen, was vorgefallen war, sandte er nun ebenfalls einige seiner Leute nach Damaskus, um eine gewisse Summe, über die er noch vor seinem Ende verfügen wollte, sich aus der Schatzkammer bringen zu lassen. Aber Jene, deren Aufsicht sie schon war übergeben worden, horchten mehr auf die Worte des Lebenden, als des in den letzten Zügen liegenden Beherrschers der Gläubigen; dem in Raspa sterbenden Kaliphen ließen sie also jetzt auch nicht eine kupferne Dirhem mehr verabfolgen. Als Hescham dieß hörte, rief er aus: „So war ich denn in meinem ganzen Leben nur der Schatzhüter Valids?“ Dieß waren seine letzten Worte; einige Augenblicke nachher gab er den Geist auf. Kaum war er todt, als sogleich die Wache abzog, und auch alle Diener des Verstorbenen zu dem neuen Kaliphen eilten. Heschams Palast stand öde und der Plünderung offen, ward auch in wenigen Stunden so rein ausgeplündert, daß, als man die Leiche waschen wollte, nicht einmal ein Becken mehr da war. Auch kein Leichentuch konnte man finden, um den entseelten Körper einzuwickeln. Ein Freigelassener machte es jetzt seinem ehemaligen, nunmehr todten Herrn zum Geschenke; und so starb Hescham, der reichste Monarch der Erde, der Besitzer ungeheurer Schätze, ärmer als der ärmste Muselmann im ganzen Reiche. — Auf den Sparer kam der Zehrer. Valid war bemüht, die gehäuften Schätze auf die tollste, abgeschmackteste Weise wieder zu verschwenden. (Stolberg's Religionsgeschichte. 24. Bd. S. 130.) **Wie gewonnen, so zerronnen!**

Texte: Von den verschiedenen Sünden gegen das siebente Gebot.

a) **Aus der heil. Schrift.** 1) **Diebstahl.** „Du sollst nicht stehlen!“ (2. Mos. 20, 15.) „Auf den Dieb wartet Schande, auf den Doppelzüngler ein gar schlimmes Urtheil.“ (Sir. 5, 17.) „Wehe dem, der ungerecht Gut sammelt und sich zu retten glaubt aus des Unglücks Hand!“ (Hab. 2, 9. Vgl. 3. Mos. 6, 2—3.) „Ihr sollet nicht stehlen; ihr sollet nicht lügen und nicht betrügen Einer den Andern!“ (3. Mos. 19, 11.) „Weder Diebe, noch Geizhälse . . . werden das Reich Gottes besitzen.“ (1. Kor. 6, 10.) „Wer gestohlen hat, stehle fürder nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, um dem, der Mangel hat, mitzutheilen!“ (Ephes. 4, 28.) 2) **Betrug.** „Keiner soll den Andern im Handel und Wandel übervortheilen! Denn Alles das bestraft der Herr.“ (1. Thess. 4, 6.) „Wer Schätze sammelt mit lügenhafter Zunge, ist eitel und unsinnig und fällt in die Stricke des Todes.“ (Sprüchw. 20, 6.) „Ihr sollet kein Unrecht thun in der Elle, im Maße, im Gewichte! Ein Gräuel ist bei dem Herrn ein doppeltes Gewicht; eine falsche Waage ist nicht gut.“ (3. Mos. 19, 35. Sprüchw. 20, 23. Vgl. 5. Mos. 25, 15.) 3) **Wucher.** „Du sollst mein armes Volk nicht mit Wucher unterdrücken!“ (2. Mos. 20, 25.) „Wenn dein Bruder verarmt und unvermögend wird, so sollst du von ihm nicht Wucher nehmen, noch mehr, als du ihm gegeben hast! Fürchte deinen Gott, auf daß dein Bruder leben könne bei dir! Dein Geld sollst du ihm nicht auf Wucher geben, noch Uebersatz der Früchte verlangen!“ (3. Mos. 25, 35—37. Vgl. 5. Mos. 23, 20.) „Wer Korn verbirgt, wird verflucht unterm Volke; aber Segen kommt auf das Haupt der Verkäufer.“ (Sprüchw. 11, 26.) „Wer Reichthum aufhäuft durch Wucher und Zinsen, sammelt ihn für den, der freigebig gegen den Armen ist.“ (Ebend. 28, 8.) „Wer auf Wucher leiht und Andere übernimmt, sollte der leben? Er soll nicht leben; da er alle diese Gräuel begangen hat, so soll er sterben und seinen

Tod sich selbst zuschreiben!" (Ezech. 18, 13.) 4) Andere Beschädigungen. „Du sollst die Gränzsteine deines Nächsten nicht verrücken!" (5. Mos. 19, 14.) „Wer Schuld daran ist, daß durch Feuer Schaden geschieht, der soll den Schaden ersetzen!" (2. Mos. 22, 6.) „Deinen Zehnt sollst du ohne Verzug geben!" (Ebend. V. 29.) „Der Lohn eines Taglöhners soll bei dir nicht bis zum andern Morgen bleiben!" (3. Mos. 19, 13. 5. Mos. 24, 14.)

b) Aus den heiligen Vätern u. a. 1) Diebstahl. „Wer fremdes Gut stiehlt, der verliert auch das Seinige. Fremdes Gut ist ein Feuer, und es geht nicht nur selbst in Rauch auf, sondern es führt auch noch den eigenen Besitz mit sich fort. Das bewirkt der Fluch Gottes." (S. Greg. Naz.) 2) Betrug. „Wenn du dir tausend Gulden durch gerechte Mittel erwirbst, und nur ein ungerechter Gulden unter denselben sich findet, so wird dieser ungerechte die andern gerechten verderben, wie ein fauler Apfel die andern frischen alle ansteckt und verdirbt." (S. Vincent. Ferrerius in Serm. Dom. 21. post Pentecost.) „Niemand hat einen ungerechten Gewinn ohne einen gerechten Schaden. Wo der Gewinn, da ist auch der Schaden; der Gewinn im Beutel, der Schaden im Gewissen." (S. August. Serm. 215. de tempore, nunc 265. in Append.) Gott der Herr haßt den Betrug und Geschenke, die vom Betruge herrühren. „Ich wage zu sagen: wer von dem Betruge Gott darbringt, häuft seine Verbrechen an; er vermindert und reinigt dieselben nicht, weil Gott bei einer solchen Gabe auf die Beraubung seiner Armen, nicht auf das Mitleid sieht." (S. Chrysologus Serm. 54.) 3) Wucher. „Deine Pflicht war es, o Wucherer! die Dürftigkeit eines gedrückten Menschen zu lindern, zu erleichtern, zu verringern. Du aber vermehrest sie vielmehr, indem du von einem verarmten Menschen Nutzen ziehest, gerade wie wenn ein Arzt, der zu den Kranken gegangen ist, anstatt ihnen die Gesundheit wieder zu geben, ihnen die noch übrigen Kräfte nähme." (S. Basilius.) „Der Wucher ist ein unruhiger Krebs; denn jeden Tag, jede Stunde und jeden Augenblick nagt der Zins des Wucherers an dem Vermögen der Armen. Und noch sonderbarer ist, daß alle Güter eines Wucherers Zähne zu haben scheinen. Sein Geld hat Zähne. Sein Getreide, welches doch da ist, damit es von den Leuten gegessen werde, hat Zähne; und alle seine Güter haben Zähne, mit welchen sie die Häuser, die Kleider, das Geld, die Saat, die Felder und alle Güter der Armen verzehren. Ja, was noch schrecklicher ist, sie essen das Fleisch und die Gebeine der Armen! Darum pflegen manche Arme kläglich zu sagen: Ich habe leider von einem Wucherer hundert Dukaten zu leihen, die täglich an meinen Gebeinen nagen! Darum nennen Manche den Wucher ganz recht einen Biß, weil er stets beißt und das Vermögen der Armen aufzehrt." (S. Bernardin.) „Das Geld eines Wucherers ist gleich einem Schlangenbisse. Wer von einer Schlange gebissen wird, verfällt gleichsam in einen ergötzlichen Schlaf und stirbt in lieblichem Schlummer. So ist auch, wer unter Wucher etwas zu leihen nimmt, eine Zeit lang fröhlich, wie Einer, der eine Gutthat empfängt. Wie aber das Schlangengift heimlich alle Glieder durchlauft und verdirbt, so geht auch der Wucher durch all sein Hab und Gut und verwandelt es in eine Schuld." (S. Chrysostomus.) „Die Wucherer sind Zauberer des Königs Pharao, welche die Ruthen oder Stäbe in Schlangen verwandelt haben. Denn gleichwie der Stock einen Menschen unterstützt, so werden auch durch das Geliehene die Armen und Waisen unterstützt. Aber die Wucherer verwandeln selbes in eine Wucherschlange, welche sie auffrißt." (Cardin. Hugo.) „Ein Wucherer ist ein Mörder der Armen; denn er nimmt den Armen Kleidung, Haus, Acker, Bett, Speise und Trank, und alle Lebensnahrung. Folglich nimmt er ihnen das Leben." (S. Bernardin.) „Darum hast du Geld, o Wucherer! daß du dern Armuth abhelfen, nicht, daß du durch die Armuth reich werden sollst. Allein unter dem Scheine der Hilfeleistung machest du das Elend größer, und verkaufest die Menschenliebe um Geld. Verkaufe sie, ich wehre es nicht, aber um das Himmelreich! Nimm für dieses Liebeswerk keinen so geringen Lohn, ein Prozent, sondern das unsterbliche Leben!" (S. Chrysostomus Hom. 57. in Matth.)

VIII. Gebot Gottes:

„Du sollst kein falsches Zeugniß geben!"

A. Was im achten Gebote befohlen wird.

XLI. Christliche Lehre.

Von der Wahrhaftigkeit und von der christlichen Schonung gegen den Nächsten.

Fr. Was befiehlt uns Gott im achten Gebote?

Antw. Den rechten Gebrauch unserer Zunge, auf daß wir stets die Wahrheit reden und in

unsern Urtheilen und Gesprächen christliche Schonung gegen den Nächsten beobachten; mit Einem Worte: Gott verlangt von uns „die Wahrheit in der Liebe". „Leget ab die Lügen, und Jeder rede die Wahrheit mit seinem Nächsten! Denn wir sind Glieder zusammen." (Ephes. 4, 15. 25.)

Erläuterung. Die edelste Gabe, die der Mensch vor allen andern Geschöpfen der Erde von Gott erhalten hat, ist die Sprache; sie ward ihm gegeben zum Lobe Gottes und zur Verkündigung der Wahrheit. Aber der Mensch mißbraucht die Zunge, dieses kostbare Organ, nicht selten zu seinem eigenen und zu seiner Mitmenschen Verderben, besonders aber dazu, um seinem Nächsten Ehre und guten Namen zu rauben. Wie nun Gott durch das siebente Gebot dem Diebstahle an äußerem, irdischem Besitze vorbeugen wollte, so durch das achte dem Diebstahle am inneren, geistlichen Besitze: Ehre und guten Namen. Die Zunge ist ein kleines Glied; aber ihre Thätigkeit kann eine ebenso verderbliche, als nützliche sein.

Die beßte und schlechteste Speise zugleich.

Diese wunderbare Thätigkeit der Zunge hat schon der heidnische Dichter Aesop in einem schönen Gleichnisse anschaulich gemacht. — Ein Herr befahl seinem Diener, ihm die beßte Speise, die je gefunden werden kann, herbeizuschaffen und zu kochen. Der Diener setzte ihm Zungen auf und sonst weiter nichts. Hierauf befahl ihm sein Herr, die schlechteste Speise zu bereiten, und der Diener trug ihm wieder Zungen auf und sonst nichts. Als der Diener um die Ursache hiervon befragt wurde, antwortete er: „Die Zunge ist das Beßte und das Schlimmste; denn sie kann das Schlechteste gut und das Beßte schlecht machen." — In diesem Sinne schreibt der heilige Bernhard: „Die Zunge ist ein kleines Glied, aber zugleich ein großes Uebel, wenn du nicht wohl auf sie Acht hast... Die Zunge thut schön durch Schmeicheln, beißt durch Ehrabschneiden, tödtet durch Lügen. Sie bindet und läßt sich nicht binden; sie ist schlüpfrig und läßt sich nicht halten... Sie entwischt wie ein Aal, — dringt durch wie ein Pfeil, — hebt Anderer Freundschaft auf, — vermehrt die Feinde, erregt Zank und Hader, streut den Samen der Uneinigkeit aus, schlägt auf Einen Streich und richtet Viele zu Grunde. Sie ist liebkosend und schlau, — aufgelegt und bereit, das Gute zu verderben und Uebel anzustiften." Ganz stimmt hiermit überein, was der heilige Apostel Jakob schreibt (Jak. 3, 5. 6.): „Die Zunge ist zwar ein kleines Glied, aber sie bewirkt große Dinge. Ein Feuerfunke setzt den größten Wald in Flammen. Ein solches Feuer ist auch die Zunge, eine ganze Welt voll Ungerechtigkeit." Und der heilige Geist spricht durch den Mund Salomo's (Sprüchw. 18, 21.): „Tod und Leben liegen in der Hand der Zunge." — „Mit der Zunge preisen wir Gott und den Vater, und mit ihr fluchen wir den Menschen, welche nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen sind. Aus einem und demselben Munde geht Lob und Fluch hervor." (Jak. 3, 9—12.) Daher auch der sonderbare Bau der Zunge. „Die Zunge ist eingeschlossen," sagt der obengenannte heilige Bernhard, „und wie in ein Gefängniß gelegt; denn sie wird von zwei Mauern umgeben und verwahrt, nämlich von den Zähnen, welche eine Mauer, eine beinerne Festung bilden, und von den Lippen, mit Feuer gefärbt, welche für die Zunge gleichsam eine Vormauer bilden, während alle übrigen Sinne offen sind.... Die Zunge hat ihre Wurzeln im Herzen, damit der Mensch erwäge, daß er reden soll, was er im Herzen denkt, wenn es nützlich ist, oder wenn es nicht nützlich ist, die Wahrheit zu sagen, daß er schweige und niemals lüge, gleich als wenn uns die menschliche Natur selbst lehren möchte, daß Mund und Herz im Einklange sein sollen; und wie es nur Ein Herz gibt, so gibt es auch nur Eine Zunge." (S. Bern. Tom. 3. de loq. a. 1. cap. 7. et cap. 2.) — Dieses wunderbare Gebilde des göttlichen Schöpfers recht zu gebrauchen dadurch, daß man 1) stets die Wahrheit rede und 2) die Ehre und den guten Namen des Nächsten schütze, dieß ist die Anforderung des achten göttlichen Gebotes an uns Alle.

I. Von der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit.

Fr. Was versteht man unter Wahrhaftigkeit?

Antw. Unter Wahrhaftigkeit versteht man die Liebe zur Wahrheit, d. i. jene Tugend, die stets und überall ohne Scheu die Wahrheit spricht, koste es, was es wolle, jedoch ohne die christliche Klugheit zu verletzen.

Erläuterung. Die Wahrhaftigkeit scheut sich nie und nirgends, wenn es Noth thut, die Wahrheit zu sagen; selbst unter Verlurst des Lebens würde sie sich nicht zu einer Lüge verstehen. An dieser Tugend der Wahrheitsliebe hat Gott, der selbst die ewige Wahrheit ist, ein besonderes Wohlgefallen. Denn als David an Gott, den Herrn, die Frage stellte (Ps. 14, 1—3.): „Herr! wer wird wohnen in deinem Zelte? oder wer wird ruhen auf deinem heiligen Berge?" so erhielt er zur Antwort: „Der ohne Makel einhergeht und Gerechtigkeit übt, der Wahrheit spricht in seinem Herzen, der nicht Falschheit übt mit seiner Zunge."

Nathanael.

Wie herrlich ist nicht auch das Lob, welches der göttliche Heiland dem Nathanael wegen seiner Aufrichtigkeit und Offenheit ertheilt! Wie groß ist nicht die Auszeichnung, womit er ihn behandelt! Er nähert sich ihm, und seine Augen bleiben an ihm hangen — als an einem ganz besondern, aller Aufmerksamkeit würdigen Manne. „Sieh da," ruft er gleichsam staunend aus, „einen wahren Israeliten, in welchem keine Arglist ist!" (Joh. 1, 47.) Er rühmt ihn, hebt als den schönsten Zug an ihm seine Aufrichtigkeit hervor, zeigt aber in diesem Zuge einen vollkommenen Inbegriff aller Tugenden; denn wisset! wo Aufrichtigkeit wohnt, da ist Alles Wahrheit; und wo die Wahrheit ihr Siegel aufdrückt, da ist Alles Tugend.

Da der göttliche Heiland, der selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, die Tugend der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit so sehr geliebt und geübt hat, so haben ihm alle seine treuen Diener hierin auf's Eifrigste nachgeahmt, und sie wären eher bereit gewesen, zu sterben, als von der Wahrheit abzuweichen.

Die heilige Perpetua.

Zur Zeit, da Kaiser Severus die Christen verfolgte, wurde die heilige Perpetua in's Gefängniß geworfen. Ihr Vater war noch Heide, liebte aber seine Tochter auf das Zärtlichste. Er eilte zu ihr in das Gefängniß, und bat sie dringend, sie möchte sich in dem Verhöre doch nicht als Christin bekennen. Perpetua wies auf ein Gefäß mit der Frage: „Wie nennest du dieses Gefäß?" — „Einen Krug," sprach der Vater; „aber was soll dieß?" — „Kann ich etwas anders nennen, als was es ist?" — „Nein!" — „Nun, eben so wenig kann ich mich etwas Anderes nennen, als was ich bin, eine Christin!" Dabei beharrte sie, so schmerzlich ihr auch besonders die Trennung von den Ihrigen war; sie ging muthig dem Martyrertode entgegen. (In vita.)

Der wahrheitsliebende Galeerensklave.

Liebe zur Wahrheit ist durchweg schön und edel, besonders aber ist dieß der Fall, wenn man selbst auch begangene Fehler offenherzig eingesteht. Schon der heidnische Schriftsteller Xenophon schreibt in dieser Beziehung: „Jene, die sich vergangen haben, erhalten nicht leicht Vergebung, wenn sie bei der Untersuchung als Lügner befunden werden. Hingegen verzeiht man denen weit eher, die offenherzig ihre Fehler gestehen, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden. Denn man hofft mit Recht, daß sie sich künftig vor ähnlichen Fehlern hüten werden. Wer aber seine Fehler abzuläugnen gewohnt ist, der kann der größte Bösewicht werden, weil er, in der Hoffnung, seine schlechten Handlungen verbergen, oder, wenn sie entdeckt werden, sie abläugnen zu können, sich Alles erlaubt."

Ein Prinz ging einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen

gekleidet waren und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am Meisten verdiene. Deßwegen fragte er Einen nach dem Andern: warum er hier wäre? Da ging nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hierher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hierher gebracht hat?" — „Gnädigster Herr!" antwortete er, „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davongelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja! ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Lebenlang begangen habe. Gerne will ich meine Strafe leiden; denn ich weiß, daß ich sie verdient habe." Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem Letztern hatte er die beßte Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen so offen bekannte. Deßwegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmet ihm die Ketten ab und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!" Sogleich wurde er von seinen Banden erlöst und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

Die Wahrheitsliebe.

Als der berühmte Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, Washington, sechs Jahre alt war, erhielt er ein kleines Beil zum Geschenke, mit dem er Alles, was ihm in den Weg kam, behackte, und endlich auch einen großen englischen Kirschbaum so von der Schale entblößte, daß man voraussehen konnte, er werde eingehen. Als sein Vater am nächsten Morgen diesen Lieblingsbaum in diesem Zustande erblickte, fragte er erzürnt, wer das gethan habe, und meinte, er wollte lieber fünf Guineen (beiläufig 60 Gulden) verloren haben; aber Niemand konnte ihm den Thäter nennen. Endlich kam der kleine Georg mit seinem Beile in die Gegend, und der Vater ahnte sogleich den Schuldigen. „Georg!" sagte er, „weißt du nicht, wer mir den schönen Kirschbaum da verdorben hat?" Der Knabe zögerte einen Augenblick und antwortete dann edelmüthig: „Ich kann nicht lügen, Vater! du weißt, ich kann nicht lügen; ich habe mit dem Beile daran gehackt." — „Komm in meine Arme, mein Sohn!" antwortete der alte Washington, „den Schaden, den du mir an dem Kirschbaume angerichtet, hast du mir jetzt tausendfach bezahlt; denn eine solche Offenherzigkeit ist mehr werth, als tausend Kirschbäume, und wären sie auch alle mit Früchten beladen." — Es hat sich mehrmals, auch in dem spätern Leben des berühmten Mannes bestätigt, daß er nicht lügen konnte. (Jugendbibliothek.)

Treue in Haltung des gegebenen Wortes.

Zur schönen Tugend der Wahrhaftigkeit gehört insbesondere auch die treue Haltung und Erfüllung des gegebenen Wortes. An nachahmungswürdigen Beispielen fehlt es nicht.

Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich stritten sich um die deutsche Kaiserkrone, zu welcher beide von einem Theile der Churfürsten gewählt worden waren. Ersterer besiegte seinen Gegner in einer Schlacht, nahm ihn gefangen und sperrte ihn auf der Burg Trausnitz ein. — Im dritten Jahre seiner Gefangenschaft wurde ihm die Freiheit angeboten unter der Bedingniß, daß er der Kaiserkrone entsage, und seine Brüder dahin bewege, sich dem Kaiser Ludwig zu unterwerfen und ihm wider seine Feinde beizustehen. Sollte er aber diese Bedingung nicht erfüllen können, so müsse er wieder in die Gefangenschaft

zurückkehren. Friedrich gab sein Ehrenwort und wurde am 13. März 1325 seiner Haft entlassen. — Redlich that der unglückliche Friedrich, was in seinen Kräften stand, zur Erfüllung seines Versprechens. Aber Leopold, der Glorreiche, die Blume der Ritterschaft, widersetzte sich jenen Bedingungen und erklärte, Friedrich sei nicht schuldig, sie zu erfüllen. Da ging Friedrich nach München und stellte sich seinem Feinde wieder als Gefangener dar. Diese Treue rührte den Bayer dergestalt, daß er ihn mit offenen Armen aufnahm, als seinen Freund bei sich behielt, an Einem Tische mit ihm aß, in Einem Bette mit ihm schlief und sogar das Reich mit ihm theilen wollte. (Hortig's Kirchengesch.)

Das Wort des Edelmannes.

Ein junger Bauer in Frankreich, der im Begriffe war, sich zu verheirathen, bekam Befehl, sich als Rekrut bei der Miliz zu stellen. Voll Betrübniß über diesen widrigen Zufall wendete er sich an den Grafen von Mitri, Kapitän des Garderegiments von Lothringen, und bat denselben, ihn unter seine Compagnie zu nehmen, mit der Bedingung, nur Ein Jahr unter derselben zu dienen. Damals wurden die Compagnien noch auf Rechnung der Kapitäne unterhalten, und der Graf willigte ein. Nach Verlauf des Jahres erinnerte der junge Mensch den Grafen an sein Versprechen. Dieser war sehr geneigt, es zu halten, und ging zu dem Obersten, um den schriftlichen Abschied von demselben unterzeichnen zu lassen. Der Oberst aber weigerte sich, weil er den jungen Menschen als einen der beßten Soldaten im ganzen Regimente kannte und ihn deßwegen ungern entließ. Voll Verzweiflung über diese Weigerung des Obersten war der Soldat schon im Begriffe, davonzulaufen, als der Graf zu dem Obersten in Gegenwart des ganzen, gerade auf der Parade anwesenden Regiments sagte: „Herr Oberst! diesem Menschen habe ich seinen Abschied versprochen. Einem Edelmanne muß nichts heiliger sein, als sein Wort! Ich lege hiermit meine Stelle als Hauptmann nieder und ergreife an seiner Stelle die Flinte, damit Sie ihn losgeben können." Der Oberst, durch den edlen, festen Muth des Grafen gerührt, ertheilte nun dem Soldaten den Abschied. (Beisp. des Guten.)

Der Strick des gefangenen Mönchs.

Der portugiesische Feldprediger de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königs von Cambova in Ostindien gefangen worden. Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechslung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum portugiesischen Heere reisen lassen. Da der König von Cambova sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab und überreichte ihn dem Könige als das sicherste Unterpfand der Treue. Nun ließ man ihn reisen. Ungeachtet seine Unterhandlung fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch zu seinen Fesseln zurück. Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Wortes rührte den König so sehr und flößte ihm eine so gute Meinung von einem Volke ein, welches so wahrheitsliebende Menschen unter sich hatte, daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte. (A. a. O.)

Lohn der Wahrheitsliebe.

Wer muß einen Menschen nicht lieben und achten und ihm sein ganzes Vertrauen schenken, wenn er sich stets und überall als einen Freund der Wahrheit und Offenherzigkeit beweist? Selbst bei den Heiden finden wir diese hohe Achtung für die Wahrheit — als einen würdigen Lohn dieser herrlichen Tugend. — Als unter den Gefangenen, welche Augustus nach der Niederlage des Antonius bei seinem Einzuge in Rom in seinem Gefolge führte, ein ägyptischer Priester war, von welchem die Sage ging: daß er in seinem Leben nur Einmal gelogen habe, so glaubte der Senat, der Wahrhaftigkeit auch in der Person eines Sklaven die gebührende Achtung bezeugen zu müssen. Er verordnete zu diesem Ende, daß derselbe in Freiheit gesetzt, und weil er ein Priester war, den Opfer-

priestern beigezählt werden solle. Man errichtete ihm sogar Bildsäulen, um sein Andenken auf die Nachwelt zu bringen. (Krautheimer, 3. Bd. S. 30.)

Erläuterung. Oft kann aber die Entdeckung der Wahrheit uns oder den Unsrigen nachtheilig werden. In diesem Falle dürfen wir uns allerdings erlaubter Mittel bedienen, die uns die christliche Klugheit eingibt, um die Wahrheit zu verbergen, nie aber, um sie zu verläugnen.

Die kluge Antwort.

Der heil. Justinus der Martyrer wurde bei seinem Verhöre in Rom von der heidnischen Obrigkeit gefragt, wo die Christen gewöhnlich zusammenkämen? Dieß war eine kitzliche Frage, deren aufrichtige Beantwortung vielen hundert Christen verderblich werden konnte. Die nackte Wahrheit durfte er nicht sagen, weil sonst die Heiden die Christen in ihren Versammlungsörtern überfallen, die Gotteshäuser zerstören und die Christen nicht nur gefangen nehmen, sondern auch zur qualvollen Marter und zum schmählichen Tode führen würden. Eine Lüge zu sagen, verbot ihm die christliche Religion. Justinus verschwieg die Wahrheit, deren Bekenntniß Niemand nützen, wohl aber Vielen schaden konnte, und vermied doch dabei jede Lüge. Er zeigte der Obrigkeit nur seine eigne Wohnung an, und gab zugleich zu verstehen, daß, wo ein Christ wohne, zugleich ein Tempel Gottes sein könne, indem er sagte: „Bildest du dir wohl ein, daß wir uns allemal an dem nämlichen Orte versammeln? Unser Gott ist nicht in einen gewissen Bezirk eingeschlossen. Er ist an allen Orten zugegen, aber unsichtbar; und da seine Unendlichkeit Himmel und Erde erfüllt, so können wir ihm nirgends die schuldige Ehrfurcht versagen." — Der heil. Cyprian wurde von dem Proconsul Aspasius Paternus aufgefordert, ihm die Namen der Priester von Karthago anzugeben, worauf der Heilige erwiderte: „Eure Gesetze verordnen, daß keine Angeber sein sollen. So können die Priester nicht von mir angegeben werden. Lassest du sie aufsuchen, so werden sie gefunden werden."

Die verweigerte Auslieferung.

Der heil. Firmus, Bischof von Tagaste in Afrika, versteckte einen jungen Menschen bei sich, der sich unschuldig die Ungnade des Kaisers zugezogen hatte, und den man suchte, um ihn zu tödten. Der Kaiser erfuhr es, daß ihm Firmus eine Zufluchtsstätte gewährt habe. Deßhalb kamen Gerichtsdiener, die ihn fragten, ob es wahr sei, und verlangten die Auslieferung des jungen Menschen. Der heilige Bischof antwortete ihnen: er könne weder lügen, noch ihnen denjenigen entdecken, den sie suchen. Man fing an, den heiligen Bischof auf alle erdenkliche Weise zu foltern, um von ihm zu erfahren, wo dieser junge Mensch sei. Firmus aber sagte: „Ich weiß zu sterben; aber ich kann nicht reden, um einen Andern in's Verderben zu stürzen." Der Kaiser bewunderte die heldenmüthige Standhaftigkeit des Bischofs und begnadigte den jungen Menschen. (In vita.)

II. Von der Pflicht, die Ehre und den guten Namen des Nächsten zu schützen.

Erläuterung. Außer der Pflicht, stets und überall die Wahrheit zu reden, legt uns das achte Gebot auch noch die Pflicht auf, stets und überall die Ehre und den guten Namen unsers Nächsten zu schützen. Der heil. Chrysostomus gibt uns hierzu folgende Verhaltungsregeln: „Sage dem Nächsten: Hast du Einen zu loben und zu empfehlen, so öffne ich meine Ohren, um diese liebliche Salbe zu empfangen; willst du aber Böses von ihm reden, so verstopfe ich sie, damit deine Worte keinen Eingang finden! Denn Koth und Unrath kann ich nicht annehmen. Was nützt es mir, zu erfahren, daß Jener ruchlos ist? Vielmehr verursacht mir dieß den größten Schaden und den äußersten Verlurst. Sag' ihm: Lasset uns unsere Angelegenheiten besorgen, wie wir Rechenschaft von unsern Sünden ablegen, und diesen Vorwitz, dieses mühsame Nachforschen auf unsern eigenen Lebenswandel anwenden! Wenn Einer in deiner Gegenwart stinkenden Koth aufrührte, würdest du ihn nicht einen ungezogenen Menschen heißen? So mache es auch mit

dem Ehrabschneider, um so mehr, weil du mit Grund fürchten mußt, der Ehrabschneider, der dich jetzt zum Nachtheile Anderer unterhält, werde auch wieder, wenn er zu Andern kommt, diese zu deinem Nachtheile unterhalten!"

Christliche Schonung und Liebe.

Das Wort des Herrn von Cheverus, Erzbischofs von Bordeaux, war wie ein hell wiederscheinender Krystall, in welchem sich seine ganze Seele abspiegelte. Er konnte nicht leiden, daß man sich, um irgend Jemand zu dem zu vermögen, was man wünschte, irgend einer Verschweigung, eines geheimen Vorbehaltes, oder einer Zweideutigkeit bediente. „So zu Werke gehen," sagte er, „heißt hintergehen; und hintergehen, selbst in guter Absicht, ist eines Menschen und Christen unwürdig." — Nie hat man aus dem Munde des Herrn von Cheverus eine böse Nachrede gehört; und wenn sich Jemand so weit vergaß, daß er in seiner Gegenwart Böses vom Nächsten redete, so gab er geschickt der Unterhaltung eine andere Wendung, oder er übernahm, wo er konnte, die Vertheidigung der abwesenden Person und sagte alles Gute von ihr, was er wußte. — Er konnte auch nicht leiden, daß man von den Todten Böses redete. „Von den Todten soll man nur Gutes reden;" diesen Grundsatz wiederholte er gerne und entfernte sich nie von demselben. (Guillois.)

Aehnliches erzählt der heilige Alphons von Liguori in seiner „wahren Braut Jesu Christi" von dem Abte Constabilis und der heil. Theresia.

Der Abt Constabilis wurde, nach dem Berichte des Surius (17. Febr.), der Deckmantel der Brüder genannt; denn wenn dieser fromme Mönch von den Fehlern der Andern reden hörte, so war er immer darauf bedacht, dieselben liebevoll zu bedecken. Dasselbe sagten auch die Klosterfrauen von der heiligen Theresia; „denn," sprachen sie, „allenthalben, wo sich die Heilige befindet, ist man in Sicherheit." Es wußte nämlich Jedermann, daß sie es nie unterließ, den Angegriffenen zu vertheidigen.

Bernhard von Quintavalle.

In den Jahrbüchern der mindern Brüder wird eine wunderbare Erscheinung erzählt, deren der Herr den Bruder Leo, einen der Gesellen des heil. Franziskus, gewürdigt hat. Er sah eine große Menge der mindern Brüder, die in langer Reihe, wie in einer Prozession, gingen und von wunderbarem Lichte und Glanze strahlten. Einer unter ihnen schien sich an Lichtglanz und Herrlichkeit auszuzeichnen; denn aus seinen Augen schoßen Strahlen hervor, die glänzender als die der Sonne, und so lichthell und schön waren, daß er ihm nicht in's Gesicht sehen konnte. Leo fragte: wer dieser Bruder sei, der so leuchtende und glänzende Augen habe? Es wurde ihm geantwortet: Bernhard von Quintavalle sei es, der erste Geselle des heil. Franziskus. Die Ursache des ungewöhnlichen Lichtes und Glanzes, der ihn umgebe, sei aber, weil er in seinem Leben Alles, was er an Andern bemerkte, immer nach dem beßten Sinne deutete, und Alle für besser als sich selbst gehalten habe. Wenn er Arme und Andere im geflickten Kleide sah, pflegte er zu sich selbst zu sagen: „Dieser da hält die Armuth heiliger und genauer, als ich;" und er schaute ihn nicht anders an, als hätte dieser seine Armuth freiwillig auf sich genommen und beobachte sie mit allem Fleiße. Wenn er aber reiche und prächtig gekleidete Leute sah, so sagte er mit einer großen Zerknirschung zu sich selbst: „Diese tragen vielleicht auf dem bloßen Leibe ein härenes Kleid und züchtigen ihren Leib im Verborgenen, obschon sie äußerlich kostbare Kleider tragen, um durch Kleiderpracht eitle Ehre zu fliehen; deßwegen können sie wohl besser sein, als ich." Wegen dieser Einfalt der Augen, womit er die sich regenden selbstgefälligen Rückblicke der Eigenliebe bekämpfte, gab ihm der Herr jene ganz besondere Glorie. — Um zur Nachahmung dieses Beispiels zu bewegen, sagte der heil. Dorotheus: „Wenn du in die Wohnung eines Andern kommst und Alles in Unordnung und den Bruder selbst in schlechter Tracht antriffst, so sprich in deinem Herzen: O glücklicher, seliger

Bruder, der so ganz in Gott vertieft ist, daß er auf solche Dinge nicht mehr sieht! Findest du aber darin Alles reinlich und nett, so sprich: So ordentlich sieht es wohl auch in seiner Seele aus." Die christliche Liebe weiß Alles mit zärtlicher Schonung zu behandeln.

Der Verkannte.

Anastasius, Abt des Klosters auf dem Berge Sinai, welcher um die Zeit der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung, im Jahre 680, blühte, erzählt: In einem Kloster sei ein Mönch gewesen, welcher die Uebungen der geistlichen Gemeinde, z. B. das Chorgebet, Fasten, Geißlungen u. s. w., eben nicht sehr fleißig mitmachte. Darum wurde er auch nicht für einen sehr guten Religiosen gehalten. — Als aber die Stunde seines Todes kam, fand man ihn sehr fröhlich. Darüber tadelte ihn Anastasius und sagte: „Wie! ein Mönch, der so ohne allen Eifer gelebt hat, ist jetzt so heiter und fröhlich?" — Der Mönch antwortete: „Wundere dich nicht, mein Vater! Der Herr hat mir einen Engel gesendet, der mir gesagt hat, daß ich in den Himmel kommen werde. Denn er wird sein Wort in Erfüllung gehen lassen: »Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! Vergebet, so wird auch euch vergeben!« — Es ist leider wahr, daß ich bei den gemeinsamen Uebungen nicht sehr eifrig war, theils wegen meiner Lauigkeit, theils wegen meiner schwachen Gesundheit; aber ich duldete es, wenn mich Einige mißhandelten; ich verzieh ihnen vom Herzen, und richtete sie nicht; vielmehr entschuldigte ich, was sie thaten und sagten. Und deßwegen bin ich jetzt so fröhlich." — Siehe! so sehr gefällt es Gott, dem ewigen Richter, wenn wir in christlicher Schonung unsern Nächsten beurtheilen und seine Ehre schützen, soviel es uns möglich ist!

Sieh erst auf dich, dann richte mich!

Unter den Einsamen, welche die Wüste von Scythien bewohnten, war Einer in einen schweren Fehltritt gefallen. Da versammelten sich die Aeltesten, jenen zu verurtheilen. Der Altvater Moses aber war nicht in die Versammlung gekommen. Da sendeten die Aeltesten zwei Mal zu ihm, ihn zu rufen. Endlich kam der Altvater und trug mit sich einen alten Korb voll Sandes. Die Brüder gingen heraus ihm entgegen und fragten ihn, was er hier thäte. Der Alte antwortete: „Das sind meine Sünden, die mir nachfolgen, und ich sehe sie nicht, und dennoch bin ich heute gekommen, fremde Sünden zu richten." Da das die Andern hörten, redeten sie nichts mehr wider ihren Bruder und vergaben ihm seinen Fehltritt.

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du, Herr von meinen Tagen!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeih'n, dem du vergibst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Texte ad I. u. II.: Von der Pflicht der Wahrhaftigkeit und der christlichen Schonung gegen den Nächsten.

a) Aus der heil. Schrift. „Leget ab die Lügen, und Jeder rede die Wahrheit mit seinem Nächsten! Denn wir sind Glieder zusammen." (Ephes. 4, 15. 25.) „Wir fehlen zwar mannigfaltig; wer aber in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann, und auch im Stande, den ganzen Körper im Zaume zu halten. Denn den Pferden legt man ja einen Zaum in's Maul, und siehe! sie gehorchen uns, und wir lenken ihren ganzen Körper. Auch die Schiffe, so groß sie sind, obgleich von heftigen Winden umhergetrieben, werden doch von einem kleinen Ruder gelenkt, wohin der Steuermann sie richten will. So ist auch die Zunge ein kleines Glied, richtet aber große Dinge an. Die Naturen der wilden Thiere können gezähmt werden, und wir sollen die Zunge nicht zu bändigen vermögen? Mit ihr preisen wir Gott, den Vater, und lästern die Menschen, die nach Gottes Bild geschaffen sind. Aus Einem Munde soll also Lob und Lästerung kommen; das sei ferne! oder quillt wohl aus einer Quelle süßes und bitteres Wasser?" „Wer dennoch unter euch weise sein will, der zeige seine Weisheit darin, daß er zur rechten Zeit redet und schweigt!" (Jak. 3, 2—13.) „Sei aufrichtig und ohne Anstoß!" (Phil. 1, 10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Das größte der Güter ist die Wahrheit, die äußerste Gränze der Schlechtigkeit ist die Lüge.“ (S. Basil. Magn. Procur. lib. de spirit. sanct.) „Die Wahrheit wird so geliebt, daß alle Menschen, was sie immer lieben mögen, wünschen, das was sie lieben, sei Wahrheit.“ (S. Aug. Confess. 10, 23.) „Nichts ist sicherer zu vertheidigen als die Reinheit; nichts ist leichter zu sagen als die Wahrheit.“ Ein Denkspruch des heil. Gregor (Past. lib. 5. cap. 12.). Insbesondere ist uns die Zunge nur dazu gegeben, daß wir stets die Wahrheit reden und Gott loben. „Gott gab dem Menschen die Zunge, daß sie stets die Wahrheit rede, Gott lobe und preise. Sie redet von Himmel und Erde, dieser kleine fleischige Theil, kaum zwei Finger breit, ja in seiner Spitze kaum Nagels breit; und dieses kleine schlechte Ding redet von Himmel und Erde.“ (S. Chrysost. Tom. 6. de fide et leg. nat.) „Die Zunge hat ihre Wurzeln im Herzen, damit der Mensch erwäge, daß er reden soll, was er im Herzen denkt, wenn es nützlich ist, oder wenn es nicht nützlich ist, die Wahrheit zu sagen, daß er schweige und niemals lüge.“ (S. Bern. Tom. 3. serm. de loquit. art. 1. cap. 7.) „Lasset uns stets unsern Mund bewachen, und bei ihm die Vernunft als Schlüssel gebrauchen, nicht, daß er immerdar geschlossen, sondern zur gehörigen Zeit geöffnet werde! Denn bisweilen ist das Stillschweigen nützlicher als die Rede, ein anderes Mal aber die Rede besser, denn das Schweigen. Deßwegen sagte der hochweise Mann: Es gibt eine Zeit zu schweigen, und eine zu reden; denn wenn der Mund immer offen sein müßte, so wäre er keine Pforte; wenn man ihn aber immer geschlossen halten müßte, so wäre es nicht nöthig, zur gehörigen Zeit eine Wache vorzusetzen. Darum sagte auch Plutarch in seinen moralischen Vorschriften: Wie es nützlich ist, daß die Häuser Thüren haben, um so viel nützlicher ist es, daß an den Mund ein Schloß gesetzt sei.“ (S. Chrysost. in Psalm. 111.)

B. Was im achten Gebote verboten wird.

XLII. Christliche Lehre.

Von der Lüge und Ehrabschneidung.

Fr. Was verbietet Gott im achten Gebote?

Antw. Alles, was der Tugend der Wahrhaftigkeit entgegen ist, sowie jegliche Beschädigung unsers Nächsten an seiner Ehre und seinem guten Namen, also: 1) Lüge, 2) Ehrabschneidung, 3) Heuchelei, 4) Schmeichelei, 5) Ohrenbläserei, 6) Spott- und Schmähreden, 7) bösen Argwohn und freventliches Urtheil.

I. Von der Lüge.

Fr. Was heißt lügen?

Antw. Lügen heißt gegen seine Ueberzeugung reden oder anders reden, als man denkt, in der Absicht, zu hintergehen. Geschieht dieß vor Gericht, so ist es ein falsches Zeugniß.

Erläuterung. Das Wesen der Lüge besteht sonach in dem Reden gegen seine Ueberzeugung und in der Absicht, zu hintergehen; sie hat ihre Quelle in der Bosheit des Herzens. Es wäre also Lüge, wenn man eine selbst wahre Sache, die man aber für falsch hält, für wahr erklären würde; denn man redet hier anders, als man denkt. Keine Lüge hingegen ist es, wenn man scherzweise oder im Witze spricht, wo jeder Vernünftige gar wohl den eigentlichen Sinn verstehen kann. Und so sind auch die Parabeln und Fabeln keine Lüge, sondern vielmehr verdeckte moralische Wahrheiten und Lehren.

Fr. Wie vielerlei Gattungen von Lügen gibt es?

Antw. Es gibt nach dem heil. Augustin drei Gattungen von Lügen: 1) Scherzlügen, welche Niemanden schaden, sondern nur deßhalb begangen werden, um zu belustigen; 2) Dienstlügen, deren man sich bedient, um dadurch dem Nächsten zu gefallen oder zu nützen; 3) die schädlichen Lügen, welche dem Nächsten irgend eine Unbild oder einen Schaden bringen.

1) Die Scherzlüge ist jedesmal wenigstens eine unwürdige Handlung, und deßwegen sündhaft, weil sie eine immer größere Neigung und Fertigkeit zum Lügen zur Folge hat. Sie ist daher auch immer eine läßliche Sünde und verabscheuenswerth.

Thomas von Aquin und sein Genosse.

Auch nicht einmal im Scherze soll man lügen. Ein Genosse des heiligen Thomas von Aquin sagte einmal zu diesem aus Scherz: „Siehe da, wie die Ochsen fliegen!“ Und als der Heilige umhersah, und der Genosse über ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit lachte, verwies der heilige Thomas es ihm mit ernster Miene und sprach: „Bruder! man muß leichter glauben, daß Ochsen fliegen, als daß ein Religiose lüge.“

2) Auch die Dienst- oder Nothlüge ist jedesmal eine läßliche Sünde, wenn auch geringer, als die erstere. Auf solche Weise haben die ägyptischen Hebammen gesündigt, um die israelitischen Kinder zu retten. (2. Mos. 1, 19.) Aus Noth log auch Sara, da sie läugnete, gelacht zu haben. (1. Mos. 18, 15.) Auch der arabische Dichter Sadi hat uns in seinem „Blumengarten“ folgende Erzählung über die Dienstlüge hinterlassen:

Die Dienstlüge.

Im Unmuth hieß ein König Augenblicks
Den Sklaven tödten, der ihm mißfiel.
Beraubet aller Hoffnung, stieß verzweifelnd
Der Arme Läst'rung aus. So greifet der,
Der nicht entflieh'n kann, selbst in's scharfe Schwert.
„Was spricht er?“ fragt der König. „Herr!“ er spricht
(Antwortet ein verständ'ger Mann am Thron):
„Das Paradies ist derer, die den Zorn
Bezähmen und den Sterblichen verzeih'n!“
„So sei ihm denn verziehen!“ sprach der Fürst.
„Nicht also!“ fiel ein Höfling ein. „Monarchen
Muß man die Wahrheit sagen. Herr! er schalt.“ —
„Und hätt' er auch gescholten!“ sprach der König,
„Die Lüge dieses guten Mannes war
Mir nützlicher als deine Wahrheit. Sie
Besänftigte mein Herz; du bringst es auf.“

Wenn wir dieses weisen Mannes Rede eine Lüge nennen wollen, so ist sie offenbar eine Dienstlüge, das heißt, eine Lüge zum Dienste des Andern, welche ihm wahrlich und selbst auch dem Fürsten sehr nützlich gedient hat. Denn dem armen Sklaven rettete sie das Leben und dem Könige dämpfte sie das Feuer der Leidenschaft. Unterdessen hat der weise Mann, wie aus der ganzen Erzählung hervorgeht, diese Redeform benützt, um seinen Fürsten und Herrn heilsam belehren zu können. (Dr. Haid.)

3) Die schädliche Lüge ist ihrem Wesen nach jedesmal eine schwere Sünde, und zwar um so schwerer, je größer der Schaden ist, der dem Nächsten zugefügt wird; es müßte denn sein, daß sie unversehens geschähe, oder daß der zugefügte Schaden ohne alle Bedeutung wäre; dadurch würde sie eine bloß läßliche Sünde.

Fr. Ist es nie erlaubt, zu lügen?

Antw. Nein, nicht einmal aus Scherz oder Noth, viel weniger aus böser Absicht oder dem Nächsten zum Schaden. „Ein häßlicher Schandfleck an dem Menschen ist die Lüge.“ (Sir. 20, 26.) „Und lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Gräuel.“ (Sprüchw. 12, 22.)

Erläuterung. Nie ist eine Lüge erlaubt, mag die Absicht dabei auch noch so gut sein; denn nie darf man Böses thun, damit Gutes daraus erfolge, und der beßte Zweck heiligt nie ein böses Mittel. Der heilige Augustin (Enchirid. cap. 22.) sagt: „Es ist um keines Vortheils willen erlaubt, zu lügen, wenn auch das Heil eines Menschen, ja! das Heil der ganzen Welt erlangt werden könnte. Deßhalb, weil man zuweilen Jemanden durch Lügen nützen kann, darf man nicht meinen, daß irgend eine Lüge keine Sünde sei; denn so könnte man auch durch Stehlen nützen, wenn ein Armer, dem man öffentlich gibt, den Nutzen empfindet, und der Reiche, dem man es heimlich nimmt, den Schaden nicht fühlt. Niemand aber wird sagen mögen, daß das Stehlen keine Sünde sei.“ — Die Heiligen Gottes waren darum auch eher bereit, zu sterben, als zu lügen.

Der heilige Bischof Antimus von Nikomedien.

Zur Zeit der Christenverfolgung gab Kaiser Maximian den Befehl, den heil. **Antimus**, Bischof von Nikomedien, in's Gefängniß zu werfen. Da geschah es, daß die Soldaten, welche ihn aufsuchten, zufälligerweise in die Wohnung des Heiligen kamen, wo sie etwas zu essen verlangten. Der heilige **Antimus** erfüllte ihr Begehren und bewirthete sie sehr gut. Sie fragten ihn sodann, wo sie nun den Bischof Antimus finden könnten, worauf der Heilige antwortete: „Ihr sehet ihn vor euch stehen; denn ich selbst bin **Antimus**." Da sprachen die Soldaten voll Dankbarkeit zu dem Heiligen: „Wir wollen dich nicht mit uns fortführen, sondern aussagen, daß wir dich nicht gefunden haben." Aber Antimus entgegnete: „Das dürfet ihr durchaus nicht thun, meine Kinder! denn ich will nicht, daß ihr eine Lüge begehet; nein! ich will lieber sterben, als euch dazu rathen." Hierauf begleitete er sie zum Kaiser. (Des heil. Liguori Katechet, Seite 144.)

Fr. Ist auch eine zweideutige Rede oder der Vorbehalt im Sinne (restrictio mentalis) verboten?

Antw. Ja; denn auch der Vorbehalt im Sinne ist Lüge.

Erläuterung. Unter **Vorbehalt im Sinne** (restrictio mentalis) versteht man eine Rede, welche zweierlei Sinn hat; einen, der klar und deutlich daliegt, und einen andern, welcher gemeiniglich nur dem bekannt sein kann, der die Rede thut, weil er sich im Geheimen noch etwas hinzudenkt. Wenn z. B. Einer gefragt wird, ob er der heiligen Messe beigewohnt habe, und er antwortet: „Ja, ich habe ihr beigewohnt," denkt sich aber dabei: „**vor acht Tagen**," so versündigt er sich durch **Vorbehalt im Sinne**. Ein Beispiel von einer sündhaften, zweideutigen Rede haben wir in nachfolgender Erzählung.

Die zweideutige Rede.

Ein junger Mensch, den man für reich hielt, obgleich er mehr Schulden als Vermögen hatte, ging am Tage vor seiner Heirath, ohne etwas zu sagen, in seinen Mantel gehüllt, in der Stube seiner künftigen Schwiegermutter auf und ab. Sie sagte mehrmals zu ihm: „Was hast du, mein lieber Heinrich?!" Er antwortete ihr jedesmal: „Madame! ich habe nichts." Acht Tage nach seiner Heirath, als seine Schwiegermutter eine Menge Gläubiger ankommen sah, was sie weit entfernt war, zu erwarten, hielt sie ihrem Schwiegersohne vor, er habe sie hintergangen. Er aber entgegnete ihr: „Ich habe Sie ja in Kenntniß darüber gesetzt, daß ich nichts habe; am Tage vor meiner Heirath sagte ich es Ihnen mehr als zehn Mal; Sie können sich also nicht beklagen, daß ich Sie hintergangen habe." Und doch hatte er sie wirklich auf eine unwürdige Weise getäuscht. Der junge Mann hatte sich einer zweideutigen Rede bedient; denn seine Worte: Ich habe nichts, bedeuteten ihrer Natur nach: Ich habe keine Sorge, keinen Verdruß, indeß er ihnen einen ganz verschiedenen Sinn unterlegte. (Guillois.)

Fr. Darf man aber nicht wenigstens zuweilen die Wahrheit durch eine sinnreiche Wendung klug und besonnen verschleiern?

Antw. Allerdings; jedoch darf man dieses nur thun in **wichtigen Fällen, wenn die Ehre und der Dienst Gottes es offenbar verlangen.**

Erläuterung. Man ist nicht verpflichtet, einem Unberufenen jede Frage zu beantworten, Alles zu offenbaren, Jedem Geheimnisse zu entdecken; ja! es ist sogar oft strenge Pflicht, nichts zu offenbaren. Ohne die Wahrhaftigkeit zu verletzen, kann man einen solchen Unberufenen mit der kurzen Erklärung: „Was geht das dich an?" zurückweisen, oder man kann die Wahrheit wenigstens klug und besonnen verschleiern. Dem, der es jederzeit redlich mit Gott und mit seinem Heile meint, wird in solchen Fällen nie die rechte Antwort fehlen, auf daß er sein Gewissen nicht beflecke. Der heil. **Franz von Sales** (Philoth. 2. Buch, Kap. 30.) schreibt hierüber: „Hüte dich vor Zweideutigkeiten, Arglist und Verstellung! Ist es auch nicht immer rathsam, die Wahrheit zu sagen, so ist es doch nie erlaubt, **gegen die Wahrheit zu reden.** Kann man auch durch eine sinnreiche Wendung die Wahrheit zuweilen klug und besonnen verschleiern, so muß man dieß gleichwohl nur in wichtigen Fällen thun, wenn die Ehre und der Dienst Gottes es offenbar verlangen. Außerdem sind solche Kunstgriffe gefährlich; „denn," wie die heilige Schrift sagt, „der heilige Geist wohnt nicht in einem falschen und doppelten Herzen." Im Leben der Heiligen

Gottes finden wir so manches Beispiel, das uns lehrt, wie man ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit die Wahrheit besonnen und in christlicher Klugheit verschleiern kann.

Der heilige Athanasius auf der Flucht.

Der Kaiser Julian der Abtrünnige gab insgeheim den Befehl, den heil. Athanasius, Bischof von Alexandrien, zu fangen und zu tödten. Die Soldaten wurden mit entblößten Schwertern durch die ganze Stadt vertheilt, die bischöfliche Kirche in Brand gesteckt, und da man den heil. Athanasius nicht fand, so wurden eine Menge Leute unter dem Versprechen einer großen Belohnung ausgeschickt, ihn aufzusuchen. Indessen ergriff der Heilige die Flucht, bestieg eine Barke, welche am Ufer des Nil stand, und schiffte den Fluß hinauf. Seine Begleiter riethen ihm, sich an's Land zu begeben, und in der Wüste sich zu verbergen. Der Heilige hingegen ließ in der Stille die Barke umkehren und nahm seinen Weg nach Alexandrien zurück. Bald begegneten sie einem Schiffe, das mit vollen Segeln dahinflog, um den heiligen Athanasius einzuholen. Dieser verbarg sich in dem Innern der Barke. Seine Verfolger fragten seine Begleiter: ob Athanasius noch weit entfernt sei? Sie antworteten: er sei sehr nahe, und wenn sie eilfertig sein wollten, so würden sie ihn bald erreichen. Pfeilschnell schifften die Verfolger von dannen. So ward der heil. Athanasius durch kluges Verschweigen der Wahrheit und Vermeidung jeder Lüge gerettet. Er kam in die Stadt und blieb daselbst bis zum Tode des Kaisers verborgen. (In vita.)

Der verkleidete Erzbischof.

Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury, mußte vor dem grausamen Heinrich II., König von England, fliehen, weil er die Freiheit der Kirche gegen seine Unterdrückungen vertheidigte. Es wurden nach allen Seiten Soldaten ausgesandt, die ihn fangen sollten. Er ging zu Fuß als Mönch verkleidet, und ließ sich Bruder Christian nennen. Da er vor Müdigkeit und Entkräftung nicht weiter gehen konnte, so fand man endlich ein Pferd, welches weder Sattel noch Zaum hatte. Seine Gefährten legten Mäntel darauf, und brachten ihn mit genauer Noth auf dasselbe. Bald darauf stieß er auf Soldaten, welche ihn fragten, ob er der Erzbischof von Canterbury wäre. Er antwortete ihnen lächelnd: „Urtheilet nur selbst, ob dieß das Reisegeräthe eines Erzbischofs sei!" — So verschwieg er die Wahrheit, die ihm schädlich werden konnte, ohne zu lügen. Die Soldaten erkannten ihn nicht, gingen weiter, und er war gerettet. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. 12. Bd. S. 76 und 77.)

Fr. Warum sollen wir die Lüge ganz besonders verabscheuen?

Antw. Weil sie 1) in den Augen Gottes höchst abscheulich und 2) für den Menschen sehr verderblich ist.

Erläuterung. Die Lüge ist erstens in den Augen Gottes höchst abscheulich. Kann es wohl auch anders sein? Kann je die ewige Wahrheit die Lüge lieben? Darum steht geschrieben: „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Gräuel." (Sprüchw. 12, 22.) Und wiederum: „Ein häßlicher Schandfleck an dem Menschen ist die Lüge" (Sir. 20, 26.); denn „der Teufel ist ein Lügner und der Vater der Lüge". (Joh. 8, 44.) Deßhalb „ist das Betragen lügnerischer Menschen ehrlos, und ihre Schande ist unaufhörlich bei ihnen". (Sprüchw. 20, 28.) Die Lüge ist ein Mißbrauch der schönsten Gabe Gottes, des Wortes; die Lüge greift Gott an, der die Wahrheit selber ist. Durch jede Lüge wird Gott Lügen gestraft, der unsere Gedanken kennt.

Die Abscheulichkeit der Lüge.

Die Abscheulichkeit der Lüge in den Augen Gottes schildert uns der ehrwürdige Fornerus mit Scharfsinn auf folgende Weise: „Aus der heil. Schrift weiß man, daß Christus aus allen Gattungen von Sündern einige bekehrt und auserwählt habe. Aus den Habsüchtigen und mit Wucher Beschäftigten hat er einen Zachäus und Matthäus auserwählt; aus den Verfolgern der Kirche einen Paulus; aus den Eitlen und Ueppigen eine Magdalena; aus den ausgelassenen

Weibern die Samariterin; aus den Räubern und Mördern den Dismas; aus den Götzendienern den Hauptmann unter dem Kreuze; aber aus den Lügnern und Heuchlern Keinen. Und warum Keinen? Weil Christus der Weg und die Wahrheit ist, und folglich kein Sünder so sehr mit ihm im Widerspruche steht, als der Lügner und Heuchler, der, ferne von Gott, nur jenem geistig verwandt ist, welcher der Vater der Lüge genannt wird." (Fornerus in Ps. 50.)

Der Abscheu der Heiden vor der Lüge.

Selbst die Heiden hatten bei allen ihren Lastern und verkehrten Grundsätzen ein solches Zartgefühl und so richtige Vorstellungen in Ansehung der Schändlichkeit der Lügen, daß sie Jene, welche sich hierin sehr vergingen, für Menschen von der niederträchtigsten Gemüthsart hielten. Sie erkannten durch das bloße Licht der Vernunft, wie unanständig und schimpflich es sei, wenn man leichtsinnig die verehrungswürdige Wahrheit beleidigt, die doch dem Menschen so viel Ehre bringt. Solche Leute wurden unter ihnen, wie einer ihrer Geschichtschreiber bemerkt, nur mit Verachtung angesehen; ja! Kaiser Claudius ließ einen Mann, der allgemein im Rufe stand, nie die Wahrheit gesagt zu haben, da er dieß bei dessen Tod erfuhr, sogar des Begräbnisses berauben, sein Haus vom Grunde aus niederreißen, sein Vermögen einziehen und seine Familie auf ewige Zeiten aus Rom verbannen, nur um das Andenken eines solchen Schandmenschen gänzlich zu vertilgen.

Es kam einmal ein Greis aus Chios, einer griechischen Insel, nach Lacedämon. Da er sich seines Alters schämte, übertünchte er seine weißen Haare. Nachdem er öffentlich aufgetreten war, und über die Dinge, weßwegen er gekommen, geredet hatte, erhob sich Archidamus und sprach: „Was möchte der wohl Gutes sagen, welcher die Lüge nicht nur in seinem Herzen, sondern auch auf seinem Haupte herumträgt?" Siehe da! auch der Schatten der Lüge ist häßlich und verdächtig selbst bei den Heiden. — Merkwürdig ist das Gesetz, das einst auf der Insel Tenedos gegeben und auch vollzogen wurde. Wenn Gericht gehalten ward, so stand neben dem Richter immer auch der Henker mit dem Beile, dazu bereit, daß, wenn Einer eines falschen Zeugnisses, oder einer falschen Anklage, oder endlich irgend einer Lüge überwiesen worden wäre, derselbe alsogleich mit dem Beile hingerichtet würde. Daher das alte Wort: „Das Beil von Tenedos." — Ferner erzählt man von dem Kaiser Trajan, der ein so edler Fürst war, daß man nach ihm bei Erwählung der Kaiser diesen zurief: „Sei glücklicher, als Augustus! sei edler, besser als Trajan!" daß er, als er im Kriege den Prinzen eines Königs von Thracien gefangen nahm, den er sehr liebte, beschloß, ihn in sein Reich einzusetzen. Da geschah es aber, daß der Kaiser ihn einmal auf einer Lüge betrat (der Prinz nämlich sagte, er sei in der Schule gewesen, da er doch im Garten gewandelt). Hierüber entrüstet — bedeutete der Kaiser dem Prinzen: „Ich war schon entschlossen, dich in dein Reich einzusetzen; weil du dich aber als einen Lügner, und deßhalb des Reiches unwürdig bewiesen hast, so will ich statt deiner einem Andern die Herrschaft übergeben." — Haben Heiden die Lüge so sehr gehaßt und die Wahrheit so hochgeachtet, wie theuer soll diese uns Christen sein! Wie sehr sollen wir, aus der Wahrheit Wiedergeborne, die Lüge verabscheuen! (Zwickenpfl. u. Dr. Haid.)

Erläuterung. Die Lüge ist aber auch zweitens dem Lügner sehr verderblich. Die Lüge offenbart an dem, der sie thut, nicht nur eine niedrige Seele, einen schwachen Charakter, schimpfliche Laster; sondern sie setzt ihn auch den größten Gefahren seines Verderbens aus. Denn es ist sehr leicht, die Gewohnheit, zu lügen, selbst von geringfügigen Dingen auf die wichtigsten Angelegenheiten überzutragen. Es gibt keinen Meineidigen, keinen Tempelräuber, der nicht als Lügner angefangen hätte. Man kommt nicht auf einmal zu so ungeheuren Verbrechen; die gewöhnliche Lüge ist der erste Versuch dazu. Siehe! so verderblich ist die Lüge! Und dann bleibt die Lüge selten unbestraft; denn wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Ananias und Saphira.

Schon in der heiligen Schrift wird uns in einem fürchterlichen Beispiele die Strafe der Lüge gezeigt. In der Apostelgeschichte wird nämlich erzählt: „Es war ein Mann, Namens Ananias. Dieser verkaufte mit seiner Frau Saphira einen Acker. Er behielt aber mit Vorwissen seiner Frau etwas vom Kaufschillinge zurück, brachte nur einen Theil desselben und legte ihn zu den Füßen der Apostel. Petrus aber sprach: „Ananias! warum ließest du dein Herz vom Satan verleiten, daß du dem heiligen Geiste gelogen und vom Kaufschillinge etwas zurückbehieltest? War der Acker nicht dein, und wäre er nicht dein geblieben? Lag der Kaufpreis nicht in deiner Gewalt, auch nachdem er verkauft war? Warum hast du dir also dieses in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen.“ Ananias hörte diese Worte, fiel nieder und war todt. . . . — Nach drei Stunden ohngefähr begab es sich, daß seine Frau kam, die noch nicht wußte, was sich zugetragen hatte. Petrus sprach zu ihr: „Weib! sage mir: Habet ihr euren Acker um diesen Preis verkauft?“ Sie sagte: „Ja! um diesen Preis.“ Petrus aber sprach zu ihr: „Habet ihr es also verabredet, den Geist des Herrn zu versuchen? Sieh da! vor der Thüre sind diejenigen, die deinen Mann begraben haben. Auch dich werden sie hinaustragen.“ Und sie fiel auf der Stelle zu seinen Füßen hin und war todt.“ (Apostelg. 5, 1 — 5. und 7 — 10.)

Oft folgt der Lüge die Strafe auf dem Fuße nach.

Der heil. Jakob, Bischof von Nisibis in Mesopotamien, kam eines Tages an einen Ort, wo einige Arme ihm begegneten, und ihn um eine Unterstützung baten, um einen Todten, der so eben verschieden sei, begraben zu können. Er gab ihnen, was sie verlangten, und betete für den Verstorbenen, damit Gott ihm seine Sünden verzeihe, und ihn in die Zahl der Seligen aufnehme. Als der Bischof sich entfernt hatte, so sagten die Lügner zu dem verstellten Todten, er solle jetzt aufstehen; allein der verstellte Todte war jetzt wirklich todt. Da liefen sie dem Heiligen nach, warfen sich ihm zu Füßen und bekannten, daß sie ihn aus großer Armuth belogen hätten; sie beschworen ihn, ihnen zu verzeihen und ihrem Kameraden wieder das Leben zu geben. Jakob betete über die Leiche, und sie wurde wieder lebendig. (Jugendbibliothek.)

Der bestrafte Lügner.

Ein junger, muthwilliger Hirte hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Derselbe rief öfter, um Andere zu necken und sich zu belustigen, mit lauter Stimme, es sei ein Wolf in seine Heerde eingefallen und habe schon ein Schaf geraubt. Eilten nun auf sein Jammergeschrei um Hilfe andere Hirten herbei, um ihm gegen den Wolf beizustehen, so rief er ihnen gewöhnlich zu, sie sollten nur wieder umkehren; denn er bedürfe ihrer Hilfe nicht, da seine Heerde nicht in Gefahr sei. — Eines Tages nun wurde seine Heerde wirklich von einem Wolfe angefallen, und eines seiner Schafe von demselben zerrissen. Der Hirt rief laut und angstvoll um Hilfe. Allein Niemand unter den Hirten achtete darauf; denn man fürchtete, wieder von ihm geneckt und verhöhnt zu werden. Nun erst erkannte der muthwillige Lügner, wie thöricht und unrecht er gehandelt habe. Sein eigener Schaden machte ihn klug, und zeigte ihm die Wahrheit des Sprüchwortes: daß man dem, der sich einmal eine Lüge erlaubt hat, auch dann nicht mehr glaubt, wenn er auch die Wahrheit spricht.

Der schlechte Handel oder die Strafe der Lüge.

Afra, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Wittwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geschickt, nur hatte sie eine zu große Freude an schönen Kleidern. Einmal kaufte sie sich zehn Ellen karmesinrothen Taffet zu einem Kleide, die Elle zu einem Gulden und zwölf Kreuzer. Sie sagte

aber zu ihrem Vater, der sich auf dergleichen Waaren nicht verstand, die Elle koste nur dreißig Kreuzer; und sie hörte nicht auf, zu bitten, bis ihr der Vater fünf Gulden und noch einen Gulden weiter angeblich für Macherlohn, bezahlte. Afra strich die sechs Gulden hoch erfreut ein, legte noch sechs Gulden, die sie mit vieler Mühe sich erspart hatte, heimlich darauf und ging hin, den Taffet zu bezahlen. — Indessen sie fort war, kam ein Jude, der mit Leder handelte, sah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koste. „Der Taffet ist theuer,“ sagte der Schuhmacher; „die Elle kostet dreißig Kreuzer.“ Der Jude sprach: „Nun, der Taffet ist eben nicht schlecht. Ich gebe euch auf der Stelle sechsunddreißig Kreuzer für die Elle.“ Der Schuhmacher gab ihm den Taffet und der Jude zählte das Geld hin, steckte den Taffet vergnügt in seinen Quersack und ging. — Als Afra heim kam, sagte der Vater zu ihr: „Du wirst dich freuen, Afra! ich habe indessen einen guten Handel für dich gemacht. Denk' nur, ich habe deinen Taffet einem Juden verkauft, — die Elle für sechsunddreißig Kreuzer. Du hast also an jeder Elle sechs Kreuzer gewonnen, und kannst dir jetzt wohl noch einen schöneren Taffet kaufen!“ — Afra erschrack, daß sie weiß wurde wie die Wand. „Ach! welcher Schaden!“ schrie sie im ersten Schrecken, und schlug die Hände zusammen. Der Vater merkte jetzt, daß sie ihn vorhin angelogen habe. Sie gestand unter vielen Thränen, daß sie für die zehn Ellen Taffet zwölf Gulden bezahlt habe und nun sechs Gulden daran verliere. Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude bezahlt hat, hiermit wieder zurück, und gebe dir, weil du falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide.“ — Auch hier hat sich die Wahrheit des Spruches bestätigt: „Mit Falschheit kommt man niemals weit; d'rum halt' es mit der Redlichkeit.“

Texte ad I.: Von der Lüge.

a) Aus der heiligen Schrift. „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Gräuel.“ (Sprüchw. 12, 22.) „Der Teufel ist ein Lügner und der Vater der Lüge.“ (Joh. 8, 44. Vgl. 3. Kön. 21, 13.) „Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck an dem Menschen; aber sie ist stets im Munde ungezogener Leute. Der Dieb ist besser noch, als der beharrliche Lügner; Verderben aber erben beide.“ (Sir. 20, 26—27.) „Der Mund, welcher lügt, bringt die Seele um.“ (Weish. 1, 11.) „Sechs Dinge sind, die der Herr haßt — und darunter auch die lügenhaften Zungen.“ (Sprüchw. 12, 22.) „Ihr sollet nicht lügen, und Keiner soll seinen Nächsten hintergehen!“ (3. Mos. 19, 11. Vgl. Ekkli. 7, 14. Ps. 5, 7.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Hütet euch, Brüder! vor der Lüge! Denn Alle, welche die Lüge lieben, sind Kinder des Teufels. Die Lüge aber besteht nicht nur in falschen Worten, sondern auch in verstellten, heuchlerischen Werken. Denn es ist eine Lüge, sagen, daß man ein Christ sei, und die Werke Christi nicht üben.“ (S. August. in serm. de Abrah.) „Wer aus Bosheit etwas Anderes auf der Zunge bereit hält und etwas Anderes im Herzen, dessen ganze Frömmigkeit und Gottesdienst ist eitel; und zu einem Solchen geselle dich niemals, damit du nicht von seinem unreinen Geiste angesteckt werdest!“ (S. Clim. Grad. 12.) „Wer an Lügen eine Freude hat, wird alles Ansehen, allen Glauben verlieren; denn er macht sich bei Gott und den Menschen verhaßt. Verschlagen und verschmitzt ist ein lügenhafter Mensch. Es gibt keine größere Wunde des Herzens, denn diese, und keine größere Schande, als sie; denn ein lügenhafter Mensch wird von Allen ausgestoßen und verspottet.“ (S. Ephrem. Tom. 1. de virt. et vitiis.) „Ein Dieb ist besser, d. i. weniger böse, als ein Lügner; denn ein Dieb kann zurückgeben, was er genommen hat, nämlich Gold; ein lügenhafter Mensch aber kann nicht zurückstellen, was er genommen, den Frieden seines Herzens, und den guten Ruf des Nächsten.“ (Hugo Cardin. apud Mansi disc. 6. n. 7.) „Hütet euch, meine Brüder! vor der Lüge! Denn Alle, welche die Lüge lieben, sind Kinder des Teufels, nicht zwar der Natur nach, wohl aber, weil sie ihn nachahmen.“ (S. Ambros.) „Wer lügt, trägt das Bild des Teufels an sich, der von Anbeginn ein Lügner war. Jene, die es ihm nachmachen, sind falschen Münzen gleich; und diese falschen Münzen wird, wenn sie am Gerichtstage werden hervorgezogen werden, der Richter fragen: Wessen ist dieses Bild? Und da es heißen wird: Des Teufels, — so wird er unverzüglich sprechen: So gebet dem Teufel, was des Teufels ist!“ (S. Thom. Aquin.) „Man kann wohl sagen, daß jede Lüge, wie unbedeutend sie auch scheine, immerhin entweder uns selbst oder Andern wehe thue; denn immer verletzt sie die Wahrheit und die Geradheit des Herzens; und jeder Mensch, der da lügt, wäre es auch nur aus Scherz, beweist eine Doppelherzigkeit; denn er spricht bald aus diesem, bald aus jenem Herzen. Jedermann

weiß, daß der Herr die trügerischen Lippen vertilgen wird, und daß alle sündhaften Zungen dem Herrn ein Gräuel sind. So sei denn auch eure Rede einfach, aufrichtig, unbefangen und wahrhaft, wenn ihr Kinder desjenigen sein wollet, der der Vater der Wahrheit durch seine Wesenheit selber ist!" (Geist des heil. Franz von Sales. 2. Bd. S. 156.)

II. Von der Ehrabschneidung.

Fr. Was heißt ehrabschneiden?

Antw. Es heißt, dem Nächsten aus Leichtsinn oder böser Absicht Uebels nachreden, das man entweder selbst aufgebracht oder von Andern gehört hat. „Wer heimlich verläumdet, thut nicht weniger als eine Schlange, die in der Stille sticht." (Pred. 10, 11.)

Erläuterung. Den guten Namen des Nächsten anschwärzen, indem man Böses von ihm sagt, das er nicht verübt, oder Mängel und Fehler ihm beilegt, die er nicht begangen hat, heißt ehrabschneiden. Die Ehrabschneidung ist eine der häufigsten Sünden gegen das achte Gebot; darum schreibt der heilige Hieronymus (Epist. ad Celant.): „Selten wirst du Jemanden finden, der nicht bereit dazu wäre, den Wandel seines Nächsten zu tadeln." Und der heil. Apostel Jakob (3, 2.): „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann." Die Ehrabschneidung ist aber auch zugleich eine der größten Sünden gegen das achte Gebot; denn sie ist 1) äußerst abscheulich und 2) äußerst verderblich.

1) Die Ehrabschneidung ist äußerst abscheulich; denn sie verletzt durch Lieblosigkeit die Liebe; sie verletzt durch Beraubung des höchsten Gutes, das je ein Mensch besitzt, nämlich Ehre und guten Namen — die Gerechtigkeit.

Der beschämte Ehrabschneider.

Die Ehrabschneidung ist eine schwere Verletzung der Gerechtigkeit; denn sie möchte den Nächsten ungehört verurtheilen. — Ein Prälat hatte einen angesehenen Mann zu Tische geladen. Während des Essens fing dieser an, über einen Andern sehr übel zu sprechen. Der Prälat wollte den Schwätzer zum Schweigen bringen. Da ihm dieß aber nicht gelang, gab er dem Bedienten Befehl, den fraglichen Mann schnell herbeizuholen. Der Verläumder wurde betroffen und fragte: wozu denn dieses dienen solle? Der Prälat antwortete: „Damit er sich vertheidigen kann; es wäre ungerecht, Jemanden ungehört zu verurtheilen." (Utz, Katechismus, S. 271.)

Abscheu vor der Ehrabschneidung (Verläumdung).

Schon die heidnischen Römer erkannten die Verläumdung als ein abscheuliches Laster. Darum ließen sie dem Verläumder auf der Stirne ein C einbrennen, d. h. Calumniator (Verläumder), damit sich Jedermann vor einem so abscheulichen Menschen hüten konnte.

Einen gleichen Abscheu trug auch der heil. Augustin gegen verläumderische Zungen in seinem Herzen. Er hatte deßhalb über seinem Speisetische eine Tafel aufhängen lassen, worauf mit großen Buchstaben stand:

Quisquis amat dictis absentum rodere famam,
Hanc mensam vetitam noverit esse sibi!
„Es haben diesen Tisch zu meiden,
Die Andern gern' die Ehr' abschneiden!"

Als einstens von ihm geladene Gäste während der Mahlzeit anfingen, übel von Andern zu reden, sprach Augustin: „Entweder löschet diese Worte auf dieser Tafel aus, oder höret auf, die Ehre abzuschneiden, oder ich gehe von dannen in mein Zimmer!" (In vita.)

2) Die Ehrabschneidung ist aber auch eine höchst verderbliche Sünde; und zwar a) höchst verderblich für den, der sie begeht, b) für den, gegen welchen sie gerichtet ist, und c) für den, der sie anhört.

Das dreischneidige Schwert.

Als einstens ein Soldat, der sein Schwert schärfte, gefragt wurde, ob es scharf sei, sagte er: „O ja; nicht minder scharf, als eine Ehrabschneidung."

Hiermit wollte er sagen, daß nichts schädlicher sei, als die Ehrabschneidung. — In diesem Sinne schreibt gar schön der heil. Bernhard: „Die Verläumdung ist ein dreischneidiges Schwert, welches mit Einem Stoße drei Wunden verursacht; es verwundet nämlich den, welcher einem Andern die Ehre abschneidet, durch die Sünde, die er begeht; es verwundet den, welchem die Ehre geraubt wird, weil er seinen guten Namen verliert; und es verwundet endlich auch noch den, welcher zuhört, weil ein Jeder sich versündigt, der an solchen Reden seine Freude zu erkennen gibt."

a) Die Sünde der Ehrabschneidung ist höchst verderblich für den, der sie begeht; sie ist ein zuverläßiges Zeichen von dem nahen Tode der Seele, wie der heilige Alphons von Liguori schreibt (Katechet, S. 146.): „Es ist ein schlechtes Zeichen bei einem Kranken, wenn seine Zunge schwarz geworden ist; und oft kann man die Größe einer Krankheit leichter nach der Zunge als nach dem Pulse beurtheilen. Der Puls zeigt bisweilen nicht an, daß das Fieber heftig ist; wenn aber die Zunge schwarz und vergiftet erscheint, sagt Hippokrates, so ist dieß das sicherste Anzeichen des nahen Todes. Manche kommen in die Kirche, hören öfters die heilige Messe an und beten fleißig den Rosenkranz; aber ihre schwarze Zunge, die sie zum Ehrabschneiden anwenden, deutet ihren nahen Tod an."

Eine Lehre des heiligen Bernhard an seine Ordensleute.

Dieses Verderben der Ehrabschneidung schilderte der heil. Bernhard, als er einst über diesen Gegenstand seine Ordensleute unterrichtete, mit den lebhaftesten Farben. „Wenn wir der Verläumdung ergeben sind," sagt dieser heilige Lehrer, „was nutzt es uns dann, unser Fleisch alle Tage zu kreuzigen und ihm wehe zu thun? Warum fasten, warum beten wir unaufhörlich, wenn wir uns doch die Verdammniß zuziehen, da wir unsere Zunge nicht im Zaume halten? Müssen wir es uns denn so sauer werden lassen, uns nebst den Uebrigen in's Verderben zu stürzen? Warum wählen wir, wenn wir dennoch dem Tode zueilen, nicht wenigstens den breiten Weg, damit wir doch von Freuden zu Leiden, und nicht von Leiden zu Leiden übergehen? Denn was liegt daran, ob wir uns durch Laster des Fleisches oder des Geistes, durch Unzucht oder durch Ehrabschneiden verdammen?" (Krauth. 3. Bd. S. 59.)

Die Strafe der Ehrabschneidung.

Gar oft straft die Ehrabschneidung ihren eigenen Herrn; es wird wahr, was im Buche der Sprüchwörter (24, 21.) geschrieben steht: „Plötzlich steigt ihr Verderben auf; und ihren Untergang, wer kennt ihn?" Es geschieht, was David sagt (Ps. 26, 12.): „Die Bosheit hat wider sich selbst gelogen; eine Grube hat er (der Verläumder) geöffnet und sie ausgegraben; aber er fiel in das Loch, das er gemacht hat. Sein Unheil wird zurückkehren auf sein Haupt; und auf seinen Scheitel wird herniederkommen sein Unrecht." (Ps. 7, 16—17.) — An Beispielen hierzu fehlt es nicht.

Aman, vom König Assuerus über alle Vornehmsten seines Hofes erhoben, genoß alle Auszeichnungen, welche Jemanden durch die Gunst seines Fürsten zu Theil werden können. Doch Eines kränkte ihn noch, nämlich, daß Mardochäus, der Thorhüter des königlichen Palastes, sein Knie nicht vor ihm beugte, wie dieß die Uebrigen thaten, wenn sie ihn vorübergehen sahen. Diesen vermeintlichen Schimpf zu rächen und seinen Beleidiger mit einem Schwerte zu verwunden, das ihm gewiß recht tiefe Wunden schlagen sollte, nahm Aman seine Zuflucht zur Zunge. Er schwärzte den Mardochäus beim Könige als Aufwiegler der Juden an und erwirkte den Befehl, daß alle Israeliten im Reiche getödtet werden sollten. Doch welchen Ausgang nahmen die Verläumdungen Amans? Esther, die Königin, auch eine Jüdin, war über den Befehl des Königs äußerst betrübt, ging mit Lebensgefahr zu ihm, machte ihn auf die Ungerechtigkeit dieses Urtheilsspruches aufmerksam, und brachte ihn dahin, denselben zu widerrufen. Aman kommt zum Könige, mit dem Antrage, den Mardochäus an einen fünfzig Ellen hohen Galgen hängen zu lassen. Allein der König, anstatt dieses zu thun, gebot

dem Aman, den Mardochäus, geschmückt mit königlichem Purpur, im Triumphe herumzuführen, weil er ihm eine wider ihn angesponnene Verschwörung entdeckt habe. Esther machte hierauf diesem Fürsten die Bosheit Amans, und auf welchen Wegen er die Ausrottung der Juden gesucht habe, noch mehr begreiflich. Der König wurde über Aman sehr aufgebracht, befahl, ihn auf der Stelle zu tödten; und da ein eben gegenwärtiger Diener dem König erzählte, daß Aman einen fünfzig Ellen hohen Galgen zubereitet habe, um den Mardochäus daran zu hängen, ließ er den Aman selbst daran aufknüpfen.

Notto, der Verläumder.

Chlotar, König von Frankreich, war ein besonderer Verehrer der Tugend und tugendhafter Männer. Ganz vorzüglich schätzte sowohl er, als auch die Königin einen Bischof, Namens Arnulphus, und sie übergaben ihm ihren Sohn Dagobert zum Unterrichte. Eben dieser Hochschätzung wegen besuchten sie ihn auch öfters bei Tag und manchmal auch des Nachts, um sich mit ihm über ihr Seelenheil zu besprechen, oder sich bei ihm Rathes zu erholen. Diese Verehrung erweckte unter den Hofherren solchen Neid, daß einer derselben, Namens Notto, vor einem andern in diese Ehrabschneidung ausbrach: „Der Bischof Arnulphus ist kein frommer Mann, sondern ein den Wollüsten ergebener Mensch, bei dem nächtlicher Weile nicht nur der König, sondern zu Zeiten auch die Königin aus nicht löblichen Gründen sich einfinden." . . . Gottes Rache über diesen Ehrabschneider blieb nicht lange aus. Heftiges Feuer fing eines Tages, als er sich schlafen legte, seinen untern Leib zu quälen an, so daß er sich wie rasend herumwälzte. Auf sein Rufen um Hilfe erlosch zwar diese Glut, aber nicht Gottes Rache; denn bald hernach wurde Notto bei dem Könige wegen derselben schändlichen Laster, deren er den Bischof Arnulphus fälschlich bezüchtigt hatte, angeklagt, und nach gepflogener Untersuchung, als derselben überwiesen, auf Befehl des Königs enthauptet. (Zwickenpflug's Christenlehren. 6. Band.)

(Siehe im I. Bande die Erzählung: „Der Gang nach dem Eisenhammer." S. 105.)

Die zu Schanden gemachte Verläumdung.

Die Arianer beschloßen in dem Concilium von Tyrus, den heiligen Athanasius, Patriarchen und Bischof von Alexandrien, welcher die vornehmste Stütze des katholischen Glaubens war, durch Verläumdungen in's Verderben zu stürzen. Eine Weibsperson erschien vor der Versammlung mit zerstreuten Haaren und wie voll Verzweiflung, und verlangte Gerechtigkeit wider den Athanasius, der ihre Einfalt und Dienstfertigkeit, da sie ihn in's Haus aufnahm, zu ihrer Schande mißbraucht hätte. Gott ließ den heil. Athanasius nicht zu Schanden werden, und vereitelte den Fallstrick, den man ihm gelegt hatte. Er gab dem Athanasius ein, ohne alle äußeren Kennzeichen seiner Würde, mit einem andern Priester, dessen äußere Gestalt imponirte, in die Versammlung einzutreten. Dieser Priester übernahm nun, dem inneren Drange folgend, die Rolle des heil. Athanasius. Schnell trat er vor und nahm das Wort, als wenn er der Beschuldigte wäre. Die Unverschämte streckte sogleich ihre Hand aus, deutete mit Fingern auf ihn, und schrie mit einer kläglichen Stimme: „Ja! der ist's, ich erkenne ihn mit Entsetzen, den treulosen Schänder der Gastfreiheit und der heiligen Reinigkeit." Dann gab sie Zeit, Ort und alle geringen Umstände des Verbrechens an. Dieser grobe Irrthum in der Person brachte die Umstehenden zum Lachen und bedeckte die Urheber dieser falschen Beschuldigung mit Schande. —

Nun traten andere Kläger auf, die eine menschliche Hand vorzeigten und behaupteten, Athanasius habe einem gewissen Arsenius sie abgehauen und sich ihrer zu Zauberkünsten bedient. Damit diese Verläumdung nicht entlarvt werde, ergriffen die Feinde des heil. Athanasius den Arsenius, versteckten ihn und bewachten ihn auf das Sorgfältigste. Unter sichtbarem göttlichen Beistande

entdeckte ein Abgesandter des heil. Athanasius auch diesen Versteck und führte den Arsenius insgeheim zu seinem Patriarchen. Athanasius fragte in dem Concilium: ob Jemand von den Anwesenden den Arsenius kenne? Mehrere bejahten es. Nun führte er ihn in einen Mantel gehüllt vor, und ließ ihn zuerst seine rechte, dann die linke und zuletzt alle beide, ganz gesunde Hände vorweisen, indem er zu seinen Verläumdern sprach: „Hier sind, scheint mir, die beiden Hände des Arsenius; ich wußte nicht, daß er drei gehabt hatte. Es kommt jetzt unsern Gegnern zu, zu sagen, woher die dritte kommt." — So straft oft die Verläumdung ihren eigenen Herrn! (In vita.)

b) Die Sünde der Ehrabschneidung ist höchst verderblich für den, gegen welchen die Verläumdung gerichtet ist. Ach! wie Viele haben nicht schon durch böswillige Verläumdung Ehre und guten Namen, häusliches Glück, ja selbst das Leben verloren! Aus vielen nur ein einziges Beispiel.

Der heilige Emmeram, ein Opfer der Verläumdung.

Die schöne Utta, Tochter des Herzogs von Bayern, faßte eine heftige Leidenschaft gegen einen jungen, bayerischen Edelmann, mit Namen Siegbert. Lange wußten die Liebenden ihren Umgang den Augen des Herzogs und dessen ganzen Hofes zu entziehen. Aber leider begannen endlich die Spuren ihrer Unbesonnenheit an Utta sichtbar zu werden; und nun war der Augenblick gekommen, wo es ihr durchaus unmöglich war, ihre Schmach wie ihr Unglück länger mehr zu verbergen. Landbert, Theodo's ältester Sohn, ein feuriger, ungestümer Jüngling, drang heftig in seine Schwester, ihm ihren Verführer zu nennen. Utta zitterte für das Leben ihres Geliebten, und in der Angst ihrer Seele nannte sie den Heidenbekehrer unter den Bayern, den heiligen Emmeram, der nach Rom eine Wallfahrt unternommen hatte, und den sie schon jenseits der bayerischen Gränze glaubte, als Vater des Kindes, das sie unter dem Herzen trug. Wüthend jagte Landbert mit einer Rotte wilder Kriegsknechte dem Bischof nach. In der Gegend von Helfendorf, im Bisthume Freising, ereilte er den Heiligen. Gleich einem Rasenden fiel er ihn an, machte ihm die bittersten Vorwürfe, nannte ihn einen Heuchler und Verführer, und überhäufte ihn mit den niedrigsten Schmähungen. Vergebens betheuerte Emmeram seine Unschuld. Er beschwor ihn, in Rom beim heiligen Vater Klage zu führen; dort wolle er seine Unschuld erweisen. Aber Feuer der Hölle glühte im Busen Landberts, und der Zorn, diese schreckliche, den ganzen inneren und äußeren Menschen zerrüttende Gemüthsbewegung, ließ dem Rasenden keinen Raum mehr zur Besinnung. Er befahl, den Heiligen sogleich zu ergreifen und ihn unter allen nur erdenklichen Martern den grausamsten Tod sterben zu lassen. Einige aus der Rotte banden ihn an eine Waldleiter, schnitten ihm zuerst die Finger ab, nachdem sie vorher alle Gelenke eines jeden Fingers durchschnitten hatten, rissen ihm dann die Augen aus dem Kopfe, schnitten ihm Nase und Ohren ab, hieben ihm hierauf beide Arme und dann auch beide Füße ab, und als unter allen diesen Qualen dennoch stets das Lob Gottes auf den Lippen des heiligen Martyrers schwebte, indem er oft laut betete, und sogar einen Psalm sang, ergrimmten auch darüber die Wütheriche und schnitten ihm zuletzt auch die Zunge aus dem Halse. Ohne ihn seiner Bande zu entledigen, ließen sie ihn schrecklich verstümmelt liegen, und eilten davon. Der Heilige starb, und an seinem Grabe geschahen viele Wunder. Herzog Theodo, der von Emmerams Tugenden und Heiligkeit ohnehin schon einen sehr hohen Begriff hatte, entdeckte nun bald sowohl den Mörder desselben, als auch die Ursache, die dieser Gräuelthat zu Grunde lag. Landbert, der des Rechtes der Erstgeburt, mithin auch der Nachfolge im Herzogthume für verlurstig erklärt war, floh nach Ungarn; Utta ward von ihrem Vater vom Hofe verbannt, ging nach Italien, und nahm in einem der dortigen Klöster den Schleier. Um die Missethaten seiner Kinder zu sühnen, erbaute Theodo am Grabe des Heiligen ein Kloster, das später jene berühmte Reichsabtei St. Emmeram wurde. (Stolberg's Religionsgesch. 22. Bd. 2. Abth. S. 373—375.)

c) **Die Sünde der Ehrabschneidung ist endlich auch höchst verderblich für den, der sie anhört.** Darum sagt der heilige Bernhard (Lib. de consid. cap. 13. n. 22.): „Ich will nicht entscheiden, ob der Ehrabschneider strafbarer ist, oder dessen Zuhörer. Ich finde nur den Unterschied, daß der erste den Teufel auf der Zunge hat und der zweite im Ohr.“ Darum warnt Salomo: „Mische dich nicht unter die Ehrabschneider! Denn ihr Verderben wird bald kommen, und wer weiß, wie schwer das Urtheil beider (nämlich des Ehrabschneiders und des Zuhörers) sei?“ (Sprüchw. 24, 22.) Und der heil. Franz von Sales schreibt: „Die Sünden, die man durch Gedanken begeht, schaden nur demjenigen, der sie im Herzen hegt. Auch kennt nur Gott, der durch sie beleidigt wird, dieselben allein. Die Sünden der Zunge hingegen gehen weiter; denn das entfesselte Wort dringt auch in fremde Ohren ein, und wirkt so unmittelbar auch auf das Herz des Nächsten und vergiftet es.“ So verderblich ist die Ehrabschneidung sogar auch für den Zuhörer!

Der heilige Hieronymus

spricht sich hierüber noch deutlicher aus, indem er sagt: „Wer nichts hören will, dem hinterbringt man auch nicht leicht etwas. Ein Pfeil, der auf einen Stein abgedrückt wird, bleibt nicht stecken, sondern prallt zurück und tödtet bisweilen den Bogenschützen selbst. Hörest du den Ehrabschneider nicht gerne, so lernt er eher der Ehrabschneidung sich zu enthalten.“ — Der heilige Abt Antonius pflegte seinen Einsiedlern zu sagen: „Wie die Schlange durch ihre giftigen Worte die Eva aus dem irdischen Paradiese verjagte, so richtet derjenige, welcher von seinem Nächsten übel redet, nicht nur seine Seele zu Grunde, sondern auch die Seele derjenigen Person, die den Verläumder anhört.“

Fr. Auf wievielfache Weise kann man ehrabschneiden?

Antw. Man kann ehrabschneiden 1) aus Bosheit, 2) durch Lob, 3) durch Scherz oder Spott, und 4) sogar durch Stillschweigen.

Erläuterung. Man kann ehrabschneiden 1) aus Bosheit; a) wenn man dem Nächsten etwas Böses, das er nicht gethan hat, aufbürdet, und dieß heißt eigentlich verläumden; b) wenn man etwas Böses, das er gethan hat, vergrößert; c) wenn man geheime Fehler des Nächsten bekannt macht oder boshaft ausschwätzt; d) wenn man seinen guten Handlungen eine böse Absicht unterschiebt. — 2) Kann man ehrabschneiden durch Lob. Von diesen Ehrabschneidern sagt der heil. Franz von Sales (Philothea): „Jene, welche, um zu verläumden, erst Lobreden halten oder Arglist und Possen dazwischen anbringen, sind die allerschlauesten und giftigsten Verläumder. „Ich versichere aufrichtig,“ sagen sie z. B., „daß ich ihn liebe und daß er sonst ein braver und gebildeter Mann ist; — aber — —“ (nun kommt die Verläumdung). Wer sieht hier nicht die Arglist? Wer mit dem Bogen schießen will, zieht so stark er kann den Pfeil an sich, doch nur deßhalb, daß er ihn dann mit desto größerer Gewalt abschnelle. So scheint es auch, daß diese den Pfeil der Verläumdung an sich ziehen, doch nur, um denselben desto fester abzudrücken, auf daß er um so tiefer in das Herz der Zuhörer eindringe.“ — 3) Man kann verläumden durch Scherz und Spott. „Die Verläumdung“ (fährt der oben genannte heilige Bischof fort), „welche scherzweise vorgetragen wird, ist noch grausamer als die übrigen. Der Schierling ist an und für sich kein schnelles Gift; er wirkt vielmehr ziemlich langsam und man kann ihm durch Hilfsmittel begegnen; wer ihn aber mit Wein gemischt trinkt, bei dem ist jedes Mittel vergeblich. So bleibt auch die Verläumdung, die vielleicht, wie das Sprüchwort sagt, zu einem Ohr hinein und zum andern hinausginge, fest in dem Gemüthe der Anwesenden, wenn sie durch ein sinnreiches oder lächerliches Wort gewürzt wird. „Sie haben,“ sagt David, „Natterngift auf ihren Lippen.“ Die Natternstiche sind beinahe unbemerkbar, und ihr Gift erregt anfangs einen angenehmen Kitzel, mittelst dessen das Herz und die Eingeweide sich erweitern und das Gift einsaugen, gegen welches dann später kein Mittel hilft.“ — 4) Sogar durch Stillschweigen kann man verläumden, wenn man von dem Nächsten da, wo ein gutes Zeugniß für ihn erforderlich wäre, schweigt und ihm das verdiente Lob nicht gibt.

Fr. Wozu ist derjenige verpflichtet, der durch Ehrabschneidung die Ehre eines Andern verletzt hat?

Antw. Er ist schuldig, Widerruf, Abbitte, Ehrenerklärung u. s. w. zu leisten und allen Schaden gut zu machen, den die Ehrenverletzung nach sich gezogen.

Erläuterung. Wenn man schon nach der Anforderung des siebenten Gebotes verpflichtet ist, geraubtes Geld und Gut zurückzuerstatten, so ist es um so mehr Pflicht, die geraubte Ehre wieder zurückzustellen; denn „der gute Name ist besser als viel Reichthum“, sagt die heilige Schrift. (Sprüchw. 22, 1.) Wie oft könnte nicht eine

brave Person auch ohne Kreuzer Geld eine gute Versorgung finden; Neider aber verläumden sie, und ihr Glück ist vernichtet! Guter Name ist besser als Reichthum; daher auch bei geraubter Ehre die Restitutionspflicht strenger, als selbst bei geraubtem Gute. Kein Beichtvater, kein Bischof, kein Papst kann einen Ehrabschneider von der Pflicht der Wiedererstattung der geraubten Ehre lossprechen, und die priesterliche Lossprechung ohne diese Wiedererstattung wäre ungültig. Diese strenge Pflicht der Wiedererstattung spricht der heil. Franz von Sales (Philothea) in folgenden Worten aus: „Wer immer den guten Ruf seines Nächsten ungerechter Weise schmälert, ist außer der Sünde, die er begeht, zum Ersatze verpflichtet, wiewohl dieser Ersatz, je nach Verschiedenheit der Verläumdung verschieden ist; denn Niemand kann mit fremdem Gute in das Reich der Himmel eingehen; und unter allen äußerlichen Gütern ist der gute Ruf das beßte. Die Verläumdung ist eine Art Mord. Denn dreifach ist unser Leben: das geistliche Leben, das in der Gnade Gottes besteht; das körperliche, das durch die Seele erhalten wird, und das bürgerliche, das seinen Bestand in Ehre und gutem Rufe hat. Der Verläumder begeht durch einen einzigen Stich seiner Zunge gewöhnlich drei Mordthaten auf ein Mal; er tödtet geistiger Weise seine Seele, so wie die Seele dessen, der ihn anhört, und raubt dem, den er verläumdet, das bürgerliche Leben."

In Absicht auf Wiedererstattung des guten Namens ist nun Folgendes zu merken: 1) Wenn man Falsches gesagt, und es auf ungerechte Weise gesagt hat, so muß man den guten Namen wiedererstatten, und bekennen, daß man Falsches gesagt habe; man muß den Nächsten, so viel es thunlich ist, entschuldigen, seine guten Eigenschaften hervorheben und loben, und auf sonst erlaubte Weise seine Ehre nach Kräften befördern. 2) Wenn man zwar Wahres, aber auf ungerechte, lieblose Weise gesagt hat, so ist man zur Wiedererstattung des guten Namens verpflichtet, so viel man kann; man kann z. B. bekennen, daß man übel gesprochen, oder den Menschen ungerecht und lieblos in bösen Ruf gebracht habe; oder wenn man ihm den guten Namen nicht wieder geben kann, so muß man ihn auf andere Weise zu entschädigen trachten, jedoch allemal ohne Lüge.

Die unterlassene Wiedererstattung.

Gar viele Seelen gehen zu Grunde, weil sie die Wiedererstattung der geraubten Ehre unterlassen; und diese Unterlassung ist eben nicht selten, weil sie eine nicht geringe Selbstverläugnung erfordert und oft auch mit großen äußeren Schwierigkeiten verbunden ist. — Johannes Banuza erzählt von einem Edelmanne, der nach Alkala kam, um bei Alphons de Castro, einem der berühmtesten Gottesgelehrten seiner Zeit, in einer wichtigen Angelegenheit um Rath und Trost zu bitten. „Ich befand mich," sagte er, „vor Kurzem in einem Abendzirkel, wo lauter Personen von Bedeutung versammelt waren. Das Gespräch lenkte sich auf eine sehr angesehene Hofdame von fürstlicher Geburt; man pries allgemein ihre ausgezeichneten Eigenschaften und stellte sie auf als ein Muster der Zucht und unbescholtener Sitten. Ich aber lächelte, stellte mich an als Einen, der eines Andern belehrt wäre, und verläumdete sie auf's Abscheulichste. Da nun diese Anschuldigung durchaus unwahr und rein erlogen ist, so beunruhigt mich mein Gewissen höchlich, und deßhalb suche ich Euren Rath und Trost." — Da schwieg Alphons einige Sekunden mit allen Zeichen einer tiefen Betrübniß; alsdann sprach er: „Mein Herr! Ihr Fall ist unheilbar; es ist um Ihr Heil auf ewig geschehen." — Der Edelmann war von diesem Schreckensworte wie niedergedonnert; er suchte zwar auf alle mögliche Weise sich zu erheitern; aber das für ihn gefällte Urtheil kreuzigte ihn Tag und Nacht; endlich machte er sich auf und ritt nach Salamanka, um an dieser berühmten Schule einen der ersten Gottesgelehrten zu Rathe zu ziehen. Nachdem dieser den Gegenstand seines Kummers erwogen hatte, tröstete er ihn mit guten Gründen. „Bei aller Ehrerbietung für Alphons de Castro," sagte er, „der es mit seinen Worten wohl anders gemeint haben mochte, seid versichert, daß Gott Niemanden verstoßen wolle, und daß für jede Sünde ein Weg der vollkommenen Buße und Sühnung sich finden lasse!" — Der Jüngling athmete wieder freier. „Wohlan denn!" rief er, „leget mir auf, was Ihr immer für gut erachtet! Gerne, und sei es auch noch so beschwerlich, will ich Alles thun, um von dieser Pein frei zu werden." Der Gottesgelehrte erwiderte: „Es bedarf hier keiner besonderen und harten Bußwerke. Sie haben sonst nichts zu beobachten, als daß Sie allen jenen Personen, die an der Gesellschaft Theil nahmen, Ihren Besuch

abstatten und denselben freimüthig erklären, daß Alles, womit sie den Ruf der christlichen Frauensperson befleckt haben, nichts denn Verläumdung und völlige Lüge gewesen sei!" Der Jüngling aber stand auf, ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen. „Nein und nimmermehr!" rief er, „dieß ist mir unmöglich; dieß kann ich meiner Ehre und meinem Range nicht vergeben." — „Nun denn," entgegnete der Lehrer, „nun sehe ich klar, daß Alphons de Castro die Wahrheit gesprochen hat; ja, mein Herr! Ihre Wunde ist unheilbar; Sie haben den ewigen Tod auf sich geladen."

Fr. Welche Mittel soll man gegen diese abscheuliche Sünde der Ehrabschneidung und Verläumdung anwenden?

Antw. Die vorzüglichsten Mittel gegen Ehrabschneidung und Verläumdung sind: 1) Betrachte dich selbst, deine eigene Schwäche und Sündhaftigkeit; 2) zeige an Verläumdungen kein Wohlgefallen, und lenke, wo möglich, die Reden auf etwas Anderes; 3) ist dieß nicht möglich, so weiche den Ehrabschneidern aus und schenke ihnen kein Gehör!

1) Betrachte dich selbst, deine eigene Schwäche und Sündhaftigkeit! Denn wenn die Pfanne sich in dem Spiegel schaut und auf ihre Schwärze Acht hat, wird sie dem Topfe die Schwärze nicht vorwerfen. Wer bereit ist, gegen einen Andern zu reden, darf keinen Fehler haben. — Wer dieß bedenkt, wird nie verläumden.

Habe auf dich selbst Acht!

Ein Einsiedler fragte eines Tages den heil. Abt Poemon: „Mein Vater! wie kann man sich enthalten, von Andern Böses zu sprechen?" Er antwortete ihm: „Wir müssen uns unser eigenes Bild stets neben dem Bilde unsers Nächsten vor Augen stellen, es aufmerksam betrachten, seine Fehler entdecken; dann werden wir das Bild unsers Nächsten schätzen; dann werden wir nichts Böses von Andern sprechen, sondern uns selbst einen Verweis wegen der eigenen Fehler geben." (Blumen der Wüste.)

Der Sack mit dem Sande.

Als der heil. Abt Pior gewahr wurde, daß seine Jünger Andern übel nachredeten und anderer Leute Mängel tadelten, schwieg er, trat ab, kam aber gar bald wieder, beladen mit einem großen Sacke voll Sandes auf dem Rücken, in ihre Mitte; vor sich hatte er ein kleines Tüchlein mit wenig Sand gefüllt. Um die Bedeutung gefragt, sagte er: „Der große Sack stellt meine vielen großen Mängel und Sünden vor, die ich auf dem Rücken trage, damit ich sie nicht sehe. Der wenige Sand im Tüchlein vor meinen Augen sind anderer Leute Mängel und Fehler, die mich stets quälen, und die ich deßhalb mittheile. Es sollte aber nicht also sein; sondern ich sollte meine Fehler allezeit im Auge haben, sie beweinen und Gott bitten, daß er sie mir nachlasse!" Als dieses die Jünger hörten, sprachen sie: „Wahrlich! dieses ist der Weg zum Leben."

Also: „gib Acht auf dich!" Dieß ist ein bewährtes Mittel, wodurch der Mensch bei sich selbst alle Lust, zu verläumden, zu verkleinern, und die Verläumdung selbst unterdrücken wird.

2) Zeige an den ehrabschneiderischen Reden äußerlich kein Wohlgefallen, oder suche die Rede auf etwas Anderes zu lenken! „Der Nordwind vertreibt den Regen, und ein trübes Gesicht die verläumderische Zunge." (Sprüchw. 25, 23.)

Die unterbrochene Ehrabschneidung.

Der selige Thomas Morus, Großkanzler Englands, dessen ganzes Leben und sämmtliche Handlungen nur Erbauung und heiligmäßig, zugleich auch voll Verstand und Anmuth waren, hatte in Gewohnheit, daß er, wenn Jemand in seiner Gegenwart eine Verläumdung zu reden anfing, alsbald irgend woher Gelegenheit nahm, jene giftigen Reden auf etwas Anderes zu lenken, indem er eine bessere, wenigstens keine schlimme Rede einleitete. Er begann, zum Beispiele:

„Habet Ihr jenen neuen Palast, jenes neue Gebäude nicht gesehen? Sage Einer, was er wolle! ich sage: Jenes Haus ist am Schönsten gebaut, und der, welcher es gebaut hat, ist in seiner Kunst ein ausgezeichneter Meister und Architekt.“ Auf solche Weise verhinderte Thomas Morus gar viele verläumderische Reden.

3) Kannst du die ehrabschneiderischen Reden nicht verhindern, so weiche aus oder gib ihnen kein Gehör! „Verzäune deine Ohren mit Dornen und höre auf keine gottlose Zunge!“ (Ekkli. 28, 28.) „Wo keine willigen Zuhörer sind,“ sagt der heil. Hieronymus, „da finden sich auch keine Ehrabschneider ein. . . . Glückselig, wer sich wider dieses Laster so bewaffnet, daß Niemand sich erfrechen darf, in seiner Gegenwart eines Andern Ehre zu verletzen!“

Gib den Verläumdern kein Gehör!

Der heil. Pachomius, Abt von Tebenes in Aegypten, der im Jahre 318 starb, schenkte, wenn einige Mönche von Andern übel redeten, nicht nur ihren Worten keinen Glauben, sondern wendete sich von ihnen ab, zog sich in Eile zurück, als wenn eine Schlange auf ihn zischen wollte und wiederholte die Worte des Psalmisten: „Ich verfolgte diejenigen, die im Geheim von ihrem Nächsten Böses redeten,“ und setzte hinzu: „Es geht nichts Böses aus dem Munde eines guten Menschen; er spricht nicht von einem fremden Menschen giftige Worte.“ Er zeigte aus mehreren Stellen der heil. Schrift, wie sehr Gott durch die Verläumdung beleidigt wird; und besonders erinnerte er seine Mönche an Maria, die Schwester Mosis, die, weil sie von ihrem Bruder übel geredet, sogleich mit dem Aussatze von Gott bestraft wurde. — Der heil. Johannes, Patriarch von Alexandrien, duldete in seiner Gegenwart kein Wort, welches die Liebe zum Nächsten verletzen konnte. Von dem lieblos Sprechenden wandte er sich sogleich hinweg und fing von etwas Anderem zu reden an; fiel dieser zum zweitenmale in den nämlichen Fehler, so gab er seinem Officianten den Befehl, dem Lieblosen, welcher seine Zunge nicht zu zügeln vermochte, nie mehr den Zutritt zu ihm zu gestatten.

Fr. Was sollen wir thun, wenn wir selbst an unserer Ehre angegriffen werden?

Antw. Wir sollen die Ehrabschneidung im Geiste der Buße annehmen, auf Jesus Christus und die Heiligen hinsehen und bemüht sein, durch unser Beispiel und unsern Lebenswandel die Verläumder Lügen zu strafen.

David und Semei.

Die heil. Schrift stellt uns hierin an dem Könige David ein schönes Beispiel vor. (2. Kön. 16.) — Semei spie abscheuliche Schmähreden wider diesen Fürsten aus; er nannte ihn unter's Gesicht einen blutdürstigen Mann und ein Kind Belials. Er warf mit Steinen nach ihm und mißhandelte ihn dergestalt, daß man ihn für den größten Bösewicht und für den allerverächtlichsten Menschen hätte ansehen mögen. David aber sagte kein Wort; im Gegentheile stellte er sich vor, daß er wirklich an des Urias Tod Theil habe, obschon er wegen des Todes des Königs Saul, dessen man ihn anklagte, unschuldig war, und opferte Gott dieses ungerechte Verfahren und diese schmerzliche Beleidigung zur Genugthuung für seine Sünden auf. . . . Das Volk war durch das grobe Benehmen Semei's geärgert. Einer von den Kriegsmännern wollte ihm den Kopf spalten. „Halt!“ sprach David, „laß ihn gehen; denn Gott hat ihm befohlen, mir so zu begegnen! Wer wird fragen dürfen, warum er es gethan hat?“ . . .

Das beßte Mittel gegen Verläumder und Ehrabschneider.

Der heilige Petrus schreibt in seinem ersten Briefe (2, 12.): „Untadelhaft sei euer Wandel unter den Heiden, damit die, welche Böses von euch als von Uebelthätern reden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung!“ — Aehnlich sprach schon in der heidnischen Vorzeit ein Weiser, dem einst seine Schüler die Nachricht brachten, daß er von einigen seiner Feinde gröblich verläumdet und beleidigt worden sei. „Lasset es gut sein!“ entgegnete

er; „denn ich will schon so leben, daß Niemand das glaubt, was meine Feinde mir fälschlich nachreden, und daß also nach und nach Jedermann einsieht, daß meine Feinde Lügner sind.“ (Aehrenlese.)

Fr. Darf man nun gar nie die Fehler eines Andern bekannt machen?

Antw. Warum nicht; wenn wir das Böse, welches Jemand begeht, dessen Vorgesetzten, Eltern, Vormündern oder Lehrern in der Absicht mittheilen, daß diese den Schaden verhindern, der dadurch entweder für Alle, oder für einen Unschuldigen, oder für den Fehlenden entsteht, so ist das keine Verläumdung, sondern sogar oft Christenpflicht, wenn man es ohne großen Nachtheil für sich selbst thun kann.

Erläuterung. Der heil. Thomas von Aquin (t. 2. quaest. 62. art. 2. ad 1.) sagt über diesen Punkt: „Das Ehrabschneiden ist nur dann eine Sünde, wenn es in der Absicht geschieht, dem guten Rufe des Nächsten zu schaden; nicht aber, wenn man das Böse sagt, um neue Sünden des Fehlenden oder den Schaden eines Andern zu verhindern.“

Texte ad II.: Von der Ehrabschneidung und Verläumdung.

a) Aus der heil. Schrift. „Wiederhole nicht, was der Boshafte erzählte, und du wirst bei Ehren bleiben; hinterbringe weder Freunden noch Feinden, was du gehört hast, entdecke nicht, was dir Sündhaftes gesagt worden! Hast du etwas Sündhaftes gehört, so laß es bei dir sterben, und sei versichert, daß du daran nicht zerplatzen werdest! Nur dem Thoren macht das, was er gehört hat, Schmerzen, wie ein in der Hüfte steckender Pfeil.“ (Ekkli. 19, 12.) „Mische dich nicht unter die Ehrabschneider! Denn ihr Verderben wird bald kommen.“ (Sprüchw. 24, 22.) „Wer heimlich verläumdet thut nicht weniger als eine Schlange, die in der Stille sticht.“ (Pred. 10, 11.) „Streiche mit der Geißel machen Striemen, aber Streiche mit der Zunge zermalmen die Gebeine.“ (Sir. 28, 21.) „Ein offenes Grab ist der Rachen der Verläumder; mit ihren Zungen handeln sie trügerisch. Natterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll von Fluch und Bitterkeit.“ (Ps. 13, 3.) „Sie schärfen wie ein Schwert ihre Zunge, — spannen den Bogen, ein bitteres Ding, um zu schießen im Verborgenen den Reinen.“ (Ps. 63, 4. 5.) Strafe der Verläumdung. „Wer heimlich seinen Nächsten verläumdet, den will ich verfolgen.“ (Ps. 100, 5. Vgl. Sprüchw. 24, 22.) „Der Ehrabschneider ist ein Gräuel der Menschen.“ (Sprüchw. 24, 9. Vgl. Ekkli. 23, 10. 1. Kor. 6, 9.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Die Zunge, ist sie nicht die grausamste Natter? Fürwahr! mit Einem Hauche vergiftet sie tödtlich. Ist diese Zunge nicht eine Lanze? Fürwahr! die spitzigste, welche auf Einen Wurf drei durchbohrt; nämlich den, welcher redet, den, der hört, und den, von welchem der Verläumder redet.“ (S. Bern. in serm.) „Der Verläumder frißt das Fleisch des Bruders und beißt den Nächsten; weßwegen auch Paulus (Gal. 6, 15.) gesagt hat: »Wenn ihr einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr einander nicht gar ausrottet!« — Nicht in das Fleisch hast du die Zähne gesetzt, sondern in die Seele hast du Fluch und bösen Verdacht geworfen; du hast verwundet, hast mit Uebeln überhäuft dich, Jenen und viele Andere; denn du hast auch, indem du deinen Nächsten lästertest, den, der es hörte, schlimmer gemacht.“ (S. Chrysost. ad popul. Antioch. Hom. 3.) „Ehre den niemals, der bei dir einen Andern verläumdet, sondern ermahne ihn vielmehr und sprich zu ihm: Höre auf, Bruder! ich falle täglich schwerer; ich sündige auch, und wie kann ich Jenen verdammen? Du wirst so zwei gewinnen, du wirst mit Einem Pflaster dich und deinen Nächsten heilen.“ (S. Clem. Alex. in fragm.) „Verläumde Niemanden und halte dich darin nicht für heilig, wenn du Andere zerfleischest! Wir verdammen oft, was wir selbst thun, und fahren, wider uns selbst beredt, gegen unsere eigenen Laster los.“ (S. Hieron. Epist. 125. ad Rusticum.) „Verläumde Niemanden und glaube nicht, daß du durch den Tadel Anderer lobenswerth erscheinest! Lerne mehr dein Leben ordnen, als das Leben Anderer tadeln!“ (S. Paulin. Epist. ad Colantiam.) Auch die Anhörer der Verläumdungen sündigen. „Ich will nicht entscheiden, ob der Ehrabschneider oder dessen Zuhörer strafbarer sei. Ich finde nur den Unterschied, daß der erste den Teufel auf der Zunge hat, und der zweite im Ohr.“ (S. Bern. Lib. de considerat. cap. 13. n. 22.) „Nicht nur von fremden Fehlern reden, sondern auch sie anhören, zeigt von Freude an der Sünde. Denn fänden sich keine geneigten Zuhörer, so würden Wenige von fremden Fehlern reden. Verschließe deine Ohren mit Dornen!“ (S. Ignaz.)

XLIII. Christliche Lehre.

Noch andere Versündigungen gegen das achte Gebot.

1) Ohrenbläserei.

Fr. Was ist Ohrenbläserei?

Antw. Ohrenbläserei ist es, wenn man einem Andern wieder erzählt, was Dieser oder Jener gegen ihn geredet hat.

Erläuterung. „Es gibt viele Leute," sagt der heil. Alphons von Liguori, „die den Fehler an sich haben, daß sie aufmerken, was von Andern gesagt wird, und es dann denselben wieder erzählen. Kaum hören sie, daß Jemand Böses von einem Andern sagt, so hinterbringen sie es demselben wieder. Solche Menschen nennt man Ohrenbläser, die Gott selbst verflucht, weil sie das Amt des Teufels treiben, weil sie den Frieden in ganzen Familien und Gemeinden stören und die Ursache von vielen Feindschaften und Streitigkeiten sind." (Katechet, S. 148.) — „Verflucht ist der Ohrenbläser," sagt der heilige Geist, „und der Zweizüngige! Denn er wird Unruhe unter Vielen anrichten, die Frieden mit einander haben." (Ekkli. 28, 15.)

Die traurigen Folgen der Ohrenbläserei.

Die traurigen Folgen der Ohrenbläserei sehen wir in nachfolgender Erzählung. — Santabaren, ein in der Geschichte bekannter Bösewicht, wollte sich bei dem Kaiser Basilius, bei dem er in geringer Geltung stand, durch Ohrenbläserei einschmeicheln. Er geht zu dessen Sohn Leo, räth ihm, ja allezeit verborgen einen Dolch mit sich auf die Jagd zu nehmen, theils, um sich besser gegen das Wild wehren zu können, wenn er von demselben unversehens überfallen werde, theils, um sich und seinen Vater, den Kaiser, gegen Meuchelmörder zu schützen, vor denen auch große Herren, besonders auf der Jagd nicht allezeit sicher seien. Leo folgte diesem, wie er meinte, treuen Rathe. Eines Tages nun war wieder Jagd. Leo, seinen Dolch bei sich, begleitet seinen Vater. Im Geheim warnt Santabaren den Kaiser Basilius, er sollte sich heute vor seinem Sohne Leo in Acht nehmen; denn er strebe ihm nach dem Leben und habe, um ihn zu tödten, wirklich einen Dolch bei sich. Uebrigens möge der Kaiser nicht seinen Worten glauben, sondern Leo's Kleider durchsuchen lassen, er würde finden, daß er wahr geredet habe. . . . Der hierin zu leichtgläubige Kaiser ließ dieses thun, und der Dolch ward bei seinem Sohne Leo, unter den Kleidern verborgen, wirklich gefunden. Basilius befiehlt, daß seinem Sohne die Augen sollten ausgestochen werden; und wirklich hätte Leo die Leichtgläubigkeit seines Vaters mit lebenslänglicher Blindheit bezahlen müssen, hätte sich nicht der ganze Rath entgegengesetzt, für ihn gebeten und endlich Santabarens falsche Bosheit aufgedeckt. (Zwickenpfl. 6. Bd. S. 226.)

2) Heuchelei.

Fr. Was versteht man unter Heuchelei?

Antw. Heuchelei ist eine Lüge in der That, indem sich Einer äußerlich fromm oder als ein Freund stellt, ohne es innerlich zu sein.

Erläuterung. Man kann Heuchler sein gegen Gott, indem man sich äußerlich fromm geberdet und es im Herzen durchaus nicht ist, wie die Pharisäer; man kann aber auch Heuchler sein gegen den Nächsten, indem man sich äußerlich als Freund zeigt und im Innern auf dessen Verderben sinnt, wie Judas und Joab. Diesen Heuchlern hat der göttliche Heiland ein furchtbares Weh' zugerufen. (Matth. 23, 13.)

Joab. Judas.

Ein solcher Heuchler war Joab im alten und Judas im neuen Testament. — Joab stellte sich äußerlich sehr freundlich gegen Amasa; er drückte ihm herzlich die Hand und sprach: „Friede sei mit dir, Bruder!" Allein während er ihn mit der einen Hand freundlich umfaßte, durchbohrte er ihn mit der andern. (1. Sam. 20, 9.)

Eben so grüßte Judas seinen Herrn und Meister mit den freundlichsten Worten: „Sei gegrüßt, Meister!" — im Herzen aber überlieferte er ihn seinen blutdürstigen Feinden. (Matth. 26, 49.)

Ecebolius, der Heuchler.

Ein ächtes Bild von Heuchelei war ein gewisser Ecebolius, ein Sophist, der Lehrmeister des abtrünnigen Julian, der zu aller Heuchelei eine sehr wohl unterrichtete Junge hatte, und durch seine Fügsamkeit für jeden Ort, für jede Zeit und jede Gesinnung zu gebrauchen war. Daher gab er sich unter Constantius den Schein eines Arianers, unter Julian den Schein eines Heiden, unter Jovinian den Schein eines Katholiken. — — Pfui der Schande, ein Heuchler zu sein! Wie sehr haben die Heiligen Gottes jegliche Heuchelei vermieden! Der Makkabäer Eleazar wollte lieber sterben, als auch nur zum Scheine das Gebot seines Glaubens übertreten. Der einfache Landmann und Blutzeuge Barlaam wollte lieber sich die Hand über dem Opferaltare verbrennen lassen, als Götzendienst heucheln. Ein Christ und dabei ein Heuchler sein wollen, hieße soviel als Den betrügen wollen, der Herz und Nieren durchforscht.

3) Schmeichelei.

Fr. Was heißt schmeicheln?

Antw. Es heißt Andern zu Gefallen reden, indem man nämlich Jemanden Vorzüge zueignet, die er nicht besitzt, oder jene, die er besitzt, zu sehr erhebt, und sogar auch an ihm ungerechte Handlungen lobt.

Erläuterung. Die Schmeichelei ist ebenso schändlich für denjenigen, der sie übt, als verderblich für den, gegen den sie geübt wird. Wie niedrig steht nicht der Schmeichler da, wie verächtlich und knechtisch! Darum ruft schon Isaias diesen Schmeichlern zu: „Wehe euch, die ihr das Böse gut und das Gute böse heißet; die ihr Finsterniß für Licht und Licht für Finsterniß ausgebet, die ihr das Bittere süß und das Süße bitter nennet!" (Isai. 5, 20.) Und in welches Verderben geräth nicht derjenige, der sich schmeicheln läßt? Er wird so sehr verblendet, daß er seine Fehler nicht mehr sieht oder sie gar für Tugenden hält — und so in Thorheiten ohne Zahl und zuletzt in's Verderben stürzt.

Alexander der Große

war lange Zeit ein Feind der Schmeichler. Nach und nach aber wurde er von ihnen dergestalt eingenommen, verblendet und in Irrthum geführt, daß er sich durch das Zureden und die Schmeicheleien des Götzenpriesters Ammon verleiten ließ, sich für einen Gott und Sohn Jupiters zu halten. Und von da an war er in seinem Stolze und Uebermuthe unerträglich.

Herodes Agrippa.

Wie schrecklich ein Mensch durch Schmeichelei verwundet und geschlagen werden kann, lehrt uns auch das Beispiel des Königs Herodes Agrippa. Von ihm lesen wir: Als er bei den Tyriern und Sidoniern eine Rede hielt, und daselbst den überaus schmeichelhaften Ausruf hörte: „Das ist die Stimme eines Gottes und nicht eines Menschen," und sich ob dieser Schmeichelei erhob und göttliche Ehre sich erzeigen ließ, schlug der Engel des Herrn seine Eingeweide mit Schmerz und Fäulniß. Also geschlagen sagte er: „Sehet! ich, jener Gott, wie ihr mich genannt habet, muß das Leben verlassen; die Naturnothwendigkeit straft euch Lügen, und ich, den ihr als den Unsterblichen begrüßt habet, werde mit Gewalt zum Tode fortgerissen." (Joseph. Lib. 9. Antiqu. cap. 8.)

Das Sinnbild der Schmeichelei.

Um das Verderben der Schmeichelei zu versinnlichen, stellten die Aegyptier folgendes Sinnbild auf. Sie malten einen Hirsch und vor demselben einen Menschen, der die Zither schlug. — Der Hirsch soll nämlich so begierig auf die Musik sein, daß er gleichsam außer sich kommt und unbeweglich bleibt, wenn er eine angenehme Musik hört. Darum lockten vor Zeiten die erfahrenen Jäger die Hirsche mit musikalischen Instrumenten herbei; und sobald sie durch die Lieblich-

keit der Musik eingenommen und gleichsam bezaubert waren, erlegten sie selbe gar leicht mit ihren Pfeilen. — Gerade so werden auch die Menschen durch die lieblichen Worte und durch das wiederholte Loben der Schmeichler gleichsam eingenommen und bezaubert; und sobald sie der böse Feind so bethört und außer sich sieht, tödtet er sie mit den giftigen Pfeilen der Hoffart, des Geizes, der Geilheit und allerlei anderer lasterhafter Versuchungen; und so werden sie von den Schmeichlern und dem Teufel in Sünden und in den ewigen Untergang gezogen.

Dieß sagt auch der heil. Bernhard mit den Worten: „Die Schmeichler stürzen die Menschen in Sünden der Hoffart, in Sünden der Unkeuschheit, in Sünden des Geizes. Darum werden sie auch mit denselben in den höllischen Abgrund gestürzt werden.“ (Zwickenpflug.)

Der brave Erzieher.

Möchten doch Alle, die das Unglück haben, von Schmeichlern umgeben zu sein, eben so würdige Rathgeber zur Seite haben, wie der Prinz Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich, an dem Herzoge von Montausier, seinem Erzieher, hatte. Dieser ließ seinen Zögling nie die Zueignungsschriften in den Büchern lesen, welche Schmeicheleien gegen denselben enthielten. Einst traf er den Prinzen über dem heimlichen Lesen einer solchen schmeichelhaften Zueignung an. Er ließ ihn laut lesen; ließ ihn aber bei jedem Punkte innehalten und sagte zu ihm: „Sehen Sie nicht, mein Prinz! daß man offenbar Ihrer spottet? Glauben Sie, daß Sie wirklich die guten Eigenschaften haben, welche diese Schriftsteller ihnen beilegen? Und können Sie ohne Unwillen so lügenhafte Schmeicheleien lesen, die man Ihnen gewiß nicht machen würde, wenn man nicht eine sehr geringe Meinung von ihrem Verstande hätte?“ (Krautheimer, 3. Bd. S. 34.)

Der Herzog von Bourgogne, ein Feind der Schmeichler.

Der Herzog von Bourgogne, Enkel Ludwigs XV., war, obgleich noch Kind, ein Feind der Schmeichler und schätzte nur die, welche ihm die Wahrheit sagten. Einst fragte man ihn, welche von den Kammerdienern er am Liebsten hätte. „Die und die“ — gab er zur Antwort, „weil sie mich nicht schonen und mir's frei heraussagen, wenn ich etwas thue, das nicht recht ist, damit ich mich bessere.“ (Dewora, S. 82.)

Auch von Alexander dem Großen, der in den ersten Jahren seiner Regierung ein so großer Feind der Schmeichler war, sollen wir lernen, Schmeicheleien von uns ferne zu halten. Jener große König entfernte einen gewissen Philosophen, mit dem er vorher vertrauten Umgang gepflogen hatte, von seiner Gesellschaft einzig darum, weil er ihn niemals getadelt hatte. „Denn,“ sagte er, „erkennt er das Böse, das ich thue, nicht, so ist er ein Thor; erkennt er es aber und straft er mich nicht, so ist er ein elender Schmeichler; und in beiden Fällen verdient er, daß er von meiner Freundschaft ausgeschlossen sei.“ (Dr. Haid, 3. Bd. S. 324.)

Fliehe die Schmeichler wie Feinde!

Charlotte Auguste von Wales war eine Tochter Georgs IV., Königs von England, und geboren den 7. Januar 1798. Es durfte keine Schmeichelei ihr, der Wahrheitsliebenden und Bescheidenen, je nahen. Ihr Singmeister, ein Ausländer, war einst zugegen, als sie vor einer zahlreichen Gesellschaft sang und spielte, und — obwohl sie von allen Seiten den lautesten Beifall hörte — sich selbst im Stillen tadelte. Sie fragte nun den Lehrer um sein Urtheil. Entzückt rief dieser aus: „Eure königliche Hoheit haben unvergleichlich gesungen und bewunderungswürdig gespielt!“ Sie schwieg. Bei der nächsten Singstunde ließ sie aber dem Meister sagen, daß sie sich keinen glücklichen Erfolg von dem Unterrichte eines Mannes verspreche, der niedrig genug dächte, um ihr wider sein

besseres Wissen zu schmeicheln, und dem es an Aufrichtigkeit fehle, ihr die Mängel bemerklich zu machen, welche sie selbst ahnte, und welche allen Kunstverständigen auffallen mußten. — Zu einer andern Zeit sagte sie dem Bischof von Salisbury, einem Kenner, sie wolle ihm doch einmal ein schweres Stück vorspielen; vernachläßigte aber ihr Spiel geflissentlich und fragte ihn dann um seine Meinung. Der Bischof war so ehrlich, sie auf alles Fehlerhafte, was er wahrgenommen hatte, aufmerksam zu machen. Freudig sprang sie auf, drückte dem ehrwürdigen Geistlichen die Hand und rief: „Nun habe ich in Ihnen einen ächten Freund geprüft und erkannt! Sie schmeicheln mir nicht, auch wenn Sie glauben könnten, daß es mir angenehm sei.“ —

„Der Freund, der mir den Spiegel zeigt,
Den kleinsten Flecken nicht verschweigt,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt,
Der ist mein Freund,
So wenig er es scheint.

Wer aber mich stets schmeichelnd preist,
Mir Alles lobt und nichts verweist,
Gefällig dienend um mich schleicht,
Zu Fehlern mir die Hände reicht,
Der ist mein Feind,
So wenig er es scheint.“

(Ehrenhalle.)

* Eine der traurigsten und verderblichsten Schmeicheleien ist es, wenn man Todtkranken die große Gefahr verhehlen und sie bereden will, daß an's Sterben noch gar nicht zu denken sei, daß es mit ihrer Genesung gar bald vorwärts gehen werde u. s. w. Durch solche eitle Hoffnungen und sündhafte Schmeicheleien wird der Sterbende geblendet und denkt nicht an das, was ihm zum Heile ist.

4) Spotten oder Schmähen.

Fr. Was heißt spotten oder schmähen?

Antw. Spotten oder schmähen heißt, dem Nächsten in Gegenwart Anderer irgend etwas vorwerfen, das ihm zur Schande gereicht.

Erläuterung. Solche Spott- oder Schmähreden werden begangen, wenn man z. B. Einem die Verbrechen seiner Eltern oder Verwandten, seine niedere Herkunft, häßliche Gestalt rc., oder die ihm erwiesenen Wohlthaten und Gefälligkeiten oder auch die eigenen Fehler vorwirft. Hierher gehören auch die sogenannten Sticheleien oder Spottreden, indem man sich unter dem Anstriche des Witzes über Andere lustig macht. — Es sind dieß Sünden gegen die christliche Nächstenliebe und Beweise grober Lieblosigkeit; sie geben nicht selten Anlaß zu Zank und Haß, zu Streitigkeiten und Feindschaften.

Die bestraften Spötter.

Der höchstehrwürdige Bischof Gregor von Antiochia, der mit Weisheit, Milde und sanftem evangelischen Sinne schon fünfzehn Jahre der Kirche von Antiochien vorgestanden hatte, wurde von Asterius, dem Statthalter von Syrien, gehaßt. Er zog einige angesehene Einwohner auf seine Seite, und diese hetzten nun den zahllosen müssigen Pöbel von Antiochia gegen den frommen Bischof auf. Die Frechheit dieses Gesindels, dem der Schutz des Statthalters alle Straflosigkeit verbürgte, kannte bald gar keine Schranken. Wo immer nur der Bischof auf der Strasse erschien, ward er mit Schmähungen überhäuft; nicht selten wurden Koth und Steine nach seinen Begleitern geschleudert. Endlich ging der Unfug so weit, daß man ihn gar auf dem Theater nachäffte, und von der Bühne herab die schändlichsten Spottlieder öffentlich auf ihn sang. Der Bischof schrieb jetzt an den Kaiser Mauritius, welcher den Asterius abrief, und den Comes Johannes zu seinem Nachfolger ernannte. Allein durch die Schwäche und Unklugheit dieses Mannes wurde das Uebel noch ärger. Gregor wurde des Aufruhrs, Ehebruchs und der Blutschande angeklagt. Nun appellirte der verfolgte Bischof an den Kaiser und an ein allgemeines Concilium. Nach der strengsten und gewissenhaftesten Untersuchung wurde Gregor für unschuldig

erklärt, und seine boshaften Verläumder verurtheilt, mit Ochsensehnen durch die bevölkertsten Strassen von Constantinopel gepeitscht und dann auf immer aus dem Reiche verbannt zu werden. Gregor kehrte unter öffentlichen und feierlichen Anerkennungen seiner Unschuld von Seite des Papstes, des Kaisers, des Senats und der Bischöfe nach Antiochia zurück. Schrecklich aber büßten bald darauf die Antiochier für die ihrem frommen Bischofe zugefügte Unbild. Asterius, der in sein Amt wieder eingetreten war, hatte sich mit einer vornehmen und reichen Erbin am 31. Oktober 589 vermählt und am nämlichen Tage seinen feierlichen Einzug in Antiochia gehalten. Die ganze Stadt nahm an den Vermählungsfeierlichkeiten Theil und erscholl von lautem Jubel. Aber plötzlich erfolgte um die dritte Stunde der Nacht eine fürchterliche Erschütterung, und krachend stürzten in einem Augenblicke eine Menge Kirchen, Paläste, öffentliche und Privatgebäude sammt den Mauern und Wällen der Stadt zusammen. Zwei Drittheile von Antiochia wurden in einen Steinhaufen verwandelt, und mitten unter den Freuden des hochzeitlichen Gelages ward Asterius sammt seiner Braut und allen Gästen von den Trümmern seines einstürzenden Palastes erschlagen. Mehr als 60,000 Menschen verloren bei diesem schrecklichen Naturereignisse ihr Leben. (Evagr. Hist. eccl. Lib. 6. cap. 7 et 8.)

Fr. Was soll man thun, wenn man Jemanden durch Spott oder Schmähung an seiner Ehre gekränkt hat?

Antw. Man soll die zugefügte Schmach auf alle mögliche Weise wieder gut machen, ebenso wie die Ehrabschneidung.

Der zurückgegebene Orden.

Ein Offizier Ludwigs XVIII., Königs von Frankreich, dem ein naher Verwandter des Königs in der Hitze das Ehrenkreuz herabgerissen, kam zum Könige, um wegen dieser Kränkung seinen Abschied zu begehren. „Nehmen Sie das Verfahren meines Verwandten nicht so übel!" sagte der eben so gutmüthige als gerechte König; „er wollte nur den geringeren Orden wegnehmen, um einem vornehmeren Platz zu machen." Und mit diesen Worten nahm er seinen eigenen Orden von der Brust, um ihn dem Offizier anzuheften, und so statt seines Verwandten die zugefügte Kränkung wieder gut zu machen. (Krautheimer.)

Die wieder gut gemachte Ehrenkränkung.

Gleiche Gerechtigkeit erwies Friedrich der Große einem gekränkten Untergebenen. Ein Adjutant fühlte sich entehrt, daß der König bei einem Manöver ihm mit dem Stocke nachlief, weil der linke Flügel durch denselben in Unordnung gerathen war, der aber durch eine glückliche Wendung wieder in Ordnung kam. Der König scheuete sich nicht, seinen Fehler am folgenden Tage vor dem Heere wieder gut zu machen, indem er den Offizier anredete: „Was können Sie nicht laufen! Ich eilte Ihnen gestern nach, um Ihnen einen Orden anzuhängen. Da es mir aber unmöglich war, Sie einzuholen, so muß ich es jetzt thun." — Solche Beispiele sind aber, leider! eben so selten als — große Seelen. (A. a. O.)

Fr. Was soll man aber thun, wenn man selbst beschimpft und gelästert wird?

Antw. Auf Christus hinsehen — und wie er dulden und schweigen.

Erläuterung. Unschuldiger Weise geschimpft und gelästert werden, ist ein gutes Zeichen; man wirft ja nur Stöcke und Steine gegen gute und fruchtbare Bäume, nicht aber gegen leere und schlechte. Wer solche Prüfungen gottergeben hinnimmt, der ist ein wahrer Christ. „Selig, die um Christi willen Verfolgung leiden!" (Matth. 5, 11.)

Eine gute Lehre.

Ein Bruder besuchte einen Altvater und sagte: „Gib mir, mein Vater! eine gute Lehre, die ich beobachten und dadurch selig werden kann!" Der Altvater sprach: „Kannst du Beschimpfungen und Beleidigungen ertragen und dazu stillschweigen, so ist dieß ein großes Ding, das viele Gebote übertrifft." (Jugendbibliothek. 25. Bd.)

5) Argwohn und freventliches Urtheil.

Fr. Wie kann man sich gegen das achte Gebot auch noch mit Gedanken versündigen?

Antw. Durch Argwohn und freventliches Urtheil.

Fr. Was ist böser Argwohn?

Antw. Böser Argwohn ist es, wenn man bedachtsam und ohne Grund von dem Nächsten Böses muthmaßt.

Erläuterung. Seiner Natur nach scheint der böse Argwohn nur eine läßliche Sünde zu sein, da hierdurch der gute Name des Nächsten nicht geraubt, sondern nur in Zweifel gezogen wird; allein wenn sich im Herzen dazu Lieblosigkeit gesellt, so kann es gar leicht eine schwere Sünde werden. Jedenfalls thut man dem Nächsten Unrecht.

Der böse Argwohn.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab. Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft. Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte sogleich den Lehrjungen im Verdachte, und suchte in der Schlafkammer desselben nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand. Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er gehenkt zu werden verdient hätte, und jagte ihn fort. — Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Elster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf das Arbeitsbrett geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch. Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen unschuldigen Knaben Unrecht gethan habe, nahm ihn wieder an, gab ihm seine Ehre zurück, und beschenkte ihn zur Vergütung der Schmerzen sehr reichlich. — Lernet hieraus, wie wahr der Denkspruch sei: „Den Argwohn fliehe wie das Gift, weil er gar oft die Unschuld trifft!" (Münch's Leseb.)

Fr. Was heißt freventlich urtheilen?

Antw. Es heißt: bedachtsam und ohne Grund von dem Nächsten Böses mit Gewißheit glauben.

Erläuterung. Der göttliche Heiland warnt uns nachdrücklich vor dieser Sünde: „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet auch ihr nicht verdammt werden!" (Luk. 6, 37.) Er thut es nicht umsonst; er weiß, daß der Mensch durch freventliches Urtheil sich ohne Recht zum Richter über den Nächsten aufwirft und dem Richteramte Christi vorgreift, und daß er richtet, ohne in das Herz des Nächsten sehen zu können. Der Mensch richtet nur nach dem Scheine und thut so seinem Nebenmenschen gar oft Unrecht.

Das freventliche Urtheil.

Das Schiff, welches den heil. Paulus von Jerusalem nach Rom brachte, scheiterte an der Insel Malta. Die Bewohner derselben beeiferten sich, das Schiffsvolk gut aufzunehmen. Sie zündeten ein großes Feuer an. Als nun der heilige Paulus eine Hand voll Weinreben geholt hatte, um dieselben hineinzuwerfen, so stach eine Viper, welche darin steckte, den heil. Apostel in die Hand. Die Leute fällten bei dieser Gelegenheit ein unbesonnenes Urtheil gegen den heiligen Paulus und sagten zu einander: „Dieser Mann muß doch wohl sehr sündhaft und strafbar sein, weil er, kaum dem Schiffbruche entkommen, schon wieder von der göttlichen Rache verfolgt wird." Aber bald gestaltete sich die üble Meinung, die sie so unbesonnen von ihm gefaßt hatten, in Bewunderung um; denn der heil. Paulus schüttelte seine Hand, und die Schlange fiel in's Feuer; und statt Schmerzen zu haben und in Ohnmacht zu fallen, wie sie glaubten, erhielt er nach der Verheißung Jesu Christi, welche er seinen Schülern gegeben,

nicht einmal eine Verletzung von dem Bisse dieses giftigen Thieres. Dieses Wunder und mehrere andere, welche er auf dieser Insel wirkte, bekehrten eine große Zahl von Personen.

Hüte dich vor lieblosen Urtheilen!

Die Einsiedler der Wüste waren es gewohnt, sich an Fasttagen nicht nur des Fleischessens zu enthalten, sondern auch nichts von Milch und Eiern zu genießen. — Ein alter Einsiedler dachte eines Tages nicht daran, daß heute Fasttag sei, und aß ein Ei. Ein junger Bruder kam dazu, ward darüber aufgebracht, erzählte davon Allen, die er antraf, und der gute Alte wurde von Vielen als ein Ketzer verschrieen. — Der alte Mann hörte von dem Gerüchte und weinte heiße Thränen. „Ach Gott!" sagte er, „ich hab' es nie gewußt, daß man so unschuldig in den Ruf eines Ketzers kommen könne, und daß eine solche Verläumdung so tief schmerze. Doch mir geschieht Recht! Ich habe mich aus unüberlegtem Eifer nicht selten durch freventliche Urtheile an meinen Nebenmenschen versündigt und den Ausspruch des Herrn vergessen: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden!" (Blumen der Wüste.)

* Zum achten Gebote noch schließlich die Frage:

Fr. Wie kann man sich gegen die Sünden wider das achte Gebot überhaupt sicher stellen?

Antw. Durch Beobachtung folgender Maßregeln: 1) Rede nichts von deinem Nächsten, was du nicht auch in seiner Gegenwart zu reden dich getrauen würdest! 2) Reden Andere wider den Nächsten, so gib ihnen kein Gehör; entschuldige den Beklagten bei dir selbst und bei Andern, so gut du kannst! Läßt sich die That nicht entschuldigen, so entschuldige die Absicht! 3) Rede überhaupt nicht viel und bedenke allezeit wohl, was du redest! „Wider die Laster der Zunge," sagt der heil. Augustin, „ist das beßte Mittel: Schweigen." Und in der heiligen Schrift heißt es: „Wer seinen Mund bewahrt, bewahrt seine Seele; wer aber unbedachtsam im Reden ist, dem wird es übel gehen." (Sprüchw. 13, 3.)

Die beßte Lebensregel.

Dem heil. Arsenius, der sich vom Hofe des Kaisers Theodosius in die Einöde begab, schrieb ein Engel diese Lebensregel vor: „Willst du selig sein, so fliehe, schweige, ruhe!" Er sprach auch oft zu sich selbst: „Arsenius! warum hast du den Hof verlassen? Warum hast du dich an diesen Ort verfügt? Oft hat es dich gereut, daß du geredet, — niemals aber, daß du geschwiegen hast." Wer gerne schweigt, lernt ferner gut und klug reden. „Wer gelernt hat, ordentlich zu schweigen, der weiß wohl zu reden," schreibt der heil. Gregor. Selbst die heidnischen Weltweisen haben dieß erkannt. Darum legte Pythagoras seinen Schülern ein fünfjähriges Stillschweigen auf, damit sie, wie der heil. Gregor von Nazianz anmerkt, durch das Schweigen die Mäßigung im Reden, und die Kunst, recht zu reden, erlernen möchten. (Zwickenpflug.)

Texte zu: „Versündigungen gegen das achte Gebot.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Ohrenbläserei. „Verflucht ist der Ohrenbläser und Zweizüngige; denn er wird Unruhe anstiften unter Vielen, die Frieden miteinander haben." (Ekkli. 28, 15.) „Mögest du doch kein Ohrenbläser heißen, damit du mit deiner Zunge nicht gefangen und zu Schanden werdest! Denn auf den Dieb wartet Reue und Schande, auf den Doppelzüngler ein gar schlimmes Urtheil; und auf einen Ohrenbläser fällt Haß, Feindschaft und Schmach." (Sir. 5, 16—17.) „Schafft man die Ohrenbläser weg, so haben alle Zänkereien ein Ende." (Sprüchw. 26, 20.) 2) Heuchelei. „Weh' euch, ihr Heuchler, die ihr übertünchten Gräbern gleichet, welche von Außen den Leuten zwar schön in die Augen fallen, inwendig aber mit Todtengebeinen und allem Unrathe angefüllt sind!" (Matth. 23, 27.) „Sie kommen in Schafskleidern zu euch, inwendig aber sind sie reißende Wölfe." (Ebend. 7, 15.) „Verwundende Pfeile sind ihre Zungen, die Falsches reden; denn mit ihrem Munde reden sie friedlich zu ihrem Freunde, und im Geheimen stellen sie ihm nach." (Jerem. 9, 8.) „Heuchler und Verschlagene reizen den Zorn Gottes." (Job 36, 13.) „Besser sind die Wunden des Liebenden, als die falschen Küsse des Hassenden." (Sprüchw. 27, 6.) 3) Schmeichelei. „Wehe euch, die ihr das Böse thut, und das Gute böse heißet, — die ihr Finsterniß für Licht, und Licht für Finsterniß ausgebet, — die ihr das Bittere süß, und das Süße bitter nennet." (Isai. 5, 20.) 4) Spott- oder Schmähreden. „Zeige ja keine Verachtung gegen einen Menschen, der sich von seinen Sünden wegwendet, und wirf ihm dieselben nicht vor; gedenke,

daß wir Alle strafwürdig sind!" (Ekkli. 8, 6.) „Den Spöttern sind die Strafgerichte schon bereitet." (Sprüchw. 19, 29.) 5) Böser Argwohn und freventliches Urtheil. „Keiner gedenke in seinem Herzen etwas Böses gegen den Nächsten! Solches hasse ich, spricht der Herr." (Zach. 8, 17.) Ein schönes Muster für diejenigen, welche so gerne bösen Argwohn hegen, ist der heil. Joseph. „Ihr Mann Joseph aber, weil er gerecht war und sie (Mariam, die vom heiligen Geiste empfangen hatte) nicht verschreien wollte, gedachte, sie heimlich zu verlassen." (Matth. 1, 19.) Hüte dich vor freventlichem Urtheil! „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt werden!" (Luk. 6, 37.) „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn; er kann aber stehen; denn Gott ist mächtig, ihn aufrecht zu halten." (Röm. 14, 4. Vgl. 1. Kor. 4, 5. Jak. 4, 11. 12.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Ohrenbläserei. „Nimm keine heimlichen Zuflüsterungen und Hinterbringungen an, und halte sie vielmehr für Verläumdungen! Ich wünschte überhaupt, du solltest es dir zur Regel machen, Jeden, der sich scheut, öffentlich zu sagen, was er dir in's Ohr geredet hat, für verdächtig zu halten." (S. Bernard. de consid. lib. 4.) „Die Ehrabschneider nehmen dem Nächsten seine Ehre; die Ohrenbläser nehmen ihm seine guten Freunde. Wie nun die gute Freundschaft der bloßen Ehre vorgezogen wird, so ist das Ohrenblasen eine größere Sünde, als das Ehrabschneiden; denn mit einem guten Freunde ist nichts zu vergleichen." (S. Thom. Aquin.) 2) Heuchelei. „Heuchler! wenn es gut ist, in sich gut zu sein, warum willst du äußerlich zu sein scheinen, was du in der That selbst nicht sein willst? Und wenn es böse ist, in sich böse zu sein, warum willst du das in der That sein, was du zu sein nicht scheinen willst? Erscheine denn entweder als das, was du bist, oder sei das, was du zu sein scheinst!" (S. Chrysostomus.) „Geheuchelte Gerechtigkeit ist keine Gerechtigkeit, sondern doppelte Ungerechtigkeit, weil sie Ungerechtigkeit und Heuchelei ist." (S. August. Enarrat. in Psalm. 63.) „Wer ist gottloser, Derjenige, welcher seine Gottlosigkeit gesteht, oder Jener, der Heiligkeit erheuchelt? Verdoppelt der nicht seine Gottlosigkeit, der auch noch lügt?" (S. Bernard. Apolog. ad Guilielm.) 3) Schmeichelei. „Wie die Raben die Augen der todten Körper aushacken, so verderben die Schmeichler mit ihren Schmeicheleien das Auge der Vernunft und des menschlichen Gemüthes." (S. Maximus.) „Die Zungen der Schmeichler verstricken die Seelen in Sünden; denn wir thun mit Lust dasjenige, worin wir *nicht* nur Niemanden fürchten, der uns bestraft, sondern auch Jemanden hören, der uns dafür lobt." (S. Augustin.) „Nimmst du bei dir wahr, daß dein Herz durch Schmeichelei und Schönthun in Bewegung kommt, so gedenke, was geschrieben steht: Jedermann setzt den guten Wein zuerst vor, und wenn sie betrunken sind, dann erst den schlechteren! Einem listigen und verschlagenen Manne ist es eigen, sich dort zu verbeugen und zu erniedrigen, wo er für sich etwas zu erhaschen gedenkt.... Die dich selig preisen, führen dich in Irrthum, indem sie Worte mitbringen und Geschenke mitnehmen." (S. Bernard. Epist. 185. ad Eustochium.) 4) Böser Argwohn, freventliches Urtheil. „Wer selbst nicht böse ist, argwöhnt auch nicht leicht von Andern etwas Böses." (S. Greg. Naz.) „Ein böser Mensch aber glaubt es ganz gerne, daß Andere eben so sind, wie er." (S. Chrysost.) „Wer selbst rein und frei von Fehlern ist, der argwöhnt keinen Fehler. Wer zu keinem Fehler geneigt ist, der ist auch nicht geneigt, einen zu vermuthen." (S. Greg. Naz. apud Joann. Damasc. Parallel. 1, 25.) „Sei so milde gegen fremde Vergehen, wie gegen deine eigenen; beurtheile Niemanden strenger, als du dich selbst beurtheilst! Richte Andere so, wie du selbst gerichtet zu werden wünschest! Dein Gesetz bindet dich. Das Urtheil, das du über Andere fällest, wirst du selbst tragen. Verdamme Niemanden vor dem Gerichte! Prüfe zuerst und dann urtheile! Denn nicht wer angeklagt, sondern wer überwiesen wird, ist schuldig." (Hugo a S. Victor. Lib. 2. de anima, cap. 27.)

IX. Gebot Gottes:

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!"

XLIV. Christliche Lehre.

Was im neunten Gebote befohlen und verboten wird.

Fr. Was wird im neunten Gebote befohlen?

Antw. Es wird geboten, daß wir gute Gedanken und Begierden in unserm Herzen nähren und erhalten sollen.

Erläuterung. Unsere Seele ist nach der Lehre unsers Heilandes einem Acker ähnlich. Auf

dem Acker wachsen gute Kräuter und Früchte, aber auch Unkraut. Das Unkraut hat eben so gut, wie die guten Kräuter, Stengel, Laub und Wurzeln, und es entstehen beide aus Samen. Sollen gute Früchte auf dem Acker wachsen, so muß er mit gutem Samen besäet werden. Soll kein Unkraut darin aufkommen, so muß verhütet werden, daß ein Same von Unkraut darein komme. Auf dem geistlichen Acker unserer Seele sind die bösen Werke das Unkraut; die guten Werke sind die guten Früchte. Die Begierden sind hiervon die Wurzeln, die Gedanken der Samen. Um nun das Unkraut von dem geistlichen Acker der Seele ferne zu halten, müssen wir nur den Samen guter Werke aussäen, d. h. gute Gedanken; und dieses befiehlt uns Gott im neunten Gebot. Wie er durch alle früheren Gebote gute Werke von uns verlangt, so hier die Grundlage dazu, nämlich gute Gedanken und Begierden.

Der vielbeschäftigte Mönch.

„Enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten!" (1. Petr. 2, 11.) In diesen Worten des Apostels ist vorzugsweise Alles das ausgesprochen, was Gott von uns im neunten Gebote verlangt. Das ist nun aber auch der große Kampf, den wir fortan zu kämpfen haben. — Vor Alters lebte ein Mönch, der des Abends immer über große Mattigkeit und Abspannung klagte. Sein Abt fragte ihn einst über die Ursache dieser Klage. „Ach," antwortete er, „ich habe jeden Tag sehr viel zu thun, wozu meine Kräfte nicht hinreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte; ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen." „Ei," sagte der Abt, „das sind ja thörichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgebürdet." „Doch, mein ehrwürdiger Herr Abt, es ist bei mir also, wie ich sagte; die zwei Falken sind meine Augen, die muß ich mit Fleiß bewahren, damit ihnen nicht etwas gefalle, was meiner Seligkeit schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße, die ich zurückhalten muß, daß sie nicht nach schädlichem Gewinne laufen und auf den Wegen der Sünde wandeln; die beiden Sperber sind meine Hände, die muß ich zur Arbeit anhalten und abrichten; der Lindwurm ist meine Zunge, die muß ich beständig im Zaume halten; der Löwe ist mein Herz, mit dem muß ich beständig im Kampfe liegen; der Kranke ist mein eigener Leib, der sich bald heiß, bald kalt, bald hungrig, bald durstig, bald gesund, bald krank, kurz, immer in einem Zustande befindet, der meine Aufmerksamkeit und Pflege erfordert. Das Alles mattet mich täglich ab." — Mit Verwunderung hörte der Abt diese verständige Erklärung des Mönchs und sagte dann zu ihm: „Lieber Bruder, wenn alle unsere Mönche, ja alle Menschen auf diese Weise arbeiteten und kämpften, so würde die Zeit besser nach Gottes Willen angewendet."

Sehen und doch nicht sehen.

Der heil. Franz von Sales wurde einst, als gerade einer seiner Freunde bei ihm war, von einer Frauensperson besucht, die wegen ihrer Schönheit allgemein bewundert wurde. Nach einer einstündigen Unterredung ging sie wieder fort. Jetzt sagte der gute Freund zum heiligen Bischof: „Aber nicht wahr? eine außerordentliche Schönheit!" — „Ich habe sie nicht angesehen," versetzte Franz. — „Wie! Sie haben ja eine volle Stunde mit ihr gesprochen und sie gesehen!" — „Wohl gesehen," sagte der Bischof, „aber nicht angesehen." Da sich Jener hierüber verwunderte, so erklärte sich der Heilige näher, indem er sprach: „Ich habe sie zwar mit meinen leiblichen Augen bemerkt, aber ihren Reizen keine Aufmerksamkeit in meinem Herzen geschenkt. Da ich mit ihr nur gute und heilsame Dinge besprach, so war auch mein Herz nur mit guten und nützlichen Gedanken beschäftigt und für böse Begierden und Neigungen war kein Platz; denn ich weiß nur zu gut, was Gott von uns im neunten Gebote verlangt." (In vita. Vergl. die Gebote des Herrn von P. Jos. Fuster. Einsiedeln.)

Fr. Was verbietet Gott im neunten Gebote?

Antw. Er verbietet alle unkeuschen Gedanken und Begierden, als die Wurzel und den Anfang zu allen unkeuschen Werken.

Erläuterung. Gott hat aus väterlicher Fürsorge für unsere zeitliche und ewige Glückseligkeit es noch nicht dabei bewenden lassen wollen, daß er durch die beiden ersten Gebote uns belehrte und anhielt, ihn gebührend zu verehren, — daß er durch das dritte uns Zeit und Ruhe dazu verschaffte, — daß er durch das vierte für unsere Erziehung zu seiner Verehrung sorgte, — daß er durch das fünfte, sechste, siebente und achte unsere Person und die Tugenden, welche zu unserer Erhaltung nöthig sind, unser Hab und Gut, sowie auch unsere Ehre in seinen Schutz nahm, und vor aller Beschädigung sicher zu stellen suchte, sondern er hat auch, so zu sagen, die Quellen verstopfen wollen, aus welchen alle Uebertretungen der zuvor genannten Gebote entspringen. Diese Quellen sind, wie sowohl die Erfahrung, als auch die heilige Schrift lehrt, die bösen Gedanken und Begierden; „denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Diese Dinge verunreinigen den Menschen, spricht der Herr." (Matth. 15, 19.) Durch die zwei letzten Gebote: „Du sollst nicht begehren!" will uns also Gott in den Stand setzen, alle übrigen Gebote, besonders diejenigen, welche die Pflichten gegen unsern Nächsten bestimmen, besser zu halten, indem er uns verpflichtet, die sündhaften Gedanken als Samen des Bösen auszurotten und die bösen Begierden als Keim der Sünde zu vertilgen. — Den Sinn dieses Gebotes hat Christus selbst mit folgenden Worten näher erklärt: „Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde ansieht, schon die Ehe in seinem Herzen mit ihr gebrochen habe." (Ebend. 5, 27—28.)

Der heilige Chrysostomus

macht hierüber nachfolgende geistreiche Bemerkung: „Christus reißt nicht bloß die Krankheit, sondern auch ihre Wurzel aus. Denn die Wurzel der Unkeuschheit ist ein unkeuscher Anblick. Deßwegen bestraft er nicht bloß den Ehebruch, sondern auch die Mutter der Unzucht, die Begierde nach derselben. Auch die Aerzte bleiben nicht bei den Krankheiten stehen, sondern bemühen sich, die Ursachen der Krankheiten wegzuschaffen. Wenn sie z. B. böse Augen heilen wollen, so suchen sie auch den Zufluß schlimmer Säfte davon abzuhalten. Eben so macht es auch Christus. Was ist der Ehebruch, sowie die Unkeuschheit überhaupt Anderes, als eine Blindheit der Seele? Christus verstopft deßhalb den Zufluß der Unverschämtheit durch die Furcht des Gesetzes. Darum straft er nicht bloß den Ehebruch, sondern auch die böse Lust: „der hat schon die Ehe in seinem Herzen gebrochen." Denn ist das Herz angesteckt und verdorben, was kann alsdann noch Gutes am Körper sein? Werfen wir ja doch Pflanzen weg, wenn die Herzblätter angefressen sind, wie kann also der Mensch etwas taugen, dessen Herz verdorben ist? Ist der Führer umgekommen oder herabgeworfen, so laufen die Pferde auf's Gerathewohl." (Krautheimer, 3. Bd. S. 63.)

Der heilige Gregor von Nazianz.

Das neunte Gebot verbietet auch selbst den geringsten Flecken an der heiligen Keuschheit. Darum ist es auch so leicht, daß man sich gegen dasselbe versündige. Selbst große Heilige haben deßhalb gezittert; denn die Jungfrauschaft im Geiste ist äußerst zart.

Der heil. Gregor von Nazianz kannte in den letzten Tagen seines Lebens, wo er von der Welt abgeschieden in seinem Geburtsorte in der Einsamkeit lebte, kein anderes Mißvergnügen, als dasjenige, so ihm ungeachtet seines hohen Alters die harten und oft wiederholten Kämpfe des Fleisches wider den Geist verursachten. Er seufzte oft darüber in seinen geistlichen Gedichten, die er in seinen Mußestunden verfertigte; und voll Demuth sagte er oft, daß, obgleich er dem Leibe nach noch eine Jungfrau sei, er dennoch zittere, er möchte es dem Geiste nach nicht sein. (S. Greg. Naz. carm. 59.)

Die Macht der Begierlichkeit.

Nicht umsonst verbietet uns das neunte Gebot alle bösen Gedanken und Begierden; denn sie sind, wie schon gesagt, die Wurzel und Grundlage zu allen bösen Werken. Diese Macht der bösen Begierde wird durch die beiden nachfolgenden Bilder anschaulich gemacht.

Es ist ganz wunderbar, was der Naturhistoriker Plinius (Lib. 33. cap. 1.)

von einem kleinen Meerfischlein, Remora genannt, erzählt. „Dieses kleine Fischlein,“ sagt er, „hat eine solche Stärke, daß es nicht nur kleine und unansehnliche, sondern auch die allergrößten und mit den kostbarsten Waaren beladene Schiffe, die bei dem günstigsten Winde dem Gestade zusegeln, in ihrem vollen Laufe aufhält, ja sogar zu Grunde richtet und in den Abgrund des Meeres versenkt, indem es die Schiffe durchlöchert und sie so allmählig dem Verderben überliefert.“ Womit läßt sich dieses kleine Meerfischlein besser vergleichen, als mit den bösen Gedanken und unkeuschen Begierden? „Denn gleichwie dieses kleine Meerfischlein,“ sagt der heilige Gregor von Nazianz (in conc. 3. ad Virg.), „obschon es klein und unansehnlich ist, die Schiffe in ihrem Laufe hemmen und sogar in's Meer versenken kann, so kann auch die sinnliche Lust und Begierde, so klein und unansehnlich sie immer erscheint, nicht nur gemeine Leute, sondern auch die allergrößten, d. h. die Vollkommensten und Frömmsten, die mit den köstlichsten Waaren, nämlich mit Tugenden und guten Werken, beladen, beim beßten Winde der göttlichen Gnade dem Gestade des himmlischen Vaterlandes zusegeln, in ihrem glücklichen Laufe aufhalten und zu Grunde richten und sogar in den Abgrund der ewigen Verdammniß versenken.“ Ja! der Meerfisch Remora hat gewiß noch nicht so viele Schiffe auf dem Meere zu Grunde gerichtet, als die unreine Begierde Seelen auf Erden. Daher das neunte Gebot: „Du sollst nicht begehren!“

Ein zweites Bild von der Macht der unreinen Begierde entwirft uns ein alter Schriftsteller, Longius mit Namen, und nach ihm Dr. Haid: „Als ein gewisser Jüngling ein tolles Pferd bestieg und von demselben, weil er es nicht im Zaum halten konnte, über Stock und Staude fortgerissen wurde, ward er von einem vorübergehenden Freunde befragt, wohin es mit ihm gehe? Hierauf antwortete er: Wohin es diesem Pferde beliebt.“ — Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Begierde, wenn sie einen schwachen Reiter findet, der unerfahren ist, sie zu regieren.

Fr. Sind unkeusche Gedanken und Begierden allezeit Sünde?

Antw. So lange sie unfreiwillig sind, nicht; hat man aber ein freiwilliges Wohlgefallen daran, so begeht man eine schwere Sünde.

Erläuterung. Bei den Sünden, die in Gedanken begangen werden, kommen dreierlei Dinge zusammen: Anreizung, Wohlgefallen und Einwilligung. Die Anreizung ist jener erste Gedanke, etwas Böses, das uns eben einfällt, zu begehen. Das ist noch keine Sünde, und wenn der Wille einen solchen Gedanken augenblicklich abweist, so erlangt man sogar Verdienste dadurch. Der heil. Antonin sagt: „So oft du Widerstand leistest, so oft wirst du gekrönt werden! Ohne solche Versuchungen ist Niemand, und am Allerwenigsten fromme Seelen; ja es ist ein gutes Zeichen, versucht zu werden.“ Der heil. Franz von Sales sagt: „Es ist ein sicheres Zeichen, daß der Dieb sich noch nicht im Hause befindet, wenn er von draußen anklopft; auf gleiche Weise ist es auch ein deutliches Zeichen, daß eine Seele sich noch im Stande der Gnade befindet, wenn sie vom Teufel versucht wird.“ — Ist man aber nicht vorsichtig, die Versuchung auszuschlagen, so fängt man schon an, sich mit ihr zu unterhalten — man findet Wohlgefallen daran. Willigt man noch nicht ein, so ist es noch eine läßliche Sünde. (Vgl. Liguori, Katechet, S. 114.) „Wenn aber Jemand,“ sagt der heil. Anselm (De simil. cap. 40, 9.), „das Wohlgefallen nicht ausschlägt, so geht dasselbe in Einwilligung über und tödtet die Seele.“ Nach der Einwilligung wird also der böse Gedanke zur schweren Sünde.

Die nützliche Aufklärung.

Von bösen Gedanken und Anfechtungen befallen zu werden, das können wir nicht hindern, wohl aber dieses, daß sie in unser Herz Eingang finden.

Ein junger Mann beklagte sich sehr bei einem frommen und erfahrnen Greise über die vielen Anfechtungen und fleischlichen Begierden, die ihn beständig plagten. Zu dessen Beruhigung antwortete nun der vernünftige Alte: „Siehe! daß ein Vogel über das Dach deines Hauses fliege, dagegen kannst du nichts thun; du mußt es dir gefallen lassen. Aber wenn er dort nisten will, da kannst du es schon hindern; und du sollst es auch thun, damit dir kein Schaden zugehe!“

Fr. Was soll man thun, um die unkeuschen Gedanken und Begierden zu unterdrücken?

Antw. Man soll im Allgemeinen dieselben Mittel anwenden, deren man sich bedienen muß,

um die Keuschheit zu bewahren, und man muß Alles vermeiden, was irgendwie zur Unkeuschheit in Gedanken oder Werken Anlaß gibt. (Alles dieses ist im sechsten Gebote schon weiter auseinander gesetzt worden.)

Texte zum neunten Gebote.

a) Aus der heil. Schrift. „Der Wille Gottes ist, daß ihr heilig und rein seid, daß ihr euch von aller Unzucht enthaltet, daß ein Jeder das Gefäß seines Leibes in Heiligung und Ehrbarkeit zu besitzen wisse, nicht aber in ungeziemenden Lüsten, gleich den Heiden, die Gott nicht kennen.“ (1. Theff. 4, 3.) „Wer immer zum Bösen gereizt wird, wird dazu von seiner eigenen Begierlichkeit hingezogen und angelockt. Hat dann die Begierlichkeit empfangen, so gebärt sie die Sünde; und ist die Sünde vollbracht, so gebärt sie den Tod.“ (Jak. 14, 15.) „Hänge deinen Gelüsten nicht nach! Unterdrücke deinen Willen! Vollbringst du die Lüste deiner Seele, so werden sie deinen Feinden eine Freude über dich machen.“ (Sir. 18, 30. 31.) „Viele wurden in der Wüste hingerafft. Das geschah aber uns zum Beispiele, daß wir uns nicht, wie sie, den bösen Gelüsten ergeben sollen.“ (1. Kor. 10, 5—6.) „Denn böse Gedanken sind dem Herrn ein Gräuel.“ (Sprüchw. 16, 26.) „Alles, was in der Welt ist, ist Begierlichkeit des Fleisches, Begierlichkeit der Augen und Hoffart des Lebens; und das ist nicht vom Vater, sondern es ist von der Welt.“ (1. Joh. 2, 16.) „Ihr habet gehört, daß den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der ein Weib mit Begierde ansieht, schon die Ehe mit ihr gebrochen hat in seinem Herzen.“ (Matth. 5, 27—28.) „Geliebteste! ich bitte euch, als Fremdlinge und Pilger, enthaltet euch der fleischlichen Lüste, welche wider die Seele streiten!“ (1. Petr. 2, 11.) „Aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Diese Dinge verunreinigen den Menschen, spricht der Herr.“ (Matth. 15, 19—20.) „Selig der Mann, der die Anfechtung aushält; denn wenn er ist bewährt worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott Jenen, die ihn lieben, verheißen hat.“ (Jak. 1, 12.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Durch Gedanken gehen wir, wie mit gewissen Schritten, entweder weit von Gott hinweg, oder nahen uns gottselig dem Herrn; denn das Gemüth geht gleichsam mit eben so vielen Schritten zu Gott hin, als es immer mehr gute Bewegungen macht. Dagegen weicht es von Gott mit eben so vielen Schritten ab, als es sich mit bösen Gedanken verschlimmert. — Siehe! die verborgenen Wanderungen unsers Gemüthes erblickt kein Mensch; und doch machen wir vor Gottes Auge so viele Schritte, als wir Neigungen in Bewegung setzen. Wir fallen vor ihm so oft, als wir von der rechten Bahn mit dem Fuße eines kranken Gedankens straucheln. Denn wüchse vor seinem Angesichte jenes fortwährende Straucheln unserer Gemüther nicht an, so würde er nicht durch seinen Propheten so laut rufen: Thuet hinweg von meinen Augen das Böse eurer Gedanken!“ (S. Gregor. Magn. Moral. lib. 26. cap. 5.) „Böse Gedanken verderben das Herz; und dieses ist das größte Verderben. Das ist noch wenig, wenn der Leib unbesudelt bleibt, während das Herz verderbt ist. Denn gleichwie wir an den Pflanzen Alles verschmähen, wenn die Wurzel verdorrt oder verfault, so ist auch am Menschen die übrige Gesundheit des Leibes etwas Eitles, sobald das Herz verderbt ist.“ (S. Chrysostomus de poenit. Homil. 8.) „Die Wurzel alles Bösen ist die Begierde; sie ist die Mutter der Uebertretung, die Lehrmeisterin in der Kunst, zu schaden, die Vorsteherin der Ungerechtigkeit, die Lenkerin der Bosheit, die Mörderin der Tugenden, der Ursprung des Aufruhrs, die Grube der Aergernisse.“ (Petrus Ravenn. in serm.) „Die Begierde ist die Kupplerin der Laster.“ (S. Ambrosius.) „Wer die Begierden nicht zu bezähmen weiß, der ist gleich Einem, der von unbezähmten Pferden fortgerissen, geschleift, zerrissen, beschädigt wird.“ (Idem Lib. de Virgin.)

X. Gebot Gottes:

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Ochs, Esel, noch Alles, was sein ist!“

XLV. Christliche Lehre.

Was im zehnten Gebote befohlen und verboten wird.

I. Was im zehnten Gebote befohlen wird.

Fr. Was befiehlt Gott im zehnten Gebote?

Antw. Gott befiehlt, daß wir Jedem das Seinige gönnen und mit dem Unsrigen zufrieden sein sollen.

Erläuterung. Da Gott der Herr in diesem Gebote die Begierde nach fremdem Eigenthum verbietet, so will er hinwiederum, daß wir allen unsern Mitmenschen ihr Hab und Gut, ihr Glück und ihren Wohlstand gönnen, daß wir Alle 1) zufrieden seien mit dem, was uns Gott in unserm Stande und in unsern Lebensverhältnissen beschieden hat; 2) daß der Reiche nicht mit dem Herzen an seinem Golde hange, und der Arme nicht nach den Schätzen des Reichen verlange; und 3) daß wir überhaupt unsere Neigungen nicht an das Irdische heften.

1) Wir sollen zufrieden sein mit dem, was uns Gott beschieden hat. Wenn der Mensch ernstlich will, so kann er seine Bedürfnisse ungemein beschränken; „man muß nicht viel begehren, so kann man leicht entbehren," sagt das Sprüchwort. Wenn Sokrates über den Markt ging und sah, was für eine Menge Sachen da feil waren, so sagte er: „O wie viele Dinge brauche ich nicht!" — Er meinte, wer wenige Bedürfnisse habe, sei Gott am Aehnlichsten, weil Gott gar nichts braucht. — Selig ist der Wille, der hat, was er will, weil er nicht will, was er nicht haben kann; selig der Zufriedene; denn Zufriedenheit gibt Seligkeit.

Der Zufriedene ist immer reich genug.

Der römische Feldherr Fabricius lebte von dem Ertrage eines kleinen Ackergutes, das er selbst bebaute, obgleich er Gelegenheit gehabt hätte, sich zu bereichern. Er stand häufig an der Spitze großer Heere; aber nie eignete er sich von den Besiegten ungerechtes Gut an und wies jede Bestechung zurück. Zu den Gesandten einer italienischen Völkerschaft, welche ihm große Geschenke anboten, sprach er: „Ich bin reich genug; denn ich habe meine Begierden einschränken und wenig brauchen gelernt." — Zu dem König Pyrrhus, der ihn wegen seiner Armuth bedauerte, sprach er: „Was fehlt mir denn? Wiewohl ich arm bin, so achten und lieben mich doch meine Mitbürger, und ich bekleide sogar die ersten Aemter im Staate. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause. Mein kleines Feld gibt mir das Nöthige; und das Ueberflüssige begehre ich nicht. Wenn ich durch Arbeit hungrig geworden bin, so schmeckt mir jede Speise. Mein Rock ist schlecht; aber er schützt mich vor Kälte. Was ich habe, reicht für meine Bedürfnisse hin. So mangelt mir nichts." — Wie sehr beschämt dieser zufriedene Heide so viele unzufriedene Christen!

Zufriedenheit macht glücklich.

In der Küche des Schlosses zu Versailles war unter Ludwig XIV. ein Knabe, der den Bratspieß über dem Feuer drehen mußte und dafür seinen Unterhalt bekam. Einst ging eben der König vorbei und erblickte den Knaben bei seiner Arbeit. Da derselbe eine einnehmende Gesichtsbildung hatte und sehr heiter und fröhlich aussah, so dachte der König: der Knabe schickt sich wohl zu etwas Besserem; ich will ihn doch einmal ausfragen. — „Wo bist du her?" fragte also der König, „und was ist deine Verrichtung?" — „Ich bin von Berry," antwortete der Knabe, ohne zu wissen, daß er mit dem König redete, — „ich heiße Stephan und bin hier Küchenjunge." — „Wie viel verdienest du denn bei deinem Aemtchen da?" — „Ich verdiene so viel, als der König." — „Hm! wie viel verdient denn der König?" — „So viel, als er braucht, und so viel verdiene ich auch. Was will man mehr?" — Wie zufrieden mit seinem Schicksale war nicht dieser arme Knabe! (Jugendbibliothek, 15. Bd.)

Zufriedenheit nur gibt innere Ruhe.

Gold und Gut macht den Menschen nicht glücklich; wo nicht innere Zufriedenheit wohnt, da sucht man wahre Ruhe und Glückseligkeit vergebens. Davon gibt jenes Histörchen Kunde, das bekannte Histörchen von einem reichen, verdrießlichen, schlaflosen Manne, und seinem Nachbar, einem armen Schuhmacher. Der Schuhmacher arbeitete fleißig, betete und sang die schönsten Lieder. Da wollte ihm der reiche Nachbar einmal die gute Laune verderben; er schlich bei gelegener Stunde in sein Haus, und stellte ihm, ganz unvermerkt, einen Geldsack auf den Tisch. Der Schuhmacher, da er heim kommt, findet das Geld und erschrickt, und

seine Ehehälfte mit ihm. Woher dieses Geld? es ist nicht zu errathen. Hat es uns Jemand geschenkt? es ist nicht zu vermuthen. Inzwischen muß man's aufbewahren. Der Abend kommt, kein geistliches Lied und wenig Gebet; die Nacht ohne Schlaf, früh kein Morgengebet und kein Morgengesang, Vormittags keine Arbeit, Mittags keine Eßlust. Der Abend schleicht wieder heran; der Sorgenreiche spricht zu seiner Frau: „Niemand meldet sich, keine Anfrage findet sich, keine Spur regt sich; am Ende wird die hübsche feine Summe wohl unser sein. Denn Wunder sind auch noch möglich. Aber wo verwahrt man's am Beßten? Am Sichersten in der Lagerstätte, im Stroh." Er legt den Reichthum in's Stroh, und auf das Stroh sich selber; wieder kein Abendlied, kein Schlaf, kein christlicher Lerchengesang am Morgen, sondern dafür ein Dohlengekrächze, die Frucht seiner nächtlichen Sorgen. „Frau!" sagt er, „es könnte doch heut' Jemand kommen, das Geld abzuholen, es ist so eine Art von Ahnung. Ich bleibe liegen. Falls Jemand mit mir reden wollte, so sag' ihm, ich sei krank, und müsse das Bett hüten." Denselben Vormittag kam wirklich Jemand, und zwar der reiche Nachbar; er ließ sich durchaus nicht abweisen, er trat mit Hut und Stock geradezu an's Krankenbett, nahm dort Platz, bedauerte den armen Nachbar; endlich rückte er mit der Frage heraus: ob er keinen Geldsack gefunden habe? Der arme Mann ward blaß; doch von dieser Sache wußte er keine Sylbe. Der Reiche aber stimmte einen bitter ernsten Ton an und redete von Zwangsmitteln und sehr bösen Folgen. Da stand der geschlagene Mann von seinem Lager auf, zog ganz sachte den Geldsack hervor, und der Reiche trug ihn wieder in die rechte Heimath. An demselben Abende hörte man ihn wieder beten, jedoch noch nicht singen; am folgenden Morgen stellte auch der Gesang sich wieder ein. — Wohl ein glücklicher Ausgang! Sein Capital lag noch todt im Stroh, und doch wuchsen die bösen Interessen schon in der Seele: Sorge und Furcht, Gebets- und Arbeitsscheue, Verwirrung und Lüge. Er aber gab das Capital wieder zurück, und ward der Interessen auch mit los; sein Strohlager ward ihm wieder weich, in seinem Herzen wohnte wieder Gesang und Frieden. (Dr. E. Veith, Leidenswerkzeuge, S. 24.)

2) Das zehnte Gebot fordert, daß der Reiche seine Schätze gut verwende, und der Arme seine Armuth in christlichem Sinne ertrage. Der Reiche darf sich nicht als Eigenthümer, sondern nur als Verwalter seiner Schätze und Güter betrachten, und darum sein Herz nicht an dieselben hängen. Der Arme hingegen soll auf Christus, den Freund und Liebhaber der Armuth, hinblicken und auf ihn vertrauen, auf ihn, der ja die Vögel der Luft so reichlich speiset und die Lilien des Feldes so herrlich kleidet, nicht aber mit begierlichen Augen nach den Reichthümern seines Nebenmenschen verlangen.

Der rechte Reiche und rechte Arme.

Der heil. Augustin stellt in dem begüterten Abraham allen Reichen und in dem armen Lazarus allen Armen ein nachahmungswürdiges Beispiel vor Augen. Lazarus hat nicht nach den Schätzen und nach dem Ueberflusse des reichen Praffers verlangt; sondern nur nach den Brosamen, die unter dem Tische des übermüthigen Schwelgers lagen. Der Arme darf in sich auch nicht einmal die Begierde nach Reichthum nähren; diese Begierde hat manchen Armen schon zum zeitlichen und ewigen Verderben geführt. — Der Herr hat einst den Ausspruch gethan: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe." „Da sieht mancher böse Arme," sagt der heil. Augustin, „seine Lumpen an, vergleicht damit den schön gekleideten Reichen und spricht in seinem Herzen: Von diesem ist Das gesagt, nicht von mir! Aber nimm du dich ja nicht davon aus! — — Denn was nützt es dir, wenn du kein Vermögen hast, und von Begierde darnach brennest? Als der Herr gesagt hatte: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe," und die Apostel bei sich sprachen: „Wer wird dann selig werden können?" was hatten sie dabei im Sinne?

— Nicht Güter, sondern die Begierden darnach. Denn sie sahen, daß auch Arme, obgleich kein Geld, doch einen Geiz haben. — — — Lies die Schriften, so wirst du finden, daß Abraham reich war, damit du es einsehest, daß nicht die Reichthümer als Sünde angerechnet werden. Abraham hatte viel Gold, Silber, Vieh, Gesinde, er war reich; und der arme Lazarus ward in seinen Schooß gelegt — der Arme in den Schooß des Reichen! Nein! Beide waren reich bei Gott, beide arm an Habsucht.“ (S. Aug. Enarr. in Ps. 51.)

3) Ueberhaupt fordert das zehnte Gebot von uns, daß wir unser Herz nicht an das Irdische hängen, sondern vor Allem das Himmlische suchen sollen.

Verachtung irdischer Dinge.

Der heil. Ignaz von Loyola hatte allen Hang zu irdischen Gütern und Freuden so sehr abgelegt, daß er oft auch unter Seufzen sagte: „O wie eckelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel ansehe!“

Pater Balthasar Alvarez ging einmal einige Tage lang stets nachsinnend umher. Man fragte ihn um die Ursache, und er antwortete: „Ich gehe in mir damit um, zu bewirken, daß ich so leben möchte, als wäre ich in den Wüsten Afrika's, und daß mein Herz von allen Kreaturen so frei und ledig wäre, als wenn es wirklich in jenen Wüsten wohnte.“ — Er brachte es auch in Wahrheit dahin, wie sein Leben beweist.

Johannes Berchmanns, dieser heiligmäßige Diener Gottes, war von aller Begierde nach irdischen Dingen so frei und ledig, daß er von sich sagen konnte: „Ich hange mit meinem Herzen an keinem Dinge; ich habe nichts, das mich einnimmt.“ (Dr. Haid.)

II. Was im zehnten Gebote verboten wird.

Fr. Was verbietet uns Gott im zehnten Gebote?

Antw. Die Begierde nach fremdem Eigenthum.

Erläuterung. Es scheint, als ob das zehnte Gebot schon im siebenten eingeschlossen wäre; allein gleichwie Gott wider das Laster der Unzucht zwei Gebote gegeben hat, nämlich das sechste, daß man im Werke nicht Unkeuschheit treibe, und das neunte, daß man auch in Gedanken in kein unkeusches Werk einwillige, so hat er auch wider das Laster der Ungerechtigkeit zwei Gebote geben wollen, nämlich das siebente, daß wir uns in der That nicht an dem Gute des Nächsten vergreifen, und das zehnte, auf daß wir auch nicht einmal im Gedanken darnach verlangen, fremdes Gut unrechtmäßiger Weise an uns zu bringen. — Es versündigen sich sonach gegen dieses Gebot diejenigen, welche auch nur Lust und Willen haben, ihrem Nebenmenschen etwas zu stehlen, ihn im Handel und Wandel zu betrügen; ferner die, welche Freude daran haben, wenn ihrem Nächsten Uebles begegnet, und ihn beneiden um sein Hab und Gut, um den guten Absatz, den er hat (Handwerksneid), u. s. w. Zu Allen denen, die sich gegen das zehnte Gebot versündigen, spricht Gott der Herr: „Wehe euch, die ihr Haus an Haus reihet, ein Feld nach dem andern an euch bringet, bis kein Platz mehr da ist! Wollet ihr allein auf Erden bleiben??“ (Isai. 5, 8.)

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.

Ein tartarischer Offizier verlor beim Eintritt nach Peking seine Börse. Sie wurde von einem armen christlichen Handwerker gefunden, welcher dem Offizier nachlief, und ihn mit vieler Mühe erst einholte, als der Verlustragende bei seinem Hause angelangt war. Der Tartar hatte wohl den Nacheilenden bemerkt, war aber, in der Meinung, er sei ein überlästiger Bettler, um desto schärfer geritten. Als er nun den armen Mann bei seinem Hause gewahrte, fuhr er ihn hart an und fragte trotzig nach seinem Begehren. „Ich habe die Börse gefunden, die Ihr verloren habt, und bringe sie Euch,“ versetzte der Arme, indem er sie ihm darbot. Der Offizier war über die Ehrlichkeit des armen Mannes sehr verwundert, da nach den Gesetzen der Chinesen es erlaubt ist, alles Gefundene zu behalten, und fragte ihn deßhalb sehr gerührt um die Ursache seines ungewöhnlichen Benehmens. „Ich bin ein Christ,“ versetzte der Arme; „meine heilige

Religion lehrt mich, Niemanden sein Eigenthum vorzuenthalten. Wer etwas findet und es sich aneignet, nachdem er erfahren hat, wer der Verlustttragende sei, begeht eine Sünde; denn es steht geschrieben: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut!" (Jugendbibliothek.)

Der versetzte Gränzpfahl.

Ein Bauer hatte den Pfahl, der an seiner Wiese eingeschlagen war, vorsätzlich verrückt, und dadurch seine Wiese um etliche Schritte größer gemacht. Bald darauf stieg er auf einen Weidenbaum, der in derselben Wiese stand. Die Leiter, auf der er stand, fiel um, und er fiel gerade auf den verrückten Pfahl, welcher oben spitzig war, und ihm in den Leib ging, woran er starb. — Hätte er den Pfahl an seinem Orte stehen lassen, so hätte er sich bei diesem Falle vielleicht keinen Schaden gethan, weil der Boden der Wiese weich und sumpfig war. Merk dir's: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut!" (Snell. S. 89.)

Die thörichte Geldgierde.

Eine vornehme Frau hatte gegen zweitausend Gulden jährlicher Einkünfte. Sie glaubte, nicht eher zufrieden sein zu dürfen, als bis sie zehntausend habe. Um diese zu erreichen, gab sie ihr Vermögen auf Leibrenten. So oft nach Verlauf eines Jahres derjenige, mit dem sie den Vertrag gemacht hatte, ihr die Zinsen ihres Geldes brachte, lieh sie dieselben jedesmal wieder auf diese Art aus. Sie beraubte sich beinahe des Nothwendigsten, in der schmeichelhaften Hoffnung, dann alle Vergnügen genießen zu können, wenn sie zehntausend Gulden jährlicher Einkünfte ziehen werde. — Sie war schon auf dem Punkte, dieses genießen zu können, als sie der Tod überraschte, und ihre Hoffnungen mit ihr in's Grab stiegen. (P. Fuster's Gebote Gottes.)

Fr. Was soll man thun, um die Begierde nach irdischen Gütern und Dingen zu unterdrücken?

Antw. Man soll recht oft und ernstlich an ihre Verderblichkeit und Vergänglichkeit denken.

Erläuterung. Die irdischen Güter sind 1) dem Seelenheile sehr gefährlich. „Wahrlich, sage ich euch," spricht Christus, „ein Reicher wird schwerlich in das Himmelreich eingehen." (Matth. 19, 23.) Darum klagt der Reiche bei Oseas (12, 8.): „Ich bin reich geworden und habe mir meinen Abgott gefunden." Des Reichen Abgott ist das Gold — und so kommt es, sagt der heil. Ambrosius, „daß der Klang eines Goldstückes über sein Herz mehr Gewalt hat, als der Schall des göttlichen Wortes." — „Nichts ist darum ein größeres Unrecht, als das Geld lieben." (Ekkli. 10, 10.) 2) Die irdischen Güter und Dinge sind aber auch ganz werthlos wegen ihrer Vergänglichkeit — und dennoch machen sie Einem so viel Sorgen! „Sie ermüden, wenn man sie sucht," sagt der heil. Bernhard, „sie belästigen, wenn man sie besitzt, — sie beflecken, wenn man sie liebt, sie peinigen, wenn man sie verliert." — Wie? und an solchen Dingen sollte unser Herz hängen?!

Die Nichtigkeit der weltlichen Dinge.

Als man dem Herrn von Castelnau sechs Stunden vor seinem Tode den Marschallstab überbrachte, sprach er zu den Ueberbringern: „Das ist wohl schön in der Welt; allein meine Wanderschaft geht in ein Land, wohin mich dieser Marschallstab nicht führen, und wo seine hohe Bedeutung mir nichts nützen wird." — So soll jeder Christ beim Anblicke irdischer Dinge denken, die seinem Stolze oder seiner Eitelkeit zusagen.

Don Juan de Castro, Vicekönig im portugiesischen Indien, war krank und schon dem Tode nahe, als er vom Könige von Portugal Briefe erhielt, welche ihn für die drei künftigen Jahre in seiner Verwaltung bestätigten. Da Don Juan de Castro sehr beliebt war, so überschickte man ihm die kostbarsten Geschenke und veranstaltete öffentliche Feierlichkeiten und Belustigungen. Allein der Todtkranke, welcher alle diese Kostbarkeiten sah und das Feuern der Kanonen hörte, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Wie lächerlich ist doch die Welt! Sie bringt mir Geschenke und erweist mir Ehren, deren Werth mir

eine Nulle ist, da ich in wenigen Augenblicken die Welt verlasse und auf ewig vor ihrer Eitelkeit die Augen schließe." (Die Gebote Gottes 2c. aus dem Französischen. — Wien 1838.)

Texte zum zehnten Gebote.

a) Aus der heil. Schrift. „Seid nicht habsüchtig in eurem Betragen und begnüget euch mit dem, was ihr habet!" (Hebr. 13, 5.) „Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Satans und in viele unnütze und schädliche Begierden, die den Menschen in Untergang und in's Verderben stürzen." (1. Tim. 6, 9.) „Der Armuth willen sündigen Viele, und wer reich werden will, wendet sein Auge weg." (Sir. 27, 1.) „Du sollst nicht wegnehmen noch verrücken die Gränzen deines Nächsten, welche die Vorfahren gesetzt haben in deiner Besitzung!" (5. Mos. 19, 14.) „Berühre nicht die Gränzen der Kleinen, und geh' nicht auf den Acker der Waisen! Denn ihr Verwandter ist mächtig; er selbst wird wider dich ihren Handel führen." (Sprüchw. 23, 10—11.) „Wehe euch, die ihr Haus an Haus reihet, ein Feld nach dem andern an euch bringet, bis kein Platz mehr da ist! Wollet ihr allein im Lande wohnen?" (Isai. 5, 8.) „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo die Motten und der Rost an ihnen zehren, wo Diebe nachgraben und stehlen!" (Matth. 6, 20.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Wann wird uns doch Sättigung dieser unausfüllbaren Begierde werden? Was hat doch das Gold Schönes oder Gutes? Ich staune! Es ist dieß wirklich ein Blendwerk, daß wir Gold und Silber so sehr in Ehren halten! Auf unsere Seelen nehmen wir keine Rücksicht; seelenlose Bilder aber ehren wir sehr. Woher kam diese Krankheit über die Erde? Wer wird sie auszurotten vermögen? Welche Geschicklichkeit wird dieses schreckliche Ungeheuer ausschneiden und ganz vertilgen können? Diese Begierde sitzt fest und gleichsam eingepflanzt sogar in den Herzen jener Menschen, welche fromm und gottesfürchtig zu sein scheinen. Schämen wir uns der Vorschrift des Evangeliums! Die Worte stehen in der Schrift, erscheinen aber nie in der That!" (S. Chrysostomus Hom. 10. in 1. ad Thessal.) „Armer Sinn! Für Kleines sich bemühend, verliert er das Große, und dem Zeitlichen nachhängend, verläßt er das Ewige." (S. Chrysologus Serm. 22.) „Aus Gewinnsucht kaufen die Menschen sich Verlurst und Schaden des Lebens; um zu erhalten, was ihnen nicht gehört, verschwenden sie, was sie haben, vertrauen der Erde die trauervollen Schätze an, welche den Erben eine kurze Freude, den Urhebern aber eine lange Traurigkeit bereiten werden, indem sie Andere wie sich des Nutzens und Gebrauches der gegenwärtigen Dinge berauben. Sie verbergen in tiefen Höhlen höllische Schätze, und graben mit dem Gelde zugleich ihre Hoffnung ein." (Salvian. Lib. 1. ad eccles. cathol.) „Mag der Heide Reichthümer suchen, der ohne Gott lebt; mag der Jude deren suchen, dem irdische Verheißungen gegeben wurden! Aber mit welcher Stirne, vielmehr mit welchem Herzen sucht der Christ Reichthümer, nachdem Christus die Armen selig gepriesen hat?" (S. Bernard. Serm. 1. in festo omnium sanctorum.)

Die Gebote der Kirche.

A. Von den Kirchengeboten im Allgemeinen.

I. Christliche Lehre.

Von der Macht der Kirche, Gesetze zu geben, und von der Pflicht der Gläubigen, denselben zu gehorchen.

I. Die Macht der Kirche, Gesetze zu geben.

Fr. Warum hat denn auch die Kirche noch Gebote gegeben?

Antw. Um uns 1) die göttlichen Gebote näher zu erklären, und 2) um uns zur vollkommenen Beobachtung der Gebote Gottes zu befähigen.

Erläuterung. Durch ihre Gebote wollte uns die heilige katholische Kirche keine neue Last auflegen; sie wollte uns dadurch 1) vielmehr nur die göttlichen Gebote näher erklären und bestimmen. Alles, was sie uns befiehlt, ist ja schon in den göttlichen Geboten ausgesprochen, und sie bezeichnet nur die Zeit, sowie die Art und Weise näher, wann und wie man dieselben beobachten soll. So befiehlt, z. B. Gott der Herr, den Sabbat zu heiligen. Die Kirche bestimmt nun in ihrem ersten und zweiten Gebote, wann und wie man den Tag des Herrn und die Festtage seiner Heiligen feiern soll. Gott der Herr verlangt von uns, daß wir unser Fleisch kreuzigen, Buße thun, und daß wir sein Fleisch und Blut empfangen sollen; die Kirche setzt durch ihre Gebote die Zeit und die Art und Weise fest, wann und wie man sich abtödten, Buße thun und den Herrn empfangen soll. 2) Will uns die Kirche durch ihre Gebote zur vollkommenen Beobachtung der göttlichen Gebote befähigen und uns so zu wahren Christen machen. Sie will gleichsam sagen: „Woferne du Gottes Gebote beobachten und vollkommen werden willst, so wohne fleißig dem heiligen Meßopfer und dem Worte Gottes bei; diene Gott, deinem Herrn, durch Fasten und Beten, durch Buße und Abtödtung, und vereinige dich oft mit Jesus im heiligsten Altarssakramente!“

Fr. Hat nun aber die Kirche die Macht und das Recht, Gebote zu geben?

Antw. Ja; denn 1) die Kirche ist die Mutter der Gläubigen; wie nun eine Hausmutter ihren Kindern befehlen darf, so auch die Kirche den Gläubigen; 2) Christus der Herr hat ja selbst den Vorstehern der Kirche die Gewalt gegeben, zu lösen und zu binden, d. h. Gesetze zu geben und abzuändern.

Erläuterung. 1) Für das, was die zeitliche Wohlfahrt des Leibes betrifft, muß die weltliche Regierung sorgen; und folglich kann sie Verordnungen machen, die auf das zeitliche Wohl ihrer Unterthanen abzielen. Für das Heil unserer Seele aber hat die geistliche Regierung, d. h. die Kirche Gottes, zu sorgen; folglich muß sie auch Verordnungen geben können, welche unser geistliches und ewiges Leben sichern. 2) Christus hat seinen Aposteln und ihren Nachfolgern, d. h. den Vorstehern der Kirche, diese Gewalt gegeben mit den Worten: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh. 20, 21.) „Was immer ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein“ u. s. w. (Matth. 18, 18.)

Der heilige Augustin

bekennt und bezeugt es an vielen Stellen seiner Schriften, daß die Kirche von Gott selbst die Macht erhalten habe, Gebote zu geben. „Die wahre Religion

kann nicht bestehen," sagt er (De utilit. credendi, cap. 8.), „wenn sie nicht mit einer Macht und Gewalt belehnt ist, vermöge deren sie ihren Angehörigen gebieten kann, was sie für das ewige Heil derselben als nothwendig erachtet, und dem sich Alle unterwerfen und vollkommenen Gehorsam leisten müssen." Wenn deßhalb derselbe heil. Vater Augustin eine große Gewalt bezeichnen will, welcher nach Gott Alle unterworfen und gehorsam sein sollen, so versteht er unter ihr jene der katholischen Kirche. „Das hat mich die katholische Kirche, diese heilige Mutter, gelehrt," sagt er: „Me docuit Ecclesia catholica."

Ein biblisches Beispiel.

Von jeher hat die Kirche Gesetze gegeben und Verordnungen ertheilt, um den Bedürfnissen der Gläubigen zuvorzukommen; diese Macht und dieses Recht hat sie schon beim Beginne ihrer Gründung ausgeübt. Bald nach der glorreichen Himmelfahrt Christi kamen Paulus und Barnabas nach Antiochien, wo sie längere Zeit verweilten. Da nun lehrten Einige von Judäa, daß nach der Taufe die Beschneidung und die Beobachtung des alten Gesetzes nothwendig sei, und daß davon sogar die Seligkeit abhänge. Dagegen erhoben sich die beiden Apostel gewaltig. Ja! man berief sogar eine Versammlung der Apostel und Aeltesten nach Jerusalem, das erste Concilium, wo der heil. Petrus den Primat übte, und gab da in Betreff der Streitfrage folgendes Kirchengesetz (Apostelg. 15, 28. 29.): „Es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzulegen, als folgende nothwendigen Stücke: daß ihr euch nämlich enthaltet von dem, was den Götzen geopfert worden ist, und vom Blute und vom Erstickten und von der Hurerei." Aus diesen Worten der apostolischen Kirchenversammlung erhellt, daß dasjenige, was die Kirche befiehlt, von dem heiligen Geiste selbst befohlen wurde, und daß die Kirche das Recht habe, neue Gesetze zu machen, wo sie es für nothwendig und zuträglich hält; denn zu verschiedenen Zeiten gibt es bei den veränderlichen Menschen immer neue Bedürfnisse. Von diesem Rechte hat die Kirche auch wirklich Gebrauch gemacht. Sie hat nämlich im Laufe der Jahrhunderte eine Menge Verordnungen gegeben, welche die Umstände erforderten, und zwar für alle ihre Glieder in jedem Stande; daher die vielen Canonen und Gesetze der Kirche aus allen Zeiten. Selbst unsere von der Kirche getrennten Brüder, welche den Geboten der katholischen Kirche nicht gehorchen wollen, gestehen in ihrer Confession ein, daß die Kirche das Recht habe, Gesetze zu geben, welchen wir zu gehorchen verpflichtet sind; und sie haben sich selbst Gesetze gegeben, die sie die Disciplin ihrer Kirchen nennen.

II. Die Pflicht der Gläubigen, den Geboten der Kirche zu gehorchen.

Fr. Sind wir verpflichtet, die Gebote der Kirche zu beobachten? und warum?

Antw. Ja, wir sind strenge, d. h. unter Verlurst der Seligkeit verpflichtet, den Geboten der Kirche zu gehorchen, und zwar: 1) weil die Kirche von Gott selbst das Recht erhielt, Gesetze zu geben; 2) weil wir Kinder der katholischen Kirche sind; 3) weil uns der göttliche Heiland selbst diese Pflicht strengstens auferlegt; und 4) weil derjenige auch Gottes Gebote nicht beobachtet, der die Gebote der Kirche übertritt.

Erläuterung. Wir sind zur Beobachtung der Kirchengebote verpflichtet,. 1) weil die Kirche von Gott selbst das Recht erhielt, den untergeordneten Gläubigen Gebote aufzulegen; denn die Vorsteher der Kirche sind vom heiligen Geiste gesetzt als Bischöfe (Aufseher), die Kirche Gottes zu regieren. (Apostelg. 20, 28.) Wenn sie regieren sollen, so muß es Solche geben, die sich regieren lassen, d. h. die gehorchen. Ueberhaupt kann keine Gesellschaft bestehen ohne Gesetze und ohne Gehorsam gegen diese Gesetze; um wie vielmehr muß dieß nicht bei der ausgedehntesten aller Gesellschaften, bei der heiligen katholischen Kirche, der Fall sein!

Der christliche Offizier.

Ein Offizier, der in den Lehren der katholischen Kirche wohl unterrichtet worden war, fing an, dieselben zu verlassen und zu verachten, sobald er die Jahre

der aufwachenden Leidenschaft erreicht hatte; und nach und nach kam er so tief herab, daß er sich sogar darin gefiel, die Religion zu verhöhnen und lächerlich zu machen. Es kam jedoch ein Augenblick der göttlichen Gnade, worin er an den in der Jugend genossenen christlichen Unterricht und an seinen früheren kirchlichen Sinn gedachte; die Gewissensbisse nöthigten ihn zu einer aufrichtigen Beicht. Und von nun an war er nicht mehr ein Verachter, sondern vielmehr ein treuer Verehrer der Kirche und ihrer Anordnungen und Gebote. Als er nun bald darauf an einem Fasttage mit mehreren seiner Kameraden speiste, wurde er natürlich der Gegenstand des Spottes, weil er durchaus keine Fleischspeisen essen wollte. Nach langen und vielen Spottreden sprach er endlich mit Ernst und Kraft: „Wisset, Brüder! ich gehöre seit einiger Zeit mit Herz und Mund einer ansehnlichen Gesellschaft an, die von ihren Mitgliedern verlangt, gewisse Statuten (Gesetze) treulich zu beobachten, dafür aber Glück und Segen anbietet. Ich will es euch sagen, diese Gesellschaft ist die katholische Kirche, und ich bin gerne bereit, ihre Gesetze und Gebote genau zu beobachten, um auf solche Weise auch der Vortheile theilhaftig zu werden, die sie ihren Mitgliedern gewährt. Da ihr Männer von Ehre und gesundem Verstande seid, so werdet ihr mein Betragen nicht weiter mißbilligen wollen." Die Spottreden der witzlustigen Kameraden verstummten. (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838.)

Die schlagende Antwort.

Seit dem Ende der Regierung Ludwigs XV. speiste man am Hofe Fleisch und Fastenspeisen an den Enthaltungstagen, wenn eben Jagd war. Ludwig XVI., der Gott fürchtete, ließ diesen Mißbrauch abstellen. Ein alter Hofbeamte meinte in Hinsicht auf diesen Punkt, daß das, was in den Mund eingehe, die Seele nicht beflecke, und hielt sich deßhalb für befreit von diesem Gebote. „Nein, mein Herr!" versetzte der König mit Nachdruck, „nicht die Fleischspeisen an sich beschmutzen die Seele und machen die Sünde aus, sondern die Empörung gegen eine rechtmäßige Auktorität und die Uebertretung ihrer ausdrücklichen Vorschrift. Alles kommt deßhalb darauf an, ob Jesus der Kirche die Gewalt gegeben hat, ihren Kindern zu befehlen, und die Vorschrift, ihr zu gehorchen. Der Katechismus sagt es; und wenn Sie das Evangelium lesen, so müssen Sie finden, daß Jesus einmal sagte: „Wer die Kirche nicht hört, soll betrachtet werden wie ein Heide!" und ich halte mich daran." — Diese schöne Antwort war gewiß eines christlichen Königs würdig. (Im Leben dieses Königs. Vergl. Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838.)

Erläuterung. Wir müssen die Gebote der Kirche beobachten, 2) weil wir Kinder der katholischen Kirche sind und als solche nach dem vierten Gebote Gottes unserer gemeinschaftlichen Mutter, der Kirche, auch treuen kindlichen Gehorsam leisten müssen, wenn wir lange leben und Gottes Segen genießen wollen.

Die heilige Mutter Theresia

erinnerte sich mit der innigsten Freude daran, daß sie ein Kind der wahren katholischen Kirche sei. Oft sprach sie zu ihren Ordensschwestern: „Wie unaussprechlich glücklich sind wir doch! Der Herr im Himmel hat uns in seiner heiligen Kirche eine so unendlich liebevolle und weise Mutter gegeben; o wie bereitwillig sollen wir ihren Befehlen und Ermahnungen Folge leisten! Wer einer so guten Mutter nicht gehorcht, wird vergebens bei dem himmlischen Vater Gnade und Hilfe suchen." (In vita.)

Der Kardinal Osius.

Der Kardinal Stanislaus Osius, einer der größten Bischöfe des sechszehnten Jahrhunderts, der berühmteste Vertheidiger des katholischen Glaubens in Deutschland, welcher das Concil von Trient im Namen Pius IV., dessen Legat er war, eröffnete, und von dem der Kaiser Ferdinand nach einer Unterhaltung mit ihm sagte, daß er einem Manne nicht widerstehen könne, dessen Mund ein

Tempel und dessen Zunge ein Orakel des heiligen Geistes sei, fastete auf die strengste Weise, sowohl die Fastenzeit hindurch, als auch an allen andern Tagen, an denen die Kirche geboten hat, zu fasten. Mehrere seiner Freunde baten ihn, seine Fasten zu mäßigen zur Erhaltung seiner Gesundheit und zum Wohle der Kirche, für die er von so großem Nutzen wäre. Der erleuchtete Kardinal antwortete ihnen: „Ich thue es für mein eigenes Wohlergehen, wenn ich die vierzigtägige Fasten und die übrigen Fasttage der Kirche gut zu halten suche. Meine Absicht ist, lange zu leben; in den Geboten Gottes steht: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest! Mein Vater ist Gott im Himmel und meine Mutter die Kirche auf Erden. Nun befiehlt mir Gott, mein Vater, zu fasten, und die Kirche, meine Mutter, schreibt mir die Tage vor, an denen ich fasten soll. Willig gehorche ich beiden. Ich hoffe, daß ich in Rücksicht auf meinen Gehorsam ein ewiges und vollkommen glückseliges Leben erlangen werde." (Guillois, II. Bd. S. 231.)

Erläuterung. 3) Sollen wir den Kirchengeboten willigen Gehorsam leisten, weil uns der göttliche Heiland selbst diese Pflicht strengstens auferlegt; denn er sagt ausdrücklich: „Wer die Kirche nicht hört, den haltet für einen Heiden und Publikanen!" (Matth. 18, 17.)

Kluge Antwort eines Kindes.

Ein Kind, welches seine erste Communion gehalten hatte, wurde mit seinen Eltern von einem Hausfreunde zum Mittagessen eingeladen. Es war ein Quatember-Mittwoch, und es waren nur Fleischspeisen auf der Tafel. Das Kind schlug Alles aus, was man ihm anbot, und hielt sich treu an das Gebot der Kirche. Einer aus der Gesellschaft erlaubte sich darüber einige Scherze und bemerkte unter Anderm, ob man denn auf die Gebote der Kirche so große Wichtigkeit legen müsse? Es seien ja Menschen, die sie gemacht hätten. Das Kind, welches nicht vergessen hatte, was es in dem christlichen Unterricht gelernt hatte, versetzte sogleich: „Es ist wahr, daß die Gebote der Kirche von Menschen gemacht worden sind; aber von Menschen, die mit einem geheiligten Charakter bekleidet worden, und zu denen Jesus Christus gesprochen hat: Ich sende euch, wie mein Vater mich gesandt hat.... Wer euch hört, hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich. Durch Verletzung des Gebotes, welches mir verbietet, heute Fleisch zu essen, die Kirche verachten, hieße also Jesus Christus selbst verachten; und wollte ich einer solchen Sünde mich schuldig machen, so würde ich das Wohlgefallen Gottes verlieren!" — Der gleichgültige Christ erwiderte nichts darauf, und Jeder bewunderte die Weisheit und den Muth dieses Kindes. (Guillois, II. Bd. S. 218.)

Erläuterung. Endlich 4) sind wir zur Beobachtung der Kirchengebote auch noch deßhalb verpflichtet, weil die Verächter der kirchlichen Gebote durchweg auch Verächter der göttlichen Gebote sind; und umgekehrt sind von jeher die treuen und folgsamen Kinder der Kirche auch treue und folgsame Diener Gottes gewesen.

Treue Beobachtung der kirchlichen Gebote.

Ein regierender Fürst, der nicht der katholischen Kirche angehörte, speiste auf einer Reise durch Frankreich bei einem sehr vornehmen Herrn an einem Freitage. Der Fürst wurde erwartet und prächtig empfangen; aber das Mahl bestand aus lauter Fastenspeisen. Unter der großen Zahl von Gästen gab es Einige, die ihren Nachbarn hierüber im Stillen ihr Befremden zu erkennen gaben. Da dieses der Gastgeber bemerkte, sprach er ohne alle Menschenfurcht, wie es sich für einen entschiedenen Katholiken ziemt, zu seinem edlen Gaste: „Mein Fürst! Sie werden an den sonderbaren Gerichten meiner Tafel keinen Anstoß nehmen; denn wir sind durch ein Gebot der Kirche verpflichtet, an Freitagen nur Fastenspeisen zu genießen." Der vernünftige Fürst gab aber die ganz unerwartete Antwort: „Ich faste sehr gerne mit Euch; denn ich sehe es mit Vergnügen,

wenn alle Gesetze treu beobachtet werden. Glücklich der Fürst, der zur Stütze seiner Auktorität und seines Thrones Unterthanen hat, die Gott dem Herrn und seiner Kirche treu dienen und gewiß nicht ermangeln werden, auch ihrem Monarchen in treuem Gehorsam ergeben zu sein!" Wahrlich! wer ein treues und folgsames Kind der Kirche ist, der wird auch stets ein treuer und folgsamer Diener Gottes und seines Fürsten sein. — Wie wahr ist sonach nicht, was nachfolgende Anekdote enthält! Ein schlechter Christ sagte einst: „Gott wird uns nicht verdammen, wenn wir nur seine Gebote halten, sollten wir auch die der Kirche außer Acht lassen." Hierauf gab ihm Jemand zur Antwort: „Ich habe noch nie gesehen, daß Diejenigen, welche die Gebote der Kirche verachten, die Gebote Gottes gewissenhaft gehalten hätten." (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838.)

Der ausgesprochene Tadel.

Der Präfekt Ebusius war in Beobachtung der kirchlichen Gebote, insbesondere aber in der Fasten, äußerst gleichgültig, ja sogar saumselig. Der heilige Gregor von Nazianz erhielt hiervon Nachricht und machte ihm deßhalb die bittersten Vorwürfe. Voll heiligen Ernstes sprach er zu ihm: „Du bist Richter und verletzest die Gesetze der Kirche. Wie wirst du wohl menschliche Gesetze befolgen, wenn du die göttlichen verachtest oder auch nur gering schätzest?!" (Greg. Naz. epist. 74.)

Fr. Wie sollen wir die Gebote der Kirche befolgen?

Antw. Nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach.

Erläuterung. Es darf uns z. B. nicht genügen, an Sonn- und Feiertagen bloß körperlich der heiligen Messe beizuwohnen, sondern wir müssen derselben beiwohnen mit Geist und Herz, u. s. f.

Texte ad I. und II.: Das Recht der Kirche, Gesetze zu geben, und die Pflicht der Gläubigen, sie zu befolgen.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Die Kirche hat das Recht, Gesetze zu geben; denn Christus hat zu den Vorstehern der Kirche gesagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." (Joh. 20, 21.) „Alles, was ihr auf Erden binden werdet" rc. (Matth. 18, 18.) Und an andern Stellen der heil. Schrift heißt es: „Habet Acht auf euch und die ganze Heerde, über welche euch der heilige Geist als Bischöfe gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er durch sein Blut sich erworben hat!" (Apostelgesch. 20, 18.) „Weidet die euch anvertraute Heerde Gottes, sorget für sie!" (1. Petr. 5, 2.) — — 2) Die Gläubigen haben die Pflicht, der Kirche zu gehorchen; denn „wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und Publikan!" (Matth. 18, 17.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Die gesetzgebende Gewalt der Kirche. „Die wahre Religion kann ohne gesetzgebende Gewalt nicht bestehen, vermöge deren sie ihren Angehörigen befehlen kann, was sie für das ewige Heil derselben als nothwendig erachtet." (S. Aug. de utilit. cred. cap. 8.) 2) Die Pflicht des Gehorsams von Seite der Gläubigen. „Ohne die mindeste Weigerung sollst du dich den Geboten unterwerfen, die sich auf die so erhabene Macht und Auktorität der Kirche gründen!" (Idem cap. 15.) „Wenn Jemand sich abwendet von der Kirche, so wird er sich auch ausschließen aus der Zahl der Kinder. Wer die Kirche nicht zur Mutter haben will, der wird auch Gott nicht zum Vater haben." (Idem de Symbolo, lib. 4. cap. 10.) „Lieben wir den Herrn, unsern Gott, lieben wir seine Kirche: ihn wie den Vater, sie wie die Mutter; ihn wie den Herrn, sie wie seine Dienstmagd; denn wir sind Kinder seiner Magd! — — — Was nützt es, wenn du den Herrn bekennst, dem, der zur Rechten des Vaters ist, huldigst, und die Kirche lästerst? . . . . Wenn du irgend einen guten Gönner hättest, dem du alle Tage Ehrfurcht bezeugtest, aber gegen seine Gattin ein einziges Mal etwas Lästerliches sagtest, dürftest du wieder in sein Haus gehen? Nehmet euch also in Acht, Geliebteste! Haltet euch alle einmüthig an Gott den Vater und an die Mutter, die Kirche!" (Idem in Ps. 88. conc. 20.)

Uebergangsfrage: Wie viele Gebote der Kirche gibt es?

Antw. Folgende fünf:

I. Du sollst die gebotenen Feiertage heiligen!

II. Du sollst alle Sonn- und Feiertage der heiligen Messe andächtig beiwohnen!

III. Du sollst die vierzigtägige Fasten, die Quatember und andere gebotene Fasttage halten; auch an Freitagen und Samstagen vom Fleischessen dich enthalten!

IV. Du sollst deine Sünden alle Jahre wenigstens Einmal deinem verordneten Priester beichten, und zur österlichen Zeit das heilige Sakrament des Altars empfangen!

V. Du sollst zu verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten!

Erläuterung. In Bezug auf die Zahl der Kirchengebote stimmen nicht Alle überein. Manche machen aus dem vierten Kirchengebote zwei — nämlich 1) das der wenigstens einmaligen Beicht, und 2) das der österlichen Communion; wieder Andere fügen den oben angeführten fünf Kirchengeboten noch ein sechstes bei, nämlich den Zehnten zu bezahlen; und noch Andere lassen sowohl dieses sechste, als auch das fünfte Gebot in Betreff der verbotenen Hochzeiten ganz und gar weg, nicht als wenn diese Gebote der Kirche nicht beständen, sondern weil das Gebot von den Hochzeiten nur die einzelnen Personen betrifft, welche sich zum Sakramente der Ehe begeben wollen, und das andere Gebot, weil es an einigen Orten nicht Sitte ist, den Zehnten zu bezahlen, sondern auf eine andere Weise für den Unterhalt der Priester und Kirchendiener gesorgt wird.

B. Von den Kirchengeboten im Besondern.

I. Gebot der Kirche:

„Du sollst die gebotenen Feiertage heiligen!“

II. Christliche Lehre.

Von den Feiertagen der Kirche und ihrer Heiligung.

I. Die Feiertage der Kirche.

Fr. Hat die Kirche das Recht, Feiertage anzuordnen?

Antw. Allerdings; wenn schon die Synagoge der Juden, die nur die Magd war, das Recht hatte, Feiertage anzuordnen, warum soll denn die Kirche, diese reine Braut Christi, nicht auch die Macht haben?

Fr. Welche Feiertage hat die Kirche eingesetzt?

Antw. Sie hat verschiedene Festtage des Herrn, der seligsten Jungfrau Maria und anderer Heiligen Gottes eingesetzt.

Historischer Ueberblick über die verschiedenen Feste des Kirchenjahres.

Festtage finden wir bei allen Völkern, und es ist dieß ein Beweis, sagt der römische Katechismus, daß uns schon die Natur dazu dränge, gewisse Tage der Ruhe des Leibes und dem Dienste Gottes zu widmen. Selbst die Heiden feierten ihren Göttern zu Ehren verschiedene Feste. Die Griechen z. B. hatten vier Hauptfeste, als: die olympischen Spiele dem Zeus zu Ehren, die pythischen dem Apollo zu Ehren, die isthmischen und nemeischen Spiele zum dankbaren Andenken an verschiedene wichtige Ereignisse. Die Römer feierten ihre Luperkalien, Saturnalien, Terminalien, das Fest der Feldweihe u. s. f. — Noch häufiger waren die Festtage bei dem israelitischen Volke. Sie feierten das Osterfest zum dankbaren Andenken an die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft; fünfzig Tage darnach das Pfingstfest zur Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai; das Laubhüttenfest zum Andenken an den 40jährigen Aufenthalt in der Wüste, wo sie in Zelten und Hütten von Laubgeflechten gewohnt hatten. Zur Zeit der Esther ward unter Mardochäus das Fest Purim oder der Loose eingesetzt zur dankbaren Erinnerung an die Befreiung der Israeliten

von dem Mordanschlage Amans durch die Fürbitte der Königin Esther. (9, 19 ff.) Zur Zeit der Judith (16, 31.) wurde die Feier des festlichen Jahrtages zur Gedächtniß des besiegten Holofernes — unter Juda, dem Makkabäer (2. Makk. 15, 36.), ein Dankfest wegen des Sieges über Nikanor und zugleich das Fest der Eucänie, d. i. das Kirchweihfest, eingeführt.

Auf ähnliche Weise hat auch die katholische Kirche mannigfaltige Festtage angeordnet. Einige davon gehören der apostolischen Ueberlieferung an, wie: das Oster-, Pfingst- und Himmelfahrtsfest, sowie die ernste Feier des Leidenstages (Charfreitag) (S. Aug. epist. 15. cap. 11. et epist. 16. cap. 54. 1.); andere sind erst später eingeführt worden. Auch die Feste zu Ehren der seligsten Jungfrau und anderer Heiligen sind zum Theil sehr alt. Dieß ersehen wir aus den Reden der heiligen Väter des vierten und fünften Jahrhunderts und insbesonders aus den Reden des heil. Ambrosius, Augustin und des heil. Papstes Leo. Zur Zeit des heil. Ambrosius wurde das Fest der heil. Agnes und anderer Martyrer gefeiert. Zur Zeit des heil. Augustin wurden die Feste der Geburt Johannes des Täufers, des heil. Stephanus, der heil. Apostel Petrus und Paulus, der Bekehrung des heil. Paulus, des heil. Vinzenz, des heil. Laurentius und des heil. Cyprian gefeiert. Ebenso erwähnt der Papst Leo der Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, des heil. Laurentius und vieler Anderer. —

Ueberdieß herrscht in der Anordnung der kirchlichen Feste ein wunderbarer Geist und eine herrliche Ordnung. Die vier Hauptfeste des Kirchenjahres stimmen wunderbar mit den vier Jahreszeiten zusammen: Weihnachten im Winter, die Auferstehung (Ostern) im Frühlinge, die Sendung des erleuchtenden und erwärmenden Geistes, Pfingsten, im Sommer, das Fest aller Heiligen im Herbste (gleichsam das himmlische Erntefest). An das Weihnachtsfest reihen sich: die Beschneidung, die Erscheinung des Herrn, die Opferung im Tempel; an das Osterfest die Himmelfahrt Christi; an das Pfingstfest das Fest der heiligen Dreifaltigkeit, das Frohnleichnamsfest. Zu den Festen des Herrn kommen ferner die Heiligenfeste und zwar: 1) zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria: Ihre Empfängniß (8. Dez.), Mariä Reinigung (2. Februar), Mariä Verkündigung (25. März), Mariä Himmelfahrt (25. August), Mariä Geburt (8. Sept.), Mariä Namensfest u. v. a.; 2) zu Ehren anderer Heiligen: Das Fest des heil. Stephanus, Johannes des Evangelisten, des heil. Joseph, Johannes des Täufers, der heiligen Apostel Petrus und Paulus u. s. f. Endlich werden einige Feste in besonderen Kirchen gefeiert, als: das Fest des Kirchenpatrons und der Kirchweihe.

Fr. Warum hat die Kirche diese Feste eingesetzt?

Antw. 1) Um die Ehre und Verherrlichung Gottes zu fördern, und 2) die Gläubigen zu unterrichten und zu erbauen, und sie zugleich zu einem frommen Leben anzueifern.

Erläuterung. Die Kirche hat die Festtage eingesetzt 1) zur Beförderung der Ehre Gottes; denn wir verehren Gott, indem wir die vorzüglichen Geheimnisse unserer Religion feiern, und durch das Andenken an die Tugenden und an den Sieg und Triumph der seligsten Jungfrau Maria und der Heiligen Gott wegen ihrer Gaben Dank sagen, ihn loben und preisen. Dann sind die Feste 2) auch zur Unterweisung der Gläubigen eingesetzt; denn sie werden durch diese Erinnerung an die Geheimnisse und vorzüglich an die Thaten der Heiligen unterwiesen und zur Nachahmung angespornt.

II. Die Heiligung der Feiertage.

Fr. Wie sollen wir die Festtage der Kirche feiern?

Antw. Wir sollen sie feiern wie den Tag des Herrn; insbesondere sollen wir uns 1) aller knechtlichen Arbeiten, vorzüglich aber der Sünden enthalten; 2) religiöse Werke ausüben und 3) auf das Ziel, auf die Absicht der Feier dankbar hinsehen und sie zu befolgen uns bestreben.

Erläuterung. Da die ersten beiden Punkte schon im dritten Gebote Gottes ausführlich erklärt und mit Beispielen belegt worden sind, so bedarf nur noch Nummer Drei einer weiteren Erörterung. Wir sollen auf das Ziel, auf die Absicht der Feier

dankbar hinsehen und sie zu befolgen uns bemühen. a) An den Feiertagen stellt uns die Kirche die Geheimnisse unsers Glaubens vor Augen: wir sollen sie deßhalb lebhaft betrachten und Gott für alle Beweise seiner Liebe danken. „Es soll," wie der heil. Petrus Chrysologus (Serm. 129.) schreibt, „das, was einmal geschah, durch alle Zeiten im Gedächtnisse der Gläubigen bleiben." b) An den Festtagen zeigt uns die Kirche an der seligsten Jungfrau, an den Engeln und Heiligen die beßten Muster; wir sollen also von ihnen die Kunst, heilig und selig zu werden, erlernen und ihre schönen Tugenden, ihren unerschütterlichen Glauben und ihre edlen Thaten nachahmen.

Der ungläubige Philosoph und der fromme Christ.

Als einst ein ungläubiger Weltweiser mit Verachtung von den kirchlichen Festtagen und von der Art und Weise ihrer Feier sprach, indem er es für eine Thorheit erklärte, daß man an gewissen Tagen sogar unter einer Sünde verpflichtet sei, sich der Arbeit zu enthalten, da doch der Mensch zur Arbeit geschaffen sei, wie der Vogel zum Fluge, und derjenige auch nicht essen solle, der nicht arbeite, so antwortete ein frommer Christ, der die kecke Sprache des gelehrten Ungläubigen zu hören Gelegenheit hatte und den Sinn und Geist der kirchlichen Festtagsfeier gar wohl aufgefaßt hatte, mit Ruhe und christlicher Bescheidenheit also: „Dadurch, daß die katholische Kirche gewisse Festtage zu heiligen befiehlt und die Pflicht auferlegt, an solchen Tagen von knechtlicher Arbeit sich zu enthalten, gebietet sie keineswegs zu faulenzen, spazieren zu gehen, den Leib zu pflegen und Vergnügungen nachzulaufen, sondern sie will, daß der Mensch leiblicher Weise ruhe, um sich desto eifriger im Geiste mit seinem Gott und mit dem Heile seiner unsterblichen Seele beschäftigen, die Geheimnisse seines Glaubens lebhaft betrachten zu können und jene nachahmen zu lernen, deren Andenken er dankbar an den kirchlichen Festtagen begeht." (Sebast. Schmids vollständ. Katechismus. 3. Hptst. 44. Unterweis.)

Der heilige Augustin über die Heiligung der Feiertage.

Wie an Sonn- und Festtagen die Altäre der Kirchen festlicher geschmückt und uns oft die Geheimnisse des Tages in Bildern oder Figuren vor Augen gestellt werden, so sollen auch wir unser Herz an solchen Tagen mit Werken christlicher Andacht und Frömmigkeit ausschmücken und uns im Geiste die Geheimnisse der einzelnen Festtage versinnlichen. Beachtenswerth sind hierüber die Worte des großen Kirchenlehrers Augustin: „Was wir (an Festtagen) in den Tempeln und auf den Altären mit Ehrfurcht betrachten und sehen, das muß unsichtbarer Weise auch in uns erfüllt werden; denn obgleich die Tempel, welche wir von Holz und Stein gebaut sehen, heilig sind, so sind doch bei Gott kostbarer die Tempel unsers Herzens und unsers Leibes, weil jene von Menschen gemacht werden, diese von dem allerhöchsten Werkmeister der Welt. — Befleißen wir uns also, mit der Hilfe Gottes die Keuschheit des Leibes und die Reinheit des Herzens zu bewahren! Denn dadurch wird in uns das Feuer der Liebe und des Bußeifers entzündet und genährt. Wer am Leibe die Keuschheit und im Herzen die Reinheit nicht bewahrt, der scheint zwar während der heiligen Festzeiten dem Leibe nach eine Freude zu haben, aber im Herzen hat er nur eine Trauerfeier; denn was für eine Freude kann jenes Gewissen haben, in dessen Seele viele Laster ihre Geschäfte treiben, wodurch der Beweis geliefert wird, daß nicht Christus, sondern der Teufel darin wohne?"

Der Bruder der Wüste.

Es lebte in der Wüste, wie der heil. Augustin erzählt, ein Bruder — voll glühender Andacht zu Gott und voll frommer Verehrung gegen seine Heiligen. Ueberaus zart ist die Art und Weise, wie er die Festtage des Kirchenjahres feierte; wir finden darin ein herrliches Zeugniß für seine tiefinnige Frömmigkeit. Er hatte nämlich alle Geheimnisse unseres Glaubens, alle wichtigeren Momente aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, Mariä und aller Heiligen in Bildern dargestellt. Wie nun irgend ein Festtag einfiel, so bereitete

er sich unter Beten und Fasten auf denselben vor und heftete dann das entsprechende Bild im Innern seiner Zelle auf, um den ganzen Tag hindurch die Bedeutung des Festtages vor Augen zu haben, und Gottes unendliche Liebe und seiner Heiligen erhabene Tugenden im Geiste zu betrachten und im Leben zu erfüllen und zu üben. Häufige Thränen sah man da über seine Wangen rollen, Thränen der Reue, sowie der wehmüthigen Sehnsucht, doch recht bald mit Gott und seinen Heiligen den ewigen Festtag im Himmel feiern zu können. Am Feste aller Heiligen war er eben in seine Betrachtungen vertieft, und es floßen Thränen heiliger Sehnsucht, häufiger als je — er schaute im Geiste, was ihm sein Bildlein zeigte, am Throne Gottes die Millionen und abermals Millionen von himmlischen, seligen Chören. O! wie wurde ihm da das Herz so voll! Er unterlag dem heißen Verlangen seiner Seele und schlummerte hinüber in das Reich der Seligen, um dort ewig an der erhabenen Feier Theil zu nehmen, die er hienieden nur in Bildern geschaut hatte. — O selig, wer die Feste des Herrn und der Heiligen Gottes so würdig auf Erden feiert! Er wird im Himmel Theil nehmen an den Freuden der Auserwählten, wie der fromme Bruder der Wüste. (Ex vitis fr. Erem. S. Aug. cf. Lohner biblioth. III. pag. 139.)

Christoph Columbus.

Ein recht erbauliches und nachahmungswürdiges Beispiel von der treuen Beobachtung des ersten Kirchengebotes gibt uns auch Christoph Columbus, der berühmte Entdecker Amerikas. Nie lüftete er an einem Sonn- oder Festtage die Anker, niemals stach er da in die See. — Auf seiner langen Seefahrt nach Amerika beobachtete er die Sonn- und Festtagsfeier mit der größten Gewissenhaftigkeit und hielt auch seine Schiffleute strenge dazu an. Man beging sie mit der möglichsten Andacht und Sammlung des Geistes, und die Fahrzeuge glichen an solchen Tagen schwimmenden Kirchlein, in denen das Lob des Herrn erscholl. — Möchten alle Christen die Festtage des Herrn und seiner Heiligen auf gleich würdige Weise feiern! (L. c. pag. 141 et Joann. Rho. lib. 3. cap. 6. N. 1.)

Texte zum ersten Gebote der Kirche: Von den Festtagen und ihrer Feier.

a) Aus der heil. Schrift. Siehe die Texte über die Sonntagsfeier im dritten Gebote Gottes! (Vgl. Isai. 1, 10.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Zweck der Festtage. „In den verschiedenen Religionen sind verschiedene Festtage, und bei uns auch verschiedene festliche Zeiten zu Ehren der heiligen Martyrer eingesetzt, damit die Gläubigen an denselben zusammenkommen und sich durch den gegenseitigen Anblick im Glauben stärken und die religiöse Freude und Feier erhöhen.“ (S. Isidor. lib. 1. de offic. eccl. cap. 35.) „Man muß wissen, daß alle Feste des Jahres eingesetzt sind zur Erinnerung an die Wohlthaten Gottes, die er seiner Kirche erwiesen hat, um dafür Gott zu loben und zu danken. Je größer die erwiesenen Wohlthaten sind, desto größer ist auch das Fest.“ (S. Vincent. Ferr. serm. 2. in Pasch.) „Täglich werden neue Andachten und neue Uebungen der Gottseligkeit erfunden, um uns zur Heiligkeit und Vollkommenheit zu führen. Warum wollen wir uns denn nicht, ohne auf so viele Andere zu achten, an die frommen Verrichtungen der Kirche anschließen, und die heiligen Uebungen befolgen, welche sie in der Einsetzung der Feste lehrt? Diese Anordnung ist gewiß eine der geeignetsten und vorzüglichsten, um die Frömmigkeit zu befördern, wenn man einen heiligen Gebrauch von ihr zu machen weiß und machen will. Sie bietet uns unzählige Beweggründe dar, welche uns ermuntern, Gott zu loben, ihn zu lieben und zu bitten, so daß derjenige, welcher die vielen Mittel, welche uns die Kirche mit den Festen, die sie eingesetzt hat, bietet, zu benützen wüßte, in der Frömmigkeit bewunderungswürdige Fortschritte machen würde.“ (Bressanvido, P. 5. pag. 27.) 2) Wie man die Festtage feiern soll. „Nur jener Christ feiert auf eine anständige und würdige Weise die Festtage der Martyrer, der dem Beispiele derselben nachfolgt; denn diese Festtage sind eigentlich dazu bestimmt, uns zur Standhaftigkeit der Martyrer anzuspornen.“ (S. Augustin. part. 3. de festorum observ.) „So oft ihr euch anschicket, den Geburtstag des Herrn oder die übrigen Feste zu feiern, so fliehet vor Allem die Trunkenheit; kämpfet gegen die Zornmüthigkeit, als gegen ein sehr grimmiges, wildes Thier; treibet von euch hinweg den Haß als ein tödtliches Gift, und in euch sei die Liebe so groß, daß sie nicht nur bis zu Freunden, sondern auch bis zu Feinden hinreiche!“ (Idem de temp. Serm. 1.) „Drei Stücke sind es, welche wir an den Festtagen der Heiligen

eifrig erwägen müssen: die Hilfe des Heiligen, sein Beispiel und unsere Beschämung. Seine Hilfe, weil derjenige, welcher schon auf Erden viel vermochte bei Gott, noch mächtiger ist im Himmel vor dem Angesichte des Herrn.... Sein Beispiel, weil, so lange er auf Erden wandelte, man ihn im Verkehr mit Menschen weder rechts noch links abweichen sah von der Bahn der Tugend, bis er selbst zu demjenigen gelangte, der da spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Unsere Beschämung, weil jener Heilige auch ein Mensch war, wie wir, aus derselben Erde gebildet und denselben Leidenschaften unterworfen, wie wir. Was soll uns also hindern, Werke zu thun, wie er gethan hat, um in seine Fußstapfen einzutreten?" (S. Bernard. in sermonibus.) „An den Festtagen der Heiligen sollen wir uns theils erfreuen, theils betrüben; erfreuen, weil wir Schutzpatrone vorausgeschickt haben; betrüben, weil wir ihnen selbst noch nicht folgen können." (Idem serm. in vigil. ss. Petri et Pauli.) „Was ist das für eine Gerechtigkeit, wenn man die Heiligen verehrt und die Heiligkeit verachtet? Der erste Schritt zur Frömmigkeit besteht darin, daß man die Heiligkeit liebe und dann erst die Heiligen, weil nicht die Heiligen vor der Heiligkeit waren, sondern die Heiligkeit vor ihnen. Vergebens ehrt derjenige die Heiligen, welcher die Heiligkeit verachtet." (S. Eusebius Emissen. in hom.) „Wir müssen Sorge tragen, die Feste der Heiligen nicht so fast durch bessere Mahlzeiten, als durch geistige Erquickung uns zu Freudentagen zu machen; denn wäre es nicht ungereimt, Jene durch gutes Essen und Trinken ehren zu wollen, die gerade durch Fasten und Abtödtung Gott zu gefallen suchten?" (S. Hieron. ep. ad Eustoch.) „Ist es nicht widersinnig, bei Annäherung eines Festtages die Wohnung zu reinigen, bessere Kleider herzurichten, oder neue zu verfertigen, vom Scheitel bis zur Fußsohle den Leib zu zieren und zu schmücken, dabei aber die Seele im Werktagsschmutze der Sünde zu lassen?" (S. Chrysost. serm. de S Phil.) „Wenn wir aus Hochachtung vor den Festen die überflüssigen Haare wegrasiren, um wie viel mehr sollen wir nicht die Sünden und Laster beseitigen!" (S. Bonavent. Serm. 2. in Vigil. nativ. Dom.) „Je höher der Festtag ist, desto reiner und schöner soll auch die Seele dabei erscheinen. Jedermann findet es billig, daß an den Festtagen von den Gläubigen schönere Kleider angezogen werden, und der Schmuck des Altars gewählter und das Haus Gottes gezierter erscheine. Wie? soll nun der innere Tempel Gottes, das Herz, nicht auch reiner und schöner und gezierter erscheinen, um nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich im Heiligthume der Seele die Feier des Tages würdig zu begehen?" (S. Leo serm. 3.) „Wenn wir an der Gesellschaft der Heiligen Theil nehmen wollen, so müssen wir sie nachahmen; denn wenn sie unsere Fürsprecher machen sollen, so müssen sie auch etwas von ihren Tugenden in uns finden." (S. August. serm. 30. de Martyribus.) „Festtage feiern überhaupt ist nichts Anders, als sich einen Schatz von solchen Dingen sammeln, welche beständig, dauerhaft und bleibend sind." (S. Gregor. Naz. orat. 44. in pentecost.)

II. Gebot der Kirche:

„Du sollst an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe andächtig beiwohnen!"

III. Christliche Lehre.

Von der Anhörung der heiligen Messe und von den Versündigungen dabei.

Fr. Was verlangt die Kirche in ihrem zweiten Gebote von uns?

Antw. Sie verlangt von uns 1) im Allgemeinen die würdige Feier der Sonn- und Festtage, und 2) im Besondern den fleißigen und andächtigen Besuch des Gottesdienstes.

Erläuterung. Im dritten Gebote Gottes ist bereits von der Feier des Sonntags ausführlich gesprochen worden. Das dort Gesagte gilt insgesammt auch für die Festtagsfeier. Wir beschränken uns deßhalb hier zunächst nur auf die Erklärung des im zweiten Kirchengebote ausgesprochenen Sinnes — und handeln sonach von der Art und Weise, wie man dem Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen beiwohnen soll.

I. Wie man die heilige Messe anhören soll.

Fr. Wie sollen wir der heiligen Messe beiwohnen?

Antw. Wir sollen der heiligen Messe beiwohnen 1) mit Lust und Liebe; 2) mit reinem oder

reumüthigem Herzen; 3) mit heiliger Ehrfurcht; 4) mit Aufmerksamkeit; 5) ganz oder vollständig, und zwar 6) in der eigenen Pfarrkirche.

Ad 1) Wir sollen der heiligen Messe beiwohnen mit Lust und Liebe; d. h. von heiligem Eifer für die Ehre Gottes und das eigene Seelenheil getrieben — sollen wir dieser heiligen Pflicht, wenn es uns ja nicht unmöglich ist, nachkommen. Es soll uns vom Besuche des Gottesdienstes weder der weite Weg, noch sonst eine Beschwerde abhalten.

Eifer in Beiwohnung der heiligen Messe.

Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts befand sich in der Pfarrei Roibon, bei St. Marzellin, im Kirchensprengel Grenoble, eine Familie von Ackersleuten, deren Haupt die größten Beweise von Heiligkeit gegeben hat. Anton Ginien, obgleich eine gute Stunde von der Kirche entfernt, war immer einer der Ersten, die hinkamen, um allen Andachtsübungen und besonders der Pfarrmesse, die hier sehr früh gelesen wird, beizuwohnen. Auch fehlte er nie an andern Festtagen oder Feiertagen. In den letzten Jahren seines Lebens konnte er im Winter wegen Schmerzen an den Füßen nicht hingehen; aber von Ostern an bis Allerheiligen stand er um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht auf und machte sich, gestützt auf zwei Stöcke, auf den Weg zur Kirche, wo er nach einem mühevollen Gange von vier Stunden zur rechten Zeit ankam. Dieser gute Christ starb gegen das Ende Dezembers im Jahre 1809 in einem Alter von fünfundsiebenzig Jahren. (Guillois, II. Bd. S. 223.)

Scheue den weiten Weg zur Kirche nicht!

Ein heiliger Einsiedler, der in einer schaudervollen Einöde lebte, wurde nur von Gott und seinen Engeln gesehen. Er war gezwungen, weit zu gehen, um sich Wasser zu holen. Eines Tages, über die Länge dieses Weges verdrießlich, sagte er zu sich selbst: „Was brauche ich mir diese Mühe zu machen? Ich will meine Wohnung an dieser Quelle aufschlagen." — Er kehrte zurück und sah hinter sich Jemand, der ihm folgte und seine Schritte zählte. Auf seine Frage: „Wer seid ihr?" erhielt er die Antwort: „Ich bin ein Engel des Herrn, und gesandt worden, um deine Schritte zu zählen und dir deine Belohnung zu geben." — Als dieser ehrwürdige Diener Gottes diese Worte vernahm, faßte er wieder Muth und verlegte seine Zelle noch weiter, um seine Verdienste noch zu mehren. — So dürfen also Diejenigen, die in einer beträchtlichen Entfernung von ihrer Kirche wohnen, nach Verhältniß ihres Weges reichliche Gnaden vom Herrn erwarten; je mehr wir für Gott thun, desto mehr haben wir von ihm zu hoffen. Nichts soll uns also von der Erfüllung des Gebotes der Kirche, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, abhalten! (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838. S. 167.)

Die Negerin mit den Krücken.

Auf Berbice währte ein Regenwetter schon fast drei Monate, so daß die Wege kaum mit Pferden zurückzulegen waren. Aber doch kam eine junge Negerin, die nur ein Bein hatte, jeden Sonnabend mit zwei Krücken fünf Viertelstunden weit her, und legte sich in der Kapelle schlafen, um am andern Morgen zur rechten Zeit und mit frischer Kraft beim Gottesdienste sein zu können. Fast bei jedem Schritte, den sie auf diesem weiten Wege machen mußte, sanken ihre Krücken tief in den Schmutz.

Ad 2) Wir sollen bei der heiligen Messe erscheinen mit reinem oder reumüthigem Herzen.

Die schöne Sitte.

In den ältesten Zeiten der Kirche herrschte ein schöner Brauch, welcher uns erkennen läßt, wie sehr man damals beim Besuche des Gottesdienstes auf Körper- und Seelenreinheit hielt. Der heil. Chrysostomus macht in seinen Schriften

(Hom. 52. in Matth.) hiervon Erwähnung. Es bestand nämlich zu seiner Zeit die Vorschrift, daß die Christen in reinen, wo möglich, weißen Kleidern und mit reinlich gewaschenen Händen in der Kirche erscheinen sollen, da sie damals die heilige Hostie nicht sogleich auf die Zunge, sondern zuerst auf die hohle Hand empfingen. — Deßwegen waren auch in den Vorhöfen der Kirchen Springbrunnen oder Wasserbehälter angebracht, worin sich die Gläubigen vor dem Eintritt in die Kirche die Hände und das Gesicht wuschen, um so mit reinem Leibe und Herzen vor Gott zu erscheinen. — Die sogenannten Weihbrunnsteine oder Kessel bei den Kirchthüren sind noch ein Ueberbleibsel von jener frommen Sitte. Wir sollen hierdurch an die große und heilige Pflicht erinnert werden, vor Gott in seinem heiligen Tempel nur mit reinem Leibe und Geiste zu erscheinen. Dieses bedenkend — sollen wir bei Besprengung mit Weihwasser um Reinheit des Leibes und der Seele zu Gott beten, auf daß wir würdig und segenreich am heiligen Opfer Theil nehmen. — Schon der Heide Diogenes erkannte dieß; denn als er einst im Tempel speisen wollte, und unreine Speisen aufgetragen wurden, warf er sie zum Tempel hinaus mit den Worten: „In den Tempel darf nichts Unreines eingehen."

Brauch bei den katholischen Chaldäern.

Einen nicht minder löblichen Brauch bei der heiligen Messe finden wir aus den Zeiten der Urkirche bei den katholischen Chaldäern bewahrt. Wir sollen aus demselben entnehmen, daß auch wir mit reumüthigem und versöhnlichem Herzen im Hause Gottes erscheinen sollen! — Vor der Opferung küßt nämlich bei den katholischen Chaldäern der Akolyth die Hand des Priesters und reicht dann die seinige den Assistenten (d. h. Allen, die am Altare dienen), welche sich nun gegen ihre Nachbarn wenden und diesen symbolischen Liebesakt wiederholen, den Worten der heil. Schrift gemäß: „Wenn du deine Gabe auf dem Altare zum Opfer bringst, und dir einfällt, daß dein Bruder Etwas wider dich hat, so laß deine Gabe auf dem Altare, geh' und versöhne dich mit deinem Bruder und kehre dann zurück, um dem Herrn zu opfern!" (Guillois, II. Bd. S. 408.)

Ad 3) Wir sollen die heilige Messe anhören drittens mit heiliger Ehrfurcht, d. h. in einer bescheidenen Haltung des Körpers und in einer allgemeinen Sammlung des Geistes. Die Engel, welche den Altar während des hochheiligen Opfers umgeben, sind knieend und bedecken ihr Angesicht mit ihren Flügeln. Ist's nun viel von uns verlangt, wenn gefordert wird, daß wir eine bescheidene, demüthige Haltung und eine heilige Sammlung des Geistes in den Tempel Gottes mitbringen sollen?

Das Festkleid.

Die Ehrfurcht, welche wir in die Kirche mitbringen sollen, ist erstens eine äußere; und daher schreibt sich auch der löbliche Brauch, daß man sich an Sonn- und Feiertagen festlicher kleidet, wenn man zu Gott geht. Aber wohl gemerkt! es soll dieß nicht aus Eitelkeit, sondern nur aus Liebe und Ehrfurcht vor Gott geschehen. — Thomas Morus, jener gottselige Kanzler in England, pflegte, so lange er wegen des katholischen Glaubens im Gefängnisse lag, sich jederzeit an Sonn- und Feiertagen sauberer und schöner anzukleiden, als an andern Tagen. Da man ihn fragte: warum er dieses thäte, da ihn doch Niemand in seinem Gefängnisse sehe, sondern er ja ganz allein wäre? gab er diese Antwort: „Ich war niemals gewohnt, an Sonn- und Feiertagen in der Kleidung deßhalb schöner zu erscheinen, um mich zu ehren oder den Leuten zu gefallen, sondern erschien einzig so, um hierdurch meinen Gott zu ehren und ihm zu gefallen." (Moral in Beisp. I. Bd. S. 382.) Mit dieser äußeren Ehrfurcht muß sich aber auch noch die innere paaren, die sich in einer bescheidenen und demüthigen Haltung, in Stillschweigen und tiefinniger Sammlung und Andacht des Herzens ausspricht.

Die heilige Ehrfurcht vor Gott.

Der heilige Chrysostomus schildert die Ehrfurcht der ersten Christen im Tempel Gottes mit folgenden Worten (Hom. 15. in Hebr.): „Die Christen gingen in die Kirche, wie in den Palast eines großen Königs, wo Engel seine Diener sind, wo der Himmel offen steht, wo Christus auf dem Throne sitzt, wo Alles von unsichtbaren Geistern erfüllt ist." — Ein ebenso erhabenes Beispiel von Ehrerbietung im Hause Gottes gaben auch die Einsiedler der thebaischen Wüste in Aegypten. Auf beschwerlichen und weiten Wegen nur gelangten sie zur Kirche; und da benahmen sie sich wie Engel in Menschengestalt. Sie beobachteten das tiefste Stillschweigen. Selbst das Husten und Räuspern suchten sie möglichst zu unterdrücken; auch hörte man Keinen seufzen, weil dieß Andere im Gebete stören konnte. Man hörte bloß die Stimme des Priesters, der Gott dem Herrn Gebete und das heilige Opfer darbrachte. (Cassian. instit. lib. 2. cap. 10. und Richter's Geschichte, II. Bd. S. 84.) — Die Mutter der beiden Gregore, zweier sehr berühmter Kirchenlehrer, war in der Kirche stets von solcher Ehrfurcht vor dem Herrn des Himmels und der Erde durchdrungen, daß sie da nicht auszuspucken wagte und dem Altare nie den Rücken zukehrte. Betend fand sie in der Kirche den Tod. (In vita.)

Der heilige Martinus.

Der heil. Bischof Martinus pflegte in der Kirche nie zu sitzen, sondern nur zu stehen oder betend auf den Knieen zu liegen. Man bemerkte an ihm immer eine große Furcht, wenn er sich in der Kirche befand. Als er darüber einstens befragt wurde, sagte er: „Warum soll ich mich nicht fürchten, da ich mich hier vor Gott, vor dem Könige des Himmels und der Erde und vor meinem strengen Richter befinde?" Legte er nicht hierdurch ein schönes Zeugniß von seinem Glauben und von seiner Ehrfurcht gegen Christus ab? (Haub's Homilien, S. 264.)

Der fromme Jüngling beim Opfer.

Ein junger Mensch am Hofe Alexanders des Großen hatte eine Verrichtung bei einem Opfer, das dieser Fürst anstellte. Während er das Weihrauchfaß hielt, fiel ihm eine glühende Kohle auf den Arm; er ertrug den Schmerz, ohne eine Klage laut werden zu lassen, ja! ohne nur die Kohle abzuschütteln. Er fürchtete, durch die geringste Bewegung möchte die Ordnung des Opfers gestört und Alexander dadurch unangenehm berührt werden. Diese Thatsache, welche der heil. Ambrosius erzählt, ist ganz geeignet, so viele Christen mit Scham zu bedecken, welche für Jesus Christus in seinem Tempel sogar während des heiligen Opfers so wenig Ehrfurcht haben. (Gaume, III. Bd. S. 347.)

Der heilige Homobonus.

Der heilige Homobonus war aus Cremona in der Lombardei gebürtig. Frühzeitig entzog er sich allen irdischen Geschäften und riß sich los von allem Weltgetümmel, entsagte auch gänzlich der Gesellschaft der Menschen, um sich nur Gott und seinem Seelenheile zu widmen. Er liebte ganz besonders das Fasten, schlief wenig und widmete alle nur möglichen Augenblicke dem heiligen Gebete. Seine Liebe gegen die Armen war überaus groß, und seine Werke der Barmherzigkeit hatten eine solche Ausdehnung, daß er Alles, was er immer durch seine Handelschaft gewann (er war nämlich ein Handelsmann), unter die Nothdürftigen austheilte. Bei all seinem bewunderungswürdigen Tugendwandel zeichnete er sich aber noch ganz besonders aus im Besuche der Kirche und in der Andacht zum heiligen Meßopfer. Täglich vor Mitternacht ging er in die Kirche des heil. Abtes Aegidius. In derselben wohnte er den sogenannten Metten oder nächtlichen Betstunden mit einer ausnehmenden Andacht bei; und war auch Alles zu Ende, so ging er nicht fort, sondern harrte, vor einem Kruzifix knieend,

in heiligem Gebete aus bis nach vollendeter Chormesse. Dem heiligen Opfer wohnte er mit einer Innigkeit der Andacht und mit einer Sammlung des Geistes bei, daß dadurch Alle, die ihn sahen, erbaut und zur Andacht gestimmt wurden. Der liebe Gott, dessen Auge kein Haar des Hauptes entgeht, und dem um so weniger der so ausgezeichnete Wandel eines solchen Heiligen verborgen blieb, wollte sein Wohlgefallen gegen den heil. Homobonus öffentlich an den Tag legen. Er verlieh ihm deßhalb die Gabe der Wunder, vermöge deren er viele und auffallende Wunderwerke wirkte. Dieses, verbunden mit dem Beispiele eines so gottseligen Wandels, machte nun allgemeines Aufsehen und sein Name breitete sich in alle Länder aus; er wurde überall gerühmt, Alles strömte ihm zu, wollte ihn sehen und kennen lernen. Es geschah auch, daß viele Sünder und Ketzer, durch seinen Blick gerührt, ihre bösen Wege augenblicklich verließen, von ihren Lastern und Irrthümern abstanden und gebessert und bekehrt zurückkehrten.

Am 13. Dezember des Jahres 1197 wohnte er wie gewöhnlich den nächtlichen Betstunden bei. Hierauf verweilte er nach alltäglicher Gewohnheit vor einem Kruzifix knieend bis zur Messe. Bei dem Gloria in Excelsis streckte er seine Hände kreuzweise aus, und fiel, gleich als hätte er sich niedergeworfen, auf die Erde. Niemand verwunderte sich darüber, weil man diese Niederwerfung unter der Messe schon mehrmals an ihm gesehen hatte. Darüber wunderte man sich aber, daß er bei dem Evangelium nicht wieder aufstand. Einige glaubten, er wäre eingeschlafen; man wollte ihn deßhalb aufwecken. Wie betroffen und erstaunt standen aber Alle da, als sie, da sie näher kamen, sahen und fanden, daß er todt war! — Als Papst Innocenz der Dritte von den Tugenden dieses heiligen Mannes und von den großen Wundern, die bei seinem Grabe sich ereigneten, umständlich berichtet worden war, gestand er ihm im Jahre 1198 eine öffentliche Verehrung zu. Im Jahre 1357 wurden seine Reliquien erhoben, und in der Domkirche zu Cremona mit vieler Feierlichkeit beigesetzt.

Lerne aus diesem Beispiele, liebe christliche Seele! mit welcher Gluth der Andacht und Ehrerbietigkeit die Heiligen Gottes die Kirche besuchten, mit welcher Inbrunst des Herzens sie hier ihr Gebet vor dem Throne des Allerhöchsten ausschütteten, und dem heiligsten Opfer der Messe beiwohnten — dem heiligsten Opfer, welches, nach der Sprache des heil. Franz von Sales, der Mittelpunkt der christlichen Religion, das Herz der Andacht, die Seele der Frömmigkeit, das unaussprechliche Geheimniß ist, welches den Abgrund der göttlichen Liebe umfaßt, weil Gott sich selbst in ihm mit uns vereinigt und den Reichthum seiner Gaben und Gnaden uns mittheilt! (Aus der Kirchengeschichte von Surius und Fleury.)

Ad 4) Wir sollen ferner der heiligen Messe mit Aufmerksamkeit beiwohnen, d. h. uns nur mit dem beschäftigen, was am Altare vorgeht; genau sollen wir dem Priester folgen, und besonders auf die drei Haupttheile Acht haben; hierbei aber jegliche, wenigstens freiwillige Zerstreuung entfernen. Wenn also ein Christ der heiligen Messe beiwohnt, so muß er denken, er sei auf dem Kalvarienberge bei dem erhabenen Trauerspiele der Kreuzigung und des Todes unsers göttlichen Erlösers gegenwärtig; er muß sich vorstellen, er sehe auf dem Altare jenes unbefleckte Lamm, welches sich wieder von Neuem opfert; jenes kostbare Blut, welches sich vermöge der Consecration geheimnißvoll vom Leibe theilt, geheimnißvoll, so zu sagen, vergossen wird.

Die rechte Art und Weise, die heilige Messe zu hören.

Ein erbauliches Beispiel, wie man dem heiligen Meßopfer aufmerksam und andächtig beiwohnen soll, liefert uns ein Jüngling aus Marseille, Namens Marius Oliva, welcher (1826) in einem Alter von achtzehn Jahren starb. Während seiner Studienjahre war er ein Muster für seine Mitschüler, gleichwie er im Schooße seiner Familie vor dem Eintritt in's Collegium das Muster für seine Geschwister gewesen war. Um der heiligen Messe mit mehr Nutzen beizuwohnen, hatte er sich selbst folgende Vorschrift gegeben, die er bis

an sein Ende beobachtete: „Vor der Messe bereite ich mich vor, indem ich mich an die Gegenwart Gottes und an meine Unwürdigkeit erinnere; bis zum Evangelium beschäftige ich mich mit der Ankunft und dem verborgenen Leben des Heilandes; beim Evangelium denke ich, daß der Herr es ist, welcher zu mir redet, und verspreche ihm, zu leben und zu sterben im Gehorsam gegen sein heiliges Gesetz, sein göttliches Wort und das Gebot der heiligen Kirche; bei der Opferung vertiefe ich mich in Nachdenken über die Geheimnisse des Leidens und Sterbens Jesu Christi, welche sich auf dem Altare erneuern; beim Pater noster erwecke ich in mir das Verlangen, Jesum Christum geistiger Weise zu empfangen, für den Fall, daß ich ihn nicht im Sakramente empfange; endlich nach der Communion danke ich ihm für alle Wohlthaten, vorzugsweise aber für das Sakrament des Altars; ich bete zu ihm für meine Eltern, für meine Freunde und für die ganze Kirche, um mich des Segens würdig zu machen, den er mir durch seinen Diener ertheilt." (Guillois, II. Bd. S. 218.)

Die fromme Einfalt.

Für Solche, welche wegen Mangel an Unterricht nicht wissen, wie sie an der heiligen Messe lebhaften Antheil nehmen und dem Priester am Altare folgen sollen, möge folgende schöne Erzählung zur tröstlichen Belehrung dienen! — Auf einer Wanderung, welche der heil. Ignaz von Loyola mit Franz von Xavier und einigen andern seiner ersten Gefährten aus Frankreich nach Spanien machte, gesellte sich ein Landmann zu ihnen, und ließ von inständigstem Bitten nicht ab, bis sie ihm erlaubten, ihnen ihre Reisebündel nachzutragen. Es waren aber diese auserwählten Diener Gottes gewohnt, alle Morgen, bevor sie weiter zogen, bis zum Sonnenaufgang eine Stunde lang in stiller Betrachtung göttlicher Dinge zu verweilen. Ihr uneigennütziger Begleiter that es ihnen nach; er kniete ebenfalls, in größter Stille, in einem andern Winkel der Stube, bis zur Zeit des Aufbruches. Wie sie nun einige Tage lang dieses sein Benehmen beobachtet hatten, fragten sie ihn einmal auf dem Wege: „Womit beschäftigst du dich denn, wenn du des Morgens die ganze Stunde knieend zubringst? Was für Gedanken hast du dabei?" Der Landmann erwiderte: „Ich bin ein einfältiger Mensch, ich habe nichts gelernt und weiß über nichts nachzusinnen. Da ist denn mein Gedanke dieser: Mein Gott! diese Männer sind deine Diener; ich aber bin ihr Lastträger. Mein Gott! ich weiß nichts zu reden mit dir; aber diese deine Diener wissen es wohl. Ich vereinige mich also mit ihnen, und Alles, was sie denken, meinen und sagen, Alles dieses denke und sage ich auch!"

Die diese Worte vernahmen, hatten allerdings Grund, an der hohen Einfalt und Demuth des Mannes sich zu erbauen. Und wenn es nun solche Christen geben sollte, die, gänzlich ununterrichtet, an der heiligen Messe theilnehmen müßten, wie könnten sie es besser thun, als auf ähnliche Weise? „Mein Gott! ich weiß und verstehe nichts von Allem, was bei dem Altare geschieht oder gesprochen wird; aber ich vereinige mich mit der Meinung der Kirche; Alles, was sie, was die ganze Christenheit, was der Priester, als Diener Christi, meint und sagt, das meine und will ich auch!" (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

Ad 5) Fünftens sollen wir der heiligen Messe ganz und vollständig beiwohnen; d. h. wir müssen ihr vom Anfang bis zum Ende des letzten Evangeliums beiwohnen, und eine Messe nur bei Einem und demselben Priester hören, nicht etwa vom Anfang bis zur Wandlung bei Einem, und von der Wandlung bis zum Schlusse bei einem zweiten Priester.

Wohne der heiligen Messe vollständig bei.

Diese Verpflichtung wird uns sowohl durch eine päpstliche Entscheidung, als auch durch einen Canon der Kirche auferlegt. Papst Innocenz XI. entschied nämlich gegen die allzu laue Annahme einiger Gottesgelehrten, indem er sagte: „Derjenige thue dem Gebote der Kirche nicht genug, welcher zu derselben

Zeit zwei halbe Messen, die von verschiedenen Priestern gefeiert werden, anhöre, als etwa: die Messe eines Priesters vom Anfange bis zur Consecration, und jene eines andern von der Consecration bis zum Ende." — Es müssen alle Gläubigen die ganze Messe hören. Dieß wird uns auch in nachfolgendem Canon geboten: „Wir gebieten aus besonderer Anordnung, daß die Gläubigen am Tage des Herrn der ganzen Messe beiwohnen, so daß das Volk es sich nicht herausnimmt, vor dem Segen des Priesters aus der Kirche zu gehen. Wer Solches thut, soll von dem Bischofe öffentlich beschämt werden." (Concil. agath. can. 47. anno 506. sub Simmacho Papa.)

Ad 6) Endlich sollen wir, soviel möglich, in unserer eigenen Pfarrkirche die heilige Messe hören. Deßhalb hat der heilige Kirchenrath von Trient (Sess. 24. cap. 4. de Reform.) erklärt, daß Jeder verbunden sei, wo es füglich geschehen kann, in seiner Pfarrkirche der heiligen Messe beizuwohnen und das Wort Gottes anzuhören. Die Gründe, weßwegen die Gläubigen hauptsächlich an ihre eigene Pfarrkirche angewiesen werden, sind folgende:

a) Ihre Pfarrer sind von Amtswegen verpflichtet, sie als ihre Schäflein zu weiden, zu lehren, für sie zu beten und das heilige Meßopfer für sie zu entrichten; folglich sind auch die Schäflein schuldig, ihre Hirten zu hören, von ihnen die Weide der himmlischen Lehre zu empfangen, für sie und mit ihnen zu beten.

b) Es wird hierdurch verhindert, daß sich die Heerde zerstreue, zugleich aber wird durch den größeren Zusammenlauf der Gläubigen die gegenseitige Eintracht gehoben, und die Andacht und Auferbauung befördert. „Das ist so in der Ordnung," sagt der heilige Athanasius (Apolog. 1. ad Constant. Imperat.), „indem dieses die Eintracht der einmüthigen Menge zeigt, und Gott zum Erhören bereitwilliger findet. Denn da nach der Verheißung des Heilandes selbst in der Zusammenstimmung Zweier geschieht, um was sie nur immer bitten, was wird erst geschehen, wenn aus einer so großen Menge laut mit Einer Stimme „Amen" gerufen wird!"

c) Sind die Gläubigen Manches zu wissen schuldig, was sie nur in der Pfarrkirche hören und lernen.

Der pfarrliche Gottesdienst.

Mit heiliger Freude sollen wir dem Gottesdienste in unserer Pfarrkirche beiwohnen; denn von Jugend auf, ja von der ersten Stunde unsers Lebens an hat sie uns überaus viele geistige Wohlthaten erwiesen. Schon dadurch muß sie jedem Christen überaus lieb und werth sein. Dann aber wird wohl nirgends unsere Andacht mehr gehoben und angefeuert, als im pfarrlichen Gotteshause, wo sich die Gläubigen einer ganzen Gemeinde vor Gott, ihrem Vater, einfinden, ihm daselbst ihre Gebete und Anliegen, ihre Leiden und Freuden zu Füßen legen. Schon im Sprüchworte sagt man: „Getheilte Freude ist ganze Freude, getheilter Schmerz ist halber Schmerz." Wie ist das doppelt und dreifach wahr auf dem Gebiete der Religion! Das Gebet, der Gedanke an Gott, der sich mühsam aus einem vereinzelnten Herzen ringt, wie bekommt er Flügel, wenn Hunderte zugleich zu beten anfangen, wenn sie zusammen singen, wenn sie mit Einem „Amen!" dasselbe Bekenntniß versiegeln! Wer muß da nicht an jene Negerin denken, welche der Gouverneur in Surinam fragte: warum sie denn nun gerade zusammen beten wollten? es könnte dieß ja auch Jeder für sich thun! Er stand gerade vor einem Kohlenfeuer, und die Frau sagte: „Lieber Herr! leget diese Kohlen jede für sich und sie verlöschen; aber was gibt das für ein lustiges Feuer, wenn sie zusammen brennen!" — „Sollen die Kohlen sich entzünden, so muß sich Kohle zu Kohle finden." Darum sagt auch ein frommer Mann: „Es ist mit einer lebendigen Gemeinde, wie wenn der ganze Haufen seiner Kinder mit verstärktem Muthe auf einmal den Vater anruft; da kann er's schwerer abschlagen." „Es ist mit den Christen wie mit glühenden Kohlen. Legt man diese einzeln weit auseinander, so verlöscht leicht eine nach der andern; legt man aber einen Haufen derselben zusammen, so wird auch das Feuer der einen das der andern erhalten, und oft zünden die glühenden Kohlen auch die naheliegenden todten Kohlen an." Die Speise schmeckt weit besser, wenn man mit Mehreren ißt, als wenn man sie einsam und wie hinter dem Rücken genießt.

II. Wie man sich bei der heiligen Messe versündigen kann.

Fr. Wie kann man sich in Bezug auf Anhörung der heiligen Messe versündigen?

Antw. Man kann sich in Bezug auf Anhörung der heiligen Messe versündigen: 1) wenn man das heilige Meßopfer ohne wichtige Gründe ganz oder zum Theil versäumt; 2) wenn man sich während desselben freiwilligen Zerstreuungen hingibt, vorwitzig umhersieht, schwätzt, lacht, schläft u. s. w.

Erläuterung 1. Der heiligen Messe an Sonn- und Feiertagen beizuwohnen, ist eine strenge, jeden Christen unter einer schweren Sünde bindende Pflicht. Darum kann man sich in Betreff des ersten Kirchengebotes vor Allem dadurch versündigen, daß man das heilige Meßopfer ohne wichtige Gründe, ganz oder zum Theil versäumt. Es gibt allerdings Gründe, die uns vom Kirchenbesuche dispensiren, als: a) natürliche Unmöglichkeit, wenn man z. B. krank oder gefangen ist oder sich auf dem Meere befindet; b) sittliche Unmöglichkeit, wenn Einer nicht in die Kirche gehen könnte ohne die Gefahr, einen großen Schaden an der Ehre, an der Habe oder am Leben zu erleiden. Ebenso entschuldigt auch die Liebe zu dem Nächsten, z. B. Krankenpflege u. s. w. Allein der laue Christ in unserer Zeit findet nur zu leicht Entschuldigungen, um sich vom Kirchenbesuche zu dispensiren. Bald fehlt es ihm an passenden Kleidern, bald dauert ihm der Gottesdienst zu lange, bald ist ihm die Witterung zu schlecht und der Weg zu weit u. s. f.

Das rechte Sonntagskleid.

Eine etwas herabgekommene Bürgersfrau entschuldigte ihre Nachläßigkeit im Besuche des Gottesdienstes mit der Ausrede: „Ich habe ja kein Festkleid, um in die Kirche gehen zu können." Da entgegnete ihr ein frommer und eifriger Diener Gottes: „Das ist eine schwache Entschuldigung. Siehe! ich will dir sagen: Gott sieht lieber eine Thräne im Auge, als einen Diamant am Finger. Und Thränen hast du ja doch noch, wenn dir auch das Festkleid fehlt."

Die wohlverdiente Zurechtweisung.

Lauen und nachläßigen Christen werden die Stunden während der Mahlzeit und des Vergnügens nie zu lange; sie würden sich glücklich schätzen, wenn sie Tag und Nacht hindurch im Vorzimmer des Palastes eines Fürsten zuwarten müßten, bis ihnen die Gnade zu Theil würde, ihre Huldigung darbringen zu dürfen; und im Hause Gottes wird ihnen die Zeit so lange! Eine halbe Stunde hindurch der heiligen Messe beizuwohnen, das ist für sie schon eine wahre Buße. — Gaume erzählt in seiner katholischen Religionslehre von einer Person, die in der Kirche gewöhnlich Langweile fühlte. Als sich diese einmal gegen ihren Bischof beklagte und sprach: „Aber die Messe ist doch gar zu lang!" so entgegnete ihr der Bischof: „Sage vielmehr, deine Andacht ist zu kurz! — Schande dem Kinde, das sich in Gesellschaft seines Vaters langweilt; Schande dem Menschen, der sich in Gegenwart seines Gottes langweilt! Gott verlangt, daß du unter sieben Tagen an Einem und von den 24 Stunden dieses Tages höchstens zwei Stunden den heiligen Geheimnissen beiwohnest, und du findest dieß zu viel!!" (II. Bd. S. 349.)

Die Kirche leer, das Theater voll.

Nur zu leichtsinnig läßt sich mancher Christ an Sonn- und Feiertagen durch schlechte Witterung oder durch die weite Entfernung der Kirche vom Besuche des Gottesdienstes abhalten und mit Recht dürfte wohl manche Pfarrkirche mit dem Propheten Jeremias (Klagel. Kap. 1.) klagen: „Viae Sion lugent eo, quod non sint, qui veniant ad solemnitatem." „Die Wege nach Sion trauern, weil Niemand zum Feste kommt." Besucht man aber an solchen Tagen die Schenkstuben und Spielhäuser, die Straßen und öffentlichen Plätze, die Theater und Buden — o! wie ist da Alles so voll von fleißigen Besuchern! — König Friedrich Wilhelm III. von Preußen pflegte an jedem Sonn- und Feiertag die Kirche zu besuchen. Einst fand er an einem stürmischen Dezembertage die

Kirche ganz leer, dagegen am Abende bei noch stärkerem Schneegestöber das Schauspielhaus übervoll. „Ach!“ rief er da aus, „wie viel doch die Menschen dem Vergnügen opfern; wie wenig aber Gott, dem höchsten Herrn Himmels und der Erde!“ Von dieser Zeit an ließ er die Entschuldigung der Vernachläßigung des öffentlichen Gottesdienstes wegen ungünstiger Witterung nie mehr gelten.

Erläuterung 2. Betreffs der Anhörung der heiligen Messe kann man sich aber auch noch versündigen: a) gegen die Ehrfurcht, wenn man während der heiligen Messe, welcher man beiwohnt, Stellungen annimmt, welche in guter Gesellschaft nicht erlaubt wären, wenn man mit unanständigem Aeußern zu derselben sich begibt, wenn man bei derselben lacht oder plaudert, sich nicht zur gehörigen Zeit auf die Kniee niederläßt, kurz, wenn man in die Kirche geht und sich darin so verhält, als wäre Gott nicht in ihr.

Pater Segneri

hielt einmal Leuten, die sich im Tempel des Herrn wie in einer Trinkstube benahmen, eine sehr ernste Strafrede. „O blinde Welt!“ rief er aus: „Während die erhabenste Handlung, die hier auf Erden vollbracht werden kann, vollzogen wird, während das ganze Paradies in Verwunderung und Liebe hingerissen ist, während die Hölle vom größten Schrecken bei dem erhabensten Geheimnisse, welches unser heiliger Glaube hat, erschüttert wird, wenn Jesus Christus geopfert wird, um der erhabensten Größe der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu huldigen, — da lachst du, du Ungläubiger! du Unwissender! da sprichst du mit derselben Zügellosigkeit, wie auf öffentlichen Plätzen und Märkten! Wo wird es aber eine öffentliche Barmherzigkeit geben für solche Beleidigungen? Man gibt verschiedene Gründe an, weßhalb Gott die abtrünnigen Engel ohne Barmherzigkeit strafte. Der heil. Bernhard aber gibt einen an, welcher Jeden erschrecken sollte, der die heilige Messe ungeziemend anhört. Er sagt, daß dieß geschah, weil sie an einem Orte sündigten, wo Alles Heiligkeit athmete, und zu einer Zeit, in welcher alle guten Engel anbeteten. An einem so heiligen Orte, und vor so vielen Vorbildern der Heiligkeit sündigen, dieß ist ein Vergehen, für welches es keine Barmherzigkeit und keine Verzeihung gibt.“ (P. Segn. pars 1, 2. 12. et Bressanvido tom. V. pag. 58.)

Der heilige Johannes der Almosengeber

litt nicht, daß man in der Kirche schwätzte, und jagte in Gegenwart Aller diejenigen heraus, die sich unehrerbietig betragen hatten, indem er sagte: „Wenn ihr hierher gekommen seid, um zu beten, so sollet ihr euern Geist und eure Zunge nicht zu etwas Anderm gebrauchen; und wenn ihr gekommen seid, um von unnützen Dingen zu reden, so höret, was unser Herr im Evangelium sagt: Mein Haus ist ein Bethaus; hütet euch, daß ihr nicht daraus eine Räuberhöhle machet!“ (Leontius in vita. S. Joann. Elem. cap. 42.)

b) Versündigt man sich während der heiligen Messe gegen die Aufmerksamkeit, wenn man vielleicht ganz schläft oder wenn man sich mit freiwilligen Zerstreuungen, mit tausenderlei eitlen Gedanken beschäftigt, d. h. wenn man nur mit dem Körper anwesend ist, mit dem Geiste aber bei seinen häuslichen Geschäften oder bei bösen Gesellschaften und Unterhaltungen herumschweift. Gleichen Solche nicht jenen heidnischen Soldaten, welche am Fuße des Kreuzes, woran der ewige Sohn Gottes zu ihrem Heile starb, das Loos warfen und miteinander spielten? — Ebenso versündigt man sich auch gegen die Andacht und die reumüthige und fromme Gesinnung, mit welcher man der heiligen Messe beiwohnen soll, wenn man nur der Gewohnheit halber oder in der Absicht erscheint, um zu sehen und wieder gesehen zu werden.

Abt Spiridion.

Der fromme Abt Spiridion stand einst mit einem härenen Gewande angethan im Vorzimmer des Kaisers. Als ihn ein Diener in diesem Anzuge erblickte, gab er ihm einen Streich in's Gesicht, weil er es für eine Verachtung seines Fürsten hielt und den köstlichen Tugendschmuck des Mannes nicht kannte. Umgekehrt, wie Viele erscheinen im Tempel im glänzendsten Schmuck des Leibes,

und ihrer Seele fehlt doch das hochzeitliche Kleid! Oder es gilt von ihnen das Wort Karls V., der, als ein Fürst im prunkenden Anzuge und mit großem Gefolge zu ihm kam, sagte: „Fürwahr! dieser scheint nicht zu kommen, um mich zu sehen, sondern um sich sehen zu lassen.“

Die Entheiligung des Hauses Gottes.

Die heilige Schrift erzählt uns, daß Heliodor, einer der ersten Höflinge eines asiatischen Königs, frech den Tempel zu Jerusalem mit einer Schaar Soldaten aus gottesräuberischer Absicht betreten hatte. Die Soldaten fielen aber alle sogleich von Schrecken betäubt zur Erde nieder, und zwei Engel geißelten den Heliodor so entsetzlich, daß er unter den Streichen todt würde liegen geblieben sein, wenn nicht der Hohepriester Onias für ihn gebetet hätte. — O wie oft würden die Engel, welche Jesum Christum in den Kirchen anbeten, so viele Gottlose tödten, die mit zerstreutem Herzen in den Tempel Gottes kommen, ohne Ehrfurcht dort verweilen und die Gläubigen darin ärgern, wenn Gott es nicht durch seine Güte verhinderte! „So Jemand,“ sagt der heil. Paulus, „den Tempel Gottes entheiligen wird, den wird Gott vertilgen.“

Niemals hat der Erlöser seinen Eifer mit größerem Nachdrucke an den Tag gelegt, als da er wider die Schänder des Tempels seine Hände mit einer Geißel bewaffnete. Den heil. Ambrosius, Bischof und Hirten der Stadt Mailand, beseelte ein gleicher Eifer. Als er eine Dame in einem eitlen Putze in die Kirche kommen sah, sagte er: „Wo gehet Ihr hin?“ — „In die Kirche,“ antwortete sie. „Man sollte glauben,“ erwiderte der Prälat, „Ihr ginget zum Tanze oder zum Schauspiele. Fort von hier, sündiges Weib! Entferne dich! Geh, deine Ausschweifungen im Geheimen zu beweinen, und komme nicht hierher, Gott in seinem Hause durch deine Pracht und Eitelkeit Hohn zu sprechen!“ (Moral in Beisp.)

Fr. Soll man aber die heilige Messe nur an Sonn- und Feiertagen hören?

Antw. Wir sollen nicht nur an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beiwohnen, sondern, wenn es möglich ist, auch an Werktagen.

Erläuterung. Gar oft kann man aus dem Munde lauer Christen die Sprache hören: „Eine Messe mehr oder weniger, das hat nichts zu bedeuten. Es ist genug, wenn man die Messe an Sonn- und Festtagen anhört.“ — Wer bedenkt, daß die heilige Messe die Sonne der Christenheit, die Seele des Glaubens, der Mittelpunkt der katholischen Religion, daß sie der Inbegriff alles Schönen und Guten ist, was in der Kirche Gottes vorkommt, — wer ferner bedenkt, wie viele Gnaden und Segnungen mit der Anhörung der heiligen Messe verbunden sind, der wird unmöglich eine solche gleichgültige Sprache führen, sondern es sich vielmehr eifrig angelegen sein lassen, tagtäglich, wenn es je ein wenig möglich ist, die heilige Messe zu besuchen. Alle frommen und eifrigen Katholiken wenigstens haben dieß von jeher gethan.

Die tägliche Anhörung der heiligen Messe.

Die ersten Christen begnügten sich nicht damit, die heilige Messe nur an Sonn- und Feiertagen zu hören. Man kann in Wahrheit die Berichte, welche uns die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte hierüber mittheilt, nicht ohne Rührung und Thränen lesen, wenn man den Eifer sieht, mit dem diese Christen täglich der Messe beiwohnten. Sie betrachteten die heilige Messe als die erhabenste und heiligste Handlung unserer christlichen Religion, als die Handlung, die am Geeignetsten ist, Gott zu ehren, so viel man ihn ehren kann, als die Handlung, welche ihnen am Meisten Gelegenheit gab, ihm ihre Huldigungen auf eine würdige Weise darzubringen. Daher kommt es, daß sie, von dieser Wahrheit überzeugt — Alles verließen, um nur eine so große Wohlthat genießen zu können. Weder Weiber noch Kinder, weder häusliche noch andere Geschäfte konnten sie abhalten, in die Messe zu gehen. Die kaiserlichen Drohungen konnten wohl gegen sie geschleudert werden; der Zorn der Tyrannen konnte sie wohl treffen; man konnte ihnen wohl mit Martern und dem Tode drohen, daß sie nicht mehr in die heiligen Versammlungen gehen sollten, um die Messe zu hören;

es konnte ihrer Andacht wohl die Entfernung der Orte, an welchen die Messe gefeiert werden mußte, beschwerlich sein; trotz allen diesen Hindernissen wollten sie aber alle Tage die heilige Messe hören. Ihre Frömmigkeit war so groß, daß der Diakon nach Beendigung der Messe mit lauter Stimme rufen mußte: „Gehet, meine lieben Brüder! die Messe ist gelesen, sie ist vollendet.“ Ite! missa est. Gehet! ihr habet eurer Pflicht genug gethan; Gott ist mit eurer Andacht zufrieden. „Ite! missa est.“ Gehet! eure Bitten sind Gott dargebracht; Jesus Christus selbst hat sie vor seinen göttlichen Vater gebracht. Gehet also Alle nach Hause! Ihr Väter und ihr Mütter! um die Sorge für eure Kinder zu pflegen; ihr Kaufleute! zu euern Geschäften; ihr Landleute und Handwerker! zu eurer Arbeit! Gehet Alle an eure Geschäfte! Die Messe ist gelesen: „Ite! missa est!“ Welche Rührung muß dieser Eifer und diese Gluth der Christen der ersten Jahrhunderte in uns erwecken, und welchen Schmerz und welches Herzenleid müssen wir hingegen empfinden, wenn wir die Trägheit, Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit betrachten, mit welcher die Christen unserer Zeiten der heiligen Messe beiwohnen! Wie einst der Diakon sagte: „Gehet! die Messe ist gelesen,“ so wäre es jetzt nothwendig, daß er sagte: „Kommet, damit wir die Messe feiern können!“ (Bressanvido, tom. V. pag. 62.)

Die eifrigen Besucher des heiligen Meßopfers.

Der heil. Ludwig, König von Frankreich, pflegte täglich zwei, ja! nicht selten drei bis vier heilige Messen zu hören. Als ihm einst zu Ohren kam, daß einige Hofherren es an ihm tadelten, daß er so vielen Messen beiwohne, und dadurch so viele Zeit den Regierungsgeschäften entziehe, da sprach er: „Wie besorgt diese Herren doch sind! Gewiß! wenn ich doppelt so viele Zeit mit Spielen oder Jagdbelustigungen vergeuden würde, so würde keiner von ihnen auch nur ein Wörtchen des Tadels hören lassen.“ (In vita.)

Der edle Thomas Morus unterließ auch als Lordkanzler, wo er doch mit den schwersten Geschäften überhäuft war, niemals, alle Tage vor dem Beginne seiner Arbeiten der heiligen Opferfeier beizuwohnen. Als ihn eines Morgens während der heiligen Messe ein Bote zum Könige berief, und den Ruf als sehr dringend darstellte, da antwortete der Lordkanzler: „Nur Geduld! ich muß noch zuvor einem höheren Herrn meine Ehrfurcht bezeugen, und der himmlischen Audienz bis zum Ende beiwohnen.“ — Derselbe hielt es auch als Lordkanzler nicht unter seiner Würde, bisweilen den Altardiener oder Ministranten zu machen; und als man ihm dieß — als für seine hohe Würde ungeziemend — zum Vorwurfe machte, erwiderte er gelassen, „er rechne es sich vielmehr zur größten Ehre an, dem Größten aller Großen einen so kleinen Dienst erweisen zu dürfen.“ (Thom. Stapl. in vit. ejus.)

Texte ad I. u. II.: Wie man der heiligen Messe beiwohnen soll, und wie man sich hierbei versündigen kann.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Wie man der heiligen Messe beiwohnen soll: α) mit Liebe und Lust. David besuchte in dieser Weise den Tempel des Herrn. „Wie lieblich sind deine Wohnungen,“ ruft er aus, „Herr der Heerschaaren! Es sehnet sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn. Mein Herz und mein Fleisch frohlocken in dem lebendigen Gott.“ (Ps. 83, 2—3.) „Selig sind, die in deinem Hause wohnen, Herr! in alle Ewigkeit loben sie dich.“ (Ps. 83, 5.) „Herr! ich liebe die Pracht deines Hauses, und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit.“ (Ps. 25, 8.) „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn!“ (Ps. 121, 1. Vgl. Ps. 26, 4. Tob. 1, 6. und Luk. 2, 36—38.) Der Eifer der Prophetin Anna im Besuche des Tempels. β) Mit Ehrfurcht, Andacht und Aufmerksamkeit. „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel; es schweige vor ihm die ganze Erde!“ (Hab. 2, 20.) „Bewahre deinen Fuß, wenn du in das Haus Gottes gehst!“ (Pred. 4, 17.) „Was ist also zu thun? Brüder! Wenn ihr zusammen kommet und der Eine von euch einen Lobgesang, der Andere eine Lehre, oder eine Offenbarung, oder eine (fremde) Sprache, oder eine Auslegung hat, so geschehe Alles zur Erbauung!“ (1. Kor. 14, 26.) „Alles aber geschehe wohlanständig und mit Ordnung.“ (Ebend. V. 40. Vgl. Hebr. 12, 28.) γ) Vollständig. „Lasset uns auf einander Acht haben, um zu wetteifern in der Liebe und in guten Werken, indem wir nicht verlassen unsere Ver-

sammlung, wie Einige die Gewohnheit haben, sondern einander aufmuntern!" (Hebr. 10, 24—25.) — 2) Wie man sich hierbei versündigen kann: durch muthwilliges Betragen, Schwätzen, Lachen, böse Gedanken 2c. „Woher kommt's, daß mein Geliebter so viele Laster in meinem Hause treibt? Wird denn das geheiligte Opferfleisch die Bosheit von dir nehmen, worauf du stolz gewesen bist?" (Jerem. 11, 15.) „Ihr stehlet, mordet, brechet die Ehe, schwöret fälschlich, opfert den Baalen, gehet fremden Göttern nach, die ihr nicht kennet, und darnach kommet ihr, und tretet vor mich in diesem Hause, worin mein Name angerufen worden ist, und sprechet: Wir sind gerettet, obwohl wir alle diese Gräuel gethan haben. Ist denn dieses Haus, worin mein Name angerufen worden ist, eine Räuberhöhle geworden in euren Augen? Ich, ich bin's, ich habe es gesehen, spricht der Herr." (Ebend. 7, 9—11. Vgl.: Die bestraften Tempelschänder. Matth. 1, 15 ff. Luk. 19, 45 ff. Mark. 11, 16 u. 17.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Wie man der heiligen Messe beiwohnen soll. α) Mit reinem Herzen. „Wenn ich zornig gewesen bin, oder einen bösen Gedanken, oder auch nur im Traume ein sündhaftes Gesicht gehabt habe, so wage ich es nicht, auch nur die Grabstätten der Martyrer zu besuchen, — so zittere ich am ganzen Leibe. Und für das Gotteshaus wäre ich immer gut genug?" (S. Hieronymus.) β) Mit Ehrfurcht und Andacht. „Wenn du im Palaste eines Königs bist, wie achtest du auf deine Kleidung und dein Benehmen! Und wenn du in dem Tempel erscheinest, im Hause des Herrn, im Palaste des Königs aller Könige, ist's dir gleichgültig?" (S. Chrysostomus.) „Als Jakob im Traume den Herrn gesehen, konnte er beim Erwachen sagen: ich wußte es nicht. Aber wer darf jetzt dieses Wort zu seiner Entschuldigung anführen?" (S. Bernard.) „Wenn du den Herrn, der für uns geopfert wird, gegenwärtig und den Priester bei diesem Opfer stehen und beten siehst, wenn du betrachtest, wie Alle von diesem köstlichen Blute roth werden, glaubst du da noch unter Menschen und auf Erden zu sein? Oder wirst du nicht vielmehr in den Himmel erhoben, wirfst du nicht plötzlich alle fleischlichen Gedanken von dir und schauest du nicht umher, und übersiehst du nicht mit freier Seele und mit reinem Gemüthe Alles, was in dem Himmel ist? O welches große Wunder! Welche Gnade Gottes! Derjenige, der mit dem Vater Oben sitzet, wird in dieser Stunde von Aller Händen gefaßt, und er gibt sich Allen, die ihn umfassen und annehmen wollen." (S. Chrysost. lib. 2. de sacerdotio.) 2) Man kann sich hierbei versündigen durch Unehrerbietung, Zerstreuung, Muthwillen, Schwätzen, Lachen, eitlen Putz 2c. „Man entsetze sich nicht darüber, wenn man Ausgelassenheit und Unordnung in Häusern der Welt sieht! Man entsetze sich nicht darüber, wenn man bei öffentlichen Unterhaltungen, in Theatern, an Plätzen, wo die Liederlichkeit zu Hause ist, Aergerniß erregende, schändliche Blößen erblickt! Darüber aber möge man sich entsetzen, daß unter den Augen Gottes selbst, zur Zeit, in welcher das heilige Opfer der Messe gefeiert wird, die abscheulichsten und schändlichsten Ungebührlichkeiten begangen werden! Was gibt es Schrecklicheres, als ein solches Aergerniß?" (Lohner biblioth.) „Ich sehe Einige dastehen und schwätzen, während das Gebet verrichtet wird. Sie sind nicht nur nicht bescheidener, wenn gebetet wird, sondern schwätzen sogar, während der Priester segnet. O Frechheit! Wie werden wir Gott besänftigen können?" (S. Chrysost. hom. 24. in Acta.) „Weißt du nicht, daß du mit Engeln da bist, mit ihnen singest und betest? Und du stehst da und lachest? Ist es nicht ein Wunder, daß der Blitz nicht herabfährt, nicht nur auf Jene, sondern auf uns Alle?" (Idem hom. 24.) „Wie sehr werden die Engel gegen uns gereizt werden, wenn sie sehen, daß wir im Angesichte dessen unehrerbietig dasitzen, vor dem sie selbst mit Zittern stehen!" (S. Petrus Damian. epistol. 3, 8.)

IV. Christliche Lehre.

Von der Anhörung des göttlichen Wortes.

Fr. Ist es schon genug, wenn man an Sonn- und Feiertagen nur der heiligen Messe beiwohnt?

Antw. Nein; der Eifer für unser Seelenheil soll uns antreiben, auch dem übrigen Gottesdienste, besonders der Predigt oder Christenlehre anzuwohnen.

Erläuterung. In den ersten Zeiten der Kirche wurde gewöhnlich während der heiligen Messe nach dem Evangelium die Predigt gehalten, weßhalb die Kirche, welche die Anhörung der heiligen Messe befiehlt, die Anhörung der Predigt nicht besonders zu gebieten brauchte. — Die Anhörung des göttlichen Wortes ist eine wesentliche Pflicht des Christen, und es zeugt von lauem und gottentfremdetem Sinne, wenn man dasselbe nicht eifrig anhört nach dem Worte Jesu: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort. Darum höret ihr es nicht, weil ihr nicht aus Gott seid." (Joh. 8, 47.)

Fr. Wie soll man das Wort Gottes anhören?

Antw. Man soll das Wort Gottes anhören: 1) mit Lust und Liebe, 2) mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit, 3) mit einem gut vorbereiteten Herzen, und 4) mit Ueberlegung und treuer Anwendung im Leben.

Erläuterungen. Wir sollen das Wort Gottes anhören:

1) mit Lust und Liebe, d. h. eifrig, oft und gerne. Es ist immer ein gutes Zeichen für einen Christen, wenn er Gottes Wort gerne und eifrig anhört. „Wie der Appetit nach leiblicher Speise ein Zeichen der körperlichen Gesundheit ist," schreibt der heilige Chrysostomus (Hom. 32. in Genes.), „so ist auch die Begierde nach der himmlischen Seelenspeise ein erfreuliches Zeichen, daß das Leben der Seele gesund sei." Und der heil. Antonin (p. 2. lib. 9.) fügt bei: „Wie der Eckel vor irdischer Speise anzeigt, daß der Leib krank ist, so ist auch die Abneigung gegen die himmlische Speise ein Anzeichen von einem krankhaften Zustande der Seele." — Schon aus diesem Grunde sollten wir das Wort Gottes gerne hören. Dazu kommt aber auch dieß noch als zweiter Grund: daß die Anhörung des göttlichen Wortes äußerst nützlich und heilsam ist.

Die heilsame Kraft des göttlichen Wortes.

Der heil. Augustin pflegte vor seiner Bekehrung in Mailand, so oft es nur seine Beschäftigungen zuließen, jeden Sonntag daselbst in die Predigten des heiligen Ambrosius zu gehen. „Mein Herz," sagte er, „ward gerührt von der Beredsamkeit dieses heil. Mannes, öffnete sich nach und nach und stufenweise der Wahrheit. Dein göttliches Wort, o mein Gott! ist ein Brod, welches nährt und fett macht; ein Oel, welches verschönert und die Freude auf unserem Gesichte malt; ein Wein, welcher berauscht, aber eine Berauschung uns zuzieht, die uns die Freuden des Himmels kosten läßt, und uns von den Freuden der Erde abzieht. Es war deine unsichtbare Hand, die mich zu diesem heiligen Mann leitete, damit er mir die Augen öffne, und mich zu dir führe. Er lehrte nützliche und wichtige Dinge, und predigte die Lehre des Heiles. Aber wie weit ist man davon entfernt, wenn man in Sünden ist, wie ich es damals war! Ich näherte mich doch nach und nach demselben, ohne es zu merken." (Confess. S. Aug. Lib. V. c. 13. et Lib. VI. c. 3.)

Höre das Wort Gottes oft und gerne an!

Ein Bruder besprach sich mit dem Abte Pimenio über die Hartnäckigkeit des menschlichen Herzens, worauf der Altvater entgegnete: „Das Wasser ist von Natur weich, der Stein aber hart; gleichwohl vermag es, wenn es oft und lange tropfenweis auf den Stein fällt, denselben zu durchlöchern. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Worte Gottes. Es ist süß und weich, unser Herz aber hart. Und dennoch erweicht es, wenn der Mensch es oft anhört, und befruchtet das harte Herz zur Furcht Gottes." (Vita Patr. lib. 7. cap. 29.)

Darum haben auch alle frommen Christen, so lange das Christenthum besteht, mit unermüdlichem Eifer das Wort Gottes angehört und hierbei weder die Beschwerden des Weges, noch sonstige Unannehmlichkeiten gescheut. Wir müssen staunen, zugleich aber auch mit tiefer Beschämung auf unsere Lauheit hinblicken, wenn wir lesen, wie heißhungrig früher die Christen nach der himmlischen Speise des Wortes Gottes waren. Was haben die Christen nicht zur Zeit des großen Predigers Johannes Kapistranus gethan!

Die eifrigen Anhörer des göttlichen Wortes.

Der heil. Johannes Kapistranus kam auf Befehl des Papstes im Jahre 1451 nach Deutschland, um durch seine Predigten der Ketzerei entgegenzuarbeiten, und die Rechtgläubigen zu befestigen. Es läßt sich nicht beschreiben, was für ein Zulauf an jenem Orte entstand, wo er erwartet wurde. Ganze Städte zogen ihm entgegen, und man bestreute seine Wege mit Blumen. Er predigte meistens im Freien; und man erzählt, daß seine Stimme durch eine mehr als menschliche Kraft von 80,000 Personen zu gleicher Zeit deutlich vernommen wurde. Alles schwamm in Thränen bei diesen Versammlungen; Alles ertönte von Seufzern und Klagen und die verstocktesten Sünder bekehrten sich. — Durch eine einzige Predigt brachte der Mann Gottes 12,000 Menschen zum wahren

Glauben zurück. Er mußte oftmals wegen des jämmerlichen Seufzens und Weinens der Zuhörer über ihre Sünden — unter der Predigt stille halten. — Viele stiegen auf die Dächer, Andere auf die Mauern und Thürme, wieder Andere auf hohe Bäume, um ihn auch nur von Weitem zu sehen. Von 20 bis 30 Meilen weit liefen die Menschen zusammen, so, daß ihn manchmal 150,000 Menschen umgaben. — Die Hussiten in Böhmen pflegten zu sagen, daß sie eine weit größere Furcht vor diesem Mönche hätten, als vor einer wohlgerüsteten 30,000 Mann starken Armee. (Berault-Bercastel, 16. Bd.)

Der unermüdliche Lehrjünger des Christenthums.

Der heil. Ignaz von Loyola, der zwar in seiner Jugend im Christenthume unterrichtet worden war, aber bei seinem späteren Hofleben und im Soldatenstande, dem er sich gewidmet, die Lehre des Heils hintangesetzt hatte, schämte sich nicht, in seinem dreißigsten Jahre in Barcellona den Christenlehren beizuwohnen, obwohl er der Sohn vornehmer Eltern war, und eine der ersten Stellen im Heere bekleidete. Er hielt sein Alter nicht für zu hoch, um sich zu einem edlen Kriegsmanne Jesu Christi zu bilden, und war gerade seines Alters wegen nur um so eifriger. (In vita.)

2) Sollen wir das Wort Gottes anhören mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit. Ganz gut bemerkt in dieser Beziehung der heilige Augustin: „Was scheint euch mehr zu sein, das Wort Gottes oder der Leib Christi? Wenn ihr die Wahrheit sagen wollet, so werdet ihr antworten: Das Wort Christi ist nicht weniger als der Leib Christi, und deßhalb müssen wir, wie wir mit aller Sorgfalt den Leib des Herrn empfangen und uns wohl versehen, daß nichts davon auf die Erde falle, mit gleicher Sorgfalt darauf achten, daß das Wort des Herrn, welches uns mitgetheilt wird, unserm Geiste nicht entfalle."

Die hohe Ehrfurcht vor dem Worte Gottes.

Constantin der Große hörte oft ganze Stunden, und zwar stehend das Wort Gottes an, um dadurch seine Ehrfurcht gegen dasselbe zu bezeugen. Als ihn nun der Bischof einmal ermahnte, sich doch niederzusetzen, gab er zur Antwort: „Ich hielte es für eine Sünde, dem göttlichen Worte in einer bequemen Stellung und mit unaufmerksamen Ohren zuzuhören." So oft von Gott oder von göttlichen Dingen die Rede war, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, und man konnte die tiefe Ehrfurcht in seinen Gesichtszügen lesen. (Euseb. Caes. lib. 4. de vita Constant.)

3) Man soll zur Predigt und Christenlehre kommen mit einem wohlvorbereiteten Herzen, d. h.:

a) mit einer reumüthigen Gesinnung; denn wie die Erde, welche besäet werden soll, von Unkraut, von Disteln, Dörnern und Steinen gereinigt, dann gut gedüngt und gepflügt werden muß, so muß auch unser Herz zuvor von allen Leidenschaften gereinigt und durch heilige Begierden zubereitet werden, damit der göttliche Same nicht neben den Weg, oder auf einen Felsen oder unter die Dörner falle und zertreten oder erstickt werde. Der heil. Chrysostomus fragt in seiner dritten Predigt vom Saul und David: „Wer gießt kostbare Säfte in ein unsauberes Gefäß, ehe er es gesäubert hat?" Darum soll man vor der Predigt sein Herz reinigen, — wenigstens durch eine Reue und Leid; denn „in eine sündhafte Seele," spricht der heilige Geist (Weisheit 1, 1.), „wird der Geist der Weisheit nicht eingehen." —

b) Soll man die Predigt anhören mit einer christlich frommen Gesinnung, nicht in böser, pharisäischer Absicht, um den Prediger zu bekritteln, oder um schöne Worte zu hören, wie im Theater oder bei einem Lustspiele. Der Prediger ist ja kein Schauspieler; er ist der Verkünder der Wahrheit, die jedem Christen gefallen muß. Nicht der Unterhaltung wegen wird gepredigt, sondern zur Belehrung der Unwissenden und zur Bekehrung der Sünder. „Lasset uns daher," sagt der heil. Petrus Chrysologus, „beim göttlichen Worte nicht Blumen und Blümchen suchen!"

Der Korb des Sämanns.

In einem seiner Lehrvorträge sagt es uns der heil. Augustin in einem schönen Gleichnisse, als was wir den Prediger des göttlichen Wortes anzusehen

haben. „Was bin ich Anderes," ruft der Heilige aus, „als der Korb oder Sack, dessen sich der göttliche Sämann beim Aussäen seines himmlischen Samens bedient? Er hat mich gewürdigt, dasjenige in mir niederzulegen, was ich unter euch ausstreue; beachtet also nicht die Armseligkeit des Korbes, sondern einzig die Trefflichkeit des Samens und die Macht und Hoheit des Sämannes!" — Und in der That! was liegt an der Gestalt und Sitte des Briefträgers, wenn nur das Schreiben, das er überbringt, wichtig und erfreulich ist?! Was liegt am Laternenträger, ob er selber blind oder bei gutem Gesichte sei, wenn nur die Laterne hell leuchtet, die er trägt?

Ganz in diesem Geiste wohnte dem göttlichen Worte bei

Die heilige Franziska von Jesu.

Eine höchst musterhafte Frau aus dem Orden der heil. Theresia, genannt Franziska von Jesu, hörte einem jeglichen Prediger mit aller Aufmerksamkeit und Theilnahme zu, er mochte nun Beredsamkeit besitzen oder nicht. Als einst ein Prediger einen sehr holperigen und schleppenden Vortrag hielt, und Franziska mit gleicher unverwandter Theilnahme ihn anhörte, während ihre Mitschwestern das Ende kaum erwarten konnten, gaben ihr diese ihre Verwunderung zu erkennen. Sie erklärte sich aber darüber auf eine sehr vernünftige Weise. „Wenn etwa Jemand," sagte sie, „in ferner Fremde oder an einem Verbannungsorte sich aufhält, und es werden ihm von seinen Eltern, Geschwistern und Freunden Briefe oder mündliche Nachrichten gebracht, so wird er sich wenig darum kümmern, ob diese Briefe sehr zierlich und kunstreich geschrieben, ob diese Nachrichten in blumiger Sprache ihm vorgetragen werden; nein, gerade umgekehrt! Schwulst und Klang und hochtrabende Worte und dichterische Schilderungen, und was dergleichen mehr ist, werden ihm nur lästig werden; je bündiger und einfacher die Nachrichten sind, desto lieber wird er sie hören, desto freudiger wird er sie glauben. Ebenso verhält es sich auch mit den Nachrichten aus dem himmlischen Vaterlande von Gott, seiner Vorsehung, seiner Liebe, seinen Verheißungen und Geboten; was liegt so viel an den Worten, da es die Sache selbst ist, die uns am Herzen liegen soll?" (Dr. J. E. Veith.)

Verachte keinen Prediger!

Der unvergleichliche, früher in allen weltlichen Geschäften vortrefflich befundene, weise Einsiedler auf den Alpen, Klaus von der Flüe (gestorben 1487), verschmähte auch die einfältigste Predigt nicht; „denn," sprach er, „der Brunnen des Lebens, mag er durch Gold oder Blei gehen, enthält immer die heilsamsten Gewässer."

4) Endlich sollen wir das göttliche Wort hören mit Ueberlegung und treuer Anwendung im Leben.

a) Mit Ueberlegung; d. h. wir sollen das göttliche Wort beherzigen und im Gemüthe treu bewahren; es nicht bei dem einen Ohre hinein und zum andern wieder herauslassen. Es ist traurig, wenn man sagen muß: „Das Kreuz aus den Augen und Jesus aus dem Sinne; des Predigers Amen, und Alles ist vergessen." Keine Predigt soll nutzlos für uns sein; vielmehr sollen wir aus jeder irgend einen, wenn auch noch so geringen, geistigen Nutzen schöpfen. „Wie die Ameise zur schönen Sommerszeit fleißig sammelt und ärntet," schreibt der heil. Augustin (in Ps. 36.), „um davon im rauhen Winter zehren und leben zu können, so soll auch die kluge Seele in den Tagen heiterer Gemüthsruhe aus den Predigten und christlichen Unterweisungen sich einen reichen Vorrath himmlischer Speise sammeln, um in den Tagen stürmischer Trübsal davon sich nähren und stärken zu können."

b) Mit treuer Anwendung im Leben; d. h. wir sollen die Predigt nicht auf Andere, sondern auf uns beziehen, und nicht bloß Hörer, sondern auch Vollzieher des göttlichen Wortes sein.

Wende die Predigt auf dich selbst an! Oder: die schädliche Freigebigkeit.

Als einst ein afrikanischer Geistlicher über die Worte predigte: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ da sagte er unter Anderm auch, daß Mancher seine Seele dadurch verliere, daß er zu freigebig sei. Da er nun sah, daß die Versammlung über alle Maßen darüber erstaunt war, so wiederholte er diese Worte feierlich, und erklärte sich dann folgendermaßen: „Ja! Viele besuchen die Kirche, hören die Predigt, und theilen sie, wenn sie vorbei ist, unter die Leute aus. Dieser Theil ist für diesen Mann, jener für diese Frau; jene Ermahnungen sind für diese Personen, und diese Drohungen für diese Sünder; und so geben sie die ganze Rede weg, und behalten nichts für sich!“ Eine Erfahrung, die man nicht nur in Afrika, sondern auch häufig in Europa machen kann.

Die Hörer und Vollzieher des göttlichen Wortes.

Der heil. Johannes Kapistranus predigte einmal von den traurigen Folgen der Spielsucht und von der eitlen Kleidertracht der Weiber. Nach der Predigt brachten viele Spieler ihre Karten und Würfel, viele Weibspersonen aber ihren üppigen Schmuck auf den öffentlichen Markt, warfen Alles in's Feuer und verbrannten es zu Asche. — Das heißt Gottes Wort hören und zugleich befolgen — und „selig Jene, die Gottes Wort hören und befolgen,“ sagt der göttliche Heiland. — Aehnliche wunderbare Bekehrungen lesen wir auch in der Lebensgeschichte des großen Predigers Antonius von Padua.

Einst predigte er vor mehr als 12,000 Zuhörern. Darunter waren viele bekannte Sünder, Unkeusche, Straffenräuber, Todtschläger u. dgl. Diese nahmen die Predigt so zu Herzen, daß man während derselben nichts hörte, als nur Weinen, Seufzen und Schluchzen; man schlug sich an die Brust; und nicht selten mußte der heil. Antonius im Reden stille halten. Einige schrieen mitten unter dem Volke auf: „Jesus, du Sohn Davids! erbarme dich meiner!“ Andere schlugen auf die Brust und sprachen: „Wehe mir! Denn ich habe die Hölle verdient.“ Andere schlugen die Hände zusammen, hoben sie in die Höhe, beseelt von den beßten Vorsätzen, und riefen: „Nicht mehr, o Jesus! nicht mehr werde ich sündigen!“ — Solche Früchte muß die Predigt bringen; dann läßt sich hoffen, daß das Wort Gottes auf gutes und fruchtbares Erdreich gefallen sei. — Allein es ist, leider! selten der Fall, daß das Wort Gottes eine so gute und segenreiche Aufnahme findet; gar oft bleibt es bei dem bloßen Anhören; man macht zwar im ersten Augenblicke allerlei gute Vorsätze; man fühlt die Wahrheit und die Kraft der Worte, die der Priester als Verkünder des Evangeliums ausspricht; doch wenn der erste Eindruck wieder vorüber ist, und der menschliche Wankelmuth eintritt, bleibt Alles wieder beim Alten. Von diesen Wankelmüthigen schreibt in einem schönen Gleichnisse der heil. Augustin, wie folgt.

Ein Gleichniß des heiligen Augustin.

„Die Wankelmüthigen ziehen sich ein wenig von der Liebe zeitlicher Dinge ab, und darauf kehren sie wieder zu denselben zurück; sie senken öfters den Kopf, wie die Schlummernden. Oder sehet nur einmal Jemanden zu, der schlummert! Er hängt den Kopf hin und her. Bald senkt er ihn in die Tiefe, als wollte er sagen: ja; bald wendet er den Kopf auf die Seite und sagt gleichsam wiederum: nein! Jählings wirft er das Gesicht über sich gegen den Himmel, jählings läßt er es wieder gegen die Erde sinken. So sagt auch der Wankelmüthige zu den göttlichen Einsprechungen anfangs: ja, und gleich darauf wieder: nein! Jetzt schaut er mit Inbrunst zum Himmel auf; aber bald wendet er sein Auge wieder irdischen Dingen zu. O! das ist ein überaus gefährliches Schlummern!“ (S. August. in Psalm. 131.)

* Wie man sich bei Anhörung des göttlichen Wortes versündigen kann, ist theils in den

eben behandelten vier Punkten mit begriffen, theils schon oben (s. XXI. Christliche Lehre) kurz besprochen worden.

Texte über: Anhörung des göttlichen Wortes.

a) Aus der heiligen Schrift. Höre das göttliche Wort 1) gerne und oft! „Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort. Daher höret ihr es nicht, weil ihr nicht aus Gott seid.“ (Joh. 8, 7.) 2) Mit Aufmerksamkeit und Ehrfurcht! „Nehmet diese meine Worte zu Herzen und zu Gemüthe, und bindet sie zum Zeichen an eure Hände und heftet sie zwischen eure Augen!“ (5. Mos. 11, 18. Vgl. Sprüchw. 7, 1.) 3) Mit treuer Erfüllung im Leben! „Seid Vollzieher und nicht bloß Hörer des göttlichen Wortes, indem ihr euch selbst betrüget! Denn wenn Jemand ein Hörer und kein Befolger des Wortes ist, so gleicht er einem Manne, welcher sein natürliches Angesicht im Spiegel beschaut, und wenn er es beschaut hat, hinweggeht und sogleich vergißt, wie er aussah.“ (Jak. 1, 22—25.) „Nicht die Hörer des Gesetzes sind gerecht bei Gott, sondern die Befolger desselben werden gerechtfertigt werden.“ (Röm. 2, 13. Vgl. Matth. 7, 26 ff.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Man soll das Wort Gottes hören mit Aufmerksamkeit, mit gutem Herzen u. s. w. „Ein Vornehmer oder Reicher spricht, und Alle schweigen, seine Worte steigen bis zu den Wolken empor; Gott redet aber zu uns durch die heilige Schrift, und wir wollen nicht schweigen und aufhorchen, sondern der Eine schwätzt, der Andere schläft, ein Dritter ist mit seinen Gedanken ganz anderswo. Aber was sagt die Schrift? Wer seine Ohren wegwendet, daß er die Gesetze des Allerhöchsten nicht höre, der verwünscht auch selbst dessen Predigt.“ (S. Ephrem. ad imitat. proverb. tom. 1. pag. 85.) „Wie überall tiefes Stillschweigen herrscht, wenn königliche Erlasse vorgelesen werden, und Alles die Ohren spitzt, um zu hören, was denn bekannt gemacht werde, und Jeder, der sich rührt, vom Nachbar gestoßen wird, daß er sich doch ruhig verhalten möchte, so, ja! mit einer noch größeren Ehrfurcht, unter noch tieferem Stillschweigen soll man der Verkündigung des göttlichen Wortes beiwohnen; und wenn sich Zerstreuungen regen, so soll man sie zurückstoßen, wie einen unruhigen Nachbar.“ (S. Chrysost. hom. 14. in Genes.) „Wir bewahren Gottes Wort in unserm Herzen, wenn wir es nicht nur vorübergehend, sondern beständig im Werke erfüllen. Dieses ist es, was von der seligsten Jungfrau Maria selbst geschrieben steht: „Maria aber bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen.“ (S. Greg. lib. 16. moral. cap. 16.)

III. Gebot der Kirche:

„Du sollst die vierzigtägige Fasten, die Quatember- und andere gebotene Fasttage halten: auch an Freitagen und Samstagen vom Fleischessen dich enthalten!“

V. Christliche Lehre.

Sinn und Umfang des dritten Kirchengebotes.

I. Sinn dieses Gebotes, oder was die Kirche durch dasselbe gebietet.

Fr. Was gebietet die Kirche im dritten Gebote?

Antw. 1) Daß man sich an den eigentlichen Fasttagen einen Abbruch thun und des Tags nur Einmal satt essen, und 2) an gewissen Tagen (Abstinenztagen) sich der Fleischspeisen enthalten soll.

Erläuterung. Die Kirche unterscheidet zwischen Fast- und Abstinenztagen. Eigentliche Fasttage sind jene Tage, an denen nur eine einmalige Sättigung erlaubt ist; ist damit auch noch Abstinenz verbunden, so ist auch der Genuß der Fleischspeisen verboten. Bloße Fasttage ohne Abstinenz sind z. B. bei uns alle Tage der vierzigtägigen Fasten, mit Ausnahme des Freitags, der ein Fast- und Abstinenztag zugleich ist, und des Sonntags, der weder ein Fast- noch Abstinenztag ist; an allen diesen Tagen ist also zwar der Genuß der Fleischspeisen, aber nur eine einmalige Sättigung gestattet. — Unter Abstinenz versteht man hingegen die Enthaltung von Fleischspeisen, jedoch ohne die Verpflichtung einer einmaligen Sättigung. Solche Abstinenztage sind z. B. die Freitage des ganzen Jahres außer der Advent- und Fastenzeit. — Fromme Christen haben von jeher sowohl die Abstinenz- als Fasttage der Kirche genau beobachtet.

Die einmalige Sättigung.

Ueber den Nutzen und Segen der einmaligen Sättigung spricht der heilige Basilius in nachfolgenden schönen Gleichnissen sich aus. „Setze dir nicht,“ schreibt er, „aus Schonung gegen dein Fleisch die Nothwendigkeit des Essens in den Kopf, und wende dann Kränklichkeit und Schwäche des Körpers vor! Du schwätzest nicht mir deine Entschuldigungen vor, sondern Dem, der sie kennt, — Gott, der Alles weiß. Kannst du bei einmaliger Sättigung nicht bestehen? sag' es mir! Das ganze Leben hindurch dich anfüllen, und durch die Bürde der gegessenen Speisen den Leib auftreiben, das kannst du aber. Ich weiß doch, daß die Aerzte seltenen und wenigen Genuß von Speisen verordnen. Wie magst du, da du ihnen folgen kannst, vorwenden, daß du den von der Kirche vorgeschriebenen Abbruch nicht beobachten könnest? Was kommt dem Bauch leichter an, daß er die Nacht beim Genusse geringer Kost so ganz unvermerkt hinbringe, oder daß er vom Ueberflusse der Speisen beschwert daliege, ja vielmehr nicht mehr liege, sondern sich unstät hin und her wälze? Welches Schiff können die Steuermänner leichter retten, ein mit Ladung beschwertes, oder ein nicht so schwer gerüstetes und leichtes? Schon oft wurde ein schwer beladenes Schiff auch bei geringem Andrange der Wellen versenkt, indeß eines, das mäßig geladen ist, leicht über den Wogen schwimmt, weil es ungehindert in die Höhe steigen kann. Und ebenso fallen die Leiber der Menschen, welche durch ununterbrochene Sättigung belastet werden, leicht in Krankheiten; jene aber, die nur wenige und geringe Kost zu sich nehmen, entrannen schon oft einer Krankheit, die gleich einem Sturme hereinzubrechen drohte, und wichen derjenigen, die schon wirklich ausgebrochen war, wie der Auffahrt auf einer Klippe aus.“ (S. Basil. hom. 1. de jejun.)

Die einfache Mahlzeit.

Der unglückliche Ludwig XVI., das Spiel seiner Verfolger geworden, wurde allen Arten von Proben ausgesetzt. Seine Henkersknechte, die sich eine ketzerische Ehre daraus machten, sich sowohl gegen die Kirche als gegen ihren rechtmäßigen Monarchen aufzulehnen, tischten ihm eines Freitags Fleischspeisen auf, nicht zufrieden, ihn seiner Freiheit beraubt zu haben, sondern auch noch gesonnen, sein Gewissen zu tyrannisiren. Ohne eine Klage auszudrücken, nahm der König ein Glas Wasser, tauchte ein wenig Brod darein, und sprach lächelnd: „Das ist meine Mahlzeit.“ — Welches erbauliche Beispiel! (In vita.)

Der heilige Fructus.

Der heil. Fructus, Bischof von Taragona in Spanien und berühmter Martyrer, war mit zweien seiner Diakonen, Anarchius und Elogus, verurtheilt, während der Verfolgung des Kaisers Valerianus im dritten Jahrhunderte, lebendig verbrannt zu werden, weil er die falschen Götter und das Bildniß des Kaisers nicht anbeten wollte. Als man sie alle drei in's Amphitheater, das der Ort ihrer Hinrichtung sein sollte, führte, versammelte man sich haufenweise um den heiligen Fructus, um ihn zu bedauern; denn seine Tugend hatte ihm Jedermanns und sogar der Heiden Zuneigung erworben. Auch die Gläubigen beweinten ihn, wie die Andern, sich jedoch in ihren Herzen durch den Gedanken an seine nahe Glorie tröstend. Mehrere in ihrer christlichen Liebesregung boten ihm zu trinken an, um ihn ein wenig zu erquicken. Weil aber gerade ein Freitag war — der ebenso wie der Mittwoch damals ein kleiner Fasttag genannt wurde, den man vor der Non, das heißt, vor drei Uhr Nachmittags, nicht brach, zum Unterschiede von der großen Fasten, nämlich der vierzigtägigen Fasten, die man bis zur Vesper, d. h. bis gegen sechs Uhr Abends verlängerte, — und da es erst halb eilf Uhr Vormittags war, so schlug der heil. Fructus den Trank aus, weil die Stunde, die Fasten zu beenden, noch nicht gekommen war. „Wir fasten,“ sprach er; „ich will nicht trinken; es ist noch nicht die neunte Stunde des Tages (d. h. drei Uhr Nachmittags); ich werde nie das heilige Fastengebot

verletzen, und der Tod selbst würde mich an meinem Gehorsam nicht hindern dürfen.“ (Guillois.)

Fr. Darf man an Fasttagen Abends nichts essen?

Antw. Allerdings, jedoch nur etwas Weniges, etwa den vierten Theil einer vollkommenen Ersättigung, und Speisen, wie sie zu Mittag erlaubt sind; sonach darf man an Fasttagen ohne Abstinenz auch Abends Fleisch genießen.

Erläuterung. In den älteren Zeiten der Kirche wurde es mit dem Fasten überhaupt viel strenger gehalten, als jetzt. Man fastete da den ganzen Tag bis nach der Vesper, d. h. bis um 5 Uhr Nachmittags. Deßhalb sagt der heilige Bernhard (Serm. 3. de quadrag.) zu seinen Ordensgeistlichen: „Es fasten nun Alle bis zum Abend, die Könige und die Fürsten, die Geistlichkeit und das Volk, die Vornehmen und die Gemeinen, die Reichen und die Armen.“ Späterhin ließ aber die Kirche wegen der Schwachheit ihrer Kinder viele Milderung eintreten; sie verpflichtete dieselben nur bis Mittag zu fasten und erlaubte ihnen am Abend eine Collation, d. h. ein Abendessen mit merklichem Abbruche. Welche Geringschätzung der Kirche Gottes und unsers eigenen Heils wäre es demnach, wenn wir nicht einmal diesen leichten Anforderungen der Kirche zu entsprechen bereit wären!!

Fr. Hat erst die Kirche das Fasten eingeführt?

Antw. O nein! schon im alten Testamente wurde häufig gefastet, und das Volk erlangte dadurch viele Gnaden von Gott. „Bekehret euch zu mir mit eurem ganzen Herzen, spricht der Herr zu seinem Volke, im Fasten, Weinen und Trauern!“ (Joel 2.)

Das Fasten im alten Testamente.

Das erste Fastengebot gab Gott schon den ersten Eltern; sie sollten sich nämlich von der Frucht eines Baumes enthalten, und dadurch die Sinnlichkeit bezähmen und ihren Willen dem Willen Gottes unterwerfen lernen. Auf die Uebertretung des ersten Fastengebotes folgte eine gezwungene Fasten, nämlich Ausstoßung aus dem Freudenorte, und ein Leben voll der Entbehrung und Mühseligkeiten. — Im mosaischen Gesetze war auf Gottes Befehl (3. Mos. 23.) jährlich ein allgemeiner Fasttag angeordnet, welches der große Buß- und Versöhnungstag war. Es durfte vom Abende des Vortages bis zum Abende des Versöhnungstages — also volle 24 Stunden gar nichts genossen werden. Außer diesem Fasttage pflegte man auch zu fasten bei großen Unglücksfällen. So z. B. sprach Samuel nach einer verlornen Schlacht zu dem erschrockenen Volke: „Wenn ihr euch von ganzem Herzen zum Herrn bekehret, so wird er euch erretten.“ Und das Volk fastete an jenem Tage und bekannte laut: „Wir haben gegen den Herrn gesündiget;“ — und Samuel flehte zum Herrn um Hilfe, und der Herr erhörte ihn. (1. Kön. 7.) — Als die Niniviten die Androhung ihres Unterganges vernommen, wurde ein allgemeines Fasten angeordnet. „Weder Mensch noch Vieh,“ befahl der König, „weder Rinder noch Schafe sollen Etwas genießen.“ (Jon. 3.) — Als Holofernes sich der Gränze Judäas näherte, nahmen die geängstigten Israeliten auf Befehl des Hohenpriesters ihre Zuflucht zum Gebet und Fasten. (Jud. 4, 8.) — Als Esther den ihrem Volke drohenden Untergang vernommen und sich entschlossen hatte, bei dem Könige Fürbitte einzulegen, ließ sie dem Mardochäus sagen: „Gehe und versammle alle zu Susan befindlichen Juden, und betet für mich und fastet drei Tage und Nächte lang! Auch ich werde mit meinen Mädchen ebenso fasten, und dann zum Könige gehen.“ (Esth. 4, 16.) — Eine lebhafte Schilderung eines allgemeinen Buß- und Fasttages haben wir beim Propheten Joel (1, 14. und 2, 12. 15.) und im ersten Buche der Makkabäer (3, 46.). — In neuerer Zeit — während des Exils — wurden mehrere jährliche Fasttage eingeführt zur Erinnerung an große Unglücksfälle der ganzen Nation; z. B. im Monate Thamuz (Juli) war der 17te Tag ein Fasttag, zum Andenken an die Eroberung Jerusalems (Zach. 8, 19.); — im Monate Ab (August) der neunte, wegen Zerstörung des Tempels (ebend. 7, 3.); — im Monate Thebet (Jänner) der zwölfte, wegen Beginn der Belagerung Jerusalems. (Ebend. 8, 19.)

Als Beispiel vom Fasten einzelner Personen im alten Bunde können angeführt werden: Moses, der vierzig Tage und Nächte auf dem Berge Sinai fastete (5. Mos. 9, 9.); — David, der, nachdem ihm Nathan die Bußpredigt

gehalten hatte, sich zurückzog, und strenge Fasten hielt (2. Kön. 12.); Sara, die Tochter Raguels, die sich auf einen harten Vorwurf ihrer Magd in ihr Kämmerlein verschloß, und unter Gebet und Thränen drei Tage und drei Nächte lang fastete. (Tob. 3, 10.) Sowohl Judith als Esther bereiteten sich mit Gebet und strenger Fasten zu ihrem gefahrvollen Unternehmen vor. — Von Anna, der 84jährigen Wittwe, lesen wir (Luk. 2, 37.), daß sie den Tempel nicht verließ, sondern Tag und Nacht mit Beten und Fasten Gott diente. — Ein besonderes Beispiel strenger Fasten haben wir an dem heil. Johannes dem Täufer. Viele Israeliten beobachteten zur Zeit Christi und auch später noch jede Woche zwei Fasttage, nämlich Donnerstag, an welchem Moses den Sinai bestiegen, und Montag, wo er wieder herabgestiegen sein soll, worauf sich besonders die Pharisäer viel einbildeten. (Luk. 18, 12.) Wir sehen aus Allem diesem, daß das Fasten schon im alten Testamente äußerst üblich war und als ein besonderes Bußwerk betrachtet wurde. (Vgl. Schmid's historischen Katechismus, 2. Bd. S. 376.)

Fr. Ist denn das Fleischessen sündhaft? oder kann wohl eine Speise die Seele verunreinigen, da Christus sagt: „Was zum Munde eingeht, verunreinigt die Seele nicht"?

Antw. Nicht die Speise verunreinigt die Seele, sondern der Ungehorsam im Genusse verbotener Speise, wie wir an Adam und Eva sehen.

Erläuterung. Bei der Glaubenslosigkeit und dem unkirchlichen Geiste unserer Zeit kann man nicht selten den Einwurf hören: „Warum verweigert uns doch die Kirche die gewöhnliche Nahrung von Fleisch? Ist es denn ein Verbrechen, sich jener Speisen zu bedienen, die Gott zu unserer Nahrung erschaffen hat?" Allein diese Menschen wiederholen nur die Frage, die der Versucher, der Satan, schon an unsere Stammeltern gerichtet hat, da er sprach: „Warum gebietet Gott, daß ihr nicht von allen Früchten essen sollet, die im Paradiese sind?" (1. Mos. 3.) Dieß ist die vermessene Frage, welche die erste Versuchung der Welt war, und die dadurch, daß ihr Eva Gehör gab, Verderben und Unheil über das Menschengeschlecht brachte. Nicht die Frucht des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen verunreinigte unsere ersten Eltern, sondern ihr Ungehorsam gegen Gott. „Nicht der Apfel," sagt der heil. Augustin, „hat den Adam, sondern Adam hat den Apfel verunreinigt." „Ahme denn," sagt der heil. Basilius, „ihren Ungehorsam nicht nach, damit du nicht noch einmal dem Rathe des Teufels folgest, welcher einst durch die Schlange zu unsern ersten Eltern sagte: „Warum hat euch Gott geboten, nicht von allen Bäumen des Paradieses zu essen?" (Ebend. V. 1.) jetzt aber aus dem Munde einer betrügerischen Aufklärung zu uns spricht: Warum hat euch die Kirche geboten, nicht alle Tage von allen Speisen ohne Unterschied zu essen?" Also nicht an und für sich ist der Genuß von Fleischspeisen sündhaft und für die Seele des Menschen schädlich, sondern wegen Uebertretung des Kirchengebotes. Diese Wahrheit ist ganz schön ausgedrückt in der nachfolgenden Erzählung.

Wann ist der Genuß von Fleischspeisen sehr schädlich?

Ein berühmter Arzt, ein großer und ebenso frommer als gelehrter Naturforscher, wurde bei Herrn von Buffon, dem größten Naturforscher Frankreichs, zum Mittagmahle eingeladen. Männer, die durch ihren Unglauben noch berühmter waren, als durch ihr Wissen, befanden sich bei der Mahlzeit. Es war ein Freitag, und der Gastwirth, der vielleicht vergessen hatte, daß es ein Enthaltungstag war, setzte beim ersten Gedecke nichts als Fleischspeisen auf. Der christliche Gelehrte aß nicht; er war ganz entschlossen, bis Abends zu warten, wo man das Desert aufsetzen würde. Die Mehrzahl der Gäste bemerkte dieß, und Mehrere wußten nicht, was die Ursache davon sei. Unter Jenen, die sie erriethen, war Diderot, bekannt durch seinen Haß gegen das Christenthum. Er stellte sogleich an den Arzt die Frage: „Herr Doktor! warum essen sie nicht? Vielleicht, weil heute Freitag ist, und man hier nichts als Fleischspeisen ißt?" Der fromme Arzt erwiderte: „Ja, mein Herr! und ich bin überzeugt, daß der Genuß von Fleischspeisen an allen Tagen der Woche, an denen die Kirche ihn verbietet, sehr schädlich ist." — Herr von Buffon ließ seinen Gastwirth kommen, und befahl ihm, Fastenspeisen aufzusetzen, was auch geschah. (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838.) *)

---

*) Siehe oben in der I. Christl. Lehre S. 426. das Beispiel: Die schlagende Antwort.

Eleazar und die sieben makkabäischen Brüder.

Daß nicht der Fleischgenuß, sondern der Ungehorsam gegen Gottes Gebot Sünde sei, erkannten im alten Testamente jene unerschütterlichen Helden, Eleazar und die sieben makkabäischen Brüder; und darum wollten sie auch lieber sterben, als vom verbotenen Fleische essen. — Eleazar, einer der vornehmsten Lehrer des Gesetzes, sollte auf Befehl des Königs Antiochus Schweinfleisch essen, das noch überdieß schon den Götzen geopfert worden war. — Man brach ihm sogar den Mund mit Gewalt auf, um ihn zum Essen zu zwingen. — Einige seiner alten Freunde baten ihn, er möchte sich heimlich ein anderes Fleisch geben lassen, und dadurch, daß er dieses äße, sich den Schein geben, als wenn er nach dem Befehle des Königs ein dem Götzen geopfertes Fleisch gegessen hätte. — Aber Eleazar antwortete, daß er sich wegen einer so kurzen Lebenszeit nicht verstellen, und der Jugend ein böses Beispiel geben wolle; denn sie würde glauben, Eleazar, ein neunzigjähriger Greis, wäre zum Leben der Heiden übergegangen. (2. Makkab. 6.)

Mit diesem, Gott bis in den Tod getreuen, ehrwürdigen Lehrer wetteiferten auch zarte Jünglinge in unerschütterlicher Befolgung des nämlichen göttlichen Gesetzes. Sieben Söhne einer heldenmüthigen Mutter widerstanden eben so unerschrocken dem gottlosen Befehle dieses Königs und litten — einer nach dem andern — vom ältesten bis zum jüngsten, der noch ein Knabe war, — vor den Augen der Mutter, die dieses Alles mit ansehen mußte, aber doch ihre Kinder aufmunterte, freudig auszuharren, unter den grausamsten Qualen den Tod. Den herrlichen Siegeskampf vollendete die, ewigen Ruhmes werthe, Mutter. (Ebend. 7.) Was sagen wohl die Scheinchristen unserer Zeit zu solchen bewunderungswürdigen Beispielen eines sogar das Leben aufopfernden Gehorsams? Würden sie, die ihrer Lüsternheit nicht einmal das Geringste versagen wollen, auch so starkmüthig gehandelt haben?

Der Graf von Muy.

Ein schönes Beispiel von Gehorsam gegen das Abstinenzgebot der Kirche gibt uns, wie Guillois in seinem Religionshandbuche erzählt, der berühmte und fromme französische Graf von Muy. Dieser empfing eines Tages den Sohn des Königs von England. Er erwies ihm alle seinem Range schuldigen Ehrenbezeugungen. Da aber Fasttag war, so wurde demgemäß die Tafel bestellt. Der Prinz bezeigte darüber um so mehr seine Verwunderung, da er als Protestant das Abstinenzgebot der katholischen Kirche nicht beobachtete. „Gnädiger Herr!“ sagte Herr von Muy zu ihm, „sollte ich je die Schwachheit haben, an einem Tage, wo es die Kirche verbietet, meine Tafel mit Fleischspeisen bedienen zu lassen, so würde ich mich doch wohl hüten, es heute zu thun, um Ew. Hoheit zu beweisen, daß die Katholiken ihrer Kirche zu gehorchen wissen.“

II. Umfang dieses Gebotes, oder: wen geht dieses Gebot an?

Fr. Wer ist zur Haltung des Fastengebotes verbunden?

Antw. Alle Gläubigen, die schon das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben und weder durch schwere Arbeit noch durch Kränklichkeit oder durch zu hohes Alter wirklich an dessen Beobachtung verhindert sind.

Erläuterung. Also jeder gesunde, mit keiner besonders schweren Arbeit überladene katholische Christ, wenn er einundzwanzig Jahre alt ist, sollte sich mit Freuden dem kirchlichen Fastengebote unterwerfen.

Eine schöne Antwort Ludwigs XVI.

Im ersten Jahre seiner Regierung sagte Ludwig XVI. zu seinen Höflingen: „Es ist mir dieses Jahr nicht schwer gefallen, die Fastenzeit hinzubringen; doch im nächsten Jahre, wo ich das einundzwanzigste Jahr erreiche und fasten kann, werde ich mehr Verdienst erlangen.“ — „Aber,“ entgegnete man ihm,

„müssen Ew. Majestät nicht auf die Jagd gehen? Und dann dürfen Höchstdieselben nicht fasten." — „Die Jagd," entgegnete der König, „ist nur ein Vergnügen, dem ich entsagen werde, falls sie mich an der Beobachtung der Kirchengebote hindern sollte." (Guillois II. S. 231.)

Fr. Was entbindet von Haltung des Fastengebotes?

Antw. 1) Das noch nicht reife Alter vor dem einundzwanzigsten Jahre; 2) Kränklichkeit und körperliche Schwäche, und 3) beschwerliche und erschöpfende Arbeiten, sowie auch eine lange und beschwerliche Reise.

Erläuterung. Die Kirche ist eine zärtliche Mutter und will sohin der körperlichen Entwickelung und der Gesundheit ihrer Kinder nicht schaden; ihr Gebot soll ein Gesetz sein nicht zum Tode, sondern zur Buße. Darum dispensirt sie gerne, wenn vernünftige und gewichtige Gründe vorhanden sind. Wir wollen hier die einzelnen Fälle genauer zusammenfassen. Da es Fasttage gibt, an denen theils die mehrmalige Sättigung, theils der Genuß von Fleischspeisen, theils Beides zugleich verboten ist, so ergeben sich folgende Fälle: 1) sowohl Fleisch essen, als auch mehrmalen während des Fasttages etwas genießen dürfen: a) Kinder unter sieben Jahren, weil das Kind noch nicht den gehörigen Gebrauch der Vernunft besitzt, also auch noch nicht sündigen kann und deßhalb durch Fasten noch nicht zu büßen braucht; b) Blödsinnige, und c) schwer Kranke, denen dieß zur Erholung wahrhaft nothwendig ist. 2) Fleisch essen, jedoch nur mit Einmaliger Sättigung, dürfen an den kirchlichen Fasttagen wahrhaft Arme, wenn sie sonst gar nichts zu essen hätten; und durch eine besondere Vergünstigung Alle, die wie immer zum Soldatenstande gehören. 3) Wohl kein Fleisch essen, aber des Tages mehrmalen mit Mäßigung andere Speisen zu sich nehmen dürfen: a) junge Leute bis in ihr einundzwanzigstes Jahr — weil ihr Wachsthum mehr Nahrung erheischt; b) alte Leute, die merklich an Kräften abnehmen; c) Schwangere und Säugende, indem sie mehr Nahrung bedürfen sowohl für sich, als für ihre Leibesfrucht; d) Handwerksleute, Künstler und Arbeiter, welche mühsame Hand- oder andere schwere Arbeiten zu verrichten haben; e) Reisende, welche nothwendig und zwar zu Fuß und ziemlich weit reisen müssen. Sollten diese durchaus keine Fastenspeisen haben können, so wären ihnen in diesem Falle selbst auch Fleischspeisen erlaubt; f) Arme, welche stückweise Almosen betteln und nicht so viel zusammenbringen, als zu einer Mahlzeit gehört; endlich g) Kranke, deren Krankheit entweder fortbestehen oder verstärkt würde, wenn sie sich nur Einmal ersättigen dürften.

Die mütterliche Milde und Nachsicht der Kirche.

Bei ihrer allgemeinen Strenge vergaß die Kirche nie, auf Alter, Stand, Gebrechlichkeit, Schwäche und andere Umstände die gehörige Rücksicht zu nehmen. Alle Conciliar-Beschlüsse und Verordnungen über die Verbindlichkeit der Fasten enthalten entweder ausdrücklich oder stillschweigend die Bedingniß: wenn keine körperlichen Schwachheiten entschuldigen. Als man dem Patriarchen Theophilus von Alexandrien die Frage vorlegte, ob eine Frau im Wochenbette verpflichtet sei, die Fasten zu beobachten und vom Weine sich zu enthalten, antwortete er: „Der Zweck des Fastens ist, den Leib zu demüthigen und abzutödten; wenn aber der Leib schon geschwächt ist und wegen Schwäche darniederliegt, so bedarf er der Speise und des Trankes, damit er wieder aufstehe." Eine ähnliche Antwort gab er, als man bei ihm Nachlaß begehrte wegen einer Krankheit. — Papst Innocenz III. sagte: „die Noth müsse dem Gesetze weichen, und wenn ein Kranker Fleisch begehre, so soll und müsse man es ihm auch in der Fasten reichen." (Capit. Concil. de observ. jejunior. Vgl. Binterims Denkwürdigkeiten, 5. Bd. 2. Theil. S. 87—88.)

Fr. Was soll man thun, wenn man gute Gründe zu haben glaubt, das Fasten- oder Abstinenzgebot der Kirche nicht beobachten zu dürfen?

Antw. Man soll um die gesetzliche Dispense bitten.

Erläuterung. Wenn wichtige und wahre Gründe vorhanden sind, die uns das Fasten unmöglich oder äußerst schwer und gefährlich machen, so gibt es den einfachen Weg zur Dispense. Diese Dispense aber, sei es vom Fasten oder von der Abstinenz, ist nur in soweit gültig und gesetzmäßig, als die Beweggründe rechtmäßig sind; und man würde trotz derselben tödtlich sündigen, wenn sie auf einer falschen Darstellung beruhte, oder wenn man die Nachtheile, die man von dem Fasten oder von der Abstinenz zu erleiden haben könnte, übertrieben hätte. Diejenigen, welche die Erlaubniß erhalten, an den Abstinenztagen

Fleisch zu essen, müssen für die Nichtbeobachtung des Gebotes Liebeswerke und ein Gebet verrichten, und wenn sie arm sind, ihre Arbeit zu einem beständigen Opfer machen; sind sie reich, so müssen sie dem Gebete noch besondere Almosen zufügen. — Nach einer, von Benedikt XIV. unterm 3. Januar 1755 dem Erzbischofe von Saragossa gegebenen Entscheidung darf Jener, der wegen Kränklichkeit oder sonstiger Ursache die Erlaubniß zum Genusse von Fleischspeisen erhalten hat, an einem Fasttage bei derselben Mahlzeit nicht Fleisch und Fische essen.

Die nachgesuchte Dispense.

Das Betragen des Marschalls von Catinat, als er in Italien gegen den Prinzen Eugen zu Felde zog, ist wohl geeignet, eine große Zahl von Christen zu beschämen. Man sah diesen großen General an der Spitze seiner Offiziere zum Bischofe von Casal gehen, um ihn um Dispense von den gesetzmäßigen Fasten zu bitten, deren Beobachtung für Leute, welche die Wahl der Nahrungsmittel nicht haben, ungemein beschwerlich ist. (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838.)

Ein schönes Beispiel von Gehorsam gegen die Kirche.

Die tugendhafte Gemahlin Ludwigs XV., Maria Lesczinska, gab uns ein schönes Beispiel von Gehorsam gegen die Kirche. In ihren letzten Lebensjahren war ihre Gesundheit so herabgekommen, daß sie sich genöthigt sah, das Fastengebot nicht mehr mit derselben Strenge zu beobachten. — Sie sandte einen der größten Herren des Hofes ab, um bei ihrem Bischofe deßhalb um Dispense nachzusuchen. Sie wollte dadurch ihrem Oberhirten das höchste Zeichen von Achtung geben und den mit der Sendung Beauftragten lehren, wie er selbst im gleichen Falle sich zu verhalten habe. (A. a. O.)

* Nicht selten wird indeß heut zu Tage um Dispense nachgesucht, einzig und allein, um die Eßlust zu befriedigen, des Wohlgeschmackes wegen, oder gar aus Menschenfurcht, weil man nicht für so kleinlich oder dumm angesehen werden will, daß man noch ein, wie die böse Welt sagt, albernes Kirchengesetz beobachte. Viele lassen sich auch nur deßhalb dispensiren, weil sie es zum guten Ton rechnen. Möge es diesen nicht ergehen wie jenen Israeliten, welche durch ungestüme Klagen von Moses Wachtelfleisch erhielten! Diese hatten kaum davon genossen, so erhob sich Gottes Zorn wider sie und tödtete die Gefräßigsten und Dicksten von ihnen. (Ps. 77.) — Bressanvido erzählt uns in seiner ausführlichen Katechese ein Beispiel, welches Vielen, die sich ohne gehörige Gründe vom Fastengebote dispensiren lassen, zur Enttäuschung dienen sollte.

Die ungültige Dispense.

Es ist viele Jahre her (so erzählt Bressanvido im 5. Bande seiner Katechese, S. 138.), daß ich Gelegenheit hatte, mit einer Person zu reden, welche lange Zeit in schwelgerischem Ueberfluß und Reichthum gelebt hatte, die aber von Gott durch einen Unglücksfall in die äußerste Armuth und das größte Elend versetzt worden war. Sie wußte aber von diesem sehr großen Unglücke guten Gebrauch zu machen, und bediente sich desselben als eines Mittels, Buße zu thun, und die Sünden des früheren Lebens zu sühnen, so daß man mit vollem Rechte glauben darf, es habe Gott sie nach ihrem Tode in seine Herrlichkeit aufgenommen. Unter andern Dingen, die sie mir klagend und weinend im Vertrauen mittheilte, war auch dieses, daß sie zur Zeit ihres Glückes aus erdichteten Gründen sich dispensiren ließ und nie gefastet hatte. Sie that dieses, wie sie sagte, weil sie fürchtete, sie könnte ihre Gesundheit verlieren und abmagern, mit Einem Worte, aus Weichlichkeit, Lust zur Freiheit, und um durch jede Art von Speise ihrer Eßlust zu fröhnen, nicht aber dem Bedürfnisse abzuhelfen. Denn sie fastete nicht nur, wie sie sagte, regelmäßig in ihrem hohen Alter, sondern war auch von der Noth gedrungen, selbst außer den Fasttagen tausendmal zu fasten, und sie hätte es für eine Wohlthat gehalten, wenn sie sogar an Ostern genug Fastenspeisen hätte essen können. Das ist nun ein aufrichtiges Bekenntniß, welches lehrt, was von so vielen Dispensen, welche heut zu Tage erlangt werden, und was von den Gründen zu halten sei, die man vorbringt, um dieselben zu erlangen? O wie Viele, welche sagen, sie können nicht leben, ohne Fleisch zu essen, hätten einen

guten Magen, um alle Fastenspeisen zu ertragen, wenn Gott sie in solche Armuth, wie die eben erwähnte Person, versetzen würde!

Texte über: Sinn und Umfang des dritten Kirchengebotes.

a) Aus der heil. Schrift. „Stoßet in die Posaune zu Sion; haltet ein Fasten und rufet zur Versammlung!" (Joel 2, 15.) „Bekehret euch zu mir von eurem ganzen Herzen mit Fasten und Weinen und Klagen!" (Ebend. V. 12.) „Glückselig das Land, dessen König ein Edler ist, und dessen Fürsten zur rechten Zeit essen, um sich zu stärken, und nicht zur Lust!" (Pred. 10, 17.) „In allen Dingen wollen wir uns als Diener Gottes erweisen .... im Nachtwachen, im Fasten"... (2. Kor. 6, 4—5.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. „Halte das Fasten seines hohen Alters wegen in Ehren! Es ist eben so alt, als die Menschheit; das Fasten ward im Paradiese geboten." (S. Basil. Magnus hom. 1. de jejun.) „Das Fasten war immer eine Speise für die Tugend." (S. Leo Magn. serm. 2. de jejun. decimi mensis.) „Ei! du kannst nicht fasten; aber sättigen kannst du dich das Leben hindurch, und deinen Leib durch die Last des Genossenen beschädigen? Und doch weiß ich, daß die Aerzte den Kranken nicht mannigfaltige Speise, sondern Unterlassung des Genusses von Speisen und Enthaltsamkeit vorschreiben. Mit welchem Rechte aber wendest du vor, daß du, der du dieses kannst, jenes nicht könntest?" (S. Basil. Magn. hom. 1. de jejun.) „Greise und Jünglinge, ja selbst Kinder, Reiche und Arme, Adelige und Niedere, Jungfrauen und Eheleute, Dienstboten und Dienstherrschaften, Soldaten und Reisende zu Land und zu Wasser, mit Einem Worte: alle Menschen können und sollen fasten... Oder willst du dich etwa durch deine Jugend entschuldigen? Daniel und seine Genossen waren Jünglinge und Knaben, und doch übten sie Enthaltsamkeit, aßen nur Hülsenfrüchte und tranken nur Wasser. — Seid ihr vielleicht von schwächlicher Leibesbeschaffenheit? Auch Judith war es, die alle Tage fastete, ausgenommen an Festtagen; schwächlicher, als ihr, war Esther, und doch übte sie so gerne die strengsten Fasten. Bekleidet ihr vielleicht ein hohes Amt? Oder seid ihr in einem andern angesehenen Stande? Der König David war höher gestellt, als ihr, und doch demüthigt er im Fasten seine Seele." (S. Basil. hom. 2. de jejun. et Bressanvido.)

VI. Christliche Lehre.

Warum und wie man fasten soll.

I. Warum man fasten soll.

Fr. Welche Beweggründe sollen uns zur treuen Beobachtung des Fastengebotes aufmuntern?

Antw. Folgende Beweggründe: 1) weil Gott der Herr es befiehlt und ein besonderes Wohlgefallen daran hat; 2) weil uns der göttliche Heiland selbst mit seinem Beispiele hierin vorangegangen ist; 3) weil wir dadurch leichter gegen die Sinnlichkeit kämpfen; 4) weil wir uns dadurch mit Gott aussöhnen; 5) weil wir uns dadurch leichter zu ihm erheben können; und endlich 6) weil uns das Fasten sogar auch viele leibliche Vortheile gewährt.

Erläuterungen. Wir sollen das Fastengebot gerne erfüllen; denn:

1) Gott selbst hat es uns gegeben; und darum hat er auch ein besonderes Wohlgefallen, wenn wir es treulich halten. Das Fasten ist eine göttliche Vorschrift; denn das erste Gebot, welches Gott den Menschen gab, bestand darin, daß sich der Mensch von dem Genusse der Früchte enthalten solle, welche der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen trug. (1. Mos. 2, 17.) Mit diesen Worten, sagt der heil. Chrysostomus (Hom. 1. in Genes.), wollte Gott ein Vorbild der Fasten aufstellen. Und daß das Fasten wirklich als eine göttliche Vorschrift anzusehen sei, das ersehen wir aus den besonderen Gnadenbezeigungen, deren sich die treuen Beobachter der Fasten von jeher zu erfreuen hatten. In der heil. Schrift begegnen uns viele Stellen der Art.

Biblische Beispiele.

Gott gab seinem Volke durch Moses das Gesetz, nachdem er gesehen hatte, daß sich derselbe durch langes, vierzigtägiges Fasten gereinigt habe. „Wie hätte aber Moses auch wagen dürfen," sagt der heil. Basilius, „die Gipfel des rauchenden Berges Sinai zu besteigen, in jenes heilige Dunkel zu treten, sich

mit Gott so vertraulich zu unterreden, und die Gesetzestafeln zu empfangen, wenn er sich nicht zuvor durch Fasten gestärkt und gekräftigt hätte? Dieses machte ihn der göttlichen Unterredung und so außerordentlicher Gunstbezeigung würdig. Demungeachtet zerschlug Moses die mit dem Finger Gottes geschriebenen, und ihm wegen seines Fastens übergebenen Gesetzestafeln, weil er das Volk dem Fraße und der Völlerei ergeben fand. Er hielt es," schließt der heilige Kirchenlehrer, „für entwürdigend, daß das Volk, das sich dem Laster und der Völlerei ergeben hatte, das von Gott gegebene Gesetz empfange; und er mußte, da er sodann dieses Gesetz neuerdings von Gott empfing, abermal fasten." (Homil. de jejunio.) „Das Fasten," fährt derselbe Heilige fort, „machte den Propheten Elias der Erscheinung würdig, die er hatte. (3. Kön. 19.) Durch vierzigtägiges Fasten reinigte er seine Seele und erwarb sich das Verdienst, Gott in einer Höhle zu schauen, wie es nie einem sterblichen Menschen gestattet war; dann wurde er in einem Feuerwagen zum Himmel erhoben. Das Fasten, mit welchem Samson empfangen, genährt und auferzogen wurde, machte ihn unüberwindlich und mächtig. (Richt. 13.) Gott wurde der Beschützer des Propheten Daniel (K. 6.) und gab nicht zu, daß er von ausgehungerten Löwen verzehrt werde. Er nahm dem Feuer im babylonischen Ofen die Kraft, die drei Genossen Daniels zu verzehren, und machte, daß sie in demselben wie in einem kühlen Lüftchen standen, ohne daß nur ein Haar an ihnen verbrannte. Es war dieß der Lohn für ihre bewunderungswürdige Enthaltsamkeit. (Ebend. 3, 94.) So rechtfertigte und belohnte Gott das Fasten immer durch die außerordentlichsten Gunstbezeigungen an den Patriarchen, Propheten und den berühmtesten Frauen des alten Bundes, welche dasselbe übten. Dadurch wurde die Mutter Samsons, obwohl sie unfruchtbar war, fruchtbar, empfing und gebar diesen Sohn. Auch Anna, die Mutter des heiligen Propheten Samuel (1. Kön. 1.), empfing diesen ihren Sohn durch Beten und Fasten. Haman, der Feind des hebräischen Volkes, erwirkte vom Könige Assuerus einen Befehl, dem gemäß alle Hebräer an Einem Tage sollten getödtet werden; die Königin Esther gebot aber ein Fasten von drei Tagen, das sie auch selbst mit aller Strenge beobachtete, und erlangte dadurch die Gnade, daß jener Beschluß zurückgenommen wurde. (Esther 4.) Die Veste von Bethulien wurde von dem Feldherrn Holofernes strenge belagert, und man war schon daran, sie dem Feinde zu übergeben; alle Einwohner sollten über die Klinge springen; Gott aber verlieh der heldenmüthigen Judith, weil sie außer den Fasttagen täglich fastete, den Ruhm, die Belagerung aufzuheben und ihr Volk von dem Tode zu befreien. (Judith 8.) Daraus nun, daß es Gott gefiel, das Fasten so hoch zu ehren und zu belohnen, ersehen wir, welche große Kraft dasselbe habe. Betrachten wir es nun als das erste Gebot, das aus dem Munde Gottes hervorging und dem Adam gegeben wurde, — das den Patriarchen überliefert und von den treuesten Dienern Gottes mit größter Genauigkeit beobachtet wurde!" (Vgl. Bressanvido, tom. V.)

2) Der göttliche Heiland Jesus Christus selbst ging uns durch sein eigenes Beispiel im Fasten voran; und konnte er uns wohl dieses Gesetz nachdrücklicher einprägen, als durch sein eigenes Beispiel? Er fastete vierzig Tage und Nächte in der Wüste. Wenn jetzt die Handlungen der Fürsten der Erde gleichsam unerläßliche Gesetze für ihre Unterthanen werden, wenn diese es sich sogar zum Ruhme anrechnen, dieselben nachahmen zu dürfen, warum sollte das strengste Fasten und die Enthaltsamkeit unsers menschgewordenen Gottes nicht die Macht über uns Geschöpfe ausüben, daß wir dasselbe thun? Hatte er vielleicht nicht die Absicht bei seinem Fasten, daß wir ihn nachahmen sollen? Ja! er verordnete sogar, daß unser Fasten nicht von Heuchelei und trügerisch angenommener Traurigkeit, sondern von einem heiteren und frohen Angesichte begleitet sein soll. (Matth. 6.)

Der heilige Ambrosius

spricht deßhalb in seiner 36. Rede an seine Gläubigen also: „Wenn du ein Christ sein willst, so mußt du auch wie Christus handeln. Er, der keine Sünde begangen, fastete vierzig Tage; und du willst die Fasten nicht halten, der du doch

gesündigt hast? Christus, sage ich, hat keine Sünde begangen, sondern er fastete für unsere Sünden. Wie bist du also bei deinem Gewissen ein Christ, wenn du beim Mahle sitzest, während Christus für dich hungerte?" (Der heil. Ambrosius in der ihm beigelegten 36. [nun 21.] Rede.)

3) Durch das Fasten werden wir leichter gegen die Sinnlichkeit und gegen den Feind unsers Heiles kämpfen. Wenn die heidnischen Athleten oder Faustkämpfer zum Wettkampfe auszogen, so bereiteten sie sich schon Wochen lang durch die strengste Diät und durch Enthaltsamkeit von gewissen Speisen darauf vor. Ein Gleiches müssen auch wir thun, wenn wir als christliche Kämpfer gegen die Feinde unsers Heiles siegen wollen.

Dorotheus der Thebaner.

Der heil. Isidor stand in so großem Rufe, daß Pallades, Bischof von Helenopolis, als er nach Aegypten kam, um sich dem beschaulichen Leben zu weihen, ihn sogleich zu Rathe zog. Bevor Isidor ihm eine Anleitung gab, forderte er von ihm, daß er unter der Leitung eines geschickten geistlichen Führers eine Zeit lang die verschiedenen Bußübungen vornehmen sollte. Dieser Führer war Dorotheus der Thebaner, der täglich zu seiner ganzen Nahrung nur sechs Unzen Brod nebst einer kleinen Hand voll Kräuter gebrauchte. Auf die Vorstellung des Pallades, daß er durch diese Strenge seinen schon hinfälligen Körper erschöpfe, erwiderte Dorotheus: „Ich tödte diesen Körper, weil er mich tödten will." (Guillois, 2. Bd.)

4) Durch Fasten söhnen wir uns mit Gott wiederum aus. „Durch eine Speise ist Gott beleidigt worden," sagt der heil. Zeno, „durch Fasten wird er wieder besänftigt." (S. Zeno Veron. serm. de jejun.) Der Mund, das Werkzeug der Sünde, soll das Werkzeug der Buße werden. Durch den Mund, durch welchen der Tod als Sündensold in die Welt einging, sollen wir auch das Leben erlangen. Darum spricht Gott der Herr bei Joel (2, 12—13.): „Bekehret euch zu mir durch Fasten! . . . Der Herr ist gnädig und wendet gern die Strafe ab."

Das Fasten — ein kräftiges Mittel, Gott zu versöhnen.

In der heiligen Schrift finden wir diese Wahrheit durch viele und tröstliche Beispiele bestätigt. Moses fastete und wendete dadurch das angedrohte Strafgericht von seinem Volke ab. . . Judith erlangte durch Fasten den Sieg über den Holofernes und befreite Bethulien vom Untergange. . . „Noch vierzig Tage," sprach der Herr, „und das lasterhafte Ninive ist nicht mehr!" Der König unterzieht sich aber mit dem ganzen Volke einer vierzigtägigen Fasten, und Ninive ward begnadigt. . . (Jon. 3.) David aß, wie er sich selbst ausdrückt, Asche für Brod, vermischte seinen Trank mit Thränen, und erlangte Verzeihung seiner Sünden. . . Sollen nicht um so mehr wir — als Kinder der Gnade — Verzeihung hoffen dürfen, wenn wir durch bußfertiges Fasten Gott zu versöhnen beflissen sind?

5) Durch das Fasten erheben wir uns leichter zu Gott und zu göttlichen Dingen. „Die Kraniche," schreibt der heil. Vincentius Ferrerius, „sollen, ehe sie im Herbste in andere Gegenden ziehen, lange Zeit vorher nichts fressen, sondern vielmehr durch Sand und Wasser ihr Fett zu vermindern suchen, um im Fluge ungehinderter zu sein. Wird nicht auch auf ähnliche Weise unser Aufflug zu Gott und den himmlischen Regionen durch Enthaltsamkeit vorbereitet und erleichtert?" Mit Recht sagt darum der heil. Athanasius: „Das Fasten vertreibt die Teufel; es befreit von bösen Gedanken; es macht den Geist für die himmlischen Erleuchtungen empfänglich; es reinigt das Herz und heiligt den ganzen Menschen."

Das schwer und leicht beladene Schiff.

Durch die Kraft des Fastens wird das Fleisch dem Geiste unterthan, es widersteht den hartnäckigsten Versuchungen des Teufels, und es wird dem Menschen leicht, den Weg zum Himmel einzuschlagen. Der heil. Basilius vergleicht den, der viel ißt, einem mit Waaren überladenen und bis zum Versinken

beschwerten Schiffe. „Jeder sieht," sagt der Heilige, „wie viel schwerer ihm durch die Ladung und Belastung der Lauf wird, wie leicht es untergehen, wie schwer es den Wellen widerstehen kann, und wie unfähig es sei, sich gegen die Ueberfälle der Seeräuber zu vertheidigen. Jener aber, der sich mit wenig Speise begnügt und viel fastet, gleicht einem Schiffe, das von allen Hindernissen erledigt ist, und nur Waffen und Bewaffnete an Bord hat, folglich zum Laufe höchst fähig, und ganz geeignet ist, den Wellen zu widerstehen und sich gegen die Feinde zu vertheidigen. So widersteht dieser den Ueberfällen des Teufels und den Versuchungen des Fleisches sehr leicht, während der andere leicht erliegt. Indem er den Leib abtödtet, befreit er den Geist von der Knechtschaft der Sinne und reinigt und erhebt ihn zur Beschauung der himmlischen Dinge." (S. Basil. homil. de jejun.)

6) Endlich gewährt das Fasten selbst auch leibliche Vortheile; oder wer sind wohl Jene, die lange Zeit hindurch gesund und rüstig leben? Vielleicht Jene, welche den Leib übermäßig mit Speisen und Getränken überfüllen? O nein! denn in diesen erzeugen sich alsbald Ueberfüllungen, Verhärtungen und die schwersten Krankheiten; sie sterben früher als andere mäßige Leute. „Die Völlerei tödtet mehr Menschen als das Schwert," sagt der weise Sirach (Kap. 37.); „wegen Unmäßigkeit sind schon Viele gestorben; wer aber mäßig ist, verlängert sein Leben."

Enthaltsamkeit macht gesund und stark.

Schon die Weisen des Heidenthums erkannten dieß; und deßwegen übte Lykurg, dieser weise Gesetzgeber, die Jugend von Sparta in strengem Fasten, in Enthaltung von angenehmen Speisen und Ergötzlichkeiten, und erzog dadurch ein ebenso mäßiges und wohlgesittetes, als gesundes und kräftiges Volk. — Der berühmte heidnische Arzt Galenus hielt alle zehn Tage einen Fasttag — bloß um seiner Gesundheit willen. Der noch berühmtere Arzt Hippokrates erreichte ein sehr hohes Alter; und als man ihn um die Ursache hiervon fragte, antwortete er: „Ich bin nie ganz satt vom Tische aufgestanden."

Mit Recht konnte daher ein alter, erfahrner und christlichgesinnter Arzt den Ausspruch thun: „Ich praktizire und kurire schon sechzig Jahre; und vergebens habe ich während dieser langen Zeit drei Personen in der Welt gesucht, nämlich: einen Handwerksmann, der sein Handwerk gut versteht, fleißig arbeitet und der dennoch verdorben wäre; zweitens einen Christen, der fleißig und gerne die Predigten anhört und dennoch gottlos wäre; drittens einen Menschen, der gerne fastet und frühzeitig gestorben wäre. Wie der verständige und fleißige Arbeitsmann nicht verderben, und der fleißige Anhörer des göttlichen Wortes nicht gottlos werden kann, so kann auch der Mäßige nicht leicht frühzeitig sterben." Oder betrachten wir einmal die Väter der Wüste! Wer hat strenger gefastet, als diese heiligen Einsiedler? Sie aßen nichts, als Wurzeln und Kräuter; sie tranken nichts, als frisches Wasser; und dennoch erreichten sie ein sehr hohes Alter. Der heil. Antonius lebte 105, der heil. Pachomius 110, der heil. Romualdus 120 Jahre. Wer hat strenger gefastet, als der heil. Hieronymus? Und dennoch wurde er 100 Jahre alt, u. s. f. Ein vernünftiges, im christlichen Sinne gehaltenes Fasten macht gesund, kräftig und alt.

Der heilige Athanasius über das Fasten.

Wenn Einige kommen, und dir sagen, daß du vom häufigen Fasten dich enthalten sollst, um nicht schwächer zu werden, so schenke ihnen keinen Glauben und höre sie nicht an! Denn der böse Geist ist es, der durch sie dieses anräth. Erinnere dich an jene Schriftstelle, wo es heißt, daß, als die drei Knaben und Daniel nebst anderen Jünglingen von Nabuchodonosor, König von Babylon, gefangen abgeführt worden waren, und man ihnen befohlen hatte, an seiner königlichen Tafel zu speisen, und von seinem Weine zu trinken, Daniel und jene drei Jünglinge sich durch die königliche Tafel nicht verunreinigen wollten, sondern dem königlichen Kämmerer, dessen Pflege sie anvertraut waren, erwiderten: „Gib uns

Gemüse zu essen!" Der Kämmerer aber entgegnete ihnen hierauf: „Ich fürchte mich vor dem Könige, der diese Speise und diesen Trank für euch bestimmt hat; wenn er sähe, daß euere Gesichter blässer wären, als die der übrigen Knaben, die an der königlichen Tafel speisen, so würde ich in seine strafende Hand fallen." Die Jünglinge gaben ihm zur Antwort: „Mache nur zehn Tage lang einen Versuch mit uns, deinen Dienern, und gib uns von den Gemüsen zu essen!" Und er gab ihnen als Speise Gemüse und als Trank Wasser. Dann führte er sie dem Könige vor; und ihre Gesichter waren schöner, denn aller Knaben, welche von den Speisen des Königs genossen hatten.

Siehst du also die Wirkungen des Fastens? Es heilt Krankheiten, vermindert die Flüssigkeiten des Körpers, verscheucht die bösen Geister, vertreibt die unheiligen Gedanken, klärt den Verstand auf, reinigt das Herz, heiligt den Leib, und macht endlich den Menschen der Anschauung des Thrones Gottes würdig. Und damit du nicht glauben mögest, man führe dieß ohne allen Grund an, so hast du hierüber auch noch den Beweis, den der Erlöser selbst im heiligen Evangelium aufstellt. Da nämlich seine Jünger ihn fragten, wie man die bösen Geister austreiben könnte, antwortete ihnen der Herr: „Diese Art (der bösen Geister) wird nicht anders, als durch Gebet und Fasten ausgetrieben!"

Wer also immer von einem unreinen Geiste geplagt wird, von dem wird, wenn er das thut und dieses Heilmittels, nämlich des Fastens, sich bedient, der böse Geist als überwältigt weichen, indem er die Wirkung des Fastens fürchtet. Die bösen Geister erfreuen sich sehr über Trunkenheit, Völlerei und Bequemlichkeit des Körpers. Dem Fasten wohnt eine große Kraft inne, und Großes und Ausgezeichnetes wird dadurch vollbracht; denn aus welchem andern Grunde könnten wohl die Menschen so Wunderbares leisten? wie könnten durch sie solche Zeichen geschehen, und wie würde Gott durch sie den Kranken die Gesundheit ertheilen, wenn nicht offenbar wegen geistlicher Uebungen, wegen Geistesdemuth, frommen Umganges u. s. w.? Fasten ist die Speise der Engel; und wer sich dieser Speise bedient, der ist den Engeln beizuzählen.

Luise, die fromme Königstochter.

Luise, Tochter Ludwigs XV., hatte, so lange sie am Hofe lebte, einen sehr zarten und schwächlichen Körper; als sie aber Carmeliterin geworden war, erhielt sie zum großen Erstaunen Aller eine Kraft und Stärke, die sie vorher in Mitte der Vergnügungen, wie sie an den Höfen herrschen, nie gehabt hatte. Man kennt die Strenge des Carmeliter-Ordens, die häufigen und starken Fasten, die Entbehrung aller Fleischspeisen, die Nachtwachen und Bußübungen — und doch genoß die Fürstentochter bei dieser strengen Lebensweise im Kloster eine so vollkommene Gesundheit, als man sie nur genießen kann. „Ich bin" — sagte sie zu ihren Freundinen — „wahrhaft glücklich; sowohl in physischer als moralischer Hinsicht habe ich viel gewonnen." (Guillois, II. Bd. S. 233.)

Das Fasten befördert die Gesundheit.

Kaiser Karl der Große pflegte, so oft er sich unpäßlich fühlte, zu fasten, und er erklärte sich, daß das Fasten für ihn die beßte Arznei gegen die Anfälle der Krankheit sei. (Berault-Bercastels Geschichte der Kirche. 8. Bd. S. 198.)

Texte ad I.: Warum man fasten soll.

a) Aus der heil. Schrift. Wir sollen gerne fasten; denn dadurch versöhnen wir uns Gott. „Bekehret euch zu mir von eurem ganzen Herzen mit Fasten! . . . Denn der Herr ist gütig und barmherzig. . . . Wer weiß, ob er nicht umkehrt und verzeiht und Segen hinter sich läßt!" (Joel 2, 12—14.) Das Fasten führt uns zu Gott. „Nur wer im Fleische leidet, steht von Sünden ab, so daß er die übrige Zeit nicht mehr nach menschlichen Gelüsten, sondern nach Gottes Willen im Fleische lebt." (1. Petr. 4, 1—2.) Das Fasten verlängert das Leben und erhält die Gesundheit. „Sei nicht lüstern bei einem Gastmahle und falle nicht über jede Speise her! Denn auf den Genuß vieler Speisen folgt Krankheit, und die Freßlust führt zur Cholera. Wegen Unmäßigkeit sind schon Viele gestorben; wer aber mäßig ist, verlängert sein Leben." (Sir. 37, 32—34.) Das Fasten

erhebt den Geist zu Gott. „Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn unter die Dienstbarkeit, damit ich nicht verworfen werde.“ (1. Kor. 9, 27. Vgl. Pred. 2, 3.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Wir sollen fasten: 1) weil es Gott dem Herrn gefällt. „Wenn Gottes Freunde etwas von Gott erlangen wollten, so fasteten sie und blieben Tag und Nacht im Gebete.“ (S. Cypr.) „Verwundert euch nicht, wenn Moses in dem Augenblicke die Hand Gottes ergriff, als er sie gegen sein Volk wendete; wenn Elias nach seinem Wohlgefallen den Himmel öffnet und schließt; wenn Gott seine tiefsten Geheimnisse vor Daniel offenbart! Sie reden mit einem Munde und mit einer Zunge, die vom Fasten geschwächt sind; und dieß genügt, daß ihnen Gott Alles gewährt.“ (S. Ambrosius.) „Moses und Elias erschienen bei der Verklärung Christi auf Tabor, weil sie unter den Altvätern die einzigen waren, die, wie der göttliche Heiland, eine vierzigtägige Fasten gehalten haben.“ (S. Vinc. Ferr. serm. 2. sabb. ante Reminisc.) 2) Weil uns der göttliche Heiland selbst mit seinem Beispiele vorausgegangen ist. „Nach dem Beispiele und der Lehre Jesu war leibliches Fasten den ersten Christen stets eine rechte Arznei und Meisterin in ihren Uebungen; sie rotteten dadurch gleichsam die Dörner vom Acker ihrer Seele aus und schnitten alle Hindernisse des Fleisches ab, die sie vom engen Wege zum Leben hätten abhalten können.“ (S. Chrysost.) 3) Weil uns das Fasten zum Kampfe gegen die Sinnlichkeit und gegen den bösen Feind stärkt. „Die feurigen Pfeile des Satans müssen durch die Kälte der Abtödtung und der Nachtwachen ausgelöscht und unschädlich gemacht werden.“ (S. Hieron. ad Demetr.) „Wenn das Fasten mit Weisheit in Anwendung gebracht wird, so bezähmt es alle Empörungen des Fleisches und entwaffnet das Toben der bösen Lust. Wo wir nur immer kräftige Frömmigkeit sahen, da war sie nie ohne Fasten so hoch gekommen.“ (S. Cypr. lib. de jejun.) 4) Weil es uns mit Gott aussöhnt. „Die Faste ist gut und heilsam, indem wir durch sie vor den ewigen Strafen bewahrt werden; denn sie ist nicht nur eine Reinigung von Sünden, sondern auch eine Austilgung derselben; sie erlangt nicht nur Vergebung, sondern verdient auch Gnade; sie löscht nicht nur vergangene Sünden aus, die wir begangen haben, sondern vertreibt zukünftige, die wir etwa begehen könnten.“ (S. Bernard.) „Faste, weil du gesündigt hast; faste, damit du nicht sündigest!“ (S. Chrysostom.) „Das frohe Fleisch zog uns zur Schuld; das bedrängte führe uns zur Verzeihung zurück! Der Urheber unseres Todes hat durch den Genuß von der verbotenen Frucht die Vorschriften des Lebens übertreten. Die wir also durch Essen aus den Freuden des Paradieses gefallen sind, wir wollen, in so weit wir können, durch Fasten uns wieder zu denselben erheben.“ (S. Gregor. Magn. hom. 16. in Evang.) „Weil wir nicht fasteten, wurden wir aus dem Paradiese verstoßen. Lasset uns also fasten, damit wir in dasselbe zurückkehren!“ (S. Basil. Magn. hom. 1. de jejun.) 5) Weil es zu Gott und göttlichen Dingen erhebt. „Der Mensch, welcher sich mit Wenigem begnügt, ist den Engeln ähnlich, deren Amt es ist, Alle, welche in der Kirche fasten, in ein Verzeichniß zu bringen.“ (Ibidem.) „Welche große Sache ist es um das Fasten! Es macht die Menschen zu Engeln.“ (S. Cypr. lib. de jejun.) „Das Fasten reinigt das Herz, erleuchtet den Verstand, erhöht den frommen Sinn, stärkt den Willen, bändigt die Fleischeslust, löscht die Fackel der Leidenschaft aus und zündet die Lampe der Keuschheit an.“ (S. August. serm. de jejun.) 6) Weil es überhaupt viele geistliche und leibliche Vortheile gewährt. „Das Fasten ist die Beruhigung unserer Seelen, die Zierde der Greise, der Zuchtmeister und Erzieher der Jugend, der Lehrer der Enthaltsamen, das Diadem und der Schmuck jeden Alters und Geschlechtes.“ (S. Chrys. hom. 2. in Gen.) „Das Fasten erzeugt Propheten, macht die Eltern stärker, gibt Weisheit den Gesetzgebern. Es ist eine gute Wache für die Seele, ein sicherer Tischgenosse dem Leibe, eine Waffenrüstung und eine Uebung für heldenmüthige Kämpfer. Es vertreibt die Versuchungen; es salbt zur Gottseligkeit; es ist ein vertrauter Gefährte des wahren Sinnes und der Baumeister der Nüchternheit. In Kriegen macht es tapfer, im Frieden lehrt es Ruhe.“ (S. Basilius Magnus, homil. 1. de jejunio.) „Das Fasten ist die Mutter der Gesundheit, sowie das Wohlleben die Mutter der Krankheit ist; denn ohne Fleisch und Wein erkaltet schnell die Wollust (Venus); vom Uebergenusse (vom Vater Bacchus) zur Wollust (zur Venus) ist nur ein einziger Schritt.“ (S. Hieron. in epist.)

II. Wie man fasten soll.

Fr. Wie sollen wir fasten?

Antw. Wir sollen fasten — im Geiste der Kirche, das ist: 1) in guter Absicht; 2) ohne Menschenfurcht; 3) mit Unterdrückung böser Lüste; 4) mit Versagung auch manches erlaubten Vergnügens; 5) in Verbindung mit Almosengeben; 6) ohne Auswahl besonderer Speisen, und endlich 7) auf vernünftige Weise.

Erläuterungen. Wir sollen fasten:

1) in guter Absicht. Nicht um von den Menschen gesehen und darüber belobt und bewundert zu werden, sollen wir fasten, sondern einzig und allein um unsers eigenen Seelenheiles willen aus Liebe zu Gott und im Geiste der Buße.

Strafbare Eitelkeit.

Der heil. Theodor hatte an einem Festtage seinen Mitbrüdern eine etwas bessere Mahlzeit bereiten lassen. Als Alle sich zu Tische gesetzt hatten, sagte einer der Brüder zum Diener: „Ich esse heute nichts Warmes; bring' mir ein wenig Brod und Salz!"

Da sprach Theodor: „O Bruder! du hättest besser gethan, auf deiner Zelle Fleisch zu essen, als daß du durch diese deine sonderheitliche Enthaltsamkeit dich vor allen Brüdern auszuzeichnen und eitlen Ruhm zu erwerben suchtest."

Eitelkeit kann die besten Werke beflecken und ihnen allen Werth benehmen. „Wenn du fasten willst," spricht der Erlöser, „so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht und lasse die Menschen nichts davon merken, sondern nur deinen Vater im Himmel, der in's Verborgene sieht, und er, dein Vater, wird es dir öffentlich vergelten!" (Blumen der Wüste, S. 98.)

Faste nicht um des Menschenlobes willen.

Ein Jünger des heiligen Makarius sprach einst zu ihm: „Als ich noch unter den Brüdern im Kloster lebte, konnte ich ohne Beschwerde lange Zeit fasten, und jede Erfrischung zurückweisen; jetzt aber, da ich fern von den Brüdern in meiner Einsiedelei lebe, meldet sich der Hunger sehr bald und so ungestüm, daß mir das Fasten sehr schwer fällt. Sage mir doch, lieber Vater! woher das kommen mag?" Makarius antwortete: „Das kommt daher: im Kloster wurde dein Fasten von deinen Mitbrüdern bewundert, und mancher durchreisende Pilger zeigte mit Fingern auf dich; in deiner Einsamkeit aber wird dein Fasten von Niemand bemerkt, und da findet denn deine Eitelkeit keine Nahrung mehr; du wirst nicht mehr mit Menschenlob gesättigt, das dich des Hungers vergessen machte."

Es ist uns, meine Lieben! sehr nothwendig, daß wir die Warnung Jesu bei der Uebung des Guten wohl zu Herzen nehmen: „Hütet euch, daß ihr euere guten Werke vor den Menschen übet, um von ihnen gesehen zu werden! Sonst werdet ihr bei eurem Vater im Himmel keine Belohnung dafür haben." (Münch, S. 262.)

2) Sollen wir fasten ohne Menschenfurcht. Kein Gebot der Kirche wird in und außer der Gesellschaft mit mehr Spott und Hohn besprochen, als das Fastengebot. Es gibt Christen, ja! Katholiken, natürlich nur Namen-Katholiken, die gerade am Freitage Fleisch essen, während sie an andern Tagen Fisch- und Mehlspeisen genießen und sie gar wohl vertragen können; und dabei machen sie sich groß und lustig, und schimpfen diejenigen dumme Köpfe, die, noch ihrer heiligen Kirche treu, dem Fastengebote gehorsamen. Und, leider! gibt es viele Wankelmüthige, die, schwach im Glauben, gar bald ihr Ohr solchen Einflüsterungen leihen und aus Menschenfurcht thun, was die Religionsspötter zu thun pflegen. Sie essen an den gebotenen Abstinenztagen der Kirche Fleisch, um kein Dummkopf mehr zu sein, sondern als aufgeklärt zu erscheinen. . . . O pfui der Schwäche! Pfui der Schande! Möchten solche Feiglinge sich von einem Kinde beschämen lassen, das noch weiß, was es heißt, der Mutter gehorsam sein!

Das brave Kind.

In einer ansehnlichen Stadt Frankreichs bereitete sich ein Knabe zur ersten heiligen Communion vor. Er hatte aber das Unglück, Eltern anzugehören, denen die Pflichten, welche die Religion auferlegt, fremd waren. Sie hatten die Gewohnheit, das ganze Jahr hindurch ohne Unterschied der Tage Fleisch zu essen. Der Knabe klagte sich in der Beicht an, er habe nach ihrem Beispiele das Gebot der Kirche übertreten, worauf ihm der Beichtvater Verhaltungsregeln für die Zukunft an die Hand gab. Die Gelegenheit, denselben nachzukommen, blieb nicht lange aus. Am nächsten Freitage wurden, wie gewöhnlich, Fleischspeisen aufgetragen. Man legt solche dem Knaben vor; er schlägt sie aber sittsam aus. Auf die Frage, warum er denn nicht esse, beruft er sich auf das Gebot der Kirche

und äußert den Wunsch, sich für seine Mahlzeit nur mit einem Stück Brod begnügen zu dürfen. Sein Vater, darüber aufgebracht, befiehlt ihm, bis auf den folgenden Tag im Zimmer zu bleiben, und erlaubt ihm nicht einmal das Stück Brod, womit er zufrieden gewesen wäre. Er gehorchte ohne Weiteres, murrte nicht im Mindesten und zeigte durchaus keine üble Laune. Nichtsdestoweniger wollte die Mutter aus Mitleiden ihrem Sohne in Geheim eine Nahrung bringen, machte ihm jedoch dabei über seine Widersetzlichkeit gegen den Willen des Vaters und auch gegen ihren Willen — Vorwürfe. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als er ihr sagte: „Hätte mir mein Vater etwas befohlen, das ich thun dürfte, so hätte ich es sogleich gethan; ich habe mich aber nicht aus Widerspenstigkeit zu thun geweigert, was er von mir verlangte. Er hat mir befohlen, hierher zu gehen und bis morgen hier zu bleiben, ohne einige Speise zu mir zu nehmen; hierin kann ich ihm gehorchen, ohne mein Gewissen zu verletzen. Halten Sie es mir also zu gut, wenn ich das, was Sie mir bringen wollen, nicht annehme!" Diese weise und muthige Antwort öffnete der Mutter die Augen. Bestürzt und außer sich geht sie hinaus, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, und berichtet ihrem Manne, was vorgegangen war. Der Vater, selbst gerührt und voll Verwunderung, gesteht, daß sein Sohn besser sei, als er. Er geht zu ihm hin, umarmt ihn zärtlich, verdammt seine eigene Härte und fragt ihn, wer ihm so weisen Rath gegeben habe. Nachdem er vernommen hatte, daß dieß sein Beichtvater gethan habe, geht er eiligst zu ihm, um ihm für alle jene Sorgfalt, die er auf seinen Sohn verwendet hatte, zu danken, bittet denselben, ihn unter die Zahl seiner Beichtkinder aufzunehmen und bekehrt sich. Gleiches that seine Gemahlin. Glückliches Kind, das durch seine ganz christliche Festigkeit im Stande war, Jene von ihren Verirrungen zurückzuführen, die ihm das Beispiel der Tugend hätten geben sollen! (Debussy, Seite 210 — 211.)

3) Wir sollen fasten besonders dadurch, daß wir unsere bösen Leidenschaften und Lüste unterdrücken. „Hütet euch," sagt der heilige Basilius (Hom. 1. de jejun.), „das ganze Verdienst eures Fastens in die Enthaltsamkeit von Speisen zu setzen! Wisset ihr, was das wahre Fasten ist? Eine gänzliche Verwerfung des Lasters. Löset alle Bande der Ungerechtigkeit, vergebet eurem Nächsten die Unbilden und lasset ihm die Schulden nach! Fastet nicht, indem ihr Streit und Händel unterhaltet! Ihr esset an diesen Tagen kein Fleisch, zerfleischet aber indessen euere Brüder. Ihr trinket keinen Wein, enthaltet euch aber der Ungerechtigkeiten nicht." (Ibidem.) „Die Enthaltsamkeit von Lastern nenne ich ein wahres Fasten," sagt der heil. Chrysostomus (Hom. 8. in Gen.); „denn die Enthaltsamkeit von Speisen ist eingesetzt, um die Auflehnungen des Fleisches zu bezähmen." — „Nicht in der Enthaltsamkeit des Fastens allein besteht die Kraft unsers Fastens, und man würde dem Leibe die Lebensmittel unnützerweise entziehen, wenn sich die Seele nicht von Ungerechtigkeiten, und von Ausschweifungen die Zunge ferne hielte." So spricht sich der heilige Papst Leo aus (Serm. 41. in Quadr.); und so sprechen mit ihm alle heiligen Väter.

Was gehört zum rechten Fasten?

Abt Johannes besuchte die Einsiedler der Wüste, um nachzuforschen, welche Fortschritte sie in der christlichen Vollkommenheit gemacht hatten.

Als er zu dem Einsiedler Pesius kam, der bereits vierzig Jahre in der Wüste zugebracht hatte und gewohnt war, nie vor dem Untergange der Sonne zu essen, sagte dieser, vielleicht nicht ohne Selbstgefälligkeit: „Mich sah die Sonne, die Alles beleuchtet, niemals essen." — „Und mich," sprach Johannes, „hat sie nie zornig gesehen." — Es ist nicht genug, sich auf eine Zeit bloß von Speise zu enthalten; man muß sich allezeit von Allem enthalten, was nicht recht ist. Wer sich den ganzen Tag hindurch von aller Speise enthält, und vom frühen Morgen bis zum späten Abende keine Speise genießt, gibt Beweise von großer Selbstverläugnung; mehr thut aber, wer sich den ganzen Tag hindurch vor allen, auch den geringsten Fehlern, vor jedem unrechten Gedanken und unnützen Worte hütet und sich davon rein bewahrt. — Und in diesem Sinne

sollen wir immer fasten, wie wir immer beten sollen. (Blumen der Wüste, Seite 106.)

Das wahre Fasten.

„Hat der Gaumen allein gesündigt," schreibt der heil. Bernhard, „so soll er auch allein fasten, und es mag dieses genügen; versündigen sich aber auch die übrigen Glieder, warum sollen denn nicht auch sie fasten? — Es faste das Auge — neugieriger Blicke und Frechheit sich enthaltend, daß es vollkommen gedemüthigt und unter der Buße bezähmt werde, nachdem es frei in der Schuld umherirrte! — Es faste das Ohr, das eitlem Geschwätze, Neuigkeiten und allerlei unnützen und vielfach sündhaften Reden sich hingab! — Es faste die Zunge, und enthalte sich der Verläumdung, des Murrens, eitler, unnöthiger, leichtsinniger und sündhafter Worte! — Es faste die Hand und ruhe von Werken, die nicht befohlen, wohl aber verboten sind! — Es faste der Fuß vor den verbotenen Wegen! — Es faste die Seele und enthalte sich vom bösen Willen und von allen Arten von Lastern!" (S. Bernard. serm. 38.)

4) Man soll fasten dadurch, daß man sich selbst auch manches erlaubte Vergnügen entsagt. Wer dieses kann, dem wird die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, sowie der Abbruch in ihrem Genusse nicht schwer ankommen.

Abt Hellenus vor den Honigtafeln.

Abt Hellenus kam an einem alten hohlen Baume vorbei, in dem sich Bienen angebaut hatten. Der Honig verbreitete lieblichen Wohlgeruch umher, und den guten Abt wandelte große Lust an, den Honig zu verkosten. — Schon machte er Anstalt, einige Honigtafeln auszubrechen, als er plötzlich inne hielt und rief: „Weiche von mir, Begierlichkeit!" — „Aber, lieber Vater!" sprach der Jüngling, der ihn begleitete, „sollte es denn etwas Unrechtes sein, Honig zu essen?" — „Nein!" sprach der Abt, „es ist nichts Unrechtes; allein es wäre doch Sünde und Schande, wenn ein Mann, anstatt über seine Begierden zu herrschen, sich von ihnen beherrschen ließe." — Es ist weise, sich ein erlaubtes Vergnügen zu versagen, um die Lust nach unerlaubten Vergnügungen desto leichter überwinden zu können. (Münch's Lesebuch.)

Die Entsagung oder die Weintraube.

Eines Tages — so erzählt die heilige Sage — klopfte ein Winzer an der verschlossenen Zelle des Makarius. Dieser öffnete das Fensterlein und fragte, was sein Begehren sei? Der Mann erwiderte: „Hier, frommer Vater! bring ich dir eine Traube! Nimm sie, und stärke dich mit der Kraft ihrer Beeren!" — Makarius nahm sie freundlich lächelnd, dankte und segnete ihn. — Als nun der Mann seines Weges fortgegangen war, setzte sich Makarius an den Tisch von Stein und war eben im Begriffe, von der köstlichen Frucht zu essen. — Plötzlich hielt er aber inne und sprach zu sich: „Wie? wohnt nicht in der Binsenzelle neben mir ein greiser Vater, der dieser Stärkung mehr bedarf, als Makarius?" Und alsbald trug er die Traube zum alten Siedler hinüber. — Dieser aber erinnerte sich, nachdem Makarius ihn wieder verlassen, eines kranken Bruders in der andern Zelle, und brachte ihm die Frucht. Auch der Kranke wollte sie nicht genießen. So wanderte die Traube durch alle Zellen. Am Abende aber trat der Einsiedler, zu dem sie zuletzt gekommen war, in die Zelle des Makarius. Wie der Fromme dieß sah, floßen die Thränen der Rührung und Freude über den Geist der Abtödtung unter seinen Brüdern häufig auf seinen Silberbart, und — auch er wollte die Traube nicht essen. (Heil. Sage, 1. Bd. S. 21.)

5) Mit dem Fasten sollen wir insbesondere auch Almosen verbinden; denn Fasten ohne Almosen ist wie eine Lampe ohne Oel, sagt Cäsarius (in admonit. 2.). Das Almosen aber, welches wir uns selbst vom Munde herabsparen, um damit den Hunger des Armen stillen oder seine Blöße decken zu können, ist gewiß dem Herrn das angenehmste.

Der heilige Hermas.

Der heil. Hermas, ein Schüler der Apostel, welcher in seinen Schriften lehrt, daß jeder Mensch einen Engel habe, der ihn schütze, und einen Teufel, der ihn versuche, erkannte das Fasten als das beßte Mittel, um den Versucher stets zu besiegen, und den Schutzengel immer an der Seite zu bewahren. Darum empfiehlt er aber auch das Fasten äußerst nachdrücklich, besonders das Fasten mit Almosengeben. Er schreibt hierüber also: „Thue in deinem Leben nichts Böses, sondern diene Gott mit reinem Herzen! Wenn du das thust, so verrichtest du ein großes und Gott wohlgefälliges Fasten. — An dem Tage, an welchem du fastest, koste nichts als Brod und Wasser, und wenn du den Betrag der Speise, die du an solchen Tagen genossen haben würdest, berechnet hast, so sollst du ihn bei Seite legen, und ihn einer Wittwe, einem Waisen oder Armen geben! — Ein so gehaltenes Fasten ist gut und dem Herrn angenehm. — Besser ist's, du kaufst durch Almosen Seelen, als daß du Aecker kaufest." (In vita.)

Was ist besser, Fasten oder Arbeiten?

„Fasten ist doch ein recht gutes Werk!" sagte einer der Einsiedler. — „Ei!" sprach ein Anderer, „Arbeiten ist noch ohne Vergleich besser." — Ein Dritter sagte: „Almosengeben ist das Beßte — wenn ihr, um es geben zu können, fastet und arbeitet." (Blumen der Wüste, S. 108.)

6) Sollen wir fasten ohne besondere Auswahl von Speisen. Wer an Fasttagen nur nach Leckerbissen hascht oder sich solche Fastenspeisen zubereiten läßt, die seinem Gaumen mehr zusagen, als die Fleischspeisen, der fastet nicht.

Abtödtung des Gaumens.

Als einst der heil. Franz von Sales bei dem Bischofe Johann Peter Camus von Belley zu Tische saß, und eine sehr wohlschmeckende und feine Speise vorgesetzt wurde, bemerkte Letzterer, daß Franz von Sales diese Speise ganz sachte in eine Ecke des Tellers schob und statt derselben eine geringere aß. Da sprach der Bischof von Belley: „Ertappe ich Sie einmal! Wo ist nun das Gebot des Evangeliums: Esset, was euch vorgesetzt wird!?" — Sales erwiderte aber sehr freundlich: „Sie wissen nicht, daß ich als ein Landmann einen Bauernmagen habe. Ich bedarf fester und derber Kost, sonst werde ich nicht satt. Leckereien dieser Art nähren mich nicht." — „Lieber Vater!" versetzte Camus, „das ist nur leere Ausflucht; unter solchen Vorwänden verbergen Sie Ihre Strenge und Abtödtung." — „Wahrlich!" antwortete Sales, „es ist hier nicht die mindeste Ausflucht; ich rede aufrichtig und unbefangen. Um aber noch freimüthiger und ohne alle Verstellung zu sprechen, will ich es gar nicht läugnen, daß feine und köstliche Speisen mir besser schmecken, als grobe. Freilich würde ich mich weder nach eingesalzenem Fleische noch nach Gewürzen und andern Reizmitteln umsehen, um die Trinklust rege zu machen; denn wir Savoyarden *) sind ohnedieß der Flasche nicht abhold; allein da man sich zu Tische begibt, mehr um sich zu nähren, als der Sinnlichkeit, dem Gaumen zu fröhnen, so greife ich nach Solchem, was meiner Erfahrung nach mich besser nährt, und was ich am Beßten vertragen kann. Denn Sie wissen wohl, daß man essen soll, um zu leben, nicht aber leben, um zu essen, d. h. die guten Bissen und die verschiedenen Schüsseln mit aller Aufmerksamkeit des Geistes zu mustern. — Aber lassen Sie mir nur Zeit, und Sie sollen sehen, daß ich Ihrer glänzenden Tafel Ehre machen werde! Denn habe ich einmal mit gröberen und nahrhafteren Speisen den Grund gelegt, dann will ich denselben mit den köstlichen Gerichten bedecken, die Sie mir vorsetzen zu lassen so gütig sind." — Bei mehreren Gelegenheiten wiederholte der Heilige hinwieder den Ausspruch des

*) Bewohner von Savoyen. Der heilige Franz von Sales war einem alten adeligen Geschlechte Savoyens entsprossen.

Evangeliums: „Esset, was euch vorgesetzt wird!" (Luk. 10, 8.) und zog daraus den Schluß: es sei größere Abtödtung, wenn man sich im Essen und Trinken nach dem Geschmacke Anderer richtet, als wenn man immer das Schlechtere wählt. Oefters sei es der Fall, daß die köstlichsten Speisen nicht nach unserm Geschmacke sind, und es sei darum auch eine Art Abtödtung, die Hand darnach auszustrecken, und sie ohne Widerwillen zu genießen. Eine solche Abtödtung sei auch Niemanden lästig, als demjenigen, der sich darin überwindet. — Sales hielt es für ein Zeichen der Sinnlichkeit, bei Tische nicht nur nach einer entfernten Speise zu greifen, sondern dieselbe sogar zu verlangen, und die Speise stehen zu lassen, welche näher ist. Er sagte, man verrathe dadurch ein Gemüth, welches mit Schüsseln und Brühen beschäftigt sei. Geschehe es aber nicht, um der Sinnlichkeit zu fröhnen, sondern um absichtlich die schlechtesten Speisen zu wählen, so verrathe dieß, wenn man es vor den Augen Anderer thue, eine Ziererei, die so wenig von der Hoffart entfernt sei, als der Rauch vom Feuer. — Wie man bei einer geringen Mahlzeit von groben Speisen leckerhaft sein könne, so könne man auch bei dem köstlichsten Tische mäßig sein und Abtödtung üben. Wer bei der einen wie bei der andern Speise gleichgültig sei, der beweise Abtödtung des Gaumens. (Geist des heil. Franz von Sales.)

7) Endlich sollen wir aber auch auf vernünftige Weise fasten; d. h. man muß behutsam sein, daß der Geist der Klugheit das Maß der Strenge und Härte unsers Fastens erwäge, damit es nicht die Gesundheit des Leibes verderbe und ihn unvermögend mache, die Verbindlichkeiten seines Standes zu erfüllen.

Der heilige Hieronymus an die Jungfrau Demetrias.

Das Fasten ist für uns ein Gebot nicht zum Tode, sondern nur zur Buße. Darum belehrt der heilige Hieronymus die Jungfrau Demetrias, und empfiehlt ihr das Fasten nach dem Beispiele der Propheten Moses und Elias und unsers göttlichen Erlösers Jesus Christus selbst, und fügt hinzu: „Wir legen aber keine so unmäßigen Fasten und so übertriebene Enthaltsamkeit auf, daß sie deinen Leib verderben und ihn krank machen könnten; du sollst so fasten, daß die Lust des Leibes bezähmt wird, du aber nicht gehindert werdest, die heiligen Bücher zu lesen, die Psalmen zu singen und zu beten, oder auch die Nachtwachen zu halten und alle deine andern Uebungen zu verrichten." (Ep. 89. ad ipsam.)

Faste auf vernünftige Weise!

Die heiligen Väter suchen es uns durch schöne Gleichnisse deutlich zu machen, wie wir auf vernünftige Weise fasten sollen, ohne unsern Leib zu zerstören, aber auch unserer Seele nicht zu schaden.

So schreibt der heil. Ephrem: „Wenn ein Fuhrmann seine Pferde gar zu heftig zum Laufen peitscht, so werden sie in der Folge durch ein bloßes Geräusch scheu; spannt man sie dagegen lange Zeit gar nicht an, so werfen sie den Fuhrmann ab und schleifen ihn. Wenn man ein Fahrzeug auf dem Meere zu sehr beladet, so versinkt es in den Fluthen; segelt es dagegen unbeladen einher, so wird es leicht von der Macht der Winde umgeworfen. Ebenso verhält es sich mit Körper und Seele, wenn man sie zu viel oder zu wenig belastet. Es ist sohin gut, wenn Jeder so anfängt, daß er es vollbringen könne, um dabei Gott zu gefallen und sowohl sich als dem Nächsten Nutzen zu verschaffen."

Der heil. Gregor der Große: „Wir werden in dieser Welt mit unseren Versuchungen geboren, und manchmal hilft uns das Fleisch bei guten Werken, manchmal verführt es uns aber auch zu einem bösen Werke. Geben wir ihm nun mehr als sich gebührt, so nähren wir einen Feind; und geben wir ihm nicht, wessen er unumgänglich bedarf, so tödten wir einen Bürger."

Der heil. Bernhard: „Man muß den Körper halten wie einen zur Pflege anbefohlenen Kranken. Der Kranke begehrt Vielerlei; aber das Schädliche und Unnütze muß man ihm abschlagen, das Zuträgliche jedoch fleißig eingeben, wenn

er es auch nicht verlangt. Man muß mit dem Körper wie mit fremdem Eigenthume umgehen; denn er gehört dem, von welchem wir um einen hohen Preis erkauft sind, auf daß wir ihn in unserem Leibe tragen und verherrlichen." (1. Kor. 6, 20.)

Der heilige Franz von Sales: „Der Geist kann sich mit dem Körper nicht vertragen, wenn Letzterer zu stark genährt ist, und der Körper kann dem Geiste die gehörige Pflicht nicht erweisen, wenn man ihn zu sehr ausgehungert hat. Mir gefällt in Verpflegung des Leibes die Bescheidenheit; denn Gott verlangt, wir sollen ihm mit Vernunft dienen. Will der Körper zu muthig werden, und scheinen seine Kräfte über die Gebühr zuzunehmen, so kann man ihn ganz leicht und nach Belieben im Zaume halten und demüthigen; sind aber seine Kräfte ganz verloren, so kann man sie nicht mit gleicher Leichtigkeit wieder ersetzen. Es ist viel leichter, Einen verwunden, als heilen; darum muß der Geist mit dem Körper umgehen wie ein Vater mit seinem Sohne; wenn er gehorsam ist, so darf man ihn nicht unterdrücken; zeigt er sich aber widerspenstig, so muß man mit ihm verfahren, wie ein Herr mit aufrührerischen Unterthanen verfährt."

Der selige Tauler: „Der Winzer schneidet von den Reben das wilde Holz ab, weil es dem guten seinen Saft rauben würde. Ebenso sollen gute Menschen thun; sie sollen sich selbst und zwar vom Grunde heraus, von aller Unordnung beschneiden; dadurch zerbrechen sie sich weder Kopf, noch Arm und Beine. Vorher müssen sie aber das Messer ein wenig einhalten, bis sie betrachtet haben, was sie abschneiden sollen. Verstände der Winzer diese Kunst nicht, so schnitte er das edle Holz, welches Trauben bringen muß, ab, wie das schlechte, und würde auf diese Weise den Weingarten verderben. Ebenso handeln unverständige Menschen; sie lassen die Untugenden und bösen Neigungen in ihrem Herzensgrunde und schaden der Gesundheit ihres Körpers durch äußere, unbescheidene Kasteiungen und Uebungen." (Aus G. Schwab's Schönheit ꝛc. der christlichen Kirche, II. Bd. Seite 167.)

Texte ad II.: Wie man fasten soll.

a) Aus der heil. Schrift. 1) Faste in guter Absicht! „Wenn ihr aber fastet, so sollet ihr nicht traurig sein, wie die Heuchler! Denn sie entstellen ihre Angesichter, damit die Menschen sehen, daß sie fasten. Wahrlich sage ich euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen. Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit es die Menschen nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater es sieht, der im Verborgenen ist; und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten." (Matth. 6, 16—19.) 2) Faste besonders durch Abtödtung deiner bösen Neigungen und Leidenschaften! „Warum fasten wir, und du siehst es nicht an? warum demüthigen wir uns, und du achtest nicht darauf? . . . Siehe, zu Streit und Hader fastet ihr, und schlaget gottlos zu mit der Faust! Fastet nicht so, wie bisher, damit euer Rufen erhöret werde in der Höhe! Ist's denn ein Fasten, wie ich's wünsche, wenn der Mensch den Tag hindurch sich kasteit, wie einen Reif sein Haupt beugt, und in Sack und Asche liegt? Wirst du das ein Fasten nennen, und einen Tag, wohlgefällig dem Herrn? Ist nicht vielmehr das ein Fasten, wie ich's wünsche: lösen die Bande der Bosheit, losmachen die Fessel der Bedrückung, freigeben die Gedrückten, losreißen jegliche Last?" (Isai. 58, 3—7.) 3) Verbinde mit dem Fasten auch noch Gebet und Almosengeben! „Das Gebet mit Fasten und Almosengeben ist besser, als Schätze von Gold aufhäufen." (Tob. 12, 8.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Faste in guter Absicht. „Unser Fasten soll auf bescheidene Weise und in frommer, demüthiger Gesinnung geschehen; es soll dadurch unser Körper in der Art niedergehalten werden, daß der Geist sich erhebt." (S. Hieron. in epist.) 2) Mit Unterdrückung der bösen Gelüste und Leidenschaften. „Wollen wir uns auf gute Weise der Speisen enthalten, so enthalten wir uns vor Allem der Sünden! Denn was nützt es, wenn wir dem Körper die Speisen entziehen, die Seele aber mit Sünden erfüllen? Was nützt es, blaß zu sein vom Fasten, wenn wir vor Haß und Neid gelb angelaufen sind? Was nützt es, keinen Wein zu trinken, und dabei vom Gifte der Rachsucht trunken sein? Was nützt es, des Fleisches sich zu enthalten, das zum Essen da ist, und mit boshaften Verläumdungen den Mitbruder zu zerfleischen? Was nützt es, wenn wir uns von dem enthalten, was zuweilen erlaubt ist, und das thun, was niemals gestattet ist?" (S. August. serm. 64. de temp.) „Was nützt es denn, wenn der Körper vom Fasten abzehrt, die Seele aber von Stolz aufschwillt? Welches Lob werden wir verdienen durch die Blässe, die wir durch Fasten uns zugezogen, wenn wir von Neid gelb sind?" (S. Hieronymus epist. ad

Celantiam.) „Das wahre Fasten nenne ich die Enthaltung von Lastern. Denn die Enthaltung von Speisen ist deßwegen eingeführt, damit die Begierlichkeit des Fleisches bezähmt werde. Der Fastende soll vor Allem den Zorn bändigen, die unordentlichen Begierden unterdrücken, der Habsucht widerstehen und freigebig gegen Arme sein. Darauf müsset ihr bedacht sein, und nicht glauben, das Fasten bestehe nur darin, daß ihr den Tag hindurch bis an den Abend ohne Mahlzeit ausdauert." (S. Chrysost. hom. 8. in Gen.) 3) In Verbindung mit Almosen und Gebet. „In diesen drei Stücken besteht die Gerechtigkeit des Menschen in diesem Leben, nämlich in Fasten, Almosengeben und Beten. Willst du, daß dein Gebet zu Gott emporsteige, so mache demselben zwei Flügel, Fasten und Almosengeben!" (S. August. in Ps. 42.) „Es fastet nicht für Gott, sondern für sich, wer das, was er dem Leibe entzieht, nicht den Nothleidenden mittheilt, sondern es nur aufbewahrt, um es später dem Leibe zuzuwenden. Jenes Fasten nimmt Gott wohlgefällig auf, wenn du das, was du dir entziehst, den Nächsten mittheilest, so daß durch das, durch was du dein Fleisch züchtigest, der leiblichen Noth deines armen Mitbruders abgeholfen wird." (S. Gregorius.) 4) Faste aber auch auf vernünftige Weise! „Gott will, daß man ihm auf vernünftige Weise diene, nicht daß wir durch allzu geringen Genuß von Speisen uns schwächen und darnach die Hilfe der Aerzte suchen müssen." (S. Hieron. sup. 1. Tim. cap. 5.) „Durch die Enthaltsamkeit sollen die Sünden des Fleisches, nicht das Fleisch selbst vernichtet werden." (S. Greg. Magn. moral. 20. cap. ult.) 5) Ganz besonders soll man an den Fasttagen nicht bessere Speisen den einfacheren vorziehen! „Jene, die sich von den Fleischspeisen so enthalten, daß sie nach andern Speisen suchen, welche schwerer zu bereiten und dabei theurer sind, irren sehr; denn dieß heißt nicht Abstinenz halten, sondern die Schwelgerei verändern. Sie fasten nicht, um die gewöhnliche Gefräßigkeit zu vermindern, sondern um durch den Aufschub die unmäßige Gier zu vermehren; denn sobald die Zeit des Essens gekommen ist, stürzen sie über die wohlbesetzten Tische, wie das Vieh über die Krippe her, füllen den Bauch bis zum Zerplatzen und reizen den Gaumen, damit er nicht beschwichtigt werde, mit fremden und künstlich zubereiteten Gerichten. Kurz, sie verschlingen beim Essen soviel, als sie beim Fasten nicht verdauen können." (S. Augustin. serm. 209. et 210. de diversis.)

VII. Christliche Lehre.

Von den verschiedenen kirchlichen Fasttagen im Einzelnen.

I. Von der vierzigtägigen Fasten.

Fr. Warum hat die Kirche die vierzigtägigen Fasten eingesetzt?

Antw. Sie hat die vierzigtägige Fasten eingesetzt: 1) zur Nachahmung des vierzigtägigen Fastens Jesu in der Wüste; 2) zur bußfertigen Feier seines Leidens und Sterbens, das in dieser Zeit begangen wird, sowie seiner glorreichen Auferstehung; 3) zur Vorbereitung auf den würdigen Empfang der österlichen Communion; 4) um durch diese vierzigtägige Fasten gleichsam Gott dem Herrn den Zehnt unsers Lebens darzubringen.

Erläuterung. Die vierzigtägige Fasten wurde von der Kirche Gottes aus den weisesten Gründen eingesetzt: 1) zur Nachahmung des vierzigtägigen Fastens Jesu in der Wüste, was schon vor ihm auch Moses und Elias thaten. „Ehe sich unser göttlicher Erlöser," sagt der heil. Chrysostomus (Hom. 1. in genes.), „in den Kampf und in die Versuchungen einließ, welche ihm der Teufel bereitete, fastete er vierzig Tage, und gab dadurch uns Allen ein Beispiel, daß wir uns durch Fasten und strenges Leben bewaffnen müssen, um den Ueberfällen des Teufels zu widerstehen." 2) Zur bußfertigen Feier seines Leidens und Sterbens und zur würdigen Vorbereitung auf die glorreiche Auferstehung des Herrn. „Weil das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi und seine glorreiche Auferstehung," bemerkt der heil. Papst Leo (Serm. 10. de Quadr.), „zu den erhabensten Geheimnissen unserer heiligen Religion gezählt werden, so war es auch Pflicht, daß wir uns nicht nur durch Gebet und Almosengeben, sondern auch durch langes Fasten darauf vorbereiten, um würdig zu werden, diese erhabensten Geheimnisse zu feiern." 3) Zur gehörigen Vorbereitung auf die österliche Communion. „Jesus fastete vierzig Tage," sagt der heil. Hieronymus (in cap. 3. Joann.), „und uns dieses kostbare Erbe der Fasten hinterlassend — bereitet er unsere Seelen vor, das göttliche Sakrament zu Ostern würdig zu empfangen." 4) Um Gott dem Herrn gleichsam den Zehnt unseres Lebens zu entrichten. „Die vierzigtägige Fasten," schreibt der heilige Papst Gregor (Hom. 26. in Evang.), „ist der zehnte Theil aller Tage des Jahres." Da wir Gott fast alle Tage beleidigen,

sollen wir denn nicht jährlich eine gewisse Zeit auch zu seinem Dienste und zu unserer eigenen Heiligung verwenden? „Lasset uns," ruft der heil. Papst Leo (Serm. 4.) aus, „dieses starke Heilmittel der vierzigtägigen Fasten dazu benützen, die Reinheit unseres Gemüthes herzustellen!" — Von jeher war aber auch die vierzigtägige Fasten in der Kirche wie die längste, so auch die heiligste und geachtetste.

Alter der vierzigtägigen Fasten.

Es ist kein Zweifel, daß die vierzigtägige Fasten nicht schon der ältesten Zeit angehöre, und ebenso gewiß ist, daß sie zu allen Zeiten in der katholischen Kirche beobachtet wurde. Ja! sowohl dieses, als auch, daß sie von den Aposteln selbst eingesetzt wurde, bezeugen alle heiligen Väter ohne Ausnahme mit deutlichen und sicheren Zeugnissen, und selbst die gelehrtesten unter den Ketzern, die es sich zum Geschäfte machten, dem zu widersprechen, was die katholische Kirche glaubt, sind genöthigt gewesen, die Wahrheit zu bekennen. „Der apostolischen Ueberlieferung gemäß," sagt der heilige Hieronymus (epist. ad Marcellum), „beobachten wir alle Jahre ein vierzigtägiges Fasten, und fasten zur Zeit, wann es uns vorgeschrieben ist." Origenes, welcher in den ersten Jahrhunderten blühte, sagt: „Wir haben die vierzig Tage den Fasten geweiht." (Hom. in Levit.) Der heil. Basilius, welcher im vierten Jahrhunderte lebte, redet in zwei Homilien vom Fasten (Hom. 2. de jejun.), und wenn er der vierzigtägigen Fastenzeit erwähnt, so nennt er sie die festliche, auf der ganzen Erde verkündete, und sagt, daß es keinen Ort und keinen Stand gebe, in welchem sie nicht angenommen sei, und daß Alle mit Freude und Lust die Verkündigung eines so alten und heiligen Gebotes vernehmen. Der heil. Epiphanius sagt deutlich (Exposit. Fid. Cath.), daß die Kirche gewohnt war, vierzig Tage vor Ostern zu fasten, ausgenommen an den Sonntagen, an welchen man auch zur vierzigtägigen Fastenzeit nicht fasten mußte. Auf gleiche Weise sprach der heilige Papst Leo im fünften Jahrhunderte, indem er die vierzigtägige Fastenzeit die größte und heiligste nennt, welche die Gläubigen ohne Ausnahme zu beobachten verpflichtet sind. (Bressanvido, V. Bd. S. 80.)

Die vierzigtägige Fasten bei den ersten Christen.

Nach dem Zeugnisse alter Kirchenschriftsteller hielten die ersten Christen die vierzigtägige Fasten äußerst strenge. Sie nahmen täglich nur Eine Mahlzeit, und zwar am Abende nach der Vesper, indeß sie an andern Fasttagen schon um drei Uhr Nachmittags zu essen pflegten. Die Speise aber, deren sich die Christen jener Jahrhunderte bedienten, war höchst spärlich, und selbst von dieser aßen sie nur sehr wenig. Sie enthielten sich nicht nur von Fleisch und von Milchspeisen, sondern auch von sehr kostbaren Fischen und von andern köstlichen Gerichten. Sie sagten mit dem heil. Augustin: „daß, wer, wenn er sich vom Fleischessen enthalte, köstliche Fische und kostbare Lebensmittel suche, nur die Eßlust nach einer Speise mit einer andern vertausche." (Serm. 205.) Sie enthielten sich gänzlich vom Weine. „Wir fasten," sagt der heil. Cyrillus (Catech. 4.), sammt den andern heiligen Vätern, „indem wir uns vom Weine und Fleische enthalten. Jejunamus a vino et carnibus abstinentes." Ja! weil sie es für ganz gewiß annahmen, daß das Fasten nicht nur im Erdulden des Hungers, sondern auch des Durstes bestehe, so tranken sie nicht nur bei der Mahlzeit keinen Wein, sondern auch nicht einmal Wasser. In der heiligen Woche war aber das Fasten noch strenger, und man nannte dieses Xerophagia, das heißt, Fasten bei trockenen Speisen, und man erlaubte sich dabei nach dem Ausspruche des heil. Epiphanius keine andern Speisen, als Brod, Wasser und Salz. (In Exposit. fidei, n. 22.) — Damals wußte man nichts von Ausnahmen; selbst bei den Alten fand das Fasten keine Schwierigkeit. Ja! der heil. Basilius hält die Alten sogar für strenger verpflichtet, weil ihnen das Fasten durch Gewohnheit weniger beschwerlich geworden sei, als Andern. Nicht einmal Kinder waren ausgenommen; und das Fasten war, wie der Heilige sagt, wie ein befruchtendes Wasser, welches jene zarten Pflanzen begoß, und das den Wandernden zur Erquickung

und zum getreuen Geleiter auf ihren Wegen diente; es war den Jungfrauen ein Beschützer ihrer Keuschheit, den Eheleuten ein Mittel zur Enthaltsamkeit, den Jungen und Kräftigen ein Zügel ihrer Begierlichkeit, es war mit Einem Worte, schließt der Heilige, für die Personen aller Stände nützlich. (Hom. 2. de jejun.) — Die Arbeit, die Mühen und Anstrengungen waren bei der Ausübung der Handwerke auch damals und vielleicht noch mehr als gegenwärtig die gemeinschaftliche Beschwerde Aller. Ihr Lebensunterhalt war die Frucht der Thätigkeit ihrer Hände; nach dem Grundsatze des Apostels wurde, wer nicht arbeiten wollte, mit Entziehung der Speisen bestraft. „Si quis non vult operari, non manducet!“ (2. Thess. 3.) In jenen glückseligen Zeiten gab es keine Standespersonen, die sich nur durch Reichthümer oder Adel unterschieden, die es sich zur Angelegenheit gemacht hätten, in trägem Müssiggange hinzuleben, ohne je etwas zu thun, die keine andere Beschäftigung gehabt hätten, als spazieren zu gehen, oder die Zeit mit Unterhaltungen, bei Nachtgelagen, in Theatern, bei Festlichkeiten, Tanzgesellschaften und auf öffentlichen Plätzen zuzubringen. Alle hatten sie ihre Mühen in ihrem Stande. Und dennoch verbanden sie mit ihren Arbeiten die genaueste Beobachtung der vierzigtägigen und andern Fasten; es fiel ihnen gar nie ein, daß ihnen die körperliche Anstrengung, die Zärtlichkeit ihrer Leibesbeschaffenheit, ein sehr zartes oder sehr vorgerücktes Alter zur hinreichenden Entschuldigung hätte dienen können, um von dem heiligen Fastengebote befreit zu werden; ja! selbst die Fürsten und Herrscher unterwarfen sich diesem Gebote. (A. a. O. S. 99 — 101.)

Auch in der späteren und neueren Zeit begegnen uns aus dem Leben noch manche Beispiele, die der vierzigtägigen Fasten der ersten Christen würdig sind. Hiervon nur einige!

Papst Urban V. — Kaiser Justinian I.

Der Papst Urban V. aß zur Advent- und Fastenzeit nur Einmal des Tages und zwar am Abende. Er fastete bei Wasser und Brod alle Mittwoche, Freitage und Sonnabende das ganze Jahr hindurch. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. 14. Bd. S. 129.) — Der Kaiser Justinian I. schlief und aß sehr wenig. Die ganze Fasten hindurch nahm er nur jeden zweiten Tag einmal Nahrung, und zwar sehr wenige, in Salz und Essig erweichte Kräuter zu sich, ohne Wein und anderes Getränk als Wasser. (Procop. Anecdot. c. 8. 12. 17. und Lib. aedif. Justinian.)

Der strenge Beobachter der vierzigtägigen Fasten.

Ludwig XVI., der unglückliche König Frankreichs, war ein strenger Beobachter des Fastengebotes; er erlaubte sich auch nicht eine einzige Uebertretung in seinem Leben und machte niemals einen Vorwand zum Grunde der Dispens. Als er eines Tages in der vierzigtägigen Fasten zu einer Jagd Anstalten traf, holte man seine Befehle in Betreff der Stunde zum Abendessen ein. „Was Abendessen!“ antwortete der König, „sind wir nicht mehr in der Fasten?“ Man bemerkte ihm, daß die Jagd, die er vornehme, ermüdend sei, und daß er am Abend Hunger haben würde. „Die Bemerkung ist recht,“ erwiderte er; „aber meine Jagd ist kein Kirchengebot.“

Die fromme Prinzessin im Gefängnisse.

Elisabeth, Schwester des unglücklichen Ludwig XVI., theilte das Unglück ihres erlauchten Bruders. Mit der Frau Herzogin von Angoulême nach dem Tode des Königs und der Königin im Gefängnisse zurückgeblieben — bat sie mehrmals an den Fasttagen ihre lieblosen Verfolger, keine Fleischspeisen auf die Tafel zu setzen; aber diese Ungeheuer, solches Verlangen als die Folge von Vorurtheilen einer lächerlichen Erziehung betrachtend, verweigerten schnöde die Erfüllung ihres Wunsches. Einer von diesen rohen Menschen sagte eines Tages zu ihr: „Es gibt keinen Unterschied mehr in den Tagen; wir haben keine

Wochen mehr, sondern Dekaden.“ Ein Anderer antwortete ihr mit einer barbarischen Rohheit: „Liebe Bürgerin! du weißt nicht, was vorgeht; nur die Dummen halten noch das einfältige Fastengebot.“ — Von nun an drang sie nicht mehr darauf. Nichts desto weniger hielt sie, als die vierzigtägige Fasten kam, dieselbe vollkommen, obgleich der Fastenspeisen beraubt. Sie frühstückte nicht. Zu Mittag nahm sie eine Tasse Kaffee, die man ihr des Morgens brachte, und Abends aß sie nichts als Brod. In den Denkschriften der Frau Herzogin von Angoulême liest man diese interessanten Notizen. Man wird bis zu Thränen gerührt beim bloßen Gedanken an eine so zarte Prinzessin, die, von den Lustbarkeiten des ersten Hofes der Welt in ein schauderliches Gefängniß wandernd, sich während der ganzen Fasten als Nahrung mit in's Wasser getauchtem Brode begnügt, um nicht dem Gebote der Kirche ungehorsam zu sein. Können wir diesen schönen Zug von Muth und Abtödtung, von einem lebendigen und sich selbst verläugnenden Glauben eingegeben, genugsam bewundern? Welche Beschämung für diejenigen, die zufällig auf der Reise oder in andern ungewöhnlichen Umständen sich von der Fasten entbunden glauben, weil sie etwa ihr nicht ganz füglich Genüge leisten können! Wohl hat man Ursache, über dergleichen Aergernisse zu seufzen. (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838.)

Texte zur vierzigtägigen Fasten.

a) Aus der heil. Schrift. „Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er von dem Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn.“ (Matth. 4, 1 — 2.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Warum die vierzigtägige Fasten eingesetzt und wie alt sie schon sei, dazu siehe oben die treffenden Väterstellen! Hierzu noch einige: „Nicht nur vom Fasten des Moses und Elias und anderer Propheten, sondern von Christus selbst, der vierzig Tage gefastet hat, uns zu zeigen, daß das Evangelium von dem Gesetze und den Propheten nicht abweiche, hat also die vierzigtägige Fasten ihr Ansehen; und obschon wir uns keine vierzig Tage gänzlich von Speise enthalten können, wie der Herr gethan, so geziemt es sich doch, daß wir ihn nach unsern Kräften im Fasten, wie in der Demuth, Geduld, Barmherzigkeit und in der vollkommenen Liebe nachahmen, da uns gesagt wird: Lernet von mir!“ (S. Augustin.) „Bringe die vierzigtägige Fasten nicht nur im Abbruche von Speisen zu, sondern auch in der Enthaltsamkeit von allen Lastern!“ (S. Leo Magn. serm. 4 et 6. de Quadrag.) Nutzen der vierzigtägigen allgemeinen Fasten. „Das ist etwas Großes und vor Gottes Angesicht sehr Kostbares, wenn das ganze christliche Volk zumal eben dasselbe thut. . . . Obgleich es einem Jeden von uns frei steht, seinen Leib auf selbsterwählte Weise zu züchtigen und die gegen den Geist ankämpfenden fleischlichen Gelüste bald etwas gemäßigt, bald wieder strenger zu bändigen, so muß doch an gewissen Tagen von Allen ein allgemeines Fasten gehalten werden; denn dann ist die Andacht wirksamer und geheiligter, wenn die ganze Kirche in den Werken der Gottseligkeit Ein Herz und Einen Sinn hat, . . . und der kirchliche Soldat wird, obschon er in einzelnen Kämpfen sich tapfer benehmen kann, doch sicherer und glücklicher streiten, wenn er in geschlossener Schlachtordnung dem Feinde gegenübersteht, wo er sich nicht nur mit seinen Kräften allein in den Kampf einläßt, sondern unter Anführung des unüberwindlichen Königs, beigesellt der Brüderschaar, einen allgemeinen Krieg führt.“ (Idem serm. 86 et 87.)

II. Von der Fasten an Freitagen und Samstagen.

Fr. Warum hat die Kirche den Freitag und Samstag zu Abstinenztagen gemacht?

Antw. Sie hat dieß gethan zum bußfertigen Andenken an den Tod und das Begräbniß Jesu, der an einem Freitage starb, und dessen Leichnam am Samstage im Grabe ruhte.

Erläuterungen. 1) Am Freitage fastete man sowohl in der griechischen als lateinischen Kirche schon in den ältesten Zeiten. Durch dieses Fasten sollte das Andenken an das Leiden und den Tod Jesu immer lebhaft in uns erhalten und genährt werden. Wie die Kirche will, daß der Sonntag ein Tag der Freude sei, weil Christus an diesem Tage vom Tode auferstanden ist und über ihn triumphirte, so will sie auch, daß der Freitag ein Tag der Trauer, der Abtödtung und Buße sei, weil Christus an demselben litt und starb, da es wohl gerecht ist, daß wir auch an Demüthigungen und Leiden Theil nehmen müssen, wenn wir an der Gnade seiner Erlösung Antheil haben wollen. — 2) Die Fasten am Samstag ist jedoch späteren Ursprungs. Man fastete nämlich früher außer am Freitag auch noch am Mittwoch, und zwar aus dem Grunde, weil die Juden an diesem Tage den Tod

Jesu Christi beschloßen, oder die Christen fasteten am Mittwoch und Freitag, wie der heilige Clemens von Alexandrien (Lib. 7. Strom.) sagt, deßwegen, um sich von den Werken des Merkur und der Venus, d. h. vom Diebstahl und von der Wollust, zu enthalten. Späterhin trat in der abendländischen Kirche der Samstag an die Stelle des Mittwochs und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil, wie Papst Innocenz I. (Epistol. ad Decent. cap. 4.) erklärt, Christus an diesem Tage im Grabe lag, und die Apostel in ihrer tiefen Betrübniß gewiß auch an diesem Tage fasteten und zugleich, um uns auf den Tag des Herrn vorzubereiten. — An Beispielen von frommen Christen, welche die Abstinenz und Fasten am Freitag und Samstag genau beobachteten, fehlt es nicht; außer den schon in den letzten drei christlichen Lehren angeführten — nur noch zwei!

Pius V.

Pius V. war von Jugend auf daran gewöhnt worden, zweimal in der Woche zu fasten, und er behielt die Gewohnheit gewissenhaft bei, als er Kardinal und endlich Papst geworden war. Was aber die Sache eigentlich bewunderungswürdig macht, ist dieß, daß weder seine häufigen Krankheiten, noch sein hohes Alter, noch seine erdrückenden Arbeiten ihn je von dieser frommen Gewohnheit abbringen konnten. Einst, da er sehr krank war, verordneten ihm seine Aerzte Fleischspeisen und versicherten ihn, daß er anders zu seinen Kräften nicht wieder kommen könnte, als durch ihren Genuß; er aber verweigerte es, ihnen zu folgen. Da nahmen sie zur List ihre Zuflucht, ließen eine Fastenspeise mit dem ausgepreßten Safte eines Huhns vermischt bereiten und sie ihm vorsetzen. Pius aber merkte alsbald den Betrug und verschmähte die Speise. Auch in seiner letzten Krankheit brachte man ihn nicht dahin, die Fasten zu brechen; denn er erwiderte immer, daß, nachdem er so viele Jahre die Kirchengebote beobachtet hätte, er durch Gottes Gnade im Stande sein werde, dieß auch noch die kurze Zeit seines Lebens zu thun. (Dr. Herbst's Exempelbuch. II. S. 775.)

Herr von Joinville oder die strenge Buße.

Da der Herr von Joinville, Ritterhauptmann von Champagne, bekannt durch seine Frömmigkeit und Redlichkeit, in Aegypten mit dem heiligen Ludwig gefangen genommen war, wurde er beim Sultan, der ihm besondere Aufmerksamkeit schenkte, öfter zu Tische geladen. Hier aß er einstens an einem Freitage, ohne darauf zu merken, Fleischspeisen. Da kam einer von den königlichen Höflingen, der nothwendig mit ihm zu reden hatte, und sprach beim Eintritte in den Speisesaal mit dem Tone der Verwunderung: „Ach, mein Herr von Joinville! bei der Ehre Gottes! was thun Sie da?" — „Was thue ich denn Außerordentliches?" antwortete ihm Joinville. „Wie?" versetzte jener, „Sie speisen am Freitage Fleisch?" Der gute Ritterhauptmann, ganz bestürzt, legte sogleich seinen Teller auf die Erde. Der Sultan ließ sich durch einen Dolmetscher über die Ursache aufklären; und da er die Verlegenheit des Joinville bemerkte, sagte er, es würde, obgleich nach seinem Gesetze verboten wäre, am Freitag Fleisch zu essen, Gott es doch nicht übel nehmen, da dieß aus Unachtsamkeit geschehen sei. Dennoch verurtheilte sich Joinville, um sich wegen dieses unfreiwilligen Fehlers zu bestrafen, alle Freitage der folgenden vierzigtägigen Fasten mit Wasser und Brod zu fasten. — Welcher Glaube! Welcher Gehorsam gegen die Vorschrift der Kirche! Wie sehr sticht ein solches Betragen ab gegen die Unbußfertigkeit und den Ungehorsam einer zahllosen Menge von Christen in unsern Tagen! (Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838. S. 198.)

Anmerkung. In vielen Diözesen ist der Samstag kein Fast- oder Abstinenztag mehr; in ihrer Milde hat die Kirche hier und da Dispense eintreten lassen; so auch bei uns. Nun aber entsteht die Frage, was man zu thun hätte, wenn man, z. B. auf einer Reise, in eine Diözese käme, wo der Samstag ein Abstinenztag wäre? Regel ist es in diesem Falle, daß man sich nach den Bestimmungen dieser Diözese richte.

Der heilige Ambrosius an den heiligen Augustin.

Der heil. Augustin erhielt vom heil. Ambrosius zur Beruhigung seiner guten Mutter Monika zu Mailand, wo man an Samstagen nicht fastete, die

beruhigende Weisung: „Wenn ich nach Rom komme, so faste ich am Samstage; wenn ich hier bin, so faste ich nicht. So beobachte auch du den Gebrauch jener Christengemeinde, wohin du kommst, wenn du nicht willst, daß entweder du Andern zum Anstoße werdest, oder daß Andere an dir Anstoß nehmen!" (Epist. 54. alias 118.)

III. Von der Quatemberfasten.

Fr. Aus welchen Gründen hat die Kirche die Quatemberfasten angeordnet?

Antw. Sie hat die Quatemberfasten angeordnet: 1) um jede Jahreszeit durch einige Tage der Buße zu heiligen; 2) um Gott als den Urheber der Früchte entweder um gnädige Erhaltung der einzuärntenden Feldfrüchte zu bitten oder ihm für die bereits eingeärnteten zu danken; 3) um Gott den Herrn um weise und eifrige Priester und Diener in seinem Weinberge anzuflehen.

Erläuterung. Die Kirche will durch die Quatemberfasten bei uns bewirken: 1) daß wir jede Jahreszeit durch einige Tage der Buße heiligen. Wie es keine Zeit gibt, wo wir Gott nicht beleidigen, so soll es auch keine Zeit geben, wo wir uns nicht bemühen, ihn durch Buße wieder auszusöhnen. Da es nun vier Theile des Jahres gibt, so wurden in jedem derselben auch eigene Fasten eingesetzt; und da ein jeder Theil des Jahres drei Monate hat, so wurden für jeden auch drei Fasttage bestimmt. 2) Daß wir Gott als den Urheber der Früchte entweder um die gnädige Erhaltung der einzuärntenden Feldfrüchte bitten oder für die bereits eingeärnteten danken. Im Herbste sammeln wir die Früchte der Felder und Gärten ein, im Winter genießen wir sie; im Frühlinge und Sommer sehen wir ihrem Wachsthume und ihrer Reife mit Sehnsucht entgegen. Unsere Sünden machen uns aller dieser unendlichen Wohlthaten Gottes unwürdig; die Quatemberfasten sollen dieser Unwürdigkeit wenigstens in etwas abhelfen. — 3) Daß wir Gott um weise und fromme Priester und Arbeiter in seinem Weinberge bitten. In diesen Zeiten nehmen die Bischöfe sehr häufig die Priesterweihen vor. Da es nun um einen Priester nach dem Herzen Gottes eine der kostbarsten Gaben, eine der vorzüglichsten Gnaden ist, so sollen wir in diesen Quatemberfasten zu Gott flehen, er möge sein Licht ausgießen über die Bischöfe, damit sie nur würdigen und frommen Männern die Hände auflegen.

Ursprung und Alter der Quatemberfasten.

Schon die Juden fasteten in den vier Jahreszeiten, wie wir aus dem Propheten Zacharias (8, 19.) wissen. Diesem Beispiele folgten nachmals auch aus freiem Antrieb fromme und eifrige Christen, und zu den Zeiten des Papstes Leo (440—461) finden wir die Quatemberfasten schon in Rom als allgemein üblich. Nachmals verbreitete sie sich von da aus in der ganzen Kirche. Die alten Deutschen nannten sie Fronfasten oder Wyh-, d. h. Weihfasten. Fron oder Frohn ist soviel als Herr. Diese Fasten hießen so, entweder, weil sie dem Herrn gewidmet sind, oder weil zu diesen vier Zeiten die Frohnzinsen abgetragen werden mußten. — Wyh- oder Weihfasten sollen sie heißen, weil die größeren Weihen in diesen Zeiten ertheilt wurden. — In Frankreich und Deutschland wurde die Quatemberfasten besonders durch den heiligen Bonifazius verbreitet, der in seinen Satzungen befiehlt, die Pfarrer sollen das Volk zur Haltung der gesetzlichen Quatemberfasten in den Monaten März, Juni, September und Dezember ermahnen. (Stat. 30. tom. I. Concil. Germ. pag. 74.) Karl der Große wiederholt diese Verordnung in seinem Capitular vom Jahre 769; aber erst durch die Synode zu Mainz 813 scheint diese Quatemberfasten in den deutschen und französischen Diözesen gesetzliche Geltung erhalten zu haben. (Binterim's Denkwürdigk. V. Bd. II. Abth.)

IV. Von den Vigilfasttagen.

Fr. Wozu hat die Kirche die Vigilfasten eingesetzt?

Antw. Sie hat die Vigilfasten eingesetzt, damit wir uns zur würdigen Feier der folgenden Feste im Geiste der Buße vorbereiten.

Geschichtliche Zusammenstellung über die Vigilfasten.

Die Vigilien sind nicht eine bloße Abstammung des ehemaligen nächtlichen Gottesdienstes in den Zeiten der Verfolgung, sondern eine Vorbereitung und der erste Eingang zum Feste. In den ersten Zeiten hatten alle feierlichen Feste ihre Vigilien. Die Gläubigen kamen am Vorabende des Festes an dem Orte, wo das Fest gefeiert werden sollte, zusammen, bereiteten sich durch Gebete, Vorlesungen, Anhörung des göttlichen Wortes und durch Nachtwachen vor (daher auch die Benennung Vigilie oder Nachtwache), und gingen dann wieder für eine kurze Zeit auseinander, bis die Stunde gekommen war, wo der festliche Gottesdienst anfangen sollte. Ohne Zweifel thaten dieß die ersten Gläubigen zur Nachahmung unsers göttlichen Erlösers (Luk. 6.), der die ganze Nacht im Gebete zu Gott zubrachte. Sonach war diese fromme Sitte allerdings sehr löblich und heilsam. Weil es jedoch keine, auch noch so heilige, Handlung gibt, die der höllische Feind nicht zu entweihen und zum Bösen zu kehren sucht, so fing die Liebe und der Eifer der ersten Christen an, zu erlöschen, die Bosheit nahm überhand, und aus diesen nächtlichen Zusammenkünften und Wachen entstanden viele schreckliche Mißbräuche; insbesondere benützte man jene Zwischenzeit, wo man nach Beendigung der Vigilie auf den Beginn des Gottesdienstes warten mußte, zu schändlichen Ausschweifungen. Man tanzte und sprang in dieser Ruhezeit nicht nur in den nächstgelegenen Häusern, sondern auch in den Hallen und Umgängen der Kirche, ja! in der Kirche selbst. Dieser Mißbräuche wegen fühlte sich der Eifer der Päpste und Bischöfe veranlaßt, die Vigilien gänzlich zu verbieten, wie dieß aus verschiedenen Concilien erhellt. So wurden die Nachtwachen abgeschafft, und nur das Fasten erhielt sich. (Binterim's Denkwürdigkeiten, V. Band. II. Abtheil., und Bressanvido, Katechese, V. Bd. I. Abtheil.)

Texte ad II — IV.: Von der Fasten am Freitag und Samstag, von der Quatember- und Vigilfasten.

a) Aus der heiligen Schrift. „Heiliget das Fasten!" (Joel 1, 14.) „So spricht der Herr der Heerschaaren: Das Fasten des vierten, das Fasten des fünften, das Fasten des siebenten und das Fasten des zehnten Monats soll dem Hause Juda zur Freude, zur Lust und zu herrlichen Festtagen werden; nur liebet Wahrheit und Frieden!" (Zachar. 8, 19.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. 1) Die wöchentlichen Fasttage. „Die Christen fasteten auch am Mittwoche und am Freitage, sich dadurch zu erinnern, daß sie sich von den Werken des Merkur und der Venus, d. i. von Diebstahl und Wollust, enthalten sollen." (Clem. Alexand. lib. 7. Strom.) „Man fastete, weil nämlich am Mittwoche die Juden übereinkamen, Jesum zu tödten, — und weil er am Freitage litt." (S. August.) „Man hat die Fasten am Samstag eingeführt, weil an diesem Tage der Leib Jesu Christi im Grabe lag." (S. Innoc. epist. 11. c. 4. ad Decentium Episcopum.) 2) Quatemberfasten. „Wir feiern die Frühlingsfasten in der Quadragesima, die Sommerfasten in der Pfingstwoche, die Herbstfasten im siebenten Monate, die Winterfasten in jenem, welcher der zehnte Monat ist." (S. Leo Pap. tom. 1. oper. pag. 59.) 3) Vigilfasten. „Wir sollen bei den Vigilien den Magen nicht durch viele Speisen belästigen, sondern uns vielmehr durch Enthaltsamkeit vorbereiten, da wir (am folgenden Tage) göttliche Geheimnisse feiern." (S. Nicetius de Vigiliis.)

IV. Gebot der Kirche:

„Du sollst deine Sünden alle Jahre wenigstens Einmal deinem verordneten Priester beichten und zur österlichen Zeit das heiligste Sakrament des Altars empfangen."

VIII. Christliche Lehre.

Von der Einmaligen, sowie öfteren Beicht im Jahre.

Fr. Was gebietet uns die Kirche in diesem vierten Gebote?

Antw. Sie gebietet uns, wenigstens Einmal im Jahre einem zum Beichthören bevollmächtigten Priester unsere Sünden gültig zu beichten, und wenigstens Einmal im Jahre und zwar in der österlichen Zeit die heilige Communion würdig zu empfangen.

Erläuterung. Das vierte Kirchengebot zerfällt sonach in zwei Theile: 1) in das Gebot, wenigstens Einmal im Jahre gültig zu beichten, und 2) zur österlichen Zeit zu communiciren. Wir nehmen die beiden Theile durch und sprechen zunächst von der Einmaligen und öfteren Beicht im Jahre.

I. Von der Einmaligen Beicht im Jahre, und vom seltenen Beichten.

Fr. Genügen wir dem Gebote der Kirche, wenn wir jährlich nur Einmal beichten?

Antw. Dem Buchstaben nach allerdings.

Erläuterung. Dieses Gebot der Kirche wurde nur durch die allmählich eintretende Lauheit der Christen nothwendig; in den schönern und bessern Zeiten der Kirche bedurfte man eines solchen Gebotes nicht. Die Christen gingen oft und gerne zur heiligen Beicht. Erst im Jahre 1215 unter Papst Innocenz dem Dritten sah sich die Kirche zu dieser Verordnung veranlaßt.

Die Verordnung von der jährlichen Beicht.

Sie ward gegeben auf der allgemeinen, vierten Lateranischen Kirchenversammlung und lautet, wie folgt: „Jeder Gläubige, beiderlei Geschlechtes, beichte, nachdem er zu den Jahren gekommen ist, wo er gehörig unterscheiden kann, alle seine Sünden getreulich wenigstens Einmal im Jahre — dem eigenen Priester, und befleiße sich, die aufgegebene Buße nach Kräften zu erfüllen! Dann soll er wenigstens zu Ostern ehrerbietig das Sakrament des Abendmahls empfangen, wenn er nicht etwa nach dem Gutachten des eigenen Priesters, wegen einer vernünftigen Ursache, es für rathsam hält, vom Empfange desselben eine Zeit lang sich zu enthalten! Kommt er dieser Verordnung nicht nach, so verwehre man ihm im Leben den Eintritt in die Kirche, und nach dem Tode erhalte er kein christliches Begräbniß! Es soll dieser heilsame Beschluß öfter in den Kirchen bekannt gemacht werden, damit Niemand durch blinde Unwissenheit die Hülle einer Entschuldigung vorschütze!" (Can. 21.)

Fr. Werden wir durch die Einmalige oder seltene Beicht im Jahre unser Seelenheil besonders fördern?

Antw. Dieß wird schwerlich der Fall sein; am Wenigsten aber bei Gelegenheits- und Gewohnheitssündern.

Erläuterung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es um die Einmalige oder seltene Beicht im Jahre eine bedenkliche Sache sei. Wie sieht es in einem Zimmer aus, welches alle Jahre nur Einmal ausgeweißt oder gar nur Einmal ausgeputzt wird? Wie bei einem Menschen, der nur alle Jahre Einmal oder höchst selten seine Kleider wechselt und reinigt? Wer zahlt wohl leichter seine Schulden, der sie ein ganzes Jahr lang zusammen kommen läßt, oder der sie alle Monate bezahlt? O! um die Buße ist es eine ernste Sache; und diese Kunst zu erlernen, kostet viele Uebung. Wie soll also ein veralteter Gewohnheits- oder

Gelegenheitssünder, der alle Tage, ja! alle Stunden Sünden auf Sünden häuft, durch eine Einmalige Beicht in einen andern Menschen umgewandelt werden?! Ein solcher sieht gewöhnlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr, d. h. er erkennt vor lauter Sünden seinen Seelenzustand nicht; und so kann man sagen: Jene, die nur Einmal beichten, beichten äußerst selten recht; sie thun es meistens nur aus Noth und Zwang, und darum ohne Andacht und Reue. Gottes Gnade weicht von solchen Sündern, weil sie manche Mahnung zur Buße während des Jahres unbenützt lassen; sie gehen ihrem Verderben entgegen und sterben nicht selten in Unbußfertigkeit.

Traurige Folgen der seltenen Beicht.

Gott klopfte einst bei einer geistreichen Seele an und verlangte von ihr, ihm die Pforte zu öffnen. Da sie sich aber saumselig zeigte und nicht aufstehen wollte, ihn in ihr Herz einzulassen, wich er von ihr. Kläglich mußte sie bekennen: „Ich suchte, aber ich fand ihn nicht; ich rief, aber er antwortete mir nicht.“ (Hohel. 5, 6.) . . . So ergeht es dem Sünder. Gott ladet ihn das Jahr hindurch oft zur Bekehrung ein; er aber verachtet die Stimme Gottes und verschiebt das Aufstehen von seinem Sündenfalle bis zur jährlichen Beicht. Darum weicht Gott mit seiner Gnade von ihm. „Eine Sünde,“ sagt der heil. Gregor, „welche nicht alsbald durch die Buße getilgt wird, zieht andere Sünden nach sich, und zwar als Strafe. Wer nicht beweinen und bessern will, was er gethan hat, wird Sünde auf Sünde häufen.“

Ja! solche Sünder gehen oft blindlings dem Verderben zu. . . . Was war Ursache, daß Absolon mit den Haaren an einem Eichbaume, unter welchem er auf einem Maulthiere durchritt, hangen blieb und mit einer Lanze durchstochen wurde? „Er ließ sich,“ sagt die göttliche Schrift, „die Haare des Jahres nur Einmal abscheeren“ (2. Kön. 14, 16.); und dieß gereichte ihm dann zum Verderben.

Auf ähnliche Weise dürfte es wohl Jenen ergehen, die jährlich nur Einmal beim Beichtgerichte erscheinen. Ihre Sünden wachsen so an, daß sie dieselben weder mehr recht zählen, noch beichten können. Ihre böse Gewohnheit nimmt so zu, daß sie fast außer Stand sind, sich davon loszumachen. Gottes Gnade mindert sich mehr und mehr; und so wird es denn höchst schwer, in der Folge wahre Buße zu wirken, ohne welche der ewige Untergang folgt. (Vgl. Zwickenpflug's kathol. Christenlehren. 7. Bd. S. 280 ff.)

Die zu lange aufgeschobene Beicht.

Wie gefährlich für das Seelenheil es sei, das Beichten von einem Tag auf den andern zu verschieben, zeigt nachfolgendes Beispiel: „Ein großer Sünder, der sein Leben in einer Gewohnheit der gräulichsten Ausschweifungen zugebracht hatte, ward gefährlich krank. Ein frommer Priester, der ihn liebte, besuchte ihn und wollte ihn bereden, endlich auf sein Seelenheil zu denken. Der Kranke gab ihm keine Antwort. Der Priester stellte ihm die Gefahr vor, in der er wäre, und ermahnte ihn zur Beicht. »Ja, ja!« sagte er endlich, »ich will beichten;« aber er schob es immer auf. Der Priester, vom heiligen Eifer beseelt, drang noch heftiger in ihn. »Nun, so sei es gleichwohl!« versetzte der Kranke; »kommen Sie morgen! da werde ich Ihnen beichten.« Am andern Morgen stellte sich der Priester ein; und da sie allein waren, machte er das Kreuzzeichen und wollte die Beicht anfangen. Eine geraume Zeit sagte der Kranke kein Wort; endlich sprach er mit einer fürchterlichen Stimme die schrecklichen Worte der heiligen Schrift (Psalm 111.) aus: „Peccator videbit et irascetur;“ das heißt in deutscher Sprache: »Der Sünder wird seine Augen öffnen und erbittert sein.« Im nämlichen Augenblick steckte er seinen Kopf unter die Decke und verbarg sein Gesicht, ohne weiter zu reden. Der Beichtvater deckte ihn auf und sagte: »Nun ist nicht mehr Zeit, die Sache zu verschieben, sondern ohne Verzug zu beichten.« — »Ja, ja, mein Vater!« gab er zur Antwort, »ich will beichten;« und setzte zugleich in jenen Worten fortfahrend, die schaudervollen Worte bei: „Dentibus suis fremet et tabescet;“ welches heißt: »Der Sünder wird mit seinen Zähnen knirschen und

beben vor Wuth;“ und wie das Erstemal, so verbarg und versteckte er sich jetzt wieder im Bette. Der Beichtvater deckte ihn wieder auf, und beschwor ihn mit Thränen, auf Gott und seine Beicht zu denken. „Ja, ja!“ sagte er abermal, „wir wollen beichten;“ versteckte dann sein Angesicht zum dritten Male, vergrub sich mit verwirrten Blicken noch tiefer in's Bett und rief: „Desiderium peccatorum peribit;“ das heißt: „Der Wunsch des Sünders wird vereitelt.“ Der Beichtvater deckt ihn nun das dritte Mal auf, und wie wird er betroffen! — er findet ihn todt.“

Lernet aus dieser Geschichte, wie übel Diejenigen thun, die ihre Beichten immer aufzuschieben suchen, die immer nur das Wort im Munde führen: morgen, morgen! — Gott ist freilich langmüthig und voll Erbarmung; er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe; aber vergessen sollet ihr niemals, daß er auch gerecht ist, und daß seine Rache gegen den Sünder losbricht; und wehe dann dem Unbußfertigen! — (Aus Beaudrand's geistlichen Schriften.)

II. Von der öfteren Beicht im Jahre.

Fr. Soll man nun öfter im Jahre zur heiligen Beicht gehen?

Antw. Ja; wer nicht bloß den Buchstaben des Kirchengebotes, sondern die Absicht der Kirche und sein eigenes Seelenheil berücksichtigt, der wird öfter im Jahre zur heiligen Beicht gehen, und zwar so oft, als es sein Seelenzustand erfordert.

Erläuterung. Die Kirche setzt bei diesem Gebote ausdrücklich das Wörtlein bei: „wenigstens Einmal;“ sie gibt dadurch zu verstehen, daß sie wünsche, man möge im Jahre öfter, ja recht oft zur heiligen Beicht gehen. Wer ein folgsames Kind dieser heiligen Mutter, ein treuer, wahrer Katholik sein will, wird diese Sprache der Kirche wohl verstehen und fleißig befolgen, um so mehr, als dieß zu seinem eigenen Seelenheile besonders ersprießlich ist. Nicht zu verkennen ist, fürwahr! der Nutzen der öfteren Beicht. 1) Wie schön sieht es nicht in jenen Wohnungen und Zimmern aus, wo recht oft, ja alle Tage gereinigt und geputzt wird! Da sieht man keine Spinnengewebe, keinen Schmutz; Alles ist reinlich und freundlich anzuschauen. Dasselbe wird auch bei einer Seele der Fall sein, die oft im Beichtgerichte sich reinigt. Sollte man auch keine Todsünden haben, — an läßlichen Sünden wird es gewiß nicht fehlen. Man reinigt ja auch die Kleider nicht bloß vom Schmutze, sondern auch vom Staube. — 2) Wer ein bedeutendes Geschäft hat, hält sich ein Tage- oder Notizenbuch, in welches er jeden Kreuzer einschreibt, den er ausgibt und einnimmt. Das hat sein Gutes; denn so fällt ihm die Hauptrechnung des Jahres nicht schwer. Gerade so ist's bei Einem, der öfter beichtet. Es entwischt ihm nicht leicht eine bedeutendere Sünde; ja! er ist immer auf sich aufmerksam und muß denken: der Monat oder die Woche geht zu Ende; ich muß beichten, ich muß also Rechnung führen, wenn ich nicht zuletzt bankerott werden will mit meiner Seele. Immer muß er denken: Wozu mein vieles Beichten, wenn ich nicht besser werde? Diese und ähnliche Gedanken müssen den Menschen nothwendiger Weise auf bessere Wege bringen; er muß immer mehr Abscheu vor der Sünde, immer mehr Lust zum Guten bekommen u. s. f.

Die öftere Beicht ist uns nothwendig.

Wer öfter sündigt, soll auch öfter büßen! — Der Prophet Elisäus rieth dem Kriegsfürsten Naaman, er solle sich, um von seinem Aussatze gereinigt zu werden, siebenmal im Flusse Jordan waschen. (4. Kön. 5, 10.) . . . Der Aussatz bedeutet nach den heiligen Vätern die Sünden, das Wasser des Jordans das Sakrament der Buße; und hier müssen wir von den Sünden gewaschen und gereinigt werden. . . Siebenmal mußte sich Naaman waschen, ehe der Aussatz vollkommen gewichen ist; „eben so oft,“ sagt ein alter Lehrer, „als Tage in der Woche sind; und dieß deßhalb, um uns zu verkünden, daß uns die Buße fast täglich nothwendig ist.“

Der Bußgeist in früherer Zeit.

In den schöneren und besseren Zeiten der Kirche erkannten die Gläubigen gar wohl die Nothwendigkeit und den Nutzen der öfteren Beicht. Sie nahmen daher oft ihre Zuflucht zum Sakramente der Buße. Sie begannen ihre Hauptunternehmungen damit, daß sie ihre Seele in diesem heilsamen Bade reinigten.

Sie hatten die Gewohnheit, zu beichten, ehe sie auf Reisen gingen, ehe sie in einen frommen Stand traten, ehe sie eine Pilgerfahrt machten, selbst ehe sie in den Militärstand gingen. — „Es war Gebrauch in England," sagt ein alter Schriftsteller, „daß der, welcher sich dem Kriegsdienste weihen sollte, Tags vorher Abends den Bischof oder einen Priester besuchte; daß er ihm alle seine Sünden mit den Gefühlen der Zerknirschung beichtete, und wenn er absolvirt war, die Nacht in der Kirche unter Gebet und demüthiger Betrübniß vor Gott zubrachte. Des andern Tages legte er, ehe er die Messe anhörte, seinen Degen auf den Altar, und der Priester that ihm denselben nach dem Evangelium unter Segnungen um. Er communicirte dann bei der Messe und ward Soldat." Dasselbe geschah auch in Frankreich. Waren unsere Väter so fromm, wenn es sich darum handelte, die Waffen zu ergreifen, so waren sie es nicht minder bei drohenden Gefahren, im Dienste des Vaterlandes das Leben zu verlieren. Den Tag vor der Schlacht brachten sie Nachts im Beichten zu. Die guten Christen bilden die guten Soldaten. Ein berühmter Marschall beichtete in der Nacht vor dem Tage, wo er getödtet ward. (Gaume.)

Die frommen Büßer.

Wie oft man beichten müsse, das hängt von dem Seelenzustande des Einzelnen ab; es ist das beßte, wenn man sich hierin an den Rath eines frommen Beichtvaters hält. Brave Katholiken beichten gewöhnlich alle Monate und an den höhern Festtagen, ja! wenn es noth thut, sogar alle Wochen — und nach jeder schweren Versündigung. Bestimmte Vorschriften gibt es hier nicht.

Der heilige Chrysostomus (Hom. 10. in Matth.) ermahnte seine Zuhörer, so oft zu beichten, als sie Gott durch Sünden beleidigen. „Ich bin," sprach er, „Tag und Nacht bereit, euch Beicht zu hören. Sollte es aber geschehen, daß Jemand des Nachts sündigt, so kommet und wecket mich aus dem Schlafe auf, und ich will eure Beicht anhören!" — Chrodegang, Bischof zu Metz, der im Jahre 757 starb, forderte alle Gläubigen seiner Diözese auf, dreimal im Jahre, nämlich zu Weihnachten, zu Ostern und am Johannesfeste zu beichten. — Ludwig IX., König von Frankreich, pflegte an jedem Freitag zu beichten, und sich nach der Beicht, wie es damals bei den Büßern Sitte war, zu geißeln. — Der Papst Clemens VIII. beichtete an jedem Abende dem frommen Kardinal Baronius und las täglich die heilige Messe mit einer Andacht, die oft in Thränen ausströmte. Er wollte auch Andern die Gelegenheit verschaffen, ihre Sünden zu beichten; er setzte sich deßhalb selbst öfters in den Beichtstuhl und hörte ohne Unterschied Alle, die sich näherten. — Auch der heilige Karl von Borromä, Kardinal und Erzbischof von Mailand, der heil. Franz von Sales, Bischof von Genf, pflegten wochentlich, und ihre Domestiken monatlich zu beichten. — Vom heiligen Franz von Xavier lesen wir, daß er, wenn er einen Priester haben konnte, an jedem Tage mit der größten Reue, Zerknirschung und Demuth beichtete. Das war ein heiliger Mann, und doch wußte er alle Tage etwas zu beichten; wir aber, die wir nichts weniger als heilig leben, schreien Zeter, wenn wir öfter als einmal beichten sollen, und rufen: „Was sollen wir denn immer beichten?" — Wie sehr werden durch diese Beispiele jene lauen Christen beschämt, die jährlich nur Einmal zum Beichtstuhle gehen! Und deren Zahl ist, leider! nicht gering. Man dürfte in mancher Pfarrgemeinde versucht sein, jene Worte zu wiederholen, welche einst ein würdiger Pfarrer am heiligen Osterfeste zu seinen Pfarrkindern sprach: „Da seid ihr in großer Anzahl zugegen; es ist das gut. Aber warum sieht man euch am nächsten Sonntage nicht mehr? Am Ostertage seid ihr Christen; warum seid ihr es nicht das ganze Jahr hindurch? Dauert euer Glaube nur Einen Tag?"

Halte auch deine Untergebenen zur öfteren Beicht an!

Ludwig IX., König von Frankreich, ermahnte auf seiner Rückreise von Palästina Jedermann auf dem Schiffe, selbst die Matrosen, die heilige Beicht

zu verrichten. Er setzte hinzu: „Fürchtet euch nicht, daß während der Beicht der Seedienst leiden werde! Ich selbst will indessen statt desjenigen, der da beichtet, die Arbeit verrichten, selbst das Ankerseil winden oder sonst wo zugreifen.“ Diese Worte wirkten so auf die Seeleute, daß manche, die seit mehreren Jahren an die Beicht nicht einmal dachten, mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Bekehrung ihr Sündenbekenntniß ablegten, und sich mit Gott aussöhnten. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. 13. Bd. S. 81.)

Texte über seltene und öftere Beicht.

a) Aus der heil. Schrift. Beichte oft und verschieb deine Buße nicht von einem Tag auf den andern! „Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verschieb es nicht von einem Tag auf den andern! Denn plötzlich kommt sein Zorn und wird zur Zeit der Rache dich verderben.“ (Sir. 5, 8—9.) „Heute, wenn ihr Gottes Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“ (Ps. 94, 8.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Beichte oft! „Was nützt es, die Beicht lange zu verzögern oder die heilige Communion zu verschieben? Reinige dich ungesäumt, speie schnell das Gift aus, eile, die Arznei zu empfangen; und du wirst dich besser fühlen, als wenn du lange verziehst!“ (Imitat. Christi, lib. 4. cap. 10. n. 4.) „Wenn in deinem Hause Feuer ausbricht, da schreist du schnell um Hilfe; und wenn in deinem Herzen die Gluth der Sünde lodert, sollst du da lange zögern und nicht zum Beichtgerichte eilen, auf daß dieses unreine Feuer gelöscht werde?“ (S. Bern. Sen. tom. 4. serm. 20.) Seltene Beicht. „Jenen, die ihre Beicht immer verschieben, pflegt es oft zu gehen wie den Igeln, welche aus Furcht vor den Stacheln der Jungen die Geburt derselben immer länger hinauszuschieben suchen, bis die Leibesfrucht immer mehr anwächst, und dadurch die Geburt schmerzhafter wird oder wohl gar der Mutter den Tod herbeiführt.“ (Marchant. hort. past. tract. 5. lect. 8.) „Die allergerechteste Strafe ist es, daß derjenige, welcher recht zu beichten vernachläßigt hat, da er es hätte thun können, die Gnade der wahren Buße nicht mehr erhalten wird, da er wird büßen wollen.“ (S. August.)

IX. Christliche Lehre.

Von der österlichen und öfteren Communion.

Fr. Was verlangt die Kirche im zweiten Theile ihres vierten Gebotes?

Antw. Sie verlangt, daß alle Gläubigen beiderlei Geschlechtes, wenn sie zu den Jahren der Vernunft gelangt sind, wenigstens zur österlichen Zeit die heilige Communion empfangen sollen.

Einführung dieses Gesetzes.

In den ersten Zeiten der Kirche empfingen die Gläubigen täglich das heilige Abendmahl; denn „sie verharrten, nach der Versicherung des heil. Lukas (Apostelgesch. 2, 26.), im Brodbrechen“. Lange noch herrschte der Gebrauch, daß der Priester täglich, nachdem er selbst beim heiligen Opfer den Leib des Herrn genommen hatte, sich zum anwesenden Volke wendete mit den Worten: „Kommet, Brüder! zu communiciren!“ Hierauf gingen Alle zum Tische des Herrn, die bei der Consecration des Abendmahls gegenwärtig waren. Der heilige Hieronymus (Epist. 50.) z. B. behauptet, daß zu seiner Zeit in Rom der Brauch bestand, daß die Gläubigen, so oft sie in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnten, jedesmal die heilige Communion empfingen. Zur Zeit des heil. Basilius war es üblich, das heilige Abendmahl wenigstens viermal in der Woche zu empfangen. „Es ist zwar vortrefflich und heilsam,“ sagt dieser heilige Lehrer (Epist. ad Caesar. Patriciam), „den heiligen Leib Jesu Christi täglich zu empfangen; aber bei uns ist es Sitte, nur viermal die Woche hindurch zum Tische des Herrn zu gehen, nämlich am Sonntag, Mittwoch, Freitag und Samstag; überdieß an jenen Tagen, auf welche das Fest eines Martyrers fällt, sie mögen was immer für Tage in der Woche sein.“ In der Folge der Zeit, als die Kirche zwar an Zahl zugenommen, wegen der Fleischlichgesinnten aber an

Heiligkeit abgenommen hatte, wurde festgesetzt, daß Jene, welche können, an den Sonntagen communiciren sollen; und bei der noch immer mehr zunehmenden Lauheit der Gläubigen verordnete der Papst Fabian, wenigstens dreimal des Jahres, nämlich an den drei Hauptfesten: Ostern, Pfingsten und Weihnachten, das heilige Abendmahl zu empfangen, bis endlich der vierte Kirchenrath zu Rom wegen immer zunehmender Nachläßigkeit es jedem Gläubigen zur Pflicht machte, wenn er zu den Jahren des Verstandes gekommen, das heilige Sakrament des Altars wenigstens zu Ostern würdig zu empfangen, es wäre denn, daß er nach dem Rathe seines eigenen Pfarrers wegen einer vernünftigen Ursache glaubte, sich auf einige Zeit von dessen Empfang enthalten zu müssen. — Der heilige Kirchenrath von Trient spricht Jenen den Fluch, welche läugnen, daß alle Gläubigen beiderlei Geschlechtes, wenn sie zu den Jahren der Vernunft gelangt sind, verpflichtet seien, alle Jahre wenigstens zu Ostern die Communion zu empfangen.

Fr. Warum hat die Kirche die heilige Communion gerade zur Osterzeit angeordnet?

Antw. 1) Weil Jesus Christus in dieser Zeit das heilige Abendmahl eingesetzt hat, und 2) weil er in dieser Zeit gestorben und auferstanden ist, und auch wir deßhalb der Sünde absterben und ein neues Leben führen sollen.

Fr. Sollen wir uns aber damit begnügen, nur Einmal im Jahre die heilige Communion zu empfangen?

Antw. Nein; 1) es ist sehnlichster Wunsch der Kirche, daß wir öfter im Jahre zum Gnadentische des Herrn gehen; und 2) ist der häufige und würdige Empfang des heiligen Abendmahles für unsere Seele von unaussprechlichem Nutzen.

Erläuterung. 1) Es ist sehnlichster Wunsch der Kirche, daß wir öfter im Jahre zur heiligen Communion gehen mögen. Nur ihrer schwächern und lauen Kinder wegen hat die Kirche das Gebot gegeben, dieselbe jährlich wenigstens Einmal zu empfangen. Für Alle, die da aus dieser Gnadenquelle schöpfen wollen, steht sie täglich, ja stündlich bereit, sowohl in als außer der heiligen Messe das heilige Abendmahl zu spenden. 2) Gewährt der öftere Empfang der heiligen Communion unserer Seele außerordentliche Vortheile. Was die Nahrung für den Leib ist, das ist die heilige Communion für die Seele; zugleich ist sie das Einigungsmittel zwischen Christus und dem Menschen; und darum spricht der göttliche Heiland (Joh. 6, 57.): „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm.“ Endlich bewaffnet sie uns gegen Sünde und Anfechtungen.

Das kräftige Gerstenbrod.

Als einstens das auserwählte Volk von den Madianitern, die dasselbe zu vertilgen gedachten, mit großer feindlicher Macht angefallen ward, erzählte Einer von den feindlichen Kriegsmännern einem Andern einen seltenen Traum oder vielmehr eine göttliche Offenbarung. „Ich sah,“ sprach er, „ein geröstetes Gerstenbrod, welches sich in unser Lager wälzte, an ein Zelt anprallte, dasselbe zusammenschlug und der Erde gleich machte.“ Daraus schloß der Andere alsogleich: „Dieses Brod bedeutet das Schwert des Heerführers Gedeon. Dieser wird unser madianitisches Lager anfallen, und unsere siebenjährige Macht über das Volk Gottes zerstören.“ (Richt. 7, 13 ꝛc.) Diese Weissagung wurde bald erfüllt. Die Madianiter wurden, wiewohl Gedeon nicht mehr als dreihundert streitbare Männer bei sich hatte, sie aber so zahlreich waren, wie der Sand am Ufer des Meeres, in kurzer Frist zerstreut, geschlagen und in die Flucht gejagt. . . Ein berühmter Schriftausleger (Cornel. a Lap.) nennt das Gerstenbrod, welches den Sieg verheißen hat, ein Vorbild Jesu Christi in den Brodesgestalten. „Dieses gewandelte Brod,“ schreibt er, „ist das Schwert, welches unsere Seelenfeinde schlägt, entkräftet und abtreibt.“ Würdest du, angefochtener und oft überwundener Christ! dieses Brod oft genießen, so würdest du an demselben jene Waffen und Stärke finden, womit du deine bösen Gewohnheiten ausrotten, deine Anfechtungen überwinden, dein Lasterleben verbessern könntest. Da du aber dasselbe im Jahre kaum Einmal, und auch da vielleicht noch unwürdig genießest, so ist's kein Wunder, daß du ohne Besserung in den alten Sünden verbleibest. . . Was hat den verlornen und vom Vater entfernten Sohn seinem geilen Lasterleben

entrissen und zum Vater zurückgebracht, als das Andenken an jenes Brod, welches Andere im Ueberflusse im väterlichen Hause genoßen? (Luk. 15, 17.) Dieß war ein Schatten des geheimnißvollen Brodes, welches weit kräftiger ist, den unkeuschesten Menschen zur Bekehrung zu bringen. — — Mein Christ! Du bittest Gott um das tägliche Brod, welches deinen Leib nährt, und dich wider den Tod schützt. Warum hältst du nicht öfter um dieses Brod an, welches deine Seele stärken, deine Feinde schwächen und dich von dem ewigen Tode erretten kann? Der Sohn Gottes hat dich nicht nur unterrichtet, das leibliche Brod von Gott zu verlangen; denn wir lesen bei Matthäus, er habe uns gelehrt, denselben auch um das überwesentliche Brod anzuflehen (Matth. 6, 11.), wodurch er uns (wie der heil. Ambrosius diese Worte auslegt) anbefohlen hat, täglich den himmlischen Vater zu bitten, daß er uns mehrmals mit seinem unter den Brodesgestalten verborgenen Sohne erquicken möchte. Wie kann er aber unsere Bitte erhören, wenn wir selbst einen Abscheu vor dieser Speise tragen, und uns zu der jährlichen Communion, wie jene Gäste zum großen Abendmahle (Luk. 14, 23.), nur mit Gewalt treiben lassen? (Zwickenpflug.)

Der heilige Franz von Sales

empfiehlt in seiner Anleitung zu einem gottseligen Leben sowohl den Vollkommenen als Unvollkommenen den häufigen Empfang des heiligen Abendmahls auf's Nachdrücklichste in folgenden schönen Worten: „Wenn man euch fragt, warum ihr so oft communiciret, so saget, daß zweierlei Menschen der häufigen Communion bedürfen, die Vollkommenen und die Unvollkommenen; die Vollkommenen, um sich in ihrer Vollkommenheit zu erhalten, die Unvollkommenen, um dahin zu gelangen; die Starken, um nicht schwach zu werden, und die Schwachen, um stark zu werden; die Kranken, um gesund, die Gesunden, um nicht krank zu werden. Ihr, die ihr unvollkommen, gebrechlich und schwach seid, und darum nöthig habet, oft zu communiciren, saget, daß die, welche in keine Weltgeschäfte verwickelt sind, oft communiciren müssen, weil sie es leicht können, und die, welche solche Geschäfte haben, weil sie der Communion bedürfen." — „Communiciret also oft und am Oeftesten nach dem Rathe eures geistlichen Vaters! Und glaubet mir, daß, wie die Hasen unserer Berge im Winter weiß werden, weil sie nur Schnee essen, auch ihr dadurch, daß ihr die Reinheit in diesem Sakramente esset, werdet ganz rein werden!"

Diese höchst wichtigen Vortheile erkennend, näherten sich von jeher die frommen Gläubigen mit heiliger Freude und recht oft dem Tische des Herrn; die Einen alle Wochen, die Andern alle Monate, ja manche heilige und besonders fromme Seelen sogar alle Tage.

Maria Angela.

Der andächtigen Seele, die ihre Wonne in dem allerheiligsten Altarssakramente findet, ist nichts erwünschter, als die öftere Communion. Aber wie viele Hindernisse legt ihr in dieser Hinsicht das Weltleben in den Weg! Dieß fühlte schon in ihrer zartesten Jugend Maria Angela, die mit hoher Geburt die ausgezeichnetste Frömmigkeit verband. Ueberzeugt, daß die Süßigkeit des verborgenen Manna nur von Jenen ganz könne gekostet werden, die in Abgeschiedenheit von der Welt leben, beschloß sie, nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, Alles zu verlassen, um sich das Glück, öfters zu communiciren, verschaffen zu können. Sie verließ den väterlichen Palast, sagte Lebewohl dem holden Lande, wo sie das Tageslicht erblickt hatte, und begab sich in ein entlegenes Kloster, um sich in der Stille des Dunkels und des Schweigens einzig mit Dem zu beschäftigen, der ihre Liebe war. Als sie in dem Wohnsitze der Unschuld und des Friedens, den sie sich auserkoren hatte, angelangt war, enthüllte sie der Vorsteherin und dem Beichtvater des Klosters, zwei heiligen Seelen, die verborgensten Falten ihres Herzens und bekannte ihnen, was sie am Kräftigsten bewogen hätte, die Welt zu verlassen, nämlich die Hoffnung, öfter und würdiger das hochheilige

Sakrament empfangen zu können. Die Vorsteherin, wie auch der Beichtvater wurden von der Zärtlichkeit dieser für ihren göttlichen Bräutigam vor Liebe glühenden Seele gerührt; sie konnten einem so lebendigen und reinen Glauben nicht abschlagen, was sie als ihr einziges Glück verlangte; auch erlaubten sie ihr, nachdem sie einige Zeit geprüft worden war, eine öftere, ja ein Jahr nach Ablegung ihrer Gelübde, eine tägliche Communion. — Wer vermag das Glück zu beschreiben, welches die Schwester Maria Angela empfand, als sie sich nun jeden Tag mit diesem ewigen Brode nähren durfte, das vom Himmel herabgekommen ist, und alle Süßigkeit in sich begreift, mit dieser himmlischen Speise, mit diesem göttlichen Mahle, mit diesem Sakramente Jesu Christi?! Sie lebte nur ihrem Jesus und pries die erbarmungsvolle Hand, welche sie der Welt entzogen und von den Hütten der Sünder entfernt hatte, wo Alles nur Treulosigkeit, Betrug und Verführung ist. Alle Augenblicke, über welche sie zu verfügen hatte, brachte sie vor dem allerheiligsten Sakramente zu, einer vor Liebe seufzenden Taube gleich; und oft, nachdem sie einen ganzen Tag dort verweilt hatte, stand sie in der Nacht, wenn Alles schlummerte, auf, und kehrte nochmal zu ihrer Lieblingsstätte zurück, wo nicht selten die Morgenröthe sie noch betend traf. — Inzwischen starb die Vorsteherin, Maria Angela's zärtliche Freundin, und bald darauf auch der fromme Beichtvater. Dieser war ein heiliger Priester und einer jener Seelenführer, welche am Liebsten an die Quelle alles Guten in der öfteren Communion verweisen; sein gewöhnlicher Spruch war: Um öfter zu communiciren, müsse man heilig leben; um aber heilig leben zu können, müsse man öfter communiciren. In diesem Geiste leitete er die Ordensfrauen. Doch die neuerwählte Oberin, sowie der neue Beichtvater waren anders gesinnt; sie fanden für gut, der Schwester Maria Angela alle Freiheiten und Vorzüge, die ihr bisher gestattet waren, einzuschränken und ihr nur alle vierzehn Tage die heilige Communion zu erlauben. Sie gehorchte ohne Klage und ohne Widerrede. — „Wenn sie mich nur," sagte sie bei sich selbst, „zu den Füßen meines Gottes seufzen lassen! — Seine Liebe wird der Balsam sein, dessen meine Wunden bedürfen. Er allein kennt sie. — Für ihn leide ich. — Er weiß es!" — Allein gewohnt, sich jeden Tag mit Jesus, ihrem einzigen Glücke, in dem allerheiligsten Sakramente zu vereinigen, versank sie nun, da ihr das Brod des Lebens, welches bisher ihren Muth erhalten hatte, abging, vor Liebe, vor übermäßiger, unbefriedigter Begierde in tiefe Trauer, so daß ihre Gesundheit litt; bleich, niedergeschlagen, wie sie war, erkannte man sie kaum wieder *); gleichwie eine zarte Blume, die am Morgen ihre duftenden Kelche öffnet, und mit dem sinkenden Abend selbst allmählich dahinwelkt, also schmachtete Maria Angela, und in wenigen Wochen mußte man sie in's Krankenzimmer tragen. Die Oberin erschien alsbald, fand sie sehr übel, und befahl, daß man sie versehen sollte. — „Ehrwürdige Mutter!" sagte Maria Angela mit sterbender Stimme zu ihr, „Eure Tochter unterliegt der Krankheit, die sie aufzehrt, und wird bald nicht mehr leben, ausgenommen in Eurem Herzen. Versagt mir die einzige Gnade nicht, um die ich Euch bitten will! Es ist das erste Mal, daß Euer Kind es wagt, Eure Güte anzuflehen, und zwar mit sterbenden Lippen — und mit einer Stimme, die nur noch wenige Worte hat." Lebhaft bewegt — erwiderte ihr die Vorsteherin, daß, falls es anders in ihrer Macht stünde, sie Alles thun würde, was sie verlangte. — „Meine Mutter!" fuhr Maria Angela fort, „heute wird der Gott der Liebe kommen, nach dem fortan mein heißes Verlangen geht, um sein Kind, seine sterbende Braut heimzusuchen, sie zu trösten, aufrecht zu halten und zu stärken. Ehrwürdige Mutter! Ihr habt versprochen, mir die Bitte zu gewähren, die ich an Euch stellen würde; nun, so befehlt, daß der Weg, worauf Jesus, der König der Herrlichkeit, dieser Gott der Engel und der Menschen, mein Bräutigam und der Eurige, zu mir kommt, mit Blumen bestreut werde, sowie auch der Saal,

*) Dieß mag ein Wink für jene Beichtväter sein, die auch hochbegnadigten, wahrhaft frommen Seelen die tägliche Communion nicht erlauben.

wo seine Braut von hinnen scheidet!" Betroffen besann sich die Vorsteherin einen Augenblick und sprach: „Dein Wunsch soll erfüllt werden, mein liebes Kind!" Und sogleich eilten eine Menge Ordensfrauen herbei und bestreuten die Kirche, die Klostergänge und den Krankensaal mit Rosen, Nelken und Jasmin und mit vielen andern Blumen, die sie mit ihren Thränen benetzten. Indessen nahen alle Schwestern in langem Gefolge heran; eine Kerze in der Hand — begleiteten sie den Gott alles Trostes und gesellten ihre Gesänge zum traurigen Schalle des ergreifenden Glockengeläutes. Beim Herannahen des dreimal heiligen Gottes reißt sich Maria Angela, ungeachtet ihrer äußersten Schwäche, ungeachtet der Bemühungen ihrer Wärterin, die sie zurückhalten wollte, aus ihrem Schmerzenlager, und auf ihren Knieen liegend, von einigen Mitschwestern unterstützt, harrt sie Desjenigen, für den allein sie noch athmet, und empfängt die heiligen Sakramente mit englischer Liebe, Andacht und Inbrunst. Wenige Minuten hierauf entschlief sie, verklärt wie ein Engel Gottes. — Also verging vor Liebe zu ihrem Gott, in der Blüthe des Alters, diese Liebhaberin Jesu Christi, weil sie sich Desjenigen beraubt sah, den sie so zärtlich liebte! Man fand auf ihrer Brust ein Denkbild, worauf das hochwürdige Gut gemalt war, mit folgender Inschrift: „Um Seinetwillen lebe ich;" und weiter unten war mit zitternder Hand, wahrscheinlich kurz vor ihrem Tode, hinzugefügt: „Um Seinetwillen sterbe ich." (Nach Dr. Herbst's Exempelbuch, 2. Theil. S. 399.)

Sehnsucht nach der oftmaligen heiligen Communion.

Die heil. Mechtildis ging sehr oft, ja! täglich zur heiligen Communion. Die süßesten Augenblicke waren ihr jene, wo sie mit Jesus vereinigt war. Sie scheute darum auch keine Mühe und Beschwerde, wenn sie nur ihren Gott im heiligsten Sakramente empfangen konnte. Oft hörte man sie sagen: „Wenn es, um die heilige Communion zu empfangen, nothwendig wäre, durch Feuer und Flammen hindurchzugehen, so würde ich nicht einen Augenblick zögern, es zu thun." —

Wenn die heil. Katharina von Siena nicht zur heiligen Communion ging, so war sie so krank, daß es schien, als ob sie in Bälde sterben müßte. Darum versäumte sie, außer nur im Falle der Unmöglichkeit, an keinem Tage, sich in der heiligen Communion Kraft und Stärke für Leib und Seele zu holen. (In vita.)

Fr. Warum verlangt aber die Kirche von uns nur die österliche, d. h. die Einmalige und nicht eine öftere Communion im Jahre?

Antw. 1) Weil die Liebe zu Gott und die Sorge für das Seelenheil uns zur öfteren Communion im Jahre schon genugsam antreiben soll; 2) weil die Kirche nur verordnen wollte, was jeder Christ zum Allerwenigsten thun muß, wenn er nicht aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen werden will. 3) Zugleich will die Kirche die öftere Communion nicht befehlen, weil sie fürchtet, es möchte dieses göttliche Sakrament durch Entweihungen entehrt werden.

Erläuterung. Daß man häufiger communicire, liegt, wie wir schon oben gesagt haben, nicht an der Kirche, sondern an ihren Kindern, die so wenig bereit sind, dieß unter jenen Umständen zu thun, die dazu erforderlich sind. Sie empfiehlt immer und überall die öftere und würdige Communion. Hören wir das heilige Concilium von Trient, welches sagt (Sess. 22. cap. 6.): „Sie würde wünschen, daß alle Christen, welche der Messe beiwohnen, nicht nur geistig, sondern auch sakramentalisch communiciren würden, damit sie die Früchte des göttlichen Opfers häufiger empfingen." Aber sie empfiehlt nur die öftere heilige Communion, sie befiehlt nicht, und zwar aus Furcht vor den etwaigen vielen unwürdigen Communionen. Dieß zeigt in einem schönen Gleichnisse

Der ehrwürdige Pater Segneri.

Dieser schreibt: „Die Kirche benimmt sich wie eine liebevolle Mutter, die ein krankes Kind hat, und ihm wegen seiner Krankheit jede Speise entzieht, vor der es einen Widerwillen hat, wenn sie ihm auch heilsam und gut wäre. Damit es nicht gänzlich Hungers sterbe, bittet sie dasselbe, daß es ihr zu lieb wenigstens einen Bissen nehmen möge, und will es dahin bringen, daß es nicht gar alle

Speisen entbehre. Uebrigens würde sie wünschen, daß das Kind gesund wäre, und daß es wie andere die gewohnte Speise häufiger essen würde." — Gerade so benimmt sich unsere heilige Mutter, die Kirche. Wenn sie den größten Theil der Christen an dem Fieber der Begierlichkeit, das so sehr unter ihnen herrscht, erkrankt und voll Widerwillen gegen dieses Sakrament sieht, so sagt sie zu Jedem: „Nähre dich doch wenigstens Einmal im Jahre von diesem himmlischen Brode, mein Kind! damit du nicht sterben mußt, wenn du länger ohne diese Nahrung bleibst!" Außerdem würde sie wünschen, daß Alle sich sehr häufig diesem Sakramente näherten, und daß sie vielmehr so lebten, daß sie alle Tage communiciren könnten. (P. Segneri pars 3. c. 9. Christi Tit.)

Wirkung der österlichen Communion.

Nachfolgende Zeilen, dem Briefe des unglücklichen Grafen von Fugger*) entnommen, den er kurz vor seiner Hinrichtung an seine Eltern schrieb, sollen es uns beweisen, welche hohe Kraft in dem würdigen Empfange der österlichen Communion liege. Seine Worte lauten:

„Theuerste Eltern! Gottes Stimme hat gesiegt! Ich habe meine österlichen Andachten verrichtet, um vor Gottes Richterstuhl erscheinen zu können. Ich that dieß nicht aus Furcht vor der Todesstrafe, sondern die Gnaden der seligsten Jungfrau, der ich schon vor zwei Jahren ein Gelübde machte, thaten es. Die Bande der Hölle sind zersprengt; mein Antichrist ist durch meine Mutter im Himmel in den Abgrund geschleudert; mein Glaube ist wach und mein Muth ist gestählt. Jetzt erst erfahre ich mein Urtheil durch meinen Geistlichen, durch meinen Beichtvater; es lautet: Tod. Mir hat das Blut gezischt, ich glaubte, mir eine Bahn durch alle Wände brechen zu müssen; doch mein Glaube, mein Gott, der mich in seinem heiligen Sakramente besuchte, flößte mir Muth ein, und welchen Muth! Ich erkenne in seinem Willen das unendlich Beßte und bete diesen Willen an; dießmal will er, daß man mich erschießt. — Es geschehe denn! Erwäget jedes Wort, das ich geschrieben habe! Denn meine Seele hat sich ergossen auf dieses Papier; ich lüge nicht mehr, — ich bitte Euch um tiefe Versöhnung. — Verzeihet mir! Im Grabe gibt's keinen Haß mehr! Selig, wer in seinem Glauben stirbt; denn in seinem Grabe ruhen Engel, und sie werden ihn im rauschenden Fluge über die Wolken erhöhen und einst einen herrlich geschmückten Leichnam auf die Richtstätte führen, wo der gefallene Sünder reumüthig sank; und diese Leiche muß an jenem großen Tage herrlich zu sehen sein, wenn selbst eine Seele, an Gottes Anblick gewohnt, sich wieder mit ihr vereinigen kann. Vergebet mir! Ich habe vor Euch gesündigt und ein großes Verbrechen gegen Euch begangen. Lebet Alle wohl! Ewig lebt der Gute! In dieser Hoffnung rufe ich Euch zu: Ein baldiges Wiedersehen! Tausend Grüße! Betet für Euren Theodor!

Landau, am 10. März 1850." (Augsb. Postzeitung.)

Texte über die seltene und öftere Communion.

a) Aus der heil. Schrift. Gehe oft zur heiligen Communion! Denn Christus spricht: „Wahrlich! ich sage euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben; wer aber mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben." (Joh. 6, 54—55.) „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm." (Ebend. V. 57.) Auch die ersten Christen gingen oft, ja! täglich zur heiligen Communion. „Täglich verharrten sie einmüthig im Tempel, und je nach Häusern das Brod brechend — nahmen sie Speise mit Freude und in Einfalt des Herzens." (Apostelgesch. 2, 46.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Empfange recht oft das heilige Abendmahl! „Dieses himmlische Brod verlangen wir täglich zu genießen. Das heilige Abendmahl empfangen wir täglich als eine Speise, die unser Seelenheil bewirkt, damit wir nicht von dem Leibe Christi getrennt werden." (S. Cypr. in lib. de orat.) „Wenn es ein tägliches Brod

*) Bekanntlich ging dieser junge Mann im Mai 1848 aus der Festung Landau zum Feinde über, und wurde deßhalb am 11. März 1850 erschossen.

ist, warum empfängst du es denn erst nach Verlauf eines Jahres? Empfange täglich, was dir täglich nützen soll! Lebe so, daß du es täglich zu empfangen verdienest! Wer nicht verdient, es täglich zu empfangen, der verdient auch nicht, es nach einem Jahre zu empfangen." (S. Ambrosius de sacram. lib. 5. c. 4.) „Täglich zu communiciren und sich des Leibes und Blutes Christi theilhaftig zu machen, das ist gut und nützlich, da Christus selbst deutlich sagt: Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben." Beständig Theil nehmen am Fleische und Blute des Herrn heißt darum zuletzt nichts Anderes, als das ewige Leben gewinnen. Wer zweifelt daran?" (S. Basil. in epist. ad Patriciam de commun.) „Bedenket doch eure Nachläßigkeit! Den Körper erquicket ihr auf einer Reise so oft, und eure arme Seele, die auf ihrer langen Pilgerfahrt fast verschmachtet, wollet ihr auch nicht ein einziges Mal in jedem Monate erquicken!" (S. Thom. Vill. conc. 1. in festo Corp. Christi.) Der seltene Empfang der heiligen Communion ist schädlich. „Wie die Königin Vasthi deßhalb, weil sie die Einladung des Assuerus zum Gastmahle verachtete, des königlichen Diadems beraubt und verstoßen wurde, so daß aus der Königin eine Magd und Sklavin ward, so werden auch nach einer gerechten Strafe Gottes jene Seelen, welche zum Gastmahle des Herrn zu kommen sich weigern, aus dem Himmelreiche zurückgestoßen." (Lohner, Biblioth. tom. 1. pag. 343.) Die Hauptsache aber ist, daß man stets würdig communicire! „An der heiligen Communion nehmen Einige im ganzen Jahre Einmal, Andere zweimal, Andere aber öfter Theil. An Alle ist also meine Rede gerichtet, nicht allein an Diejenigen, welche hier sind, sondern auch an Jene, die in der Wüste sind. Denn Jene kommen im Jahre Einmal, oft auch erst nach zwei Jahren zum Tische des Herrn. Wie also? Welche werden uns angenehmer sein, Jene, die Einmal, oder oft, oder selten kommen? Weder Diese noch Jene, sondern Diejenigen, welche mit einem reinen Gewissen, einem reinen Herzen und einem untadelhaften Leben kommen. Die so beschaffen sind, mögen immer hinzutreten, — die nicht so sind, mögen nicht ein einziges Mal kommen!" (S. Chrysostom. hom. 17. in Hebr.)

V. Gebot der Kirche:

„Du sollst zu verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten!"

X. Christliche Lehre.

Von dem Wortsinne und Geiste dieses Kirchengebotes.

I. Von dem Wortsinne des fünften Kirchengebotes.

Fr. Was verbietet die Kirche in ihrem fünften Gebote dem Wortlaute nach?

Antw. Sie verbietet, vom ersten Adventsonntage bis zum Feste der heiligen drei Könige und vom Aschermittwoch bis zum weißen Sonntage, und zwar jeden dieser Tage einschlüssig gerechnet, eine feierliche Hochzeit zu halten; denn diese Zeiten sollen Tage des heiligen Ernstes und der Buße, nicht aber des Vergnügens und der Lustbarkeit sein.

Erläuterung. Der Advent und die heilige Fasten sollen für jeden Christen eine Zeit der Buße und des heiligsten Ernstes sein. Darum verbietet die Kirche ganz billig zu diesen beiden Zeiten feierliche Hochzeiten, d. h. jene weltlichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die, dem Brauche nach, mit den feierlichen Hochzeiten verbunden sind. Sie will, daß sich ihre Kinder nicht durch derlei weltliche Freuden von der heiligen Stille und wahren Bußfertigkeit abziehen lassen, die für die Advent- und Fastenzeit sich gebührt. — Dieses Gebot der Kirche, welches aus der Natur der Sache selbst hervorging, ist schon uralten Ursprungs und wurde auf's Neue durch das heilige Concilium zu Trient eingeschärft in folgenden Worten (Sess. 24. cap. 10.): „Diese heilige Versammlung befiehlt und gebietet, daß vom Advent unsers Herrn Jesu Christi an bis auf den Tag der Erscheinung des Herrn, nämlich bis auf den Dreikönigstag, und vom Aschermittwoch an bis acht Tage nach Ostern das seit allen Zeiten hergebrachte Verbot der feierlichen Hochzeiten von Allen fleißig und genau beobachtet werden soll." (Idem.)

Die bestraften Tänzer.

In der Lebensgeschichte des heil. Eligius, Bischofs zu Noyon (um das Jahr 600), lesen wir eine wunderbare Begebenheit, die es uns beweist, wie sehr

Gott dem Herrn ausgelassene Tänze und Lustbarkeiten mißfallen, zumal, wenn man sich selbe zu besonders heiligen oder zu verbotenen Zeiten erlaubt.

Zur Zeit dieses heiligen Bischofs war das Tanzen eine gar übliche Sache; es wurde sehr allgemein und mit Eifer betrieben. Da aber Eligius, der ein ausgezeichnet großer Diener Gottes war, das Tanzen als eine Gott höchst mißfällige Sache betrachtete, so widersetzte er sich demselben aus allen Kräften, sprach sich eifrig dagegen aus, und suchte es abzuschaffen. Er predigte sehr ernstlich, bewies, daß das Tanzen vom bösen Geiste herkomme, und von Gott, weil es ihm höchst mißfällig, auch oft schon mit sehr harten Strafen belegt worden sei. Er bediente sich zum Beweise hierfür der heiligen Schrift, und erzählte, wie schändlich die Kinder Israels um das goldene Kalb in der Wüste getanzt haben, und wie deßwegen an demselben Tage auf Befehl Mosis, des Mannes Gottes, bei dreiundzwanzigtausend Tänzer und Tänzerinen dabei erschlagen worden sind. Allein, wie zu unserer Zeit die so gutmeinende, seelsorgliche Stimme, die vom Bösen abmahnt und vor dem Abgrunde des Verderbens warnt und davon retten will, oft nur verspottet, verachtet und mit Schmähworten überschüttet wird, so ging es auch dem heiligen Eligius zu seiner Zeit; seine heilsamen Warnungen und väterlichen Ermahnungen wurden gar nicht beachtet; man spottete seiner, verachtete seine Worte und tanzte fort. Am Feste des Apostelfürsten, des heiligen Petrus, hatte man eben ganz nahe an seiner Wohnung auch einen Tanztag angestellt. Die Spielleute kamen, die Tänzer und Tänzerinen erschienen, der Tanz wurde eröffnet, und das Spiel fing an mit großem Lärm und Tumult. Der Heilige, Alles dieses hörend, begibt sich im Feuereifer zu ihnen hin, verweist ihnen ihr boshaftes Betragen und gebietet Ruhe. Was geschieht aber? — Man lacht, man spottet, nennt ihn einen Narren und fährt im Tanzen fort. Der heilige Bischof läßt sich jedoch dadurch nicht abschrecken; er erhebt seine Stimme, fängt an, ernstlich zu predigen, ermahnt und bedroht diese Leute mit göttlicher Ungnade, falls sie nicht augenblicklich von ihrem leichtfertigen Tanze abstehen und über ihre Sünden Buße thun würden. Anstatt aber zu gehorchen, werden die Tänzer und Tänzerinen dadurch in ihrer Lust nur noch mehr angeregt, rufen deßhalb in seiner Gegenwart den Spielleuten zu: „Fahret fort, machet noch Einen auf!" und springen dann noch viel ausgelassener, als vorher, tanzend herum. Der Mann Gottes, der über diese Vermessenheit höchst betrübt wurde, richtet nun seinen Blick zum Himmel, wirft sich dann in Gegenwart des Volkes auf seine Kniee nieder und fängt an, bitterlich zu weinen; jetzt fleht er mit vielen Seufzern zu Gott, und stellt diese ganze Sache ihm anheim. Und sehet, welches Wunder von Oben herab! Gott der Herr, der gegen sich und ebenso gegen seine Diener nicht spotten läßt, schlägt augenblicklich diese Tanzenden mit fürchterlicher Strafe; er übergibt sie der Gewalt des bösen Feindes; bei dreißig derselben (Andere setzen diese Zahl noch höher) werden alsogleich von einer Art Wahnsinn ergriffen. Ach! es war ein schrecklicher Anblick, zu sehen, wie diese Leute sinnlos und wüthend herumtaumelten und schrieen und heulten. Das Wehklagen und das Jammergeschrei in der ganzen Gegend über diese Unglücklichen läßt sich leicht denken; und doch konnte an dieser Trauerscene Niemand etwas ändern; man mußte ihnen in dieser herzzerreißenden Lage freien Lauf lassen, und konnte sie nur dadurch in etwas hemmen, daß man sie in Fesseln legte und an Händen und Füßen festband. Dieser Zustand dauerte ein ganzes Jahr; nach Jahresfrist aber wurden sie von Gott wieder begnadigt und von ihrem Wahnsinne geheilt. Die Sache ging so zu: Als das Fest des heiligen Apostels Petrus wieder kam, ließ der heilige Bischof Eligius die Besessenen in die Kirche führen, hielt eine Predigt, ermahnte Alle zur Buße, und nachdem alles Volk durch häufige Thränen zu verstehen gegeben hatte, daß es zur Buße bereit sei, warf er sich auf seine Kniee und betete mit dem ganzen Volke zu Gott um Befreiung dieser Besessenen. Und sehet da Gottes Barmherzigkeit! Augenblicklich werden die Besessenen erledigt; ihre Plagen hören auf, und Ruhe und Seelenfreude kehrt wieder zurück.

(Aus dem Leben dieses Heiligen, beschrieben von Audoenus, Bischof zu Rouen in Frankreich.)

II. Von dem Geiste des fünften Kirchengebotes.

Fr. Was wünscht die Kirche von uns in ihrem fünften Gebote seinem Geiste nach?

Antw. Sie wünscht: 1) daß die Hochzeiten zu jeder andern Zeit, wo sie nicht verboten sind, in Eingezogenheit und Ehrbarkeit gehalten werden möchten; 2) daß ihre Gläubigen nicht nur in der heiligen Advent- und Fastenzeit, sondern auch das ganze Jahr hindurch sich aller weltlichen Zerstreuungen, sowie unerlaubter Freuden und Lustbarkeiten enthalten sollen.

Erläuterung ad 1. Auch in diesem Punkte hat das heilige Concilium zu Trient einen Ausspruch gethan, und zwar mit diesen Worten: „Die Bischöfe sollen Sorge tragen, daß die Hochzeitsfeierlichkeiten mit geziemender Eingezogenheit und Ehrbarkeit geschehen, indem die Ehe eine heilige Sache ist und deßhalb auch durchaus heilig behandelt werden soll.“ — Diese geziemende Eingezogenheit und Ehrbarkeit besteht aber in folgenden drei Stücken: a) in einer frommen Vorbereitung, b) in einem Aufwande, der standes- und ordnungsgemäß ist, und vernünftige Schranken nicht überschreitet, und c) in Lustbarkeiten, welche in der Ordnung und innerhalb vernünftiger Schranken bleiben.

Die Hochzeit des jungen Tobias.

In der Geschichte des jungen Tobias bietet sich für christliche Hochzeitsleute ein herrliches Beispiel dar, aus dem sie lernen mögen, wie auch sie ihre Hochzeit feiern sollen. Nachdem man Gott gelobt und das junge Ehepaar gesegnet hatte, „ging man zum Mahle; sie hielten aber das Hochzeitsmahl in der Furcht des Herrn.“ Mit diesen wenigen, aber bezeichnenden Worten schildert die heilige Schrift die Hochzeitsfeier des Tobias (9, 12.). Wir sehen hieraus, daß man allerdings essen und trinken, daß man meinetwegen sogar auch tanzen und muntere Gespräche führen darf: allein Alles soll nur im Herrn geschehen; es darf dabei die Furcht Gottes nicht außer Acht gesetzt werden. Man darf essen und trinken, aber mäßig und vernünftig; man mag sich durch Tanz ergötzen, aber nur auf eine ehrbare Weise; man mag sich mit muntern Gesprächen erheitern, allein nur bescheiden — ohne ärgerliche Zoten und Possen — Alles in der Furcht des Herrn! — Ein zweites schönes Beispiel hierzu liefern uns auch:

Die Gastmahle der ersten Christen.

Wie wir uns überhaupt bei Mahlzeiten einfinden und dabei benehmen sollen, können wir aus dem Betragen der ersten Christen lernen; sie liefern uns dazu schöne Verhaltungsregeln.

Die Gastmahlzeiten, welche bei den ersten Christen üblich waren, beschreibt Tertullian, ein großer Gelehrter und berühmter Schriftsteller des Alterthums, auf folgende Weise: „Schon der bloße Name, den wir unsern Gastmahlen geben, zeigt uns ihre Beschaffenheit. Man nennt sie Agape, das ist: Liebe. Denn da wir wissen, daß die Geringen und Armen unter allen Menschen diejenigen sind, an welchen Gott sein Wohlgefallen hat, so suchen wir ihrer Nothdurft durch unsere Güter abzuhelfen. Da nun aber unsere Gastmahle aus so edler Absicht angestellt werden, so urtheilet auch, welche Ordnung und Regelmäßigkeit bei solchen beobachtet werden müsse! Man duldet dabei nichts, was wider die Ehrbarkeit liefe, nichts, was den Regeln der Sittsamkeit zuwider wäre. Bevor man sich zu Tische setzt, nährt man sich mit einer himmlischen Speise, die das Gebet ist, das man zu Gott verrichtet. Da ißt man nicht mehr, als nöthig ist, seinen Hunger zu stillen, und trinkt nur soviel, als es Menschen, die für ihre Reinigkeit Sorge tragen, zukommt. Jene, die sich dabei einfinden, nehmen ihr Mahl mit eben so vieler Mäßigkeit ein, als sie sich erinnern, daß sie Gott, selbst während der Mahlzeit, anzubeten schuldig sind. Sie unterhalten sich miteinander als Menschen, welche wissen, daß Gott Alles hört, was sie reden.

„Nach dem Gastmahl wäscht man die Hände, man zündet Kerzen an, und es wird zum Lobe Gottes eingeladen, indem man Psalmen, die aus der heiligen Schrift hergenommen werden, oder geistliche Lieder, die sich ein Jeder nach den Anmuthungen seines Herzens selbst erfindet, absingt, wodurch man folglich zu erkennen gibt, ob man beim Tische in etwas die gehörigen Schranken überschritten habe. Gleichwie das Essen mit dem Gebete angefangen hatte, so wird es mit demselben auch geendet. Von da aus geht man nicht in verschiedenen Schaaren, um seine Hände mit Menschenblut zu besudeln, oder durch die Gassen zu laufen, oder um schändlichen Muthwillen zu verüben, sondern man geht so, wie man zusammengekommen ist, mit sorgfältiger Beobachtung aller Sittsamkeit und Keuschheit, auseinander. Endlich begeben sich die Christen mit solcher Eingezogenheit nach Hause, daß man gar wohl einsieht, daß sie sich nicht so viel mit leiblichen Speisen, als vielmehr mit der ganz himmlischen Nahrung einer heiligen Regelmäßigkeit und Unterweisung angefüllt haben.“ (Tert. Ap. cap. 39.)

Erläuterung ad 2. Die Kirche wünscht aber auch in ihrem fünften Gebote, daß die Gläubigen nicht nur zur Advent- und Fastenzeit, sondern auch das ganze Jahr hindurch sich aller weltlichen Zerstreuungen, sowie unerlaubter Freuden und Lustbarkeiten enthalten sollen.

Fr. Darf man nun gar keine Freuden genießen?

Antw. Warum nicht? es muß aber auf die rechte Weise geschehen.

Fr. Worin besteht dieses?

Antw. Darin, daß man erlaubte Freuden und Lustbarkeiten: 1) zur rechten Zeit, 2) mit Mäßigkeit, und 3) in gehöriger Absicht genießt.

Erläuterungen. Der Mensch kann nicht immer arbeiten, sich nicht immer anstrengen; er braucht auch wieder Stunden, in denen er seinen Geist ausheitert und seinen Körper stärkt. Erholungen sind also zu gewissen Zeiten nothwendig; allein sie müssen vor Allem anständig, erlaubt und eines Christen würdig sein. Jesus selbst fand sich ja bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa ein. Ueberdieß soll man diese erlaubten Freuden:

1) zur rechten Zeit genießen; d. h. man soll die Stunden, welche der Arbeit oder dem Gebete gewidmet sein sollen, nicht dem Vergnügen weihen, und sich nicht länger ergötzen, als es zur Erholung des Geistes und Körpers dienlich ist. Wenn der Wanderer unter einem schattigen Baume ausruht, so bleibt er nur eine Zeit lang da; dann aber setzt er seine Reise wieder fort. Würde er immer dort bleiben, immer nur ruhen wollen, so würde er das Ziel seiner Reise nicht erreichen.

Der weise Lehrer.

Hillel hatte unter seinen Jüngern einen Schüler, der nur nach Freuden und Vergnügungen haschte und darüber seinen Gott und seine Arbeit vergaß. Sorgsam bekümmert um die Zukunft dieses Jünglings — berief ihn der weise Lehrer zu sich und sprach voll männlichen Ernstes: „Mein Sohn! du vergeudest die schönsten Tage deines Lebens und widmest die Stunden deiner Jugend dem Vergnügen und der Freude. Du lassest dich zu sehr von dem äußern Glanze und Blendwerke dieser irdischen Genüsse anlocken, und bedenkst nicht die traurigen Folgen. Vernimm mit kindlichem Sinne die wohlmeinende Mahnung deines Lehrers! Sieh! die Freuden der Welt sind wie Schmetterlinge; sie umflattern uns beständig, sie ziehen uns hier und dort hin, und wenn man sie zu fassen glaubt, so fliehen sie davon und lassen uns ohne Hoffnung stehen. — Soll der Duft einer Blume von zartem Geruche sich nicht verlieren, so darfst du ihn nicht stark einziehen. Sollen Freuden und Vergnügungen ihren Werth und ihre gehörige Wirkung nicht verlieren, so genieße sie zur rechten Zeit und mäßig! Denn Freuden sind ein Schatten, in welchem der Wanderer nur ausruhen, nicht aber liegen bleiben soll. — Habe Acht und wandle fürderhin nicht mehr so unbesonnen auf der Bahn des Vergnügens dahin! Du wirst sonst ein unmündiger Greis; du laufst in den Hafen mit einem lecken Schiffe, morschem Tauwerke und zerrissenen Segeln. Die Seele sitzt als Steuermann matt und krank am zerbrochenen Ruder. — Kleine Freuden laben wie Hausbrod — immer und ohne Eckel; — große aber wie Zuckerbrod — zeitig und mit Eckel.“ — Diese wohl-

meinende Ermahnung verfehlte ihren wohlthätigen Eindruck nicht; der Jüngling wurde von nun an arbeitsamer, und genoß seine Freuden zur rechten Zeit und mit der gehörigen Mäßigung.

2) Wir sollen die Vergnügungen nur mit Mäßigkeit genießen, d. h. mit Vorsicht und ohne Anhänglichkeit. Es darf das Verlangen nach Lustbarkeit nicht zu einer Leidenschaft in uns werden. Auch die unschuldigsten Freuden werden durch Uebermaß fehlerhaft; sie gereichen da nicht mehr zur Stärkung, sondern schwächen vielmehr und schaden nur. Bricht man die Rose zu hastig und zu unvorsichtig, so sticht man sich an ihren spitzigen Dörnern und verwundet sich. Pflückt man sie aber mit Bedachtsamkeit und langsam, so erhält man die schöne Blume ohne Schmerz zu seinem Vergnügen.

Mit Unverstand genoss'ne Freuden
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

Die ruinirte Staude.

In dem glühenden Landstriche Arabiens, in welchem der Sonne Gluth den köstlichen Weihrauch erzeugt, hatte ein Mann eine Staude, aus deren Poren das duftende Harz quoll. Aber die verhärteten Tröpflein waren diesem Araber zu klein, in zu geringer Anzahl kamen sie hervor, und er sann nach, wie er wohl mehr des köstlichen Harzes gewinnen möge. Da kam er auf den Gedanken, in die Rinde der Staude Ritze zu machen, um dadurch das Ausschwitzen des Pflanzensaftes zu befördern. Er führte sein Vorhaben aus, und sieh! es glückte; reichlich hing der Weihrauch an seiner Staude. Erfinderisch ist des Menschen Geist, wenn es seinen Vortheil gilt. Als aber der Araber sein Beginnen glücklich enden sah, war er nicht mit dem ihm geschenkten Segen zufrieden; er wollte seinen Gewinn mehr erhöhen, und machte zu viele Ritze in die Staude. Diese verdarb. — Geht es uns nicht oft so, wie diesem Araber, mit unsern Freuden, wenn wir sie in Fülle genießen? (Münch's Lesebuch.)

3) Endlich soll man erlaubte Freuden auch noch in guter Absicht genießen, d. h. in der Absicht, dadurch unsere Kräfte zu erholen und unsere Berufsgeschäfte desto besser verrichten und Gott wieder eifriger dienen zu können, den Worten des Apostels gemäß: „Ihr möget essen oder trinken, oder etwas Anderes thun, so thuet Alles zur Ehre Gottes!" (1. Kor. 10, 31.)

Der Evangelist mit dem zahmen Reh.

Zu dem heil. Evangelisten Johannes kam einst, als er eben ein zahmes Reh in Händen hielt und es streichelnd liebkosete, ein Jäger. Er bezeugte einige Verwunderung, daß der erhabene Mann an solcher Kurzweil sich ergötze. „Was trägst du da in deiner Hand?" fragte ihn hierauf Johannes. „Einen Bogen." „Warum ist er nicht gespannt?" „Weil die Sehne erschlaffen würde, wenn ich ihn immer gespannt hätte." — „Nun, so laß es dich," schloß Johannes, „auch nicht befremden, o Jüngling! wenn ich meinen Geist ein wenig ruhen lasse, um ihn zur Arbeit zu stärken!" (Moral in Beisp. II. S. 157.)

* Sieh das Beispiel S. 191. „Das Billardspiel."

Texte zum fünften Kirchengebote: Ueber die Erlaubtheit der Vergnügungen.

a) Aus der heil. Schrift. Gestatte dir nicht jedes Vergnügen! „Wenn du deiner Seele ihre Lüste gewährest, so macht sie dich zum Hohn deiner Feinde. Habe Acht, daß du weder bei großen noch bei kleinen Schmausereien dich ergötzest! Denn man sündiget immer dabei; du möchtest sonst Geld auf harte Zinsen borgen müssen und arm werden." (Sir. 18, 32—33.) Erlaubte Vergnügungen genieße aber auf erlaubte Weise! „Es ist eine Zeit des Weinens und eine Zeit des Lachens, — eine Zeit des Klagens und eine Zeit des Tanzens." (Pred. 3, 4.) „Wenn auch der Mensch viele Jahre durchlebt und sich freuet in ihnen allen, so gedenke er doch der trüben Zeit und der vielen Tage, die, wenn sie kommen, das Vergangene der Eitelkeit zeihen! Freue dich also, Jüngling! in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein!... Aber wisse, daß dich Gott über dieses Alles vor Gericht führen wird!" (Ebend. 11, 8—9. Vgl. 9, 7—10.) „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!" (Röm. 12, 15.) „Freuet euch allezeit

im Herrn! Abermal sage ich, freuet euch! Eure Sittsamkeit werde allen Menschen kund! Der Herr ist nahe." (Phil. 4, 4—5.)

b) Aus den heil. Vätern u. a. Freue dich stets im Herrn! „Nur jene Freude ist eine wahre Freude, die man nicht über ein Geschöpf, sondern über den Schöpfer empfindet, und die, wenn du sie einmal besitzest, dir Niemand nehmen wird. Im Vergleiche damit ist alle andere Freude Trauer, alle Wonne Schmerz, alles Süße bitter, alles Schöne häßlich, kurz Alles beschwerlich, was sonst ergötzen kann." (S. Bern. epist. 114.) Hüte dich vor unerlaubten Vergnügungen! „Denn wie der Fischer mit der Angel die Fische fängt, so der böse Feind die Menschen durch Vergnügungen." (Lohner, Biblioth. tom. 3. pag. 486.) „Wie die vergoldeten Pillen eine kostbare Speise zu sein scheinen, dann aber, wenn man sie genommen hat, im Leibe allerlei Beschwerden hervorbringen, so ist es auch mit den Freuden dieser Welt; sie gewähren eine nur scheinbare Annehmlichkeit, dagegen wahre Mühseligkeit, — ungewisses Vergnügen, dagegen gewissen Schmerz, — viel Elend, aber keine Hoffnung auf Beseligung." (S. August. epist. 36.)

Im Verlage von **G. Joseph Manz** in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Prediger und Katechet.

Eine praktische, katholische Monatschrift, besonders für Prediger und Katecheten auf dem Lande und in kleinern Städten. Unter Mitwirkung mehrerer katholischer Geistlichen herausgegeben von L. Mehler. Mit einer Zugabe: Blüthen der Vorzeit. Ir — IVr Jahrg. gr. 8. Preis eines Jahrgangs von 12 Heften (circa 80 Druckbogen) 3 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 27½ sgr.

Diese praktische, katholische Monatschrift ist, wie schon der Titel besagt, besonders für Prediger auf dem Lande und in kleinern Städten berechnet, und diesem Zwecke entspricht auch der Inhalt. „Wir werden in diesen Blättern," so heißt es in der Vorrede, „zunächst 1) einfache, wohlgeordnete, zeitgemäße Predigten für die treffenden Sonntage des ganzen Kirchenjahres, sowie sich dieselben für das Landvolk und die christlichen Zuhörer in kleinern Städten beim Pfarrgottesdienste ganz besonders eignen, liefern; stets wird in der Auswahl der Predigten auf eine leichte, natürliche und ansprechende Eintheilung, sowte auf Gedankenreichthum und einfache, klare Darstellung die möglichste Rücksicht genommen werden. 2) Für jeden Sonntag wird auch eine kürzere Predigt (Frühpredigt) oder eine ausführlichere Predigtskizze mit den nöthigen Divisionen und Subdivisionen, mit passenden Schrift- und Väterstellen, mit geeigneten Erzählungen und Gleichnissen ꝛc. beigegeben werden; 3) ein jedes Heft wird wenigstens Eine Christenlehre und zwar zunächst über das christliche Glaubensbekenntniß bringen. 4) Mit jedem Hefte erscheinen Recensionen über die neuesten Erzeugnisse der kathol. Literatur, und ein eigener halber Bogen zu den einzelnen Heften wird unter dem Titel: „Blüthen der Vorzeit" (enthaltend kurze Sentenzen und Gleichnisse aus den heil. Vätern u. a. über die verschiedenen Gegenstände der christkatholischen Dogmatik und Moral in alphabetischer Ordnung) eine für jeden Prediger und Katecheten willkommene Zugabe bilden.

☞ Der IV. Jahrg. enthält: **Kurze Sonn- und Festtagspredigten** oder Skizzen, **Gelegenheitspredigten** für alle möglichen kirchlichen und kirchlich-politischen Feste, Feierlichkeiten und Veranlassungen (als Kirchweih-, Primiz-, Aerndtefestpredigten, Anreden bei Copulationen, Installationen, Conversionen, goldnen Hochzeiten, Schulfeierlichkeiten ꝛc.), **Fastenpredigten** über die Kreuzwegstationen, von denen bereits einige im „Ambrosius, II. Jahrgang," abgedruckt, und von J. E. **Zollner** verfaßt sind. Und mit dem Advent dieses Jahrgangs beginnen **liturgische Predigten** auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

Bordoni d. G. J., J. A., Predigten. Aus dem Italienischen übers. u. neu bearbeitet von Dr. M. Sorg. Ir Jahrg. Sonntagspredigten. 1r u. 2r Thl. gr. 8. geh. à 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Ehmig, Fr., Erklärung der Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres; katechetisch bearbeitet zum Gebrauche für Katecheten in Schulen und für Prediger, sowie zur Erbauung und Belehrung für jeden katholischen Christen. 1r Bd. Vom I. Adventsonntage bis Palmsonntag incl. gr. 8. geh. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Der Hr. Verfasser hat sich bereits durch seine Katechismuskatechesen vielseitig als tüchtiger Katechet bewährt und liefert nun ein Werk, welches in dieser Weise in der katholischen Literatur fehlte. Jeder Katechet wird zugeben, daß die Erklärung der Evangelien nichts Leichtes ist, weßhalb ein Werk, wie vorstehendes, wodurch die darin liegenden Wahrheiten kennbar, praktisch und faßlich anwendbar gemacht werden, nur ein erwünschtes sein kann.

— — Katechesen in Fragen und Antworten über die fünf Hauptstücke des katholischen Katechismus. 1r Bd. 1s Hauptstück: Der christliche Glaube. gr. 8. geh. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

— — dasselbe. 2r Bd. 2s u. 3s Hauptstück: Die christliche Hoffnung und Liebe. gr. 8. geh. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

— — dasselbe. 3r Bd. 4s Hauptstück: Von den heiligen Sakramenten. gr. 8. geh. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

Der Hr. Verf. hat sich bereits auf dem Felde der Katechese rühmlichst bewährt, was die zahlreichen Abnehmer des „Prediger u. Katecheten", in welchem mehrfache Beiträge abgedruckt sind, vielseitig anerkannten. Wenn wir daher bemerken, daß ein ähnliches katholisches Werk nicht vorhanden ist, so wird in der That eine Lücke damit ausgefüllt, und wir fügen nur noch bei, daß der Verf. 25 Jahre hindurch vorliegende Katechesen praktisch gehalten hat, wodurch gewiß Zeit und Gelegenheit gegeben war, eine tüchtige Arbeit zu liefern. — Das Ganze umfaßt vier Bände, welche rasch erscheinen werden.

Gabler, J., der große Spiegel. Ein katholisches Beispiellerikon. Aus alten und neuen Quellen bearbeitet. 2 Bde. gr. 8. (73 Bog.) 4 fl. od. 2 Thlr. 12 gr.

Den Inhalt dieses Werkes bilden Erzählungen aus der Welt= und Menschengeschichte mit den betr. Bibelstellen und kurzen Lebensgeschichten der verschiedenen Verfasser, welche erfahrene Seelsorger und Sittenlehrer mit großem Nutzen für ihre Zwecke gebrauchen können. Niemand wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne von Bewunderung über die Seelenkenntniß und die Weisheit in der Seelenleitung erfüllt und ergriffen zu werden.

Liguori, des heil. Alphons M. v., praktische Unterweisungen für Beichtväter. Oder: Homo apostolicus in deutscher Uebersetzung herausgegeben von der Versammlung des allerheiligsten Erlösers. 1r Bd. 8. geh. Preis für 3 Bde. 6 fl. 24 kr. od. 3 Thlr. 20 gr.

Für die Besitzer der sämmtlichen Werke bildet obiges der III. Abtheil. Moraltheologie 16—18n Bd. und kostet für die Abnehmer der sämmtlichen Werke nur 5 fl. 36 kr. od. 3 Thlr. 8 gr.

Maßl's, Dr. Fr. X., Unterweisung in der christkatholischen Religion. Nach seinem Tode herausgeg. von einem Priester der Diöcese Regensburg. 1r Bd. Der christliche Glaube. Auch u. d. Titel: Lehre vom christlichen Glauben, oder vollständige Unterweisung in dem, was ein katholischer Christ glauben muß. 1r Bd. Erklärung des katholischen Glaubensbegriffes. Das apostolische Glaubensbekenntniß. gr. 8. geh. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 8 gr.

— — dasselbe. 2r Bd. Fortsetzung und Schluß der Lehre vom Glauben. Die christliche Hoffnung. Auch u. d. Titel: Lehre vom christlichen Glauben und der christlichen Hoffnung, oder vollständige Unterweisung in dem, was ein katholischer Christ glauben und hoffen muß. 2r Bd. Fortsetzung und Schluß der Lehre vom Glauben. Von der Hoffnung und dem Gebete. gr. 8. geh. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 8 gr.

— — dasselbe. 3r Bd. Die christliche Liebe und die Gebote. Auch u. d. Titel: Lehre von der christlichen Liebe und den Geboten, oder vollständige Unterweisung in dem, was ein katholischer Christ lieben und thun oder unterlassen muß. 3r Bd. Von der christlichen Liebe und den Geboten. gr. 8. geh. 3 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 6 gr.

Wir übergeben hiermit das Werk eines gelehrten Mannes, der demselben einen nicht unbedeutenden Theil seines Lebens gewidmet, und das herauszugeben ihn der Tod unerwartet überraschte. Es ist sein Hauptwerk, wozu er den Stoff viele Jahre mit unermüdetem Fleiße angesammelt hatte, und es wird allen Predigern und Katecheten eine willkommene Erscheinung sein!

Scaramelli d. G. J., Anleitung zur Ascese. Aus dem Italienischen. 1r Thl. gr. 8. geh. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 8 gr.

— — dasselbe. 2r Thl. gr. 8. geh. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

Vorstehendes Werk ist eine Anleitung, um Seelen auf dem gewöhnlichen Wege der Gnade zur christlichen Vollkommenheit zu führen, und es ist seiner bekannten Vortrefflichkeit wegen nicht blos einfachen Seelsorgern zu empfehlen, sondern auch jenen Priestern, welchen die Obsorge über klösterliche Institute anvertraut ist, und Predigern, denen hinreichender Stoff zu Reden und Vorträgen geboten ist, wozu sie namentlich durch das dem IV. Bande beizufügende Register auf alle Sonn= und Festtage des Jahres unterstützt werden.

Tharin, Generalvikar 2c., die Welt des Predigers. Oder: Predigtentwürfe in vergleichenden Uebersichtstafeln zum Gebrauche für Geistliche. Aus dem Französ. bearbeitet von G. H. F. de Castres. gr. 4. geh. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Der Verf. gibt in diesem Buche eine Auswahl der besten Predigten, welche unter sich in systematischem Zusammenhange stehen, und sich zu einem schönen Gesammtbilde vereinen. Alle einzelnen Abtheilungen und Unterabtheilungen werden hier dem Leser mit Einem Male klar vor Augen treten; Alles, was von den größten Rednern über die verschiedensten Materien gesagt worden ist, findet sich hier auf's Schönste dargestellt. Ein jeder Redner wird in diesem reichen Schatze unendlichen Stoff zu allen möglichen Wendungen und Darstellungen finden und dadurch im Stande sein, einen Gegenstand, den die größten Redner ihrer Zeit, ein Bossuet, Massillon, Bourdaloue und andere, in ihrer eigenthümlich großartigen Weise behandelt haben, nach seiner Weise und mit Rücksicht auf seine jeweiligen Bedürfnisse wieder neu darzustellen. An der Hand eines solchen Hilfsbuches kann jeder Prediger ohne Scheu und sicher mit dem erwünschtesten Erfolge auch über die gewichtigsten Materien ohne eine sehr zeitraubende Vorbereitung einen Vortrag halten, der auf alle Zuhörer einen nachhaltigen Eindruck machen und seinen Zweck in keiner Weise verfehlen wird.

Mehler, Ludwig

Beispiele zur gesammten christkatholischen Lehre oder: Der ganze katholische Katechismus ; erläutert durch kurze Erklärungen und anziehende Beispiele aus dem Leben, aus der heiligen Schrift und der Legende, durch Erzählungen, Parabeln und Gleichnisse, sowie durch passende Schrift- und Väterstellen nach der Ordnung des Katechismus von P. Canisius ... zu
Bd.: 2

Regensburg 1861